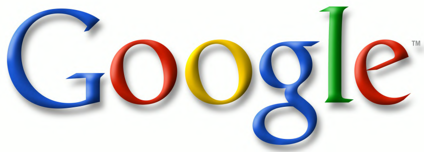



ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Germany

KRIMINAL-
PSYCHOLOGIE

VON

DR. HANS GROSS

PROF. DES STRAFRECHTS AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT PRAG.

ZWEITE AUFLAGE.



LEIPZIG

VERLAG VON F. C. W. VOGEL

1905.

Vorwort zur ersten Auflage.

Als ich vor Jahren den Plan zur Abfassung meines „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w.“ ausarbeitete, hatte ich keineswegs die Absicht, hiermit ein vollständiges und fertiges System der Kriminalistik zu bieten; ich wollte vielmehr in dem Buche nur die Materien angeben, aus welchen sich diese Disziplin zusammensetzen soll, und in grossen Umrissen den Inhalt dieser einzelnen Materien ausarbeiten.

Dabei leitete mich die Erwartung, dass die einzelnen Stoffgebiete ihre Behandlung in besonderen Werken finden werden, so dass die für uns Kriminalisten heute unentbehrliche wissenschaftliche Bearbeitung der Realien unseres Faches sich zu einer wohl begründeten Disziplin ausgestalten möchte.

Diese Hoffnung hat sich über Erwarten rasch erfüllt, da seither eine Anzahl von Werken erschienen ist, welche als Ausarbeitung einzelner, abgegrenzter Teile der Kriminalistik anzusehen sind und derselben in wertvoller Weise Förderung geboten haben.

Ein Thema hatte ich mir selbst schon in der ersten Auflage des genannten Handbuches vorbehalten, das der Kriminalpsychologie. Ich hatte nämlich hierfür schon damals Material gesammelt, sah aber, dass der Umfang desselben viel zu gross sei, um im Handbuch bloss ein Kapitel darzustellen, und so beschloss ich, im „Handbuch“ bloss das Nötigste in groben Umrissen zu bringen und die Kriminalpsychologie besonders zu bearbeiten. Gleichwohl soll sie noch immer lediglich ein Kapitel der Kriminalistik darstellen und so zum weiteren Ausbau dieser „Disziplin von den Realien des Strafrechtes“ mithelfen, deren Wichtigstes der Mensch und seine Psyche ist. — Daraus, dass schon im „Handbuch“ kriminalpsychologische Materien gebracht wurden, rechtfertigt sich der

Umstand, dass im vorliegenden Werke mein eigenes Handbuch ungebührlich oft zitiert werden musste.

Ich verstehe unter Kriminalpsychologie das, was dieses Wort selbst besagt: eine Zusammenstellung aller Lehren der Psychologie, welche der Kriminalist bei seiner Arbeit nothwendig hat. Hierbei musste nun einerseits das von den Psychologen Geschaffene verarbeitet und unter den Gesichtswinkel des Kriminalisten gerückt werden, es war aber auch andererseits das Beobachtungsmaterial, welches nur uns Kriminalisten, niemals aber dem Psychologen von Fach zur Verfügung steht, in das allgemein Festgestellte einzufügen und zu verwerten.

Der einzuschlagende Weg war von selbst gewiesen: Es mussten vorerst regelmässig die einzelnen Materien vorgenommen und erörtert werden, was über dieselben vom allgemein psychologischen Standpunkte aus als festgestellt angesehen werden darf; dann war zu untersuchen, wie sich hierzu die psychologischen Erfahrungen stellen, die wir Kriminalisten auf unserem Gebiete machen, welchen Wert die allgemeinen Feststellungen für das kriminalistische Gebiet besitzen, und welchen Nutzen wir daraus zu ziehen vermögen.

Diese Art der Arbeit ergiebt mancherlei Besonderheiten. Es kann vor allem eine Kriminalpsychologie nicht alle Kapitel umfassen, aus denen jede allgemeine Psychologie besteht, da manches derselben, so wichtig es an sich ist, wenigstens heute noch eine Nutzanwendung in der Arbeit des Kriminalisten nicht gestattet. Die Lücken dürften also nur scheinbar sein und wohl vom Standpunkte der allgemeinen Psychologie, nicht aber von dem der Kriminalpsychologie bestehen.

Das gleiche Bewandtnis hat es mit den zitierten Autoren. Man wird finden, dass bedeutende Psychologen vernachlässigt, minder hervorragende oder veraltete unverhältnismässig stark benutzt wurden. Auch hier war ein ähnlicher Standpunkt massgebend, da jene Autoren vorwiegend benutzt werden mussten, die — absichtlich oder zufällig — für uns massgebende Momente bearbeitet haben.

Bei dem Darstellungsvorgange wird endlich die allgemeine Besprechung der einzelnen Materien gegen die Anwendung in kriminalistischer Richtung oft unverhältnismässig umfangreicher erscheinen; diese Verteilung hat darin ihren Grund, dass die allgemeine Bearbeitung des fraglichen Stoffes stets so gehalten wurde, dass sie schon auf die strafrechtliche Verwendung gerichtet erscheint, und dass es dann genügte,

wenn auf die Art der Verwendung zum Schlusse jeder Untersuchung mit wenigen Worten hingewiesen wurde.

Hiermit sei aber die Arbeit des Lesers nicht beendet. So wie bei allen Materialien der Kriminalistik, so soll auch hier nur die Anregung zu weiterem Studium gegeben sein, dessen jede der einzelnen Fragen bedarf. Wie die angeführte, noch lange nicht vollzählige Literatur beweist, ist das für uns wichtige Material ein übergrosses, und vielleicht noch umfangreicher ist das lebende psychologische Material, welches uns Kriminalisten allein zur Verfügung steht. Dieses ist bis heute fast völlig unverwertet gelegen, obwohl es eine unabsehbare Menge von Belehrung und Aufklärung enthält. Dies Material muss erst gesammelt, gesichtet und verwertet werden — hierzu wollte ich die Anregung bieten und wenn diese aufgegriffen wird, so ist der Zweck des Buches erreicht.

Graz, im Herbst 1897.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das Kennzeichnende in der wissenschaftlichen Arbeit unserer Zeit liegt darin, dass man fast überall die vorhandenen Feststellungen einer gewissenhaften und vorurteilsfreien Prüfung unterzogen und hierbei festgestellt hat, ob ihre Bedeutung — nicht Richtigkeit — den Proben neuer Erwägungen stand zu halten vermag. Das Ergebnis ist in der Regel die Veranlassung zu einer Arbeit, die man Umwertung der alten Werte nennt, eine Arbeit, die ihrer Natur nach bei den Grundlagen aller Forschung anfassen muss. Dieser Prüfung hat vieles Wertvolle nicht stand gehalten, manches aber, was als wenig wichtig angesehen wurde, hat sich bei ihr als den Drehpunkt vieler Untersuchungen herausgestellt, und so hat sich die Bedeutung der Erscheinungen oft völlig geändert. Wir Kriminalisten müssten nun unsere Disziplin aus der Reihe der nach Erkenntnis des Tatsächlichen strebenden Wissenschaften ausschliessen, wollten wir meinen, dass es nicht auch bei uns notwendig wäre, die uns wichtigen Werte einer Revision zu unterziehen und nachzusehen, ob nicht auch sie einer Umwertung

bedürftig sind. Die Zahl dieser Werte ist eine unübersehbar grosse, die Arbeit ihrer Nachprüfung wurde nach einem stillschweigenden, aber zutreffenden Plane verteilt und jeder der Arbeitenden hat sein Gebiet nach Kräften bebaut. Wohin die Ergebnisse führen werden, das wissen wir noch nicht, dass sie aber nicht mehr zur Seite geschoben werden können, ist sicher, da wir nicht Begriffe konstruiert, sondern Tatsachen gesammelt haben. —

Die Aufgabe des vorliegenden Buches war dahin gestellt, die Erscheinung des Wahrnehmens zu untersuchen und festzustellen, dass das vom Richter, von den Zeugen und Sachverständigen als wahrgenommen Bezeichnete vermöge der Unzulänglichkeit unserer körperlichen und geistigen Kräfte lange nicht so viel Vertrauen beanspruchen darf, als ihm von jeher zugebilligt worden ist: die Zeugen wollen in vielen Fällen das Richtige angeben, sie können es aber nicht tun, der Richter hat die beste Absicht, Tatsächliches wahrzunehmen, er irrt sich aber vom Anfange an und die Sachverständigen ziehen oft falsche Schlüsse, weil das ihnen vorgelegte Material auf unrichtiger Wahrnehmung beruhte.

Was in diesem Buche darzulegen versucht wurde, die Einwertung des Zeugnisproblems, hat glücklicherweise das Untersuchungsmaterial einer neuen, kriminalistisch-psychologischen Schule gebildet, die mit angestrengtem Fleisse und allen Feinheiten moderner Forschung die einzelnen Probleme der Frage aufnahm, untersuchte und aus ihnen wertvolle Ergebnisse herausgearbeitet hat: wir können sagen, dass wir heute schon wissen, es sei der Wert des auf Sinneswahrnehmung beruhenden Zeugnisses um das Vielfache überschätzt worden, das Zeugnis darf lange nicht mehr so viel gelten, als es bisher gegolten hat.

Aber deshalb predigen wir nicht Nihilismus, es soll nicht dem Strafprozess aller oder wenigstens der wichtigste Boden entzogen werden. Es wird nicht behauptet, dass alles Zeugnis als wertlos beseitigt werden möge, ich bezeichne nur die mehr oder minder kritiklose Hinnahme des Zeugnisses als gefährlich und unbrauchbar. Jedes Zeugnis ist eine psychologische Erscheinung und muss als solche geprüft werden: es kann wertvoll, es kann aber auch völlig falsch sein, trotz des besten Willen dessen, der es ablegt. Die Gründe für das eine und das andere zu finden und festzustellen, ist unsere Aufgabe, wir müssen wissen, wann und unter welchen Bedingungen ein Zeugnis gut ist, in welcher Richtung es nach seinen besonderen Erscheinungen verlässlich sein kann, wie wir die Fehler eines Zeugnisses entdecken können und wie es

möglich ist, aus einer unrichtigen Angabe ein brauchbares Zeugnis zu schaffen. Hierfür in vorsichtiger und mühevoller Arbeit die Grundlagen zu schaffen, ist die Aufgabe der modernen Kriminalpsychologie: auch wir wollen alte Werte neu umwerten.

Aber das Ergebnis wird ein lückenhaftes sein: wir werden gewiss finden, wie man aus manchem Wertlosen Wertvolles machen kann, aber ein grosser Teil von Zeugnissen, die man bis jetzt als brauchbaren Weizen ansah, wird sich als auszuscheidende Spreu erweisen, wir werden weniger an Material behalten, als wir heute haben, wir werden immer mehr von der Unzulänglichkeit des von Menschen Gebotenen überzeugt sein. Diese Lücke auszufüllen, ist die Kriminalistik bestimmt, die durch die Auswertung der Realien des Strafrechts eine Menge bisher zu wenig beachteten Beweismaterials beistellt und in den Realien eine Reihe von zuverlässigen, unbestechlichen und unfehlbaren Zeugen für den Prozess zu finden bestrebt ist.

Es liegt mir daran, auch hier mein wissenschaftliches Programm zusammenzustellen:

I. Im vorliegenden Buche, „Kriminalpsychologie“, soll die Einwertung des von Zeugen, Sachverständigen, Richtern abzulegenden Zeugnisses und die Darstellung versucht werden, einerseits wie wenig diese Zeugnisse im allgemeinen Wert haben, andererseits, wie es möglich ist, den ihnen tatsächlich zukommenden Wert zu finden und denselben durch korrektes Vorgehen zu erhöhen.

II. Im „Handbuch für Untersuchungsrichter, als System der Kriminalistik“ (4. Aufl., München 1904) soll durch die Untersuchung der Realien des Strafrechts und durch die Darlegung ihres erhöhten und noch erhöhbaren Wertes ein Ersatz für wertlose Zeugnisse geboten und dem Prozesse neues, verlässliches Material untergeschoben werden.

III. Im „Raritätenbetrug“ (Berlin 1902) will an der Hand eines willkürlich gewählten Beispieles dargethan werden, wie diese Realien des Strafrechts im besonderen Falle prozessual, dogmatisch und legislatorisch verwertet werden sollen.

IV. In dem von mir herausgegebenen „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik“ (Leipzig, F. C. W. Vogel, bisher 17 Bände) soll das in I—III Versuchte fortentwickelt und zu einem lebenden Organismus ausgestaltet werden. —

Was den Inhalt der vorliegenden zweiten Auflage anlangt, so hatte ich keinen Anlass, neue Kapitel anzufügen, frühere wegzulassen; es wurde lediglich die neu erschienene Literatur vermerkt und in dem Text verarbeitet. Obwohl das Buch hierdurch eine nicht unwesentliche Vergrösserung erfahren hat, so ist es doch durch verminderte Seitenzahl vermöge kompresseren Druckes handlicher geworden. —

Prag, im Herbst 1904.

Hans Gross.

Inhalt.

Einleitung.

Von allen Kenntnissen, die dem Strafrichter ausser dem juridischen Wissen nötig sind, erscheinen die durch die Psychologie gebotenen als die wichtigsten, da sie ihn den Menschen kennen lernen sollen, der das Objekt seiner Tätigkeit bildet. Psychologische Kenntnisse stellen sich uns in verschiedener Form dar: es gibt eine angeborene Psychologie, jenen scharfen Blick, den einige Glückliche mit ins Leben bekamen, die richtig sehen, ohne die Gesetze, nach welchen sich das Geschehene entwickelt, gelernt zu haben oder sich ihrer bewusst zu werden; ein bischen angeborene Psychologie haben ja viele Menschen, aber so viel, wie wir Kriminalisten eigentlich brauchen, haben unendlich wenige.

Die wissenschaftliche Psychologie wird uns Juristen als „philosophische Propädeutik" auf dem Gymnasium geboten; wie wenig das ist, und wie wenig uns bis ins praktische Leben davon bleibt, das wissen wir alle; wie viele Kriminalisten dann noch ernste, psychologische Studien treiben, dass wollen wir nicht nachzählen.

Eine besondere Art der Psychologie, die scheinbar für uns geschaffen wurde, ist die gerichtliche Psychologie; ihre Entwicklung in Deutschland gibt uns v. Volkmar[1]). Die gerichtliche Psychologie entstand zunächst als Krimnalpsychologie vom medizinischen Standpunkt aus insbesondere durch Metzger[2]) und Platner[3]), dessen von Choulant gesammelte *Quaestiones medicinae forensis*, Lips. 1824 heute noch immer von Wert sind. Die „Kriminalpsychologie" wurde dann

1) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, Lehrbuch der Psychologie (2 Bände). Cöthen 1875.

2) Johann Metzger in vielen seiner Arbeiten, namentlich „Gerichtlich-medizinische Abhandlungen". Königsberg 1803.

3) Ernst Platner, „*Quaestiones medicinae forensis*", deutsch v. Hederich. Leipzig 1820.

ausgebildet durch Hoffbauer[1]), Grohmann[2]), Heinroth[3]), Schaumann[4]), Münch[5]), Eckartshausen[6]) u. a. und zu Kants Zeiten konnte die gerichtliche Psychologie noch ein Streitobjekt der Fakultäten bilden, wobei Kant die philosophische, Metzger, Hoffbauer, Fries[7]) die medizinische Fakultät vertraten. Später ist die gerichtliche Psychologie so ziemlich in Psychiatrie aufgegangen und damit vollkommen unter die medizinischen Disziplinen getreten, obwohl noch später Regnault[8]) versuchte, sie wieder der Philosophie zu retten, was ja im bekannten Lehrbuche Friedreichs[9]) auch zum Ausdruck kommt. (Vergleiche dazu das Lehrbuch v. Wilbrand[10])). Heute ist die Kriminalpsychologie, wie sie namentlich von Kraus[11]), dann Krafft-Ebing[12]), Maudsley[13]), Holtzendorff[14]), endlich von Lombroso[15]) und Konsorten vertreten wird, ein Zweig der Kriminalanthropologie geworden, sie gilt als die Lehre von den Verbrechensmotiven oder (nach Liszt) als die Forschung nach der physiologisch begründeten Psyche des Verbrechers und wurde hiedurch nur zu einem Teile dessen, was ihr Name besagt[16]). Wie sehr die Kriminalpsychologie lediglich ein Teil der Kriminalanthropologie geworden ist, beweisen

---

1) Johann Christof Hoffbauer, „Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege". Halle 1823.

2) Georg August Grohmann, „deen zu einer physiognomischen Anthropologie". Leipzig 1791.

3) Johann Heinroth, „Grundzüge der Kriminalpsychologie". Berlin 1833.

4) Schaumann, „Ideen zu einer Kriminalpsychologie". Halle 1792.

5) Münch, „Über den Einfluss der Kriminalpsychologie auf ein System des Kriminal-Rechts". Nürnberg 1790.

6) Eckartshausen, „Über die Notwendigkeit psychologischer Kenntnisse bei Beurteilung von Verbrechen". München 1791.

7) Jakob Fries, „Handbuch der psychologischen Anthropologie". Jena 1820.

8) E. Regnault, „Das gerichtliche Urteil der Ärzte über psychologische Zustände". Cöln 1830.

9) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie". Regensburg 1832.

10) Wilbrand, „Gerichtliche Psychologie". 1858.

11) Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens". Tübingen 1884.

12) v. Krafft-Ebing, „Die zweifelhaften Geisteszustände". Erlangen 1873, und „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie". Stuttgart 1892.

13) Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele", deutsch v. Böhm. Würzburg 1870.

14) v. Holtzendorff namentlich im „Rechtslexikon".

15) Lombroso, „L'Uomo delinquente" u. s. w. (Deutsch von Fränkel.)

16) Aschaffenburg, Literaturbericht über Kriminalpsychologie und gerichtl. Psychiatrie. Zeitschrift f. d. ges. Strafrechtswissenschaften, namentlich XX. 201.

namentlich die Arbeiten von Näcke[1]), Kurella[2]), Bleuler[3]), Dallemagne[4]), Marro[5]), Ellis[6]), Baer[7]), Koch[8]), Maschka[9]), Thomson[10]), Ferri[11]), Bonfigli,[12]) Corre[13]) etc.

Nach dem Wortlaute wäre Kriminalpsychologie jene Psychologie, die bei der Behandlung der Verbrechen in Anwendung kommt, nicht bloss die Psychopathologie des Verbrechers, die Naturgeschichte der Verbrecherseele; das ist aber noch nicht alle Psychologie, die der Kriminalist braucht. Das Verbrechen existiert freilich objektiv, und Kain hätte an Abel rite den Brudermord begangen, wenn auch Adam und Eva damals schon gestorben wären, aber für uns existiert jedes Verbrechen doch nur so, wie wir es wahrnehmen, so, wie es uns nach allen Mitteln, die uns die Strafprozessordnung gestattet, zur Kenntnis kommt. Alle diese Mittel beruhen aber auf sinnlicher Wahrnehmung, auf der Wahrnehmung durch den Richter und seine Hilfsorgane, durch Zeugen, Beschuldigte und Sachverständige; diese Wahrnehmungen müssen psychisch verwertet werden, und um die Regeln zu kennen, nach welchen diese Verwertung geschieht, bedarf es wieder einer besonderen Abteilung der allgemeinen Psychologie, also einer pragmatischen, angewandten Psychologie die sich mit allen seelischen Momenten befasst, die bei der Feststellung und Beurteilung von Verbrechen in Frage kommen können. Dies zu geben, soll im vorliegenden Buche versucht werden. „Wären wir Götter", sagt Plato im Symposion, „wären wir Götter, so gäbe es keine Philosophie" — und wären

---

1) Dr. P. Näcke, „Über Kriminalpsychologie". Zeitschrift für die gesamte Strafrechts-Wissenschaft. Band XVII; „Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe". Wien, Leipzig 1894; „Considérations générales" u. s. w.; 4. Congr. d'anthropol. crimin. Genève 1896; „Moral insanity". Ärztliche Sachverständigen-Zeitung 1895, dann Neurologisches Zentralblatt 1896, Nr. 11 und 16.

2) Kurella, „Naturgeschichte des Verbrechers". Stuttgart 1893.

3) Bleuler, „Der geborene Verbrecher". München 1896.

4) Dallemagne, „Kriminalanthropologie". Paris 1896.

5) Marro, „I caratteri dei delinquenti". Turin 1887.
Derselbe „I carcerati". Turin 1885.

6) Ellis H., „The criminal". London 1890.

7) A. Baer, „Der Verbrecher". Leipzig 1893.

8) Koch, „Die Frage nach dem geborenen Verbrecher". Ravensberg 1894,

9) Maschka, „Handbuch der gerichtlichen Medizin". Tübingen 1883. (IV. Band: Die gerichtliche Psychopathologie.)

10) Psychologie der Verbrecher.

11) Ferri, „Gerichtl. Psychologie". Mailand 1893.

12) Bonfigli, „Die Naturgeschichte des Verbrechers". Mailand 1892.

13) Corre, „Die Verbrecher". Paris 1889.

unsere Sinne besser und unser Verstand schärfer, so brauchten wir keine Psychologie. So aber müssen wir uns schwere Mühe geben, um sicherzustellen, wie wir sehen und denken, wir müssen es in feste Regeln bringen und ein System daraus machen, sonst sind wir der Spielball der Sinne, der Missverständnisse und Zufälligkeiten. Wir müssen es wissen, wie wir und die Zeugen und die Sachverständigen und die Beschuldigten selbst beobachten und wahrnehmen, wir müssen wissen, wie sie denken, reimen und beweisen, wir müssen in Rechnung bringen, wie verschieden die Menschen auffassen und wahrnehmen, welche Irrtümer und Täuschungen unterlaufen können, wie sich die Leute erinnern und im Gedächtnis behalten, wie verschieden alles zugeht nach Alter, Geschlecht, Natur und Kultur, wir müssen es uns auch klar machen, welche Reihe von Einflüssen sich geltend machen kann, um alles wieder zu ändern, was unter gewöhnlichen Verhältnissen anders gewesen wäre. Freilich wird hier vor allem der Zeuge und der Richter selbst die grösste Rolle spielen, weil wir ja in erster Linie die Schaffung des Materiales für unsere Konstruktionen im Auge haben wollen, aber auch die Psychologie des Verbrechers wird dort Beachtung finden müssen, wo es sich nicht um seine sogenannten Psychosen, sondern um Sicherung des Beweismateriales handelt.

In der Form des Vorganges wollen wir uns an die Methode halten, die jeder psychologischen Forschung zugrunde liegt und die drei Momente enthalten muss[1]):

1. die Schaffung einer Übersicht der Erscheinungen des Seelenlebens,
2. Einsicht in die Kausalitätsverhältnisse,
3. Feststellung der Gesetze, nach welchen die Seelenkräfte wirken.

Die Materie soll geschaffen werden einerseits durch das von der psychologischen Wissenschaft bereits Gebotene, welches aber durchaus erst in den Gesichtswinkel des Strafrichters gerückt und für ihn verwertet werden muss, und andererseits durch jene Beobachtungen, die nie dem Psychologen, sondern nur dem Kriminalisten bei seiner Arbeit vorkommen können, und die wieder unter die von den Psychologen geschaffenen Gesetze eingefügt werden sollen.

Wir wollen uns weder dem Empirismus oder Rationalismus,

---

1) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie". Berlin 1855.

weder dem Pietismus, Scepticismus oder Kriticismus hingeben, sondern die einzelnen Erscheinungen, wie sie sich dem Kriminalisten bieten können, vornehmen, sie untersuchen und feststellen, welchen Wert das Gefundene für ihn haben kann, welche Vorteile ihm im Interesse der Schaffung des Wahren zugebote stehen können und wo die Gefahren zu finden sind, die ihm drohen — und ebenso wie wir wissen, dass das Verständnis für die Grundbegriffe der exakten Wissenschaften aus ihren Lehrbegriffen selbst nicht zu entnehmen ist[1]), ebenso muss es uns klar werden, dass die Wahrheit des von uns Kriminalisten zu Schaffenden nicht aus der formellen Richtigkeit des uns Gebotenen gebildet werden kann — wir haben die Verpflichtung, daraus auch materiell Richtiges zu machen. Dies können wir aber nur, wenn wir die Regeln der psychologischen Wissenschaft kennen und wenn wir sie für unsere Bedürfnisse anzuwenden wissen. Auch für unsere Fragen ist der oft zitierte Satz Bailleys[2]): „Das Studium der Physiologie ist für den Psychologen ebenso entbehrlich, wie das der Akustik für den Kompositeur" — nicht mehr richtig, wir sind nicht Dichter, sondern Forscher, wir müssen uns auf vollkommen moderne psycho-physische Grundlage stellen, dann werden wir auch richtig verwerten können. Wer vermeint, im richtigen Augenblick das Richtige von selbst finden zu können, der handelt so wie jener, der erklärte, nicht zu wissen, ob er die Geige spielen könne, denn er habe es noch nie versucht; wir müssen die Erfahrungen sammeln, so lange wir sie nicht brauchen; brauchen wir sie, dann ist das Studium verspätet. —

Als Grundsatz soll uns dienen, dass wir als Kriminalisten von unserer Hauptquelle, den Zeugen, viel mehr Erschlossenes, als Beobachtetes geboten erhalten, und dass dies den Grund so vieler Irrtümer unserer Arbeit bildet. Immer und immer wird uns gelehrt, in der Zeugenaussage, im Befunde dürfen nur Tatsachen, also einfach sinnlich Wahrgenommenes enthalten sein, alles Schliessen sei Sache des Richters — wir halten uns aber nur scheinbar an diese Regel, tatsächlich ist das Meiste, was wir als Tatsache, als sinnliche Wahrnehmung verzeichnen, nichts als ein mehr oder weniger berechtigter Schluss, der, auch im besten Glauben gezogen, uns keine Wahrheit bietet:

Amicus Plato, sed magis amica Veritas. —

---

1) Paul du Bois-Reymond, „Über die Grundlagen der Erkenntnis in den exakten Wissenschaften". Tübingen 1890.

2) Samuel Bailley, „Letters on the phil. of hum. Mind" 1855—68.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein eingehendes, auf Anwendung für unser Fach gerichtetes Studium der Psychologie eine Mehrforderung, und zwar eine nicht unbedeutende für den Juristen ist — sie muss aber geleistet werden. Der geistvolle Abbé de Baëts hat auf dem Kriminalanthropologentage in Brüssel wieder gesagt, der moderne Zug der Strafrechtswissenschaft verlangt Beobachtung der Tatsachen des Lebens, und darin liegt allerdings das Alpha und Omega unserer Arbeit; wir haben es nur mit den Vorgängen der Sinnenwelt zu tun[1]), und das Gesetz, welches diese Vorgänge bestimmt und nach welchem sich dieselben vollziehen, ist das der Kausalität; nirgends fragen wir aber öfter um die Kausalität, als im Tun der Menschen, Aufschluss gibt uns nur die Psychologie, und ihre Gesetze kennen zu lernen, ist lediglich Pflicht der Gewissenhaftigkeit, die unter allen staatserhaltenden Kräften die erste Stelle einnimmt. Freilich ist in dieser Richtung viel gesündigt und viel vernachlässigt worden, und wenn wir auch bittere Worte darüber hören mussten, so bezogen sich diese immer darauf, dass wir eigensinnig darauf beharrten, lediglich unsere zwölf Tafeln und deren Auslegungen zu studieren, ängstlich jeder fremden Disziplin, die uns zu Hilfe kommen wollte und Leben in unser Fach gebracht hätte, den Zugang verweigernd. Gneist[2]) war es, der uns grollend zurief: „Das heutige niedrige Niveau der juristischen Bildung erklärt sich, wie so vieles, aus der historischen Kontinuität, die in allen Einrichtungen der Justiz die hervorragende Rolle spielt.“ Nicht so deutlich von „historischer Kontinuität“ spricht Menger[3]), aber hart genug bezeichnet er die Rechtswissenschaft als die zurückgebliebenste aller Disziplinen, die von den Zeitströmungen am spätesten erfasst wird. Dass diese Vorwürfe berechtigt sind, muss uns allein klar werden, wenn wir erwägen, was Stölzel[4]), der geniale Schöpfer modernen zivilistischen Unterrichts, verlangt: „Es muss erkannt werden, dass die Jurisprudenz in Wahrheit nichts anderes ist, als der Niederschlag des gesunden Menschenverstandes in Dingen des Rechts“ — was aber der gesunde Menschenverstand verlangt, das erfahren wir aus unseren

1) Janka, „Zur Kausalitätsfrage“. Zeitschrift für die gesammte Strafrechts-Wissenschaft. IX, 499.

2) Dr. Rudolf Gneist, „Aphorismen zur Reform des Rechtsstudiums“. Berlin 1887.

3) A. Menger, „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“. Archiv für soziale Gesetzgebung v. Braun II.

4) Ad. Stölzel, „Schulung für die zivilistische Praxis“. 2. Aufl. Berlin 1896.

Paragraphen allein nicht mehr. Wie beschämend ist es für uns, wenn Goldschmidt[1]) offen erzählt, ein hochberühmter Lehrer der Naturwissenschaften habe zu einem Studenten im Laboratorium gesagt: „Was wollen Sie hier? Sie wissen nichts, können nichts, arbeiten nichts — werden sie Jurist!"

Sagen wir es uns einmal ehrlich, warum wir diese beschämenden Vorwürfe bekommen, gestehen wir es uns, dass wir die Jurisprudenz nicht als Wissenschaft gelernt und behandelt haben, wir haben sie nie als Erfahrungswissenschaft angesehen, der Apriorismus der klassischen Schule hat dies von uns fern gehalten, und wo das Forschen, das Streben nach Erkenntnis des Wahren fehlt, da fehlt auch alles wissenschaftliche Moment. Wir brauchen als wissenschaftliche Legitimation vor allem das Hereinziehen forschender Disziplinen, die unmittelbare Verbindung mit unserer Arbeit haben, dadurch erreichen wir auch jene geistige Selbständigkeit mittelst geistiger Freiheit, die Goldschmidt als den Beruf der deutschen Hochschule bezeichnet, die aber auch das Ziel unserer Tätigkeit ist. Und die Arbeit ist nicht zu gross — „Das Leben ist Bewegung", rief uns Alois von Brinz in seiner herrlichen Rektoratsrede von 1876[2]) zu, „nicht der Begriff ist es, sondern das Begreifen, das uns Genugtuung bringt." —

Mit Freude und Genugtuung kann konstatiert werden, dass seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches und anschliessend an dasselbe eine reiche Menge fröhlicher Arbeit lebendig wurde, die wertvolles Material geschaffen hat. Über die Aussage der Zeugen, ihre Natur und ihren Wert, über das Gedächtnis und die Art der Wiedergabe ist eine stattliche Literatur entstanden, überall regen sich fleissige Hände, Psychologen, Ärzte und Juristen teilen sich in die Arbeit, und wenn sie nicht erlahmen, so können wir einen Teil der entsetzlichen Sünden gutmachen, die unsere Vorfahren durch träges, kenntnisloses und verderbenbringendes Verwenden des kritiklos gesammelten Materiales begangen haben. —

1) Dr. S. Goldschmidt, „Rechtsstudium und Prüfungsordnung". Stuttgart 1887.

2) Dr. A. v. Brinz, „Über Universalität". Rektoratsrede 1876.

I. Subjektiv.

Die psychische Tätigkeit des Richters.

A. Aufnehmende Momente.

I. Methode.

a) Allgemeines.

Im „Meno" befasst sich Sokrates mit der Lehrbarkeit der Tugend, und lässt er, um ein absolut gewisses und apriorisches Wissen als möglich nachzuweisen, den Meno einen Sklaven herbeirufen; dieser soll die Grösse der Seite eines Quadrates bestimmen, dessen Inhalt doppelt so gross ist, wie der eines Quadrates, dessen Seite 2 Fuss misst. Der Sklave soll also nichts von der Sache vorher wissen, auch soll ihm nichts von Sokrates direkt in den Mund gelegt werden. Er soll vielmehr selbst finden. Er gibt in der Tat auch eine unrichtige Antwort, er meint, die Seite des doppelten Quadrates messe 4 Fuss, mit dem Inhalt verdopple sich auch die Grösse der Seite. Triumphierend weist Sokrates den Meno darauf hin, dass der Sklave also tatsächlich die in Betracht kommende Wahrheit noch nicht kenne, wohl aber glaube dieselbe zu kennen; und nun bringt Sokrates den Sklaven nach und nach in seiner Weise durch Fragen auf das Richtige. Diesen höchst bezeichnenden Vorgang des Weisen zitiert Guggenheim[1]), um uns das Wesen des apriorischen Wissens klar zu machen, und wenn wir uns zurecht legen, wie wir es mit einem Zeugen, der uns den Sachverhalt mitteilen soll, zu machen haben, so haben wir im Vorgange des Sokrates das einfachste Vorbild für unsere Arbeit. Wir dürfen nie vergessen, dass die Mehrzahl der Menschen, wenn sie von etwas sprechen, immer glauben, das Richtige zu kennen und zu sagen, und selbst, wenn sie einschränkend

1) M. Guggenheim, „Die Lehre vom apriorischen Wissen". Berlin 1885.

sagen: „Ich glaube, Es scheint mir“, so steckt hinter dieser Verklausulierung immer mehr, als zum Ausdruck gebracht wird. Sagt einer: „Ich glaube, dass“, so liegt die Sache zumeist so, dass er sich für alle Fälle, wenn er etwa durch besser Unterrichtete überwiesen wird, sichern wollte, aber so ganz gezweifelt hat er nicht, wie es den Anschein hat. Handelt es sich um die Mitteilung einer nackten Tatsache („Es hat geregnet“, „Es war 9 Uhr“, „Sein Bart war schwarz“), so tritt das Gesagte in der Regel nicht so kräftig hervor, denn es ist nichts Grosses darum, wenn die angeführte Tatsache sich anders verhalten hat; hat es nicht geregnet, war es 8 Uhr, war der Bart braun, so liegt ja — für den Aussagenden — nicht viel daran, und wenn er diese Tatsachen mit der Einleitung „Ich glaube“ mitgeteilt hat, so war er in der Tat nicht sicher. Wichtig wird die Sache erst, wenn es sich um halbwegs zusammengesetzte Beobachtungen, um Schlüsse und Urteile handelt; da kommt noch etwas, die Eitelkeit, mit ins Spiel, das, was er behauptet, ist ihm ziemlich sicher, weil er selbst es behauptet, und alles „Ich glaube“, „Vielleicht“, „Es schien“ ist bloss eine Sicherung auf alle Fälle.

Meistens wird aber ohne diese Reservation gesprochen, mit voller Sicherheit, wenn die Sache auch lange nicht gewiss ist, und wie dies im gewöhnlichen Leben der Fall ist, so kommt es bei unseren Zeugen noch viel kräftiger und, was wichtiger ist, auch in einschneidenden Fragen zur Geltung; wer in diesen Dingen Erfahrung hat und aufmerkt, der kommt zur zweifellosen Überzeugung: Die Leute wissen nicht, was sie wissen. Mit der grössten Sicherheit wird eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, und wenn man eine nach der anderen einer näheren Untersuchung unterzieht, wenn man um Begründung und Herkommen des Wissens fragt, so wird der geringste Teil aufrecht erhalten werden. Freilich darf man da nicht zu weit gehen. Schon im gewöhnlichen Leben geschieht es oft, dass man jemanden in seinem Wissen durch blosses energisches Auftreten und recht eindringliches Fragen wankend machen kann, wenn er auch vollkommen sicher ist. Besonders bei gewissenhaften und recht lebhaften Leuten geschieht dies leicht: sie erzählen etwas — man beginnt zu fragen, ob es wohl sicher so war, ob jegliche Täuschung ausgeschlossen sei, die Beobachtung sei sehr wichtig u. s. w.; der andere wird wankend, er erinnert sich, dass er infolge eines lebhaften Wesens schon öfter Dinge anders beobachtet zu haben glaubte, als sie wirklich waren, und schliesslich gibt er zu, dass sich die Sache wahrscheinlich anders verhalten mag. Noch viel häufiger kommt dies bei Gericht vor; der Umstand, dass man sich hier be-

findet, wirkt schon einmal auf die meisten Leute aufregend; das Bewusstsein, dass die Aussage von grosser Bedeutung ist oder sein kann, vermehrt diese Wirkung und das autoritative Wesen der Amtsperson veranlasst sehr viele Menschen, ihre Meinung der seinigen zu unterordnen. Was Wunder, wenn dann einer noch so sehr von der Richtigkeit seiner abzulegenden Aussage überzeugt war und doch dem zweifelnden Richter gegenüber nichts mehr mit Bestimmtheit zu wissen vermeint.

Hier das Richtige zu treffen: die gebotene Aussage nicht blindlings und kritiklos hinnehmen und wieder den Zeugen, der ohnehin die Wahrheit sagt, nicht irre und wankend machen, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Kriminalisten. Aber noch schwieriger ist es, den Zeugen, der nicht absichtlich lügt, sondern nur unrichtig aufgefasst oder falsch geschlossen hat, auf das Wahre zu bringen, wie es im „Meno“ mit dem Sklaven gemacht wurde. Es ist ebenso modern wie bequem, zu behaupten, das gehe den Strafrichter nichts an — der Zeuge behauptet so, und das wird hingenommen, zu schliessen hat der Richter. Vor allem wird doch angenommen, dass das Gericht verpflichtet sei, materielle Wahrheit zu schaffen, die formelle genügt nicht; weiters aber, wenn wir z. B. falsche Beobachtung wahrnehmen und es dabei belassen, so bekommen wir unter Umständen einen wichtigen Belastungs- und Entlastungszeugen weniger, es kann die ganze Sachlage verdreht werden, und zum mindesten ist ein Fortbauen in der Beweisführung ausgeschlossen. Wir werden also allerdings nach Sokrates' Lehre vorgehen, aber, da wir es nicht mit mathematischen Dingen zu tun haben und daher im Punkte des Beweises viel schwieriger gestellt sind, so werden wir auch viel vorsichtiger und weniger bestimmt vorgehen, als wenn es sich um die Grössenbestimmung eines Quadrates handelt; einerseits wissen wir in den seltensten Fällen, ob wir uns nicht selbst irren, so dass wir nicht so ohne weiteres den anderen auf unsere Seite ziehen dürfen, und andererseits müssen wir uns hüten den Zeugen von seiner vielleicht guten Meinung abzubringen. Wir wollen nicht allzuviel von Suggestion reden, denn wenn ich glaube, der andere wird das Ding doch besser wissen als ich, und mich seiner Meinung unterordne, so ist das noch keine Suggestion, und gerade diese Form des Änderns seiner Meinung und des „Sichüberzeugenlassens“ ist ja bei uns die häufigste. Wer das kann: die sichtlich falsche Auffassung des Zeugen korrigieren und ihn darauf bringen, dass er den Fehler selbst findet und dann das Richtige sagt — wer das kann und doch nicht zu weit geht und nichts hinein interpretiert, was wirklich nicht hineingehört, der ist der Meister unter uns.

b) Die naturwissenschaftliche Methode.[1]

Fragen wir nun, wie wir unsere Arbeit formen sollen, nach welcher Methode wir vorzugehen haben, so werden wir sagen, es genügt nicht, wenn wir das Fortschreiten unserer Disziplin, ihren Aufbau und ihre Fundierung wissenschaftlich, als Forschung, als Streben nach der Erkenntnis des Wahren gestalten, auch die Tagesarbeit, die Tätigkeit selbst muss wissenschaftliche Formen erhalten; dieselbe Forderung, die wir an die juridische Disziplin im allgemeinen stellen, die muss auch herantreten an jedes Urteil, jede Untersuchung, jede Vernehmung, jede einzelne Amtshandlung, dann heben wir uns von der handwerksmässigen Werktagsarbeit mit ihrer sinnverzehrenden Öde, ihrer aufreibenden Gleichförmigkeit und ihrer furchtbaren Gefahr für Recht und Gerechtigkeit. Als man bloss an den Worten klaubte und mit unendlicher Mühe an längst dem Leben erstorbenen Gesetzesstellen auslegte und, Gott sei's geklagt, unterlegte, da quälte man sich in der Verzweiflung, von niemanden mehr für wissenschaftlich gehalten zu werden, damit ab, die Wissenschaft im Deduzieren aus längst vergangenen Normen und im Erklären des Textes seine Legitimation zu finden: sie vergassen, dass das eine: Historie, das andere: Logik sei, der Jurisprudenz blieb nichts als der leere Schall, und ein Mann wie Ihering[2]) sprach von einem „Circus für dialektisch-akrobatische Kunststücke"!

Und die Wissenschaftlichkeit liegt vor uns, wir haben nur nach der Methode zu greifen, die uns seit fast einem Jahrhundert als die helfende gezeigt wird. Seitdem Warnkönig 1819[3]) uns zurief: „Die Jurisprudenz muss eine Naturwissenschaft werden", wurde dieser Gedanke unzählige Male variirt (vgl. Spitzer[4])), und wenn er auch in mancher Richtung, falsch verstanden, auf Irrwege führte, so scheint es doch, als ob man daran käme, wirklichen naturwissenschaftlichen Zug in die Disziplin und ihre Anwendung zu bringen. Wir wissen sehr gut, dass wir uns keiner Übereilung hingeben dürfen; überall, wo man lange mit dem Richtigen säumte und dann plötzlich nachholen wollte, überall da ging man in der Hast zu weit

---

1) Vergl. „Naturwissenschaftl. Förderung und Kriminalistik" in H. Gross' Archiv VI, 328 und H. Gross, ibidem VIII, 84.

2) Rudolf von Ihering, „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz". Lpzg. 1885.

3) Warnkönig, „Versuch einer Begründung des Rechtes". Bonn 1819.

4) Hugo Spitzer, „Über das Verhältnis der Philosophie zu den organischen Naturwissenschaften". Ein Vortrag. Leipzig 1883.

und so, wie wir dies in Lagen des Lebens wahrnehmen können, so sahen wir es gut genug in der jüngsten Vergangenheit an den übereilten Schlüssen der Lombrososchule: ganz gute, aber ungenügende Beobachtungen und unberechtigte, überstürzte Folgerungen. Das soll nicht den Gedanken der naturwissenschaftlichen Methode geben[1]; wir wollen Beobachtungen sammeln und lernen — die Schlüsse zu ziehen, lassen wir Glücklicheren, die nach uns kommen. Was aber unsere Tagesarbeit anlangt, so können wir denselben Weg einschlagen, wir wollen nur einzelne Schlüsse ziehen auf Grund von sicheren einfachen Beobachtungen: „Aus Tatsachen zu Gedanken," sagte uns Öttingen[2], „die Welt hat manche tausend Jahre die Materie von vorgefassten Standpunkten bewältigen wollen, und es ist ihr nicht gelungen — jetzt versucht sie es umgekehrt." „Aus Tatsachen zu Gedanken", das sei unser Weg, ohne vorgefasste Meinung, ohne von vorneherein kühn gebaute Maximen wollen wir nun einmal die Tatsachen des Lebens anschauen, sie feststellen, sie abledigen von allem nicht dazu Gehörigen, und erst dann, wenn wir nichts zu Bezweifelndes mehr daran finden, wollen wir uns Gedanken darüber machen und da noch vorsichtig und bescheiden schliessen.

„Jede gründliche Untersuchung muss erst das Wesen des Gegenstandes formulieren", heisst es in einem Buche[3], das „Über die Dummheit" handelt und eines des klügsten ist, das je geschrieben wurde, und dieser so selbstverständliche Satz ist eigentlich das Um und Auf jeder juristischen Arbeit, namentlich aber jeder Vernehmung in Strafsachen. Man kann tausende und tausende von gerichtlichen Vernehmungsprotokollen durchlesen und macht immer wieder die ermüdende, Widerwillen erzeugende Beobachtung: die Zwei, der Zeuge und der vernehmende Richter, haben das Wesen des Gegenstandes nicht formuliert, sie sind sich nicht klar geworden, was sie von einander wollten; der eine sprach von diesem, und der andere dachte an jenes; was das Wesen der Sache sei, die festgestellt werden sollte, das wusste der eine nicht, und der andere sagte es ihm nicht — schuld an der mangelnden Formulierung ist aber nicht der Zeuge, das war Sache des anderen. —

Ist das Wesen des Gegenstandes formuliert, dann beginnt das eigentliche moderne, naturwissenschaftliche Verfahren. Am klarsten

1) Wie weit wir naturhistorisch vorzugehen haben s. namentlich H. Gross in H. Gross' Archiv VIII, 89.

2) A. v. Öttingen, „Moralstatistik". Erlangen 1882.

3) Erdmann, „Über die Dummheit". 1886.

hat es, nach meiner Meinung, für unsere Zwecke Ebbinghaus[1]) bezeichnet; es besteht darin, dass man den Komplex von Bedingungen, die sich für das Zustandekommen eines gewissen Effektes als maßgebend erwiesen haben, konstant zu erhalten sucht, dass man eine dieser Bedingungen variiert, isoliert von den übrigen und in numerisch fixierbarer Weise, und dass man auf der Seite des Effektes in einer Messung oder Zählung die begleitende Veränderung konstatiert.

Dass dies die einzig richtige Methode ist, um erst einmal die für unsere Wissenschaft nötigen Feststellungen zu machen, ist hier nicht zu erörtern, wir wollen nur prüfen, ob diese Methode für unsere praktische Arbeit, also für die Durchführung eines Strafprozesses verwendbar ist, und ob sie nicht gerade die einzige ist, durch die wir zu vollständigen und zweifellosen Ergebnissen gelangen. Ist sie das, so muss sie sich bewähren, sowohl beim Prozess im ganzen, also bei der Prüfung des gesamten Beweismateriales, als auch bei der Prüfung jedes einzelnen Teiles derselben, wieder in seine einzelnen Komponenten zerlegt.

Nehmen wir zuerst den ganzen Prozess.

Effekt wäre hier der Schuldbeweis gegen den A, der Komplex von Bedingungen für sein Zustandekommen ist der gesamte Beweisapparat und die einzelnen Bedingungen werden durch die einzelnen Beweismittel (Zeugenaussagen, Lokalaugenschein, Obduktionsprotokoll u. s. w.) dargestellt.

Das „Konstant-Erhalten" besteht nun in dem Vergleichen des heutigen Falles dahin, dass festgestellt wird: es sei immer, wenn die gleichen Bedingungen gegeben waren, also der gleiche Beweisapparat vorlag, der Schuldbeweis erbracht gewesen; nun hat man nur noch die einzelnen Bedingungen, also die einzelnen Beweismittel zu isolieren, ihren Wert zu bestimmen und zu variieren, worauf dann die begleitende Veränderung am Effekt (also Überzeugung vom Schuldbeweis) zu prüfen ist. Das Übrige erklärt sich von selbst, nur der letzte Vorgang ist zu besprechen. Das Isolieren ist bei unserer Arbeit verhältnismässig leicht, da ja eine einzelne Aussage, ein Geständnis, eine Augenscheinsaufnahme u. s. w. ohne Schwierigkeit herausgenommen werden kann. Schwieriger ist ihre Wertbestimmung; wenn wir uns aber klar machen, dass es nicht nötig ist, jedes einzelne Beweismittel gerade in Werteinheiten auszudrücken, und dass es sich nur um vergleichende Wertbestimmung

---

1) Hermann Ebbinghaus, „Über das Gedächtnis". Leipzig 1885.

handelt, so muss die Möglichkeit einer solchen wenigstens in annähernd sicherem Maße zugegeben werden. Die Wertbestimmung muss aber in zweifacher Richtung geschehen: auf ihre Verlässlichkeit (subjektiv und relativ) und auf ihre Bedeutung (objektiv und absolut). Es muss also auf der einen Seite geprüft werden, welchen Wert das Beweismittel an sich hat, wie das bietende Subjekt einzuschätzen ist und unter welchen Bedingungen es Wert hat, auf der anderen Seite, was das als verlässlich genommene Beweismittel für einen Einfluss auf den Effekt, am Objekt an und für sich genommen, ausüben kann. Also, wenn es sich um eine Zeugenaussage handelt, muss erhoben werden, ob der Zeuge die Wahrheit sagen konnte und wollte, und weiters, welche Wichtigkeit die Aussage hat, welche Änderung in der Auffassung der Sachlage sie bewirken kann.

Das Wichtigste und Schwierigste ist das Variieren der Bedingungen und das Konstatieren der hierdurch am Effekt erzeugten Veränderungen, d. h. die kritische Verwertung des Materials. Auf den Fall angewendet, gestaltet sich diese Arbeit also so: Ich nehme jedes Beweisstück einzeln und abgeledigt von den anderen vor und variiere es so oft, als es die objektive Möglichkeit zulässt, also ich nehme bei jeder Zeugenaussage an, sie kann erlogen sein, ganz oder teilweise, es kann falsche Beobachtung, ein falscher Schluss u. s. w. vorliegen — und frage mich dann: Bleibt der Schuldbeweis, die Auffassung einer besonderen Sachlage etc. auch dann noch aufrecht? Und wenn nein, bleibt dies vielleicht unter anderen dazu tretenden Bedingungen noch aufrecht? Habe ich diese Bedingungen? Ist dann auch noch der Grad der Wahrscheinlichkeit dahin geprüft, ob diese Variationen eintreten können, und bleibt der Schuldbeweis etc. noch immer aufrecht, dann, aber erst dann ist er erbracht.

Derselbe Vorgang, der hier für den Gang einer ganzen Untersuchung gefordert wurde, ist aber auch wieder im kleinen bei der Schaffung des einzelnen Beweismittels einzuhalten. Konstruieren wir wieder. Der „Effekt" ist hier die Feststellung der objektiven Richtigkeit des (durch die Zeugenaussage, Augenschein u. s. w.) zu erlangenden Momentes; der „Komplex der Bedingungen" besteht in der Gesamtheit jener Einflüsse, welche die Richtigkeit des zu Gewinnenden in Frage stellen können, also: Unaufrichtigkeit des Zeugen, fehlerhafte Beobachtung beim Lokalaugenschein, Unverlässlichkeit des Objektes, Unkenntnisse des Sachverständigen u. s. w. Über diese Einflüsse muss man sich klar werden, d. h. man muss wissen, welche von ihnen sich im vorliegenden Falle geltend machen können,

und in welchem Maße dies geschehen kann; das „Konstant-Erhalten“ besteht auch hier wieder im Vergleichen der Bedingungen des vorliegenden Falles mit Bedingungen anderer Fälle, und das „Variieren“ wieder darin, dass man aus dem Beweismittel die einzelnen Momente, die möglicherweise unrichtig sein können, herausgreift, sie so korrigiert, wie sie etwa von verschiedenen Gesichtspunkten aus sein könnten, und dann den „Effekt“ beobachtet, wie er sich unter diesen verschiedenen Voraussetzungen gestalten könnte.

Geht man bei der Schaffung und Beurteilung jedes neuen Beweismittels in dieser Weise vor, dann ist allerdings der Irrtum auf die nach unseren Mitteln denkbar weiteste Grenze hinausgeschoben. Nur eines ist dann noch nötig: das ängstlich-genaue Forschen nach der Succession, was bei jeder naturwissensaftlichen Methode von unabweisbarer Wichtigkeit ist; „von allen, auf Naturerscheinungen sich beziehenden Wahrheiten sind diejenigen, welche sich auf die Ordnung in der Folge beziehen, für uns die wertvollsten; auf die Kenntnis derselben ist jede vernünftige Antizipation der künftigen Dinge.... gegründet“ (J. St. Mill [1])). Das Übersehen dieser Lehre ist aber der häufigste Grund unserer Misserfolge, sie muss festgehalten werden bei der Herstellung eines Beweismittels, und jedesmal, wenn es auf seine Wirkung für den „Effekt“ geprüft wird, ist die Frage der Succession wieder das Wichtigste, und häufig werden Fehler und Unmöglichkeiten erst dann gefunden, wenn die Untersuchung auf die Ordnung in der Folge vorgenommen wird. —

Fassen wir das Gesagte zusammen, so sagen wir: Lange genug haben wir uns nur auf das Studium unserer Normen beschränkt, nun gehen wir an das exakte Studium des Materials; freilich bedeutet dies eine Umkehr und ein Beginnen mit dem, was zuerst hätte geschehen sollen, aber die Naturwissenschaften, die wir uns zum Muster nehmen, haben dies auch tun müssen und tun es jetzt ehrlich und offen. Die alte Medizin hat zuerst das Universalmittel gesucht und Theriak gekocht, die heutige Medizin seziert, mikroskopiert und experimentiert, sie kennt kein Universalmittel, kaum einige Specifica — sie hat den Fehler eingesehen, aber wir — wir kochen heute noch unseren Theriak und sehen hochmütig auf das Wichtigste, das Studium der Realien, herab.

---

1) John Stuart Mill, „System der deduktiven und induktiven Logik“, deutsch von Schill. Braunschweig 1877.

2. Psychologisch Edukatives.

a) Allgemeines.

Von allen Arbeiten, die dem Kriminalisten zukommen, sind jene die wichtigsten, weil folgenschwersten, bei welchen es sich um den Verkehr mit den Menschen handelt, die auf seine Tätigkeit Bezug haben, also mit Zeugen, Beschuldigten, dann mit Sachverständigen, Geschwornen, mit Kollegen, mit Untergebenen, mit Angehörigen anderer Behörden u. s. w. Überall hängt es von seiner Geschicklichkeit, seinem Takt, seiner Menschenkenntnis, Geduld und richtigem Auftreten ab, ob er was erzielt oder nicht; wer sich da die Mühe nimmt, zu beobachten, wird bald die grossen Unterschiede herausfinden, die zwischen den Leistungen der Einzelnen bestehen, je nachdem sie die genannten Eigenschaften besitzen oder nicht. Dass dieselben Beschuldigten und Zeugen gegenüber von Wichtigkeit sind, bezweifelt niemand; diese Wichtigkeit liegt aber auch noch anderen Personen gegenüber vor. Man kann täglich wahrnehmen, wie verschieden z. B. Untersuchungsrichter mit den Sachverständigen verkehren: der eine stellt die Frage, wie es das Gesetz vorschreibt, und verlangt das Gutachten, er sagt zwar nicht ausdrücklich, wie vollkommen gleichgültig ihm das Ganze ist, aber die Sachverständigen haben genügend Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Der andere erzählt den Sachverständigen den Fall, erörtert die einzelnen Möglichkeiten, er fragt sie, ob und welche Erhebungen sie etwa wünschen, er erkundigt sich vielleicht um die Art und Weise, wie die Sachverständigen ihre Aufgabe lösen werden, er lässt sich von ihnen über den Fall belehren und zeigt überhaupt Interesse für die schwierige und hundertmal zu wenig gewürdigte Tätigkeit des Sachverständigen. Man wird sagen, diese werden ihrer Pflicht im einen wie im anderen Falle nachkommen, das Ergebnis wird dasselbe sein, und dies wäre richtig, wenn die Sachvertändigen nicht eben mit denselben Unvollkommenheiten behaftet wären, wie andere Sterbliche, so werden aber auch sie von Interesse oder Teilnahmlosigkeit der anderen angesteckt. Man stelle sich nur vor, dass nicht bloss ein Untersuchungsrichter eines grossen Gerichtes, sondern alle und ausserdem auch noch alle Vorsitzenden und Staatsanwälte die gleiche Teilnahmlosigkeit äussern würden, dann müssten auch die pflichttreuesten Sachverständigen erlahmen und gerade nur das tun, was sie tun müssen. Aber wie anders gestaltet sich die Sache, wenn alle Mitglieder desselben Gerichtes vom selben lebhaften Interesse geleitet sind und sich so benehmen, wie früher erwähnt; es wäre

gar nicht möglich, dass nicht auch von Hause aus gleichgültige und vielleicht minder tüchtige Sachverständige von dem allgemeinen Interesse mitgerissen werden, endlich die Bedeutung ihrer Stellung voll wahrnehmen und das Äusserste leisten, was in ihren Kräften steht.

Dasselbe kann man an Vorsitzenden, den Geschwornen und selbst ihren Mitrichtern gegenüber wahrnehmen; man kann sehen, dass es manchem Vorsitzenden gelingt, selbst bei an sich interessanten Straffällen alle Beteiligten zum Gähnen zu bringen, der Fall spinnt sich endlos fort, und das Interesse geht schliesslich nur auf die Beendigung der Sache hinaus. Und wieder andere Vorsitzende, gottlob die grosse Mehrzahl, versteht es, selbst den einfachsten Fall wichtig erscheinen zu lassen — was ja jeder ist —, alle werden zur Mitarbeit veranlasst, und kommt es zur Urteilsschöpfung, so tut jeder sein bestes. Nicht Frische oder Langweiligkeit des Temperaments macht da den Unterschied, sondern einzig allein richtiges oder unrichtiges psychologisches Behandeln der Beteiligten gibt den Ausschlag; in jedem einzelnen Falle müssen dieselben neu zum Interesse, zur Gewissenhaftigkeit und zur Mitarbeit herangezogen und erzogen werden, darin liegt das edukative Moment des Strafrichters; ob es dem Beschuldigten, dem Zeugen, dem Mitrichter oder Sachverständigen gegenüber in Betracht kommt, ist gleichgültig, es ist immer dasselbe.

Dass hierbei Menschenkenntnis das Wichtigste für den Kriminalisten ist, das wird ebensowenig bezweifelt werden, wie der Umstand, dass sich diese aus Büchern nicht erlernen lässt; es gibt ihrer merkwürdigerweise nicht wenige, aber ich meine, wer diese Werke, z. B. die von Pockel, Herz, Meister, Engel, Jassoix und anderen, die auch Volkmar noch weiter aufzählt, studiert und auswendig lernt, möchte wenig Brauchbares gewonnen haben; Menschenkenntnis lässt sich nur, eine gewisse Begabung natürlich vorausgesetzt, durch fortwährendes Beobachten, Vergleichen, Aufmerken und wieder Vergleichen erwerben, wer sie aber dann besitzt, der ist allen anderen voran und braucht eine Menge von Kenntnissen nicht, die den übrigen den Mangel von Menschenkenntnis ersetzen sollen. Wir machen ja diese Beobachtung in zahlreichen anderen Fällen unseres Faches; wer viel mit gewissen Sorten von Betrügern zu tun hatte, mit betrügerischen Rosskämmen, Antiquitätenhändlern, Falschspielern u. s. w., kommt bald zu der merkwürdigen Wahrnehmung, dass gerade jene von diesen Leuten, die in ihrem Geschäfte am besten blühen und wirkliche Gewinne einheimsen, von

ihrem Fach am allerwenigsten verstehen; der Rosstäuscher ist gar kein Pferdekenner, der Antiquitätenhändler weiss weder den Wert der alten Sachen zu beurteilen, noch weiss er, was echt, alt und gut ist, und der Falschspieler kennt einige armselige Tricks, mit denen er, wie man glauben sollte, nur die harmlosesten Leute irreführen kann — und trotzdem haben sie alle reichliches Einkommen, bloss deshalb, weil sie Menschenkenner sind, weil sie diese Kenntnis geübt und immer wieder neu angewendet haben.

Ich behaupte gewiss nicht, dass wir Kriminalisten wenig wissenschaftliche juridische Kenntnisse brauchen und uns lediglich auf Menschenkenntnis verlassen sollten, wir brauchen genau so viel Kenntnisse mehr, als unsere Tätigkeit überhaupt über der des Rosstäuschers steht, aber der Menschenkenntnis können wir doch nicht entraten. Darin liegt ja die grosse Schwierigkeit des Amtes eines Strafrichters, dass er noch so viel mehr braucht, als seine juridische Wissenschaft allein. Jurist muss er vor allem sein, und nicht bloss Kriminalist, er muss nicht nur die Kenntnisse voll bewahren, die er von der Hochschule brachte, er muss auch tagtäglich auf dem letzten Stande seiner gesamten Wissenschaft sich befinden; vernachlässigt er rein theoretische Studien, so sinkt er zum Handwerker herab. Zudem hat er noch die Verpflichtung, sich nicht bloss in hunderterlei Dingen auszukennen, mit allen möglichen Fachmännern sachlich verkehren zu können, sondern endlich auch aus dem ihm durch das Gesetz zugewiesenen Material so viel zu gestalten, als nach menschlichem Ermessen möglich ist.

b) Aufrichtigkeit der Angaben.

Eine der ärgsten Pflichtenvernachlässigungen des Strafrichters liegt dann vor, wenn er dem Zeugen lediglich die Frage hinwirft und ihn erzählen lässt, was er will, wenn er sich damit tröstet: ob der Zeuge wahres und alles gesagt habe, das möge er mit seinem Gewissen abmachen; ein Teil des Unwahren und Verschwiegenen belastet sicher den Zeugen, der andere viel grössere Teil fällt aber auf den Richter, der es versäumt hat, sein äusserstes Können daran zu setzen, das Material vollkommen auszunützen, sei es zur Belastung, sei es zur Verteidigung des Beschuldigten. Zu dieser Ausnützung gehört aber edukative Arbeit, nicht als ob gemeint wäre, man müsse das Volk überhaupt zu guten Zeugen erziehen, sondern so, dass der einzelne, der vielleicht das erste und letzte Mal in seinem Leben als Zeuge vernommen wird, für dieses einzige Mal zu

einem guten, verlässlichen Zeugen gemacht werden kann. Diese Anerziehung muss jedesmal in zweifacher Richtung geschehen: in der Richtung darauf, dass er die Wahrheit sagen will und dass er sie sagen kann. In erster Richtung handelt es sich nicht bloss um das Lügen allein, sondern um die Entwicklung voller Gewissenhaftigkeit; wie man dem Lügen selbst entgegentreten kann, das ist eine Frage, die vom Standpunkte der Erziehung nicht gelöst werden kann, aber auf die gewissenhafte Beantwortung des Vorgelegten kann man edukativ allerdings einwirken. Wir wollen hier nicht von jenen Menschen sprechen, denen Wahrheit eine vollkommen fremde Welt ist, die grundsätzlich unwahr sind, deren blosse Existenz eine Verleumdung für die Menschheit ist; wir haben nur jene Leute hier im Auge, die sich nie daran gewöhnt haben die volle, reine Wahrheit zu sagen, die sich ihr ganzes Leben hindurch mit einem „Ungefähr" begnügt haben und niemals Gelegenheit hatten den Wert des Wahren erfassen zu lernen; ich möchte sagen, eine erschreckend grosse Zahl von Menschen gibt sich im Sprechen, im Wiedergeben von Erlebtem nur einer gewissen Bummelei hin, sie gehen nicht gerade, rasch und offen auf das Ziel los, sie bummeln nur so dahin, „komme ich nicht geradeaus hin, so geht es auf Umwegen, geschieht es nicht heute, geschieht es morgen, und komme ich überhaupt nicht gerade dorthin, so gelange ich eben wo anders hin". — sie haben kein Heim, sondern nur ein Gasthaus, ist es nicht dies, so ist es ein anderes.

Charakterisiert sind diese Leute dadurch, dass sie immer dann, wenn man ihnen hinter ihre Bummelei gekommen ist und ihnen im gerechten Ärger die Sache auseinandersetzt, entweder erschreckt oder ungehalten sagen: „Ach, ich dachte, dies sei nicht so genau". Dieser Mangel an Gewissenhaftigkeit, die Gleichgültigkeit für Wahrheit ist ein Krebsschaden unseres Verkehrs, ich behaupte, dass hierdurch in unserer Arbeit ungleich mehr Schaden angerichtet wird, als durch bewusste Lüge, zumal deshalb, weil die grobe Unwahrheit viel leichter entdeckt wird, als die ungefähre Wahrheit, die doch Unwahrheit ist, und weil die Lüge gewöhnlich von jemandem ausgeht, gegen den man aus irgend einem Grunde ohnehin schon vorsichtig ist, während dieses lockere Daherreden meistens bei Leuten vorkommt, denen man mangels irgend eines Grundes gar nicht misstraut.[1])

Dieser Mangel an Gewissenhaftigkeit kommt in jedem Alter,

1) Vergl. Löwenstimm in H. Gross' Archiv VII, 191.

bei jedem Geschlecht, bei jeder Lebensstellung vor, aber charakteristisch, am öftesten und am schärfsten ausgeprägt bei Leuten, die keine wirkliche Arbeit leisten; wer im Leben bummelt, der bummelt auch dann, wenn er die Wahrheit sagen soll, und von ihnen allen sind jene gefährlich, die ihr Leben mit einer Scheinarbeit hinbringen; nicht weil er nichts Rechtes arbeitet, ist er nicht gewissenhaft, sondern weil er nicht gewissenhaft ist, hat er sich blosse Scheinarbeit zum Beruf gewählt; hierher gehören herumziehende Händler, Eckensteher, Wirte und deren Leute, gewisse Krämer, Lohnkutscher, Artisten etc., besonders aber Prostituierte (Lombroso u. a.). Das sind alles Leute, die einen vielleicht recht geplagten Beruf haben, aber wirkliche Arbeit leisten sie nicht, und um der regelmässigen, schweren Arbeit zu entgehen, haben sie sich den ihren gewählt; es gibt viel freie Zeit, und wenn sie zu tun haben, so besteht ein Teil desselben im Plaudern, ein Teil im Herumgehen oder einer Hantierung, die auch nicht viel mehr ist, kurz, sie bummeln herum und verdienen dabei; was Wunder, wenn sie dann beim Aussagen auch bummeln und nur so ungefähr Richtiges zum Vorschein bringen. Wer alles in den höheren Ständen den genannten Leuten analog dasteht, ist nicht schwer zu bestimmen.

Die hassenswertesten und gefährlichsten sind die eigentlichen geborenen Müssiggänger, Leute, die es nicht nötig hatten, zu arbeiten, und die der Möglichkeit, nichts zu tun, getreulich nachgekommen sind. Wer es nicht einsieht, dass die Welt für Nichtstuer keinen Platz hat, dass jeder seine Existenz auf Gottes Erde durch Arbeit erkaufen muss, der ist ein gewissenloser Mensch, von dem man gewissenhafte Aussage nicht erwarten kann; zu den wenigen ausnahmslosen Regeln, die sich der Kriminalist im Laufe langer Erfahrung bilden kann, gehört die, dass der echte Müssiggänger beiderlei Geschlechtes und jedes Standes in seiner Aussage niemals gewissenhaft ist — *hic niger est, hunc Tu, Romane, caveto.*

c) Richtigkeit der Aussage.

Was nun aber die Anerziehung in der Richtung anlangt, ob der Zeuge die Wahrheit sagen kann, so muss dies in der Art geschehen, dass der Vernehmende alle jene Momente kennt, die auf richtige Beobachtung und Wiedergabe hindernd einwirken, dass er sich klar zu werden trachtet, ob und welches Moment im vorliegenden Falle aufgetreten ist, und dass er dann mit dem Zeugen

das Störende zu eliminieren trachtet. Das letztere ist allerdings schwierig, aber nicht unmöglich. Dass Fehler unterlaufen sind, wird meistens bald entdeckt, aber „geweckt werden und aufstehen ist Zweierlei", und so ist das Aufsuchen des Richtigen, das Einsetzen der eigentlichen Beobachtung für die vermeintliche immer der schwierigste Teil der Arbeit.

In beiden Richtungen, wenn der andere die Wahrheit nicht sagen will und wenn er es nicht kann, sind gewisse gemeinsame Gesichtspunkte für die edukative Arbeit vorhanden. Vielleicht das Wichtigste, ist die Geduld dieser Schlüssel für jeden Erfolg. Freilich ist es schwer, Geduld zu haben, wenn man keine Zeit hat, und Zeit hat man bei der heutigen Überbürdung nicht; das muss aber anders werden, die Justiz muss so viele Kräfte haben, dass jeder so arbeiten kann, wie es die Sache erfordert, und ein Volk, dessen Vertreter das nötige Geld nicht bewilligen, kann auch keine gute Justiz verlangen — kein Geld — keine Schweizer, kein Geld — keine Justiz. Hat man aber die Leute, die Zeit haben, so werden sie auch Geduld entwickeln.

Diese ist vor allem nötig beim Anhören der Leute. Eine grosse Anzahl derselben hat die Gewohnheit, viel und Überflüssiges zu reden, und die meisten Kriminalisten haben wieder die Gewohnheit, dies nicht zulassen zu wollen und ein „sich Kurzfassen" zu verlangen. Dies ist unsinnig. Redet der Vernommene absichtlich weitschweifig, weil er, wie das viele Beschuldigte tun, damit einen bestimmten Zweck verbindet, so wird er um so gedehnter sprechen, je mehr er sieht, dass es dem anderen unangenehm ist, denn das wollte er erreichen. Man bringt ihn also von seinem Vorhaben nie ab und beraubt sich selbst eines Vorteiles, weil fast jeder Beschuldigte, der absichtlich recht umständlich redet, sich im Laufe seiner Rede einmal verplappert und Dinge zum Vorschein bringt, die sonst mit aller Mühe nicht zu erlangen gewesen wären. Abgesehen von diesen Fällen, wo jemand planmässig weitschweifig spricht, will ja niemand Überflüssiges reden, und wenn er wirklich Überflüssiges vorbringt, so weiss er nicht, dass es nicht nötig war. Aber selbst, wenn es ihm klar wird, dass er zu weit redet (meistens weiss er dies ohnehin nur aus der ungeduldigen Miene des Zuhörenden), so weiss er doch nie, was das Überflüssige war. Verlangt man also, er soll sich kürzer fassen, so ist es entweder wirkungslos, oder er fängt höchstens nochmals von vorne an, oder, wenn er wirklich kürzer wird, so lässt er Wichtiges, vielleicht das Allerwichtigste weg. Man darf nicht vergessen, dass zum mindesten ein grosser Teil derer,

die zu Gericht kommen, sich das zu Sagende einstudiert oder wenigstens im groben geordnet hat; lässt man den Redenden nun nicht bei seinem Plane, so wird alles konfus, und man erfährt nichts oder nichts auch nur halbwegs Geordnetes. Und gewöhnlich haben die, die am meisten reden, sich das Zeug eher überlegt; wer bei Gericht allenfalls bloss Ja und Nein sagt, der hat nicht nötig, in das Wenige, was er sagen will, eine grosse Ordnung hineinzubringen, wer aber viel sagen will, der ordnet es sich. Ist einmal der Redestrom entfesselt, so ist das einzige Mittel das, dass man ihn fliessen lässt und erst dann, wenn er zu versiegen droht, dasjenige fragt, was man braucht. Nur in einer Richtung gibt es eine allerdings ausgiebige Hilfe, sie muss aber angewendet werden, bevor das Unheil angeht, und ist überhaupt nur denkbar bei Schilderung von länger dauernden Vorgängen, sagen wir z. B. einer grossen Rauferei. Weiss man durch einen oder mehrere Zeugen den Sachverhalt im grossen und ganzen, so kann man dann den kommenden Zeugen sagen: „Wir wollen dort anfangen, wo der X ins Zimmer trat.“ Tut man das nicht, so muss man vielleicht anhören, was Zeuge den ganzen Tag vor der Rauferei tat und wie sich die an sich gleichgültigen Einleitungen abgewickelt haben. Stellt man ihm aber den *Terminus a quo*, so lässt er einfach in seiner vielleicht einstudierten Rede den ersten Teil weg und sein Zusammenhang ist nicht gestört, wenn er bei einem späteren Zeitpunkt anfangen muss. Hierbei kann man den Vorgang häufig genau beobachten. Man sagt dem Zeugen also: „Wir wollen da und dort beginnen“; darauf folgt regelmässig eine Pause, in der er sichtlich im Gedanken den ersten Teil seiner einstudierten Rede durchfliegt und einsetzt, sobald er am gewünschten Punkte angelangt ist. Wenn aber die Bitte, dort und da anfangen, nicht einschlägt und der Betreffende erklärt, er müsse bei einem früheren Zeitpunkt beginnen, dann lasse man ihn gewähren, denn es macht ihm sichtlich so viel Mühe, bei diesem Zeitpunkt einzusetzen, dass er alles durcheinander bringt, wenn man ihm nicht seinen Willen lässt.

Die gleiche Geduld, die man beim Anhören entwickeln muss, ist auch dort nötig, wo es sich beim Verhöre um ein Abfragen handelt. Nicht bloss bei Kindern und schwerfälligen Personen, sondern auch bei begabten Leuten kommt es vor, dass sie bloss mit Ja und Nein antworten[1]), und die wenigsten bewahren die gerade

1) Pathologische Zustände, wenn sie scharf ausgesprochen sind, wird man leicht erkennen (vergl. Otto Gross, „Die Affektlage der Ablehnung“. Monatschr. f. Psychiatrie und Neurologie. 1902. XII, 359) — aber zwischen Normal und Pathologisch liegt auch hier ein breiter, starkbesiedelter Grenzstreifen.

hier notwendigste Geduld, wenn diese Antworten längere Zeit und konsequent fortgesetzt werden. Diese Ungeduld ist um so begreiflicher, als jeder mehr oder minder deutlich wahrnimmt, dass er bei solchen schweigsamen Zeugen in Gefahr ist, Suggestivfragen zu stellen und dann Dinge zu erfahren, die der Zeuge nie sagen wollte. Alle Leute, die bei Gericht einsilbig antworten, sind zwar nicht immer so beschaffen, aber in der Regel zeigt sich da doch der allgemeine Charakter, und so sind diese kurz angebundenen Leute überhaupt nicht imstande eine längere Rede, die von ihnen herstammen soll, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn also der Zeuge wirklich bloss die allerkürzesten Antworten gegeben hat, und man bildet daraus eine zusammenhängende, wohlgesetzte Rede, so wird der Zeuge beim Vorlesen derselben selten auf darin vorkommende Unrichtigkeiten aufmerksam werden; er ist so wenig gewöhnt längere Enunziationen seiner eigenen Person zu hören, dass er sich höchstens darüber wundert, wie schön er gesprochen haben soll, aber selbst grobe Unrichtigkeiten fallen ihm nicht auf; geschieht dies aber wider Erwarten dennoch, so ist er wieder zu einsilbig, um darauf aufmerksam zu machen, sondern er sagt lediglich Ja und ist froh, die Quälerei endlich zu Ende geführt zu sehen. Es erübrigt daher nichts anderes, als mit endloser Geduld auch den wenig sprechenden Zeugen wenigstens so weit zum Reden zu bringen, dass er das, was er weiss, in, wenn auch kurzen, so doch zusammenhängenden Sätzen darstellt. Dann gebe man sie aber auch in dieser Form zu Protokoll.

d) Voraussetzungen beim Vernehmen.

Eine der wichtigsten Regeln bei den Vernehmungen geht dahin, dass man bei fast allen Zeugen möglichst wenig, sagen wir, Geschicklichkeit in der Wiedergabe voraussetzt. Schon bezüglich des Allgemeinen der Kindererziehung sagte der bekannte Pädagog Fröbel[1]): „Man muss aus dem Menschen etwas herausbringen und nicht in ihn hinein"; um wie viel mehr gilt dies bei unserer Arbeit, die um so schwieriger ist, als wir für den einzelnen höchstens so viele Stunden aufwenden können, als der Lehrer Jahre. Gleichwohl müssen wir es leisten, und da wir sehen, dass es anderwärts geschieht, so dürfen auch wir daran nicht verzweifeln.

Die Hauptsache besteht darin, dass wir zuerst feststellen, auf

1) Fr. Fröbel, „Die Menschenerziehung". Keilhau 1826.

welchem Niveau der Betreffende steht, und dann uns zu ihm auf sein Niveau hinabbegeben — ihn zu uns heraufzuziehen, das wird in der kurzen Spanne Zeit, die wir mit ihm verkehren, in keinem Falle gelingen. „Ziel des Unterrichts ist", sagt Lange [1]), „den Schüler mehr und mehr apperzeptionsfähig, d. h. selbständig zu machen. Deshalb muss der vorhandene Gedankenschatz erforscht werden, und man muss sich hüten, zu viel vorauszusetzen." Darin liegen mehrere Wahrheiten. Das „Apperzeptionsfähigmachen" ist für uns nicht so schwer, da es sich ja nicht um eine allgemeine Erziehung fürs Leben, sondern nur für heute handelt. Wenn wir den Mann also für uns „selbständig" machen wollen, so streben wir nur an ihn so zu stellen, dass er die uns wichtige Sache unbeeinflusst betrachtet, dass wir suchen ihn von allen fremden Auffassungen frei zu machen und ihn zwingen, den Fall so anzusehen, wie er ihn angesehen haben würde, wenn niemand und nichts auf ihn gewirkt hätte. Dabei handelt es sich aber nicht bloss darum, die speziellen Einflüsse zu beseitigen, also alles zu beseitigen, was ihm andere über diesen Fall erzählt haben, auszuschliessen die Wirkungen des Schreckens [2]), des Zornes oder sonstiger psychischer Momente, die gerade hier eingewirkt haben, sondern ihn auch schon von früher her der Sache gegenüber freizustellen; Anschauungen, Standesmeinungen, Vorurteile, Aberglauben und hundert anderes kann da in hohem Grade störend und verwirrend wirken, und erst dann, wenn alles das hinweggeräumt ist, erst dann kann der Mann als apperzeptionsfähig angesehen werden, erst dann kann man nachträglich das, was er uns erst sagen soll, auf ihn einwirken und es von ihm sich wieder mitteilen lassen.

Dieser geforderte Vorgang ist nicht so schwierig, wenn man den zweiten der genannten Punkte beobachtet und „den vorhandenen Gedankenschatz erforscht". Ich möchte sagen, solange ich mit jemandem spreche, ohne dessen Gedankenschatz zu kennen, sprechen wir zwei verschiedene Sprachen, und darin, dass dies doch so oft geschieht, liegt der Grund von so vielen der bedenklichsten Missverständnisse; ich meine nicht die verschiedenen Wortbedeutungen, die oft zu anderen Auffassungen führen, sondern wirklich den Reichtum an Gedanken, den man bei seinem Partner voraussetzen kann. So häufig meint man, es genügt vollständig die Bedeutung jener Worte zu kennen, die zur Erzählung eines Herganges nötig sind;

1) Karl Lange, „Über Apperzeption". Plauen 1889.
2) Diehl in H. Gross' Archiv. XI, 240.

hiemit ist aber nur die äussere und oberflächlichste Verständigung erzielt, wirkliche Klarheit wird erst erreicht, wenn man weiss, wie der Aussagende über alle Umstände, die mit der Tat in Verbindung sind, zu denken pflegt. Ich erinnere mich lebhaft eines Falles, in welchem einer aus Eifersucht erschlagen wurde und der wichtigste Zeuge der Bruder des Getöteten war: ein ehrlicher, einfacher, in der Wildnis aufgewachsener, aber keineswegs etwa auch nur entfernt blödsinniger Holzknecht. Er machte seine Aussagen kurz, bestimmt und verständig. Als wir auf das Motiv der Tat, in diesem Falle das Wichtigste, zu sprechen kamen, zuckte er mit den Achseln, und als ich fragte, ob es denn nicht wegen eines Mädchens geschah, so meinte er: „Ja so sagen sie". Ich forschte weiter und kam zu dem überraschenden Ergebnis, dass dem Manne nicht bloss das Wort „Eifersucht", sondern auch Begriff und Verständnis desselben vollkommen fremd waren; das einzige Mädchen, zu dem er jemals sein Auge erhoben hatte, wurde von ihm auch errungen, kein Mensch hatte es ihm streitig gemacht, von anderer Leute Leiden und Leidenschaften hat ihm niemand erzählt, sich so etwas theoretisch als möglich zu construieren, hatte er keinen Anlass, und so war ihm das Ganze fremd geblieben. Begreiflicherweise gestaltete sich sein Verhör nun völlig anders, es war eigentlich alles falsch, was ich von ihm gehört zu haben glaubte, sein Gedankenschatz war um einen wichtigen, hier gerade maßgebenden Begriff zu arm gewesen.

Dass diese Erforschung nicht leicht ist, bezweifelt niemand, aber bei Zeugen und Beschuldigten ist wenigstens die objektive Möglichkeit dieser Erforschung gegeben; fast ausgeschlossen ist sie jedoch dort, wo sie so überaus notwendig wäre, bei den Geschworenen gerade diese Unmöglichkeit, sich über den Gedankenschatz zu orientieren, über welchen die Geschworenen verfügen, macht das Institut der Geschworenen von vorneherein zu einer Utopie. Der Vorsitzende des Schwurgerichtshofes kennt im günstigsten Falle einige der Geschworenen, aber selten so weit, dass er mit ihrem „Gedankenschatz" vertraut ist; dann und wann gewinnt man einigen Überblick aus einer Frage eines Geschworenen, und wenn die Reden von Staatsanwalt und Verteidiger gehalten werden, dann weiss man allerdings oft aus den Mienen der Geschworenen, wie es mit ihrem Gedankenschatz steht, aber da ist es ohnehin zu allem zu spät, und hätte man es auch früher gewusst, so hätte es kein Mittel dagegen gegeben; hat man es mit einem allein zu tun, so gelingt manches, aber mit zwölf Leuten, mit denen man eigentlich nicht verkehrt, abzukommen, ist einfach unmöglich.

Das dritte Moment endlich, das „möglichst wenig Voraussetzen", ist unerlässlich; nicht aus Pessimismus sei dies gesagt, sondern deshalb, weil wir Kriminalisten durch langjährige Übung uns den Sachverhalt bei irgend einem Delikt doch viel leichter anordnen, uns den Hergang doch ungefähr vorstellen und auch wissen, was wir ausschliessen dürfen und was als halbwegs sicher angenommen werden darf. Dass wir uns da viel eher behelfen, vergessen wir aber leicht und setzen daher bei dem ungeübten Laien oft viel zu viel voraus, selbst wenn er ein Gebildeter ist. Nun kommt aber noch etwas in Betracht; in der Regel haben wir es mit Ungebildeten zu tun, auf deren Niveau wir nicht recht herabkönnen und uns deshalb nur schwer hineindenken können, wie hart sich der Mann tut, wenn wir eine Menge ihm Fremdes voraussetzen. Wir verlangen also von ihm zu viel, weil wir seinen Standpunkt nicht kennen, und fehlen deshalb; haben wir aber einmal in der Tat ausnahmsweise mit einem Gebildeten zu tun, so fehlen wir neuerdings, weil wir, in der Gewohnheit, mit Ungebildeten zu verkehren, uns einbilden, der heutige Zeuge müsse sich auch in unseren Dingen zurecht finden, da er sich sonst namhafter Bildung erfreut. Die Erfahrung bestätigt uns das aber nicht; sei es, dass wirkliche anderweitige Bildung den natürlichen, klaren Blick verkümmert, den wir so notwendig bei unseren Zeugen brauchen, sei es, dass die Bildung einen zu idealen Zug von unserer Tätigkeit voraussetzt, seien es andere Gründe, Tatsache ist es, dass wir in der Regel mit sehr gebildeten Zeugen am schwersten arbeiten. Ich hatte einmal mit einem berühmten Gelehrten ein Protokoll über einen unbedeutenden Vorfall, dessen er Zeuge war, aufzunehmen; das gab eine saure Arbeit. Entweder war ihm das von mir diktierte Wort oder die Satzfügung nicht recht, oder er bekam Zweifel, ob er dies wohl so bestimmt behaupten dürfe. Abgesehen davon, dass ich eine oder zwei Stunden aufwendete, und dass das Protokoll, obwohl es zweimal geschrieben wurde, voll Korrekturen und Streichungen war, abgesehen hievon, war das Ganze zum Schlusse ein Unsinn; der Anfang widersprach dem Ende, es war unverständlich und, was das beste war, total unrichtig. Wie sich später durch mehrfache unwiderlegliche Zeugenaussagen ergab, hatte der Gelehrte aus lauter Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Genauigkeit offenbar nicht mehr gewusst, was er gesehen hatte, kurz die Aussage war wertlos. Ähnliche Erfahrung habe ich später wiederholt gemacht und es wurde mir solches auch von anderen bestätigt.

Wollte man fragen, w o r i n wir nicht zuviel voraussetzen dürfen, so müsste eigentlich gesagt werden: überall. Vorerst muss möglichst

wenig in Betreff der Beobachtungsfähigkeit der Leute angenommen werden; sie sagen, sie hätten dies und jenes gesehen, gehört, gefühlt, und sie haben es gar nicht oder ganz anders gesehen, gehört, gefühlt; die Leute behaupten mit Bestimmtheit, sie haben etwas angefasst, befühlt, gezählt, untersucht, und wenn man öfter fragt und sich die Dinge genauer erzählen lässt, so war ein flüchtiger Blick, den sie hingeworfen haben, alles, was sie getan haben. Noch viel schlimmer ist es, wenn es sich um mehr als die gewöhnlichen Wahrnehmungen handelt, wenn zu einer Beobachtung besonders scharfe Sinne oder eigene Kenntnisse verlangt werden. Die Leute trauen sich das gewöhnlich lebhaft zu, und wenn man genauer zusieht, so haben sie oft nicht einmal die Kenntnisse, die sie nach ihrem Stande gerade besitzen sollten. Hier werden oft grobe Fehler begangen, weil man voraussetzt, dass einer in seinem Fache besondere Kenntnisse hat; häufig besitzt er sie aber überhaupt nicht, oder er hat sie im besonderen Falle nicht in Anwendung gebracht.

Ebenso setzt man oft zu viel Aufmerksamkeit und Interesse voraus, und zu unserem Erstaunen werden wir später darüber belehrt, wie gering die Menge von Aufmerksamkeit ist, welche die Leute ihren eigenen Angelegenheiten zuwenden. Noch weniger darf man von Kenntnissen in den Menschen ferner liegenden Dingen als vorhanden annehmen, denn was die Leute da nicht wissen, übersteigt alle Voraussetzungen, namentlich wenn es sich um das wirkliche Verstehen handelt. Scheinkenntnisse haben die meisten von allen möglichen Dingen, sie glauben aber, wirkliches Wissen zu besitzen und versichern dies auf Befragen auch regelmässig, und zwar meistens im guten Glauben; verlässt man sich darauf, so gibt das dann Fehlschlüsse, die um so gefährlicher sind, als man sie als solche später zu erkennen kaum Gelegenheit hat.

So oft man also mit Zeugen u. s. w. irgend einen neuen Gegenstand bespricht, so sei das Erste, sich klar zu machen, was sie im allgemeinen sonst darüber wissen, wie sie sich ihn vorstellen und welche Begriffe sie damit verbinden; man gehe von der Annahme aus, dass ihnen die Sache ganz fremd ist, und richte darnach seine Fragen und Schlüsse ein; dann wird man wenigstens in dieser Richtung niemals fehl gehen und verhältnismässig noch am raschesten zum Ziel kommen.

Dabei ist es noch notwendig, möglichst langsam vorzuschreiten. Schon Carus [1]) machte darauf aufmerksam, dass man Lernenden

---

1) Carus, „Psychologie", herausgegeben von Ferdinand Hand. Leipzig 1823.

keine Erscheinung früher bekannt geben soll, als sie nicht in ihrem Innern dieselbe oder eine ähnliche erfahren konnten; jede Kraft muss sich erst entwickelt haben, ehe man sie anwenden kann. So schwierig dies im allgemeinen ist, so notwendig erscheint dieser Vorgang, der bei der Kindererziehung häufig, und zwar mit Erfolg in Verwendung kommt; es ist eine Art Heranziehung von Beispielen, indem man das Kind an das Gleiche, schon Erlebte oder an etwas Ähnliches erinnert, z. B. einen Vergleich zieht zwischen einem Leiden, von dem das Kind selbst einmal recht schmerzhaft befallen war, und dem Leiden, mit dem es etwa ein Tier gequält hat. Solche Parallelen versagen selten, sei es bei der Kindererziehung oder bei der Erziehung eines Zeugen; die lange Schilderung eines Vorganges, bei dem z. B. eine Person misshandelt wurde, kann total anders werden, wenn es gelingt, den Zeugen an etwas Selbsterlebtes zu erinnern: zuerst erzählt er den Hergang vielleicht als einen „prächtigen Spass", sobald man aber eine ähnliche Situation herausgefragt hat, in der er selbst sich einmal befunden hat, und man stellt nun beide Vorgänge neben einander, so beginnt er anders zu schildern. Dieses Beispiel lässt sich in unzähligen Varianten anwenden und bewährt sich immer. Selbst bei Beschuldigten ist es brauchbar, da man dann mitunter beim Täter selbst erst Verständnis für seine Handlung findet, wenn man an etwas anknüpfen kann, was in seinem Innern schon früher vorhanden und ihm vollständig bekannt war.

Die grösste Kunst in dieser Richtung kann der üben, der es versteht, bei den Geschwornen die ihnen heute neuen Erscheinungen mit ähnlichen, in ihnen schon vorhandenen zu verbinden und sie ihnen so verständlich zu machen. Auch hier liegt die Schwierigkeit darin, dass man die Leute nicht kennt und dass ihrer zwölf sind; Erscheinungen zu finden, die ihnen allen bekannt und so bekannt sind, dass sie leicht darauf artikulieren können, gelingt selten; ist es aber der Fall, dann ist der Erfolg ein sehr bedeutender und immer ein segensreicher.

Es genügt aber nicht, dass man es etwa dabei bewenden lässt, bloss für die Tat, um die es sich heute handelt, ein Ähnliches, schon Bekanntes zu finden, es muss für jeden einzelnen Vorgang, für jedes Motiv, jede Stimmung, jedes Reagieren, jede Erscheinung ein bekanntes Korrelat gefunden und vorgeführt werden — dann begreifen die Leute, dann gehen sie mit; auch „Ideen haben ihre Vorfahren", wie die Menschen selbst, und wenn man die Vorfahren zu nennen weiss, findet man auch die Enkel.

e) Egoismus.

Es mag sein, dass bei diesen Fragen hier das subjektive, egoistische Moment so eingreifend wirkt, wie im ganzen Leben. Goethe[1]) hat dies mit unvergleichlicher Schärfe zum Ausdruck gebracht:

„Ich will Ihnen Etwas entdecken: Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive . . . Ueberall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzte."

In diesen klaren Worten liegt wahrhaftig eine „Entdeckung", die auf unsere Tage sicherlich noch weitaus besser passt als auf jene, in denen sie gesagt wurden; unsere Zeit ist dadurch charakterisiert, dass jeder ein übertriebenes Interesse an sich selbst hat. So kommt es, dass ihn nur das interessiert, was ihn selbst oder seine unmittelbare Umgebung betrifft, dass er nur das versteht, was er kennt und schon erlebt hat, und dass er auch in jener Richtung arbeitet, die seiner Person von Nutzen sein kann. Wir müssen aber daraus die Lehre ziehen, dass wir nur da sicher fahren, wo wir auf diesen übertriebenen Egoismus rechnen und ihn als ersten Faktor heranziehen. Wir sehen dies schon bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten; bekommt jemand irgend ein gedrucktes Personenverzeichnis in die Hand, von dem er schon hundertmal weiss, dass er drinnen steht, so wird er doch zuerst seinen Namen aufschlagen und mit Wohlgefallen betrachten; dasselbe tut er mit einem Gruppenbild, auf dem seine werte Persönlichkeit verewigt ist; wird von Eigenschaften der Leute gesprochen, so ist jeder froh, wenn er sagen kann: „Ich aber bin wieder so geartet . . ."; redet man von fremden Städten, so erzählt jeder von seiner Vaterstadt oder einer Stadt, wo er war, irgend etwas, was meistens nur ihm, der dort war, interessant sein kann; jeder bemüht sich, etwas von der Hantierung seiner Lebensstellung, aus seiner Muttersprache oder sonst nur ihn Betreffendes anzubringen, und wenn jemand versichert, er habe sich irgendwo gut unterhalten, so heisst es ausnahmslos, aber wirklich ausnahmslos, dass er Gelegenheit hatte, sein Ich recht kräftig in den Vordergrund zu schieben.

---

1) „Gespräche mit Eckermann". Band I.

Mit vollem Recht hat Lazarus [1]) dieser Eigenschaft des Menschen historische Bedeutung beigemessen: „Dem Umstande, dass er fast alle Bürger Athens beim Namen kannte, verdankte Perikles einen beträchtlichen Teil seiner politischen Allmacht; Hannibal, Wallenstein, Friedrich II., Napoleon I. haben durch das Kennen und Nennen der einzelnen Soldaten ihrer Heere vermöge des Ehrtriebes denselben mehr Mut eingeflösst, als der höchste Sold und selbst Vaterlands- und Freiheitsliebe vermocht hätten.“

Im Kleinen passiert uns das alle Tage; den verdriesslichsten, langweiligsten Zeugen, der vielleicht ärgerlich darüber ist, dass man ihn so weit her und von seiner Arbeit wegberufen hat, kann man gefügig und wertvoll machen, wenn man sich vorerst für ihn interessiert, Verständnis für seine Dinge zeigt und dort, wo es möglich ist, seine Ansicht achtet und ihm etwas gelten lässt. Dazu kommt noch, dass die meisten Menschen den anderen danach beurteilen, was er von ihrem Fach versteht, und es ist nicht bloss Anekdote und gilt nicht bloss vom ungebildeten Landmann, wenn man erzählt, der Bauer habe von einem Arzte gesagt: „Was kann denn der verstehen, er weiss ja nicht einmal, wie man Hafer ansät.“ Solche Dinge wiederholen sich hundertmal, namentlich bei Leuten, die mit ihrer Hantierung recht enge verwachsen sind und grosse Stücke darauf halten, z. B. Soldaten, Reiter, Seeleute, Jäger u. s. w. Kann man nun schon alles das nicht verstehen und fachmännisch mit den Leuten sprechen, so hüte man sich zum wenigsten, sich eine Blösse zu geben, zeige Interesse für ihre Dinge und lasse es ihnen gelten, dass es in der Tat für jedermann notwendig ist, ein Pferd korrekt satteln zu können oder den deutschen Hühnerhund vom englischen Setter auf 1000 Schritte zu unterscheiden. Nicht das ist der Zweck, dass der Mann hierdurch vor uns Respekt kriegt, sondern vor unserer Arbeit, die er stets mit der Person identifiziert, und hat er vor unserer Arbeit etwas Achtung, dann wird er es auch der Mühe wert finden, uns zu helfen, etwas nachzudenken und nach Tunlichkeit zur Klärung der Sache beizutragen. Es ist ein überraschender Unterschied zwischen der Leistung eines verdrossenen und widerwilligen Zeugen und eines solchen, der Lust und Interesse an der Sache bekommen hat, nicht bloss in Bezug auf die Quantität der gelieferten Aussagen, sondern auch in Bezug auf deren Wahrheit und Verlässlickeit.

Übrigens geht die Vorliebe für das eigene Ich sogar so weit,

---

1) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

dass sie beim Verhöre von Beschuldigten wichtig werden kann. Nicht dass man den Leuten so eine Falle legen soll, aber zur Wahrheit zu kommen, ist ja doch unsere Aufgabe, und wenn wir da bei leugnenden Beschuldigten richtig vorgehen, so können Ergebnisse gewonnen werden, die mit sonstiger mühevoller Arbeit nicht zu erreichen sind. Wie oft haben sich anonyme oder pseudonyme Verbrecher im Laufe des Verhörs verraten, wenn sie Umstände vorbrachten, die ihr eigenes Ich betrafen und so deutlich waren, dass es nicht mehr schwer war, die einmal gefundene Spur zu verfolgen. Ähnliche Beispiele finden sich zu Dutzenden in den Verhören bekannter Verbrecher — die Tatsache ist nicht neu, aber benutzt muss sie werden. —

Das gleiche Motiv hat eine Abart des Egoismus, der Eigensinn des Menschen, der durch Widerspruch so arg werden kann, dass er zur Verzweiflung bringt, und richtig behandelt, wertvoll wird. Ich habe da am meisten von meinem alten Hausfamulus gelernt, eine prächtige, ehrliche Soldatennatur, wie einer Lustspielfigur nachempfunden, aber von einem unerschütterlichen Eigensinn, an dem lange meine Künste abprallten; so oft ich ihm bei einer beabsichtigten Arbeit oder Änderung einen Vorschlag machte, lautete die immer gleichbleibende Antwort: „Herr, das geht nicht." Endlich griff ich zu einer List und begann meine Pläne: „Simon, das werden wir jetzt so machen, wie der Simon neulich gemeint hat, nämlich . . . ." Er sieht mich an, denkt nach, wann er denn einmal diese Meinung ausgesprochen haben soll, und dann macht es der Simon. Und diese List versagt seit Jahren trotz ofter Anwendung niemals, was aber das Beste ist, sie bewährt sich auch *mutatis mutandis in criminalibus.* Sobald man wirklichen Starrsinn merkt, vermeide man um alles jegliche Art von Widerspruch, die immer das Übel vergrössert, man braucht weder zu lügen, noch Hinterlist zu entwickeln, man bringe nur nie direkten Widerspruch, lasse von dem eben besprochenen Thema ab und komme erst auf Umwegen dann auf dasselbe zurück, wenn man wahrgenommen hat, dass der Eigensinnige seinen Irrtum einsieht; dann gilt es, ihm eine goldene Brücke zu bauen oder wenigstens ein kaum sichtbares Hinterpförtchen zu öffnen, wo er unbemerkt seinen Rückzug antreten kann. Dann kommt auch der eigensinnigste, schwerst zu behandelnde Mensch mit der alten Sache nicht mehr, drängt man aber geradeaus an, so bringt er dasselbe immer wieder, und wenn man ihn auch wiederholt zu fall gebracht hätte. Ist die Sache aber einmal erledigt, so hüte man sich, zwecklos ein zweites Mal damit zu kommen,

in der Absicht, das Erledigte nochmals gründlicher zu erledigen: das hiesse „einen Schlafenden wecken, um ihm ein Schlafpulver einzugeben“.

Im allgemeinen halte man aber an dem Satze fest, dass **Egoismus, Faulheit und Eitelkeit die einzigen Triebfedern im Menschen sind, auf die man sich stets und unbedingt verlassen kann.** Liebe, Treue, Ehrlichkeit, Religion und Vaterlandsliebe, alles kann wanken, alles kann fallen, und wenn es noch so lange felsenfest gestanden hat. Zehnmal hat man bei einem Menschen auf eine dieser Eigenschaften gebaut und es hat gehalten, das elfte Mal stürzt alles zusammen, wie ein Kartenhaus — auf Egoismus, Faulheit und Eitelkeit baue hundertmal, baue tausendmal, immer wird es halten. Sagen wir noch einfacher bloss Egoismus, denn Faulheit und Eitelkeit sind beide nur qualifizierter Egoismus, und so wollen wir diesen allein als die einzige und immer verlässliche Triebfeder im Menschen bezeichnen, die beim Verkehr mit demselben im Auge zu behalten ist. Es gibt genug Fälle, wo man alle Hebel in Bewegung setzt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, namentlich wenn Gefahr vorhanden ist, dass ein Unschuldiger verdächtigt wird; man appelliert auf Ehre, Gewissen, auf Menschlichkeit und Religion, alles ist vergeblich —, zieht man aber die vielen Register des Egoismus auf, dann ertönt volle Wahrheit. Dieser ist auch der beste Prüfstein für das Vorhandensein von Wahrheit. Hat man sich mühsam einen Zusammenhang, eine Erklärung konstruiert, so ist es selbstverständlich, dass man die Richtigkeit der Konstruktion mit Rücksicht auf das vorhandene Motiv untersucht; geht die Kette der Konstruktion ohne Schwierigkeit fort bis auf das Motiv, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, dass sie fehlerlos ist; zeigt sich als Motiv des Vorgehens irgend eine edle Triebfeder: Freundschaft, Liebe, Menschlichkeit, Treue, Barmherzigkeit — so **kann** die Konstruktion richtig sein, und gottlob finden wir dies öfter, als man behauptet, aber sie **muss** nicht richtig sein; ruht aber der Bau auf Egoismus, Egoismus in irgend einer seiner zahllosen Formen, und ist nirgends ein logischer Fehler unterlaufen, dann ist alles vollkommen erklärt und verlässlich, die Konstruktion ist zweifellos richtig.

f) Geheimnisse.

Die Feststellung des Wahren gelänge viel seltener, als es tatsächlich der Fall ist, wenn es den Menschen nicht so schwer fiele, etwas geheim zu Haltendes zu verschweigen. Dieser, eigentlich

sehr merkwürdige und nicht recht zu erklärende Umstand ist im Volke allbekannt; Sprichwörter aller Völker befassen sich damit und gehen meistens dahin aus, dass es vornehmlich den Frauen nicht gelingen soll, ein Geheimnis zu bewahren; die Italiener behaupten, die Frau laufe Gefahr zu platzen, wenn sie etwas nicht sagen darf,. die Deutschen sagen, es schade der Gesundheit des Weibes und sie altere frühzeitig, wenn sie durch Geheimnisse beschwert würde, und die Engländer drücken ähnliche Wahrheiten in noch derberer Form aus. Klassische Sagen (Barbier des Königs Midas) haben sich mit der Frage befasst, auch in unzähligen Märchen, Erzählungen, Romanen und Gedichten wird es geschildert, wie schwer die Menschen schweigen können, und eine sehr hübsche moderne Novelle („Die Last des Schweigens“ von Ferdinand Kürnberger) hat denselben Gegenstand sogar zum Leitmotiv gewählt. Wie schwer das Schweigen überhaupt ist, drückt der Philosoph Lotze[1]) in den Worten aus, dass wir zwar frühzeitig sprechen, aber sehr spät schweigen lernen. Diese Tatsache kommt dem Kriminalisten oft zu statten, nicht bloss bei Verbrechern, sondern auch bei Zeugen, die aus irgend einem Grunde etwas nicht sagen wollen; gerade das Letztere begründet grosse Gefahren, weil der Zeuge ja reden muss und um das fragliche Geheimnis herumgeht, ohne es erst zu berühren, bis er Andeutungen und halbe Mitteilungen macht. Bleibt der Verhörende hierbei stehen, so ist dies immer bedenklich, denn „halbe Verschwiegenheit ist gefährlicher als eine wirkliche Verleumdung“; bei dieser weiss man wenigstens, wer gemeint war und getroffen wurde, so dass eine Verteidigung möglich ist, bei jener kann aber durch Anspielungen und umschreibende Darlegung sowohl betreffs der Person des Halbbeschuldigten, als auch betreffs der Umstände, die ihm zur Last gelegt werden, arge Verwirrung angerichtet werden. Gerade deshalb hat sich der Kriminalist mit dieser Frage eingehend zu befassen.

Was vor allem seine eigene Verschwiegenheit anlangt, so kommt schon diese in zweifacher Richtung in Betracht. Dass er selbst Amtsgeheimnisse nicht ausplaudert, ist so selbstverständlich, dass darüber nicht gesprochen werden muss; eine solche Plauderei ist so pflichtvergessen und so ehrlos, dass wir annehmen wollen, dass sie in der eigentlichen Form gar nicht vorkommen wird. Nicht selten ist es aber, dass einem Kriminalisten, besonders den

1) Rud. Herm. Lotze, „Der Instinkt“. (Kleine Schriften, herausgeg. von Peipers. Leipzig 1885—91.)

jüngeren und da wieder gerade den eifrigsten unter ihnen, eine Andeutung entschlüpft oder entlockt wird. Es wird weder ein Namen, noch ein Ort, weder Zeit, noch nähere Verhältnisse genannt, es handelt sich ja nur um die Sache selbst, da kann kein Schaden entstehen — und doch sind gerade in dieser Weise die wichtigsten Dinge ausgeplaudert worden, und was das Schlimmste dabei ist, oft wurde die Sache, eben weil man weder Namen noch sonstig Spezifizierendes wusste, verdreht weiter gebracht und schliesslich einem Unschuldigen aufgehalst. Man bedenke, dass man sich da ja nur mit den interessanteren Dingen die entsprechende Mühe gibt, dass gerade Strafsachen die Leute so entsetzlich interessieren, und dass daher reichlicher Anlass zu Kombinationen namentlich dann gegeben ist, wenn dieselbe Geschichte mehrere Male oder von verschiedenen Wissenden erzählt wurde, wodurch dann leicht Ergänzungen und Verknüpfungen möglich sind. Ich möchte zur Warnung an eine oft zitierte Anekdote erinnern, die zuerst, ich glaube von Boccaccio erzählt wurde: Ein junger und sehr beliebter Abbé wurde in einem Salon von zahlreichen Damen um die Erzählung gequält, was der Inhalt der ersten, ihm abgelegten Beichte gewesen sei. Nach langem Sträuben meint der Abbé, es sei nicht verboten, die gebeichtete Sünde zu erzählen, nur den Namen des Beichtenden dürfe er nicht verraten, und so teilt er mit, die erste ihm gebeichtete Sünde sei ein Ehebruch gewesen. Wenige Minuten darauf erschienen verspätete Gäste, ein Marquis und seine junge schöne Gattin. Beide machen dem Abbé Vorwürfe, dass er sie so selten besuche, und die Marquise ruft laut: „Es ist nicht schön, dass Sie mich, als Ihr erstes Beichtkind, so sehr vernachlässigen". Diese Schnurre ist für uns in hohem Grade belehrend und warnend, denn jeder von uns weiss, wie oft in ähnlicher Weise „bloss Tatsachen", also „vollkommen ungefährlich", weiter erzählt werden; der Betreffende braucht weiter nichts zu Kombinationen zu liefern, diese bilden sich von selbst aus Tatsachen, die anderweitig bekannt wurden, und schliesslich sind die wichtigsten Amtssachen, an deren Geheimhaltung vielleicht viel gelegen wäre, überall bekannt. Das Amtsgeheimnis lautet allgemein, es muss also auch allgemein gewahrt werden und nicht bloss teilweise.

Die zweite Richtung, in welcher der Kriminalist sich Verschwiegenheit auferlegen muss, ist die gegen Zeugen und Beschuldigte. War in der ersten Hinsicht eine gewisse Plauderhaftigkeit die Ursache des zu viel Erzählens, so ist es in dieser eine Art von Eitelkeit, die zum Plaudern reizt. Sei es, dass der Strafrichter

dem Beschuldigten zeigen will, wie viel er schon weiss, oder wie richtig er Schlüsse gezogen hat, sei es, dass er dem Zeugen durch sein Vertrautsein mit der Sache imponieren will, gleichviel, es kann in der einen und in der anderen Richtung viel Törichtes angerichtet werden. Namentlich wird jeder Erfolg unmöglich gemacht, wenn sich der Strafrichter übereilt hat und etwa im Anfange der Untersuchung sich schon orientiert zeigen will, aber etwas Falsches vorbringt. Der Beschuldigte lässt ihn natürlich bei seinen falschen Annahmen, der Zeuge wird durch dieselben suggeriert, und welche Folgen daraus entstehen, ist leicht auszurechnen. Hier richtig vorzugehen, ist schwer: wollte man niemals sagen, was man schon weiss, so würde man sich in vielen Fällen des wichtigsten Erforschungsmittels berauben, ebenso darf man mit seinem Wissen nicht zu spät vorkommen, aber der ärgere Fehler ist der, den man durch zu frühes oder zu viel Reden begeht. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, dass ich es nie bereut habe, geschwiegen zu haben, wohl aber, wenn ich etwas gesagt hatte. Die einzige Regel, die noch gegeben werden kann, ist ziemlich selbstverständlich, nämlich, dass man absolut nie zu etwas Unwahrem greifen darf, und dass man sich auch nicht den Schein geben darf, als ob man mehr wisse, als wirklich der Fall ist; abgesehen von der Unehrenhaftigkeit, die in einem solchen Vorgehen liegt, ist auch die Gefahr einer argen Blossstellung für den Fall, als man sich geirrt hat, viel zu gross.

Aber es gibt noch eine arge Gefahr, in die man hier *optima fide* geraten kann, und die darin besteht, dass man glaubt, etwas zu wissen, ohne dass es wahr ist; auch diese Gefahr ist für die Begabtesten und Eifrigsten unter uns am grössten, weil gerade diese im Kombinieren, Schlüsseziehen und Möglichkeitenausmalen am schnellsten bei der Hand sind und dann etwas als zweifellos und unwiderleglich ansehen, was besten Falles eine blosse Möglichkeit ist. Im Erfolge ist es gleichgültig, ob man absichtlich etwas Unwahres gesagt hat, oder nur, durch zu sanguinisches Temperament verleitet, mit etwas hervorgeplatzt ist, was man für richtig hielt, ohne dass es dies war. Dass also hier Vorsicht am Platze ist, braucht niemandem gesagt zu werden, erwähnen könnte man nur, dass man manches in dieser Richtung von Leuten lernen kann, die zu viel reden; bei seinem Nächsten kann man so rasch merken, ob er zu viel gesagt hat; wenn man dann das Warum und Wieviel in sorgsame Erwägung zieht, so ist es nicht schwer, bei seinem eigenen Tun dann die entsprechende Parallele zu ziehen.

Was nun aber die „Geheimnisse“ der anderen anlangt, so wird man selbstverständlich zurerst feststellen, was ein wirkliches Geheimnis ist, was jemand nicht sagen darf, wenn er nicht sich oder anderen Schaden bringen soll; ist etwas als wirkliches Geheimnis erkannt, so muss man mit sich zu Rate gehen, welcher Schaden der grössere ist: der, welcher durch Wahrung, oder der, welcher durch Bruch des Geheimnisses angerichtet wird. Wenn es nur halbwegs möglich ist, so wird man trachten, ein solches Geheimnis in Ruhe zu lassen — ein, und meistens ein nicht unbedeutender Schaden wird jedenfalls angerichtet, wenn man es dem anderen herausmartert. Ist man aber der ehrlichen Überzeugung, dass man das Ding wissen muss, namentlich dann, wenn durch dessen Verschweigung ein Unschuldiger gefährdet wird, dann heisst es allerdings, alle Kunst daran zu setzen, um sich in den Besitz dieser Kenntnis zu bringen. Da bei diesem Vorgehen doch jede Perfidie auch in ihren leisesten Anklängen ausgeschlossen ist, so ist die Sache niemals leicht.

Als Hauptregel muss gelten, dass man auf ein Geheimnis, das man erfahren will, nicht allzu heisshungrig losgehen darf; je wichtiger es ist, desto weniger darf man daraus machen; am Besten ist es, überhaupt nicht direkt darnach fragen, es kommt von selbst, namentlich wenn es wirklich Wert hat, und manche Tatsache, der der Wissende keinen besonderen Wert beigelegt hat, ist erst zum sorgfältig gehüteten Geheimnis geworden, weil die Dringlichkeit, mit der man sich darum gekümmert hat, aufmerksam gemacht hat. Im Notfall, wenn alle anderen Hilfen versagt haben, wird nichts anderes übrig bleiben, als, immer mit Vorsicht, dem Betreffenden von der Strafsache mehr zu sagen, als man sonst für gut befunden hätte; es muss eine sorgfältige Auswahl aller jener Momente getroffen werden, welche sich um das betreffende Geheimnis gruppieren und aus welchen die Wichtigkeit der Sache hervorgeht. Wenn der Zeuge dann einsieht, dass er durch das Preisgeben seines Geheimnisses wirklich etwas Wichtiges bietet, so gelingen oft überraschende Erfolge.

Das relativ bedeutendste Geheimnis ist das der eigenen Schuld und die mitunter höchst auffällige Darlegung derselben, das Geständnis, ist ein eigentlich sehr merkwürdiges psychologisches Problem[1]). In vielen Fällen liegen die Gründe für das Ablegen

1) Vergl. Lohsing, „Das Geständnis“ in H. Gross' Archiv IV, 123, und Hausner, ibid. XIII, 267.

eines Geständnisses ganz klar am Tage: der Täter sieht, dass die Beweise so dringend sind, dass er sicher verurteilt wird: dann sucht er durch das Geständnis eine Milderung der Strafe zu erzielen oder er hofft durch eine mehr oder minder aufrichtige Darstellung des Sachverhaltes einen grösseren Teil der Schuld auf einen anderen abzuwälzen. Mitunter ist sogar ein Zug von Prahlerei im Geständnis zu finden, z. B. bei jungen Bauernburschen, die bezüglich einer Rauferei mitunter mehr gestehen, als sie getan haben (leicht zu erkennen an der grosstuerischen Art, mit der sie ihr verdienstliches Tun darstellen); dann die bekannten Geständnisse, um Verpflegung und Winterquartier zu bekommen, die Geständnisse aus Trotz und aus „Überzeugung" (bei politischen Delikten und ähnlichen), sogar Geständnisse aus Edelsinn kommen vor, um eine nahestehende Person zu entlasten, dann wieder Geständnisse zur Irreführung, die namentlich bei Komplotten vorkommen und die den Zweck haben, Zeit zu gewinnen (entweder zur Flucht der eigentlichen Täter oder zur Beseitigung kompromittierender Dinge u. s. w.); der Mann gesteht hier in der Regel nur so lange, bis er glaubt, dass sein Plan gelungen ist, worauf er dann den Untersuchungsrichter mit einem wohlfundierten und regelmässig auch gelingenden Alibibeweis überrascht. Nicht selten sind Geständnisse eines minderen Verbrechens, um dadurch ein Alibi für ein schwereres Verbrechen zu beweisen; endlich gehören noch hieher die Geständnisse, die Katholiken im Beichtstuhle befohlen wurden[1]), und die Geständnisse auf dem Totenbett. Die ersteren sind dadurch charakteristisch, dass sie unmotiviert gebracht werden, dass der Gestehende seine Tat nicht zu beschönigen sucht, Ersatz zu leisten bestrebt ist, wenn es ihm auch schwer fällt, und dass er häufig sogar selbst um eine empfindliche Strafe bittet. Die Geständnisse der Sterbenden mögen zumeist wohl religiöse Gründe haben oder verhindern

1) Ein seltsames und verhängnisvolles Geständnis war das der Frau B. in dem viel besprochenen „Fall des Menschenfressers Bratuscha" (s. H. Gross in der „Deutschen Jur.-Ztg." 1904. S. 143 und 733). Franz B. hatte gestanden, dass er seine 12jährige Tochter erwürgt, verbrannt und teilweise aufgegessen habe, wobei ihm seine Frau geholfen hätte. Diese leugnete zuerst, ging dann zur Beichte und gestand hierauf dem Untersuchungsrichter dasselbe wie ihr Mann. Der Priester, der von der Wahrheit des Geständnisses des Franz B. überzeugt war, hatte nämlich der Frau B. die Absolution verweigert, wenn sie nicht „der Wahrheit entsprechend gestehe". Hinterdrein stellte es sich aber heraus, dass das Geständnis beider Gatten falsch ist, da die „Ermordete" lebt. Franz B. hat in krankhafter Erinnerungstäuschung gestanden, seine Frau — um die priesterliche Absolution zu erhalten. —

wollen, dass etwa ein Unschuldiger bestraft oder noch länger in Strafe behalten werde.

Mit dieser langen und keineswegs erschöpfenden Reihe solcher Geständnisse, die sich erklären lassen, ist aber nur ein gewisser Teil aller Geständnisse, die uns vorkommen, berührt, ein grosser Teil bleibt uns mehr oder weniger unverständlich. Mittermaier[1]) hat sich schon mit dieser Frage eingehend befasst, gibt Beispiele und die ziemlich ausgedehnte ältere Literatur an. Für eine Anzahl von Fällen mag man vielleicht mit der Erklärung durch den Druck des Gewissens auslangen, namentlich dann, wenn es sich um hysterisch oder nervös veranlagte Naturen handelt, welche von mahnenden Vorstellungen gequält werden, indem ihnen der Geist des Getöteten zu erscheinen pflegt, oder denen fortwährend das unerträgliche Geklimper des gestohlenen Geldes im Ohre liegt u. s. w. Wenn der Betreffende dann vermeint, diese beunruhigenden Vorstellungen durch Geständnis und die nachfolgende Strafabbüssung los zu werden, so haben wir es eigentlich nicht mit dem zu tun, was man Gewissen nennt, sondern mehr oder minder mit etwas Krankhaftem, mit einer bis zur Psychose erregten Phantasie[2]). Wenn aber solche Erscheinungen fehlen und wenn keinerlei religiöse Motive mitwirken, wenn der Betreffende sich freiwillig, einem inneren Druck nachgebend, zu einem Geständnis entschliesst, so haben wir allerdings einen jener Fälle, in welchem das „Gewissen"[3]) gewirkt hat — auch eines der vielen Worte, für die uns Erklärung und Begriff vollständig fehlt. Ich wüsste eigentlich kein Analogon im psychischen Wesen des Menschen, wo jemand mit sehenden Augen etwas ausschliessend zu seinem Schaden und ohne irgend welchen wahrnehmbaren Nutzen tut, so wie es bei dieser Gattung von Geständnissen der Fall ist, und mit derart singulär dastehenden Erscheinungen hat es immer grosse Schwierigkeiten. Man sucht sich bisweilen damit zu helfen, dass man behauptet, solche Geständnisse geschehen aus blosser Dummheit und Unüberlegtheit, oder damit, dass man ihr Vorkommen einfach leugnet. Die Erklärung mit der

---

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozess". Darmstadt 1834.

2) Edgar A. Poe (im „Geist des Bösen") erklärt solche Geständnisse recht einfach als perverses Handeln. (Minden, J. C. C. Brun, ohne Jahreszahl).

3) Vergl. Elsenhans, „Wesen und Entstehung des Gewissens". Leipzig 1894. L. Oppenheim, „Das Gewissen". Basel 1898. Kähler, „Das Gewissen". Halle 1878. Sommer, „Gewissen und moderne Kultur". Berlin 1884. Rée, „Die Entstehung des Gewissens". Berlin 1884.

Dummheit verfängt dem Praktiker gegenüber doch nicht, denn wenn wir auch zugeben, dass es oft vorkommt, dass einer thöricht gesteht und es später, wenn er den begangenen Fehler wahrnimmt, bitter bereut, so finden wir doch auch viele Geständnisse, die nicht bereut werden, und bei welchen dem Betreffenden in keiner Richtung beschränkter Verstand vorgeworfen werden kann. Diese Geständnisse einfach zu leugnen ist zwar bequem, aber richtig ist es nicht, denn jeder von uns kennt die Fälle in Menge, in welchen für das Geständnis trotz aller Mühe durchaus kein Motiv zu finden war — er hat gestanden, weil er gestehen wollte, darüber hinaus kommen wir nicht. —

Liegt dem Kriminalisten einmal ein Geständnis vor, so ist nach Ansicht des Laien die Arbeit beendet, in Wirklichkeit fängt sie aber erst an. Vorsichtigerweise legen alle Gesetzgebungen heute einem Geständnisse erst dann beweisenden Wert bei, wenn es mit den Erhebungen vollkommen übereinstimmt, das Geständnis ist Beweismittel, aber nicht Beweis; man verlangt also irgend eine objektive, mitbeweisende Unterstützung des Geständnisses, eine Unterlage für dasselbe; aus dieser Tendenz des Gesetzes ergibt sich aber auch, dass diese Unterlage für das Geständnis nur dann den ihr vom Gesetze beigelegten Wert haben kann, wenn dieselbe unabhängig vom abgelegten Geständnisse gewonnen und hergestellt wurde. In der Existenz eines Geständnisses liegt für Richter, Zeugen, Sachverständige, kurz, für alle an der Sache Beteiligten eine stark suggerierende Macht; das Geständnis ist abgelegt, es wird alles, was in der Sache wahrgenommen wird, unter den Gesichtswinkel des Geständnisses gerückt, und welch ändernde Wirkung das hat, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Man ist so sehr geneigt, alles, was man aufnimmt, mit Hilfe einer Erklärung einzuschachteln und anzupassen, dass man geradezu begehrlich nach dieser Erklärung greift und dann drückt und modelt, bis sich alles willig gefügt hat. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die jeder Beobachtende bestätigen wird, dass alle unsere Wahrnehmungen in der ersten Zeit weich und plastisch sind und sich leicht nach der im Geiste dafür schon vorhandenen Form gestalten lassen; erst wenn wir sie eine Zeit lang besessen haben und ruhig werden lassen, erst dann werden sie starr und ungefügig. Nimmt man also unter einer bestimmten Vorstellung auf, so wird das weiche Aufgenommene leicht eingepresst, Vorragungen und Unebenheiten werden weggedrückt, Vertiefungen ausgefüllt, und wenn es halbwegs möglich ist, wird die Anpassung leicht vollzogen. Nimmt nun kurz darauf eine neue,

völlig andere Vorstellung in uns Platz, so geschieht die Umformung des aufgenommenen Materials abermals leicht, und erst lange später, wenn dies Aufgenommene erstarrt ist, gelingt eine neue Änderung nicht mehr. Solche Dinge erfahren wir tagtäglich im gewöhnlichen Leben, aber auch in unserer Arbeit machen wir die gleiche Erfahrung. Wir hören von einem Verbrechen und pflegen die ersten Erhebungen; aus irgend welchen Gründen nehmen wir als vorläufigen Verdacht den A als Täter an. Die erste Tätigkeit besteht nun für den Kriminalisten bekanntlich darin, dass er das gesamte bis jetzt vorliegende Beweismaterial auf die Vorstellung: der A sei der Täter, anzupassen sucht; der Lokalaugenschein wird in allen seinen Einzelheiten auf die Täterschaft des A geprüft: es passt; Sektionsbefund desgleichen: es passt; die Zeugenaussagen nach einander ebenso: alles passt. Schwierigkeiten haben sich wohl ergeben, aber sie sind zu beseitigen, man schiebt sie auf ungenaue Beobachtung oder sonstige Gründe, es geht schon, die Sache passt auf den A. Nehmen wir nun an, es würde bald darauf der B die Tat gestehen; dieser Umstand ist nun von so bedeutender Kraft, dass die früheren Verdachtsgründe gegen den A sofort beiseite geschoben werden, die Vorstellung der Täterschaft vereinigt sich auf den B. Natürlich muss nun das ganze Material wieder auf den B geprüft werden, und trotzdem es früher auf den A gepasst hat, passt es jetzt wieder auf den B; es ergeben sich zwar auch hier einzelne Schwierigkeiten, aber zu beseitigen sind sie jetzt gerade so wie früher.

Ist das nun aber möglich mit Beweisstücken, die schon in schriftlicher Form und unabänderlich sind, um wie viel leichter geht es noch mit dem Anpassen der erst aufzunehmenden Beweise, die dann leicht durch das schon vorliegende Geständnis Färbung bekommen. Das edukative Moment liegt nun in zweifacher Richtung vor: dem Richter und seinen Gehilfen (Sachverständige u. s. w.) und dem Zeugen gegenüber.

Sich selbst gegenüber hat sich der Strafrichter ununterbrochen vorzuhalten, dass seine Aufgabe nicht darin besteht, alle Beweismittel dem schon vorliegenden Geständnisse anzupassen und sie als blosse Dekorationsstücke desselben auftreten zu lassen, sondern dass er den Beweis herzustellen hat aus dem Geständnis und aus den übrigen Erhebungen, dass also beides unabhängig von einander geschaffen werden muss. Der Gesetzgeber aller modernen Kulturstaaten ist von der richtigen Voraussetzung ausgegangen, dass auch falsche Geständnisse vorkommen — und wer von uns hat solche nicht erlebt? — sei es, dass der Geständige ein Unter-

kommen haben will, sei es, dass er dies aus krankhafter Neigung ablegte[1]), sei es, dass er den Täter entlasten wollte, immer können solche falsche Geständnisse nur dadurch entdeckt werden, dass man sie in Widerspruch mit den Erhebungen setzt. Adaptiert man aber bloss, dann versagt dieses Mittel freilich; man braucht bei solchen falschen Geständnissen nicht immer bloss an dramatische Ereignisse bei grossen Mordtaten zu denken, sie kommen am häufigsten bei unwichtigen Fällen mit mehreren Tätern vor, wo man nur einen oder einige entdeckt hat, die dann die Schuld der übrigen auf sich nehmen, z. B. bei Diebstählen, Raufereien, Volksaufläufen u. s. w. Ich wiederhole: die suggerierende Kraft eines Geständnisses ist eine grosse, und deshalb ist es wirklich nicht leicht, immer wieder von dessen Vorliegen abzusehen und alle Erhebungen so zu pflegen, als ob kein Geständnis vorläge — aber es muss so geschehen, wenn man sich nicht selbst in Irrtümer führen will.

Noch heickler ist der Vorgang den Zeugen gegenüber, weil man da die Schwierigkeiten mit diesen und ausserdem mit sich selbst auszutragen hat. Das Einfachste wäre, den Zeugen ein vorliegendes Geständnis zu verleugnen, dann würden sie freilich unbefangen sprechen. Aber abgesehen davon, dass dies als Lüge unerlaubt wäre, müsste dann jede Vernehmung eines Zeugen eine reine Komödie sein, und in vielen Fällen wäre das Aufführen derselben auch nicht möglich, weil es den Leuten schon bekannt ist, dass der Beschuldigte gestanden hat. Das einzige, was da zu machen ist, besteht darin, dass der Strafrichter (wenn es aus anderen Gründen überhaupt zulässig ist) dem Zeugen das Vorliegen eines Geständnisses mitteilt, ihn aber darauf aufmerksam macht, wie dies allein noch kein Beweis ist, und endlich und hauptsächlich, dass er selbst kühlen Kopf behält und den Zeugen davon abhält, den Sachverhalt vom Standpunkte des „schon Eingestandenen" aus aufzufassen. Darauf kann nie genug hingewiesen werden, dass die Farbe, die in ein Protokoll kommt, zum kleineren Teil vom Zeugen, zum grössten Teil vom Richter herstammt. Der exaltierteste Zeuge kann von einem besonnenen Richter auf einen nüchternen und brauchbaren Standpunkt geführt werden, und umgekehrt, aus dem ruhigsten Zeugen kann das verwegenste Zeug zustande gebracht werden, wenn der Richter nur halbwegs den sicheren Boden des zweifellos Erwiesenen verlässt. — Mit sehr vernünftigen Zeugen, die man nicht

1) Siehe den oben (S. 37 in der Anmerkg.) zitierten Fall des „Menschenfressers" Bratuscha.

bloss unter Gebildeten findet, kann man auch konstruktiv vorgehen und nach Darstellung ihrer Aussage ihnen sagen, man wolle sich den Fall so zurecht legen, wie er sich gestalten würde, wenn man das Geständnis nicht hätte. Es gibt überraschend viele Leute (ich habe sie namentlich unter Bauern gefunden), die einer solchen Überlegung gut zugänglich sind und gerne mitgehen, wenn man ihnen die Hand reicht und sicher voranschreitet. In einem solchen Falle ist es nötig, vorerst die Aussage in ihre einzelnen Teile zu zerlegen; das ist hierbei das Wichtigste und Schwierigste, weil man nicht formell, sondern materiell zu scheiden hat, was für sich ein Moment bildet und was bloss scheinbar zusammengehört. Sagen wie z. B., es wäre bei einer grossen Rauferei mitten im Knäuel der Balgenden einer gestochen worden und A gesteht die Tat. Ein Zeuge wüsste nun anzugeben, dass A zuerst ein Drohwort gerufen habe, dann in den Knäuel hineingesprungen sei, in den Sack gegriffen habe und wieder vom Knäuel weggegangen sei; mittlerweile sei der Stich gesetzt worden. In diesem einfachen Fall muss also geschieden werden zwischen den angegebenen einzelnen Momenten, und jedes ist für sich vorzunehmen. Wir denken uns also, A habe nicht gestanden; wie würden wir dann den Drohruf deuten? Kann er nicht auch gegen die Angreifer des Beschädigten gerichtet gewesen sein? Kann das Hinspringen nicht auch als ein Zuhilfeeilen angesehen werden? Kann das in den Sack Greifen nicht anders gedeutet werden? Muss er gerade um sein Messer gegriffen haben? War genug Zeit, um es zu öffnen und zuzustechen? Kann der Stich nicht damals schon gesetzt gewesen sein? — Wir können dann zu dem Schluss kommen, dass das Ganze, was über den A bezeugt wurde, vielleicht nicht das mindeste Belastende enthält —, fasst man es aber in Verbindung mit dem Geständnis auf, so ist die Aussage des Zeugen fast die eines Tatzeugen, der den A stechen sah.

Mengen sich nun aber einzelne Sinneswahrnehmungen mit Schlüssen ein, kommen dann gleichlaufende andere Wahrnehmungen in Betracht, die vielleicht andere Personen trafen, dann ist die Scheidung allerdings nicht so einfach, aber geschehen muss sie.

Bei minder vernünftigen Leuten, mit welchen man solche Konstruktionen nicht machen kann, muss man sich auf allgemeine Regeln beschränken: vollkommene Genauigkeit verlangen und stets auf die *ratio scientiae* dringen, dann kommt man häufig dahinter, dass eine unsichere Wahrnehmung bezüglich irgend einer Person in eine sichere Wahrnehmung bezüglich des „Gestehenden“ umgewandelt wurde. — Es kommt ja verhältnismässig selten vor, dass unwahre

Geständnisse entdeckt werden, aber wenn dies einmal geschieht, und man nimmt sich die Mühe, dann die vorhandenen Beweismaterialien einer vergleichenden Kritik zu unterziehen, so kann man oft ohne Schwierigkeit wahrnehmen, wie die Anpassung geschehen ist. Die Zeugen wollten durchaus nicht die Unwahrheit sagen, ebenso hat sich der Richter bemüht, das Wahre festzustellen, und doch musste den Sachen oft energisch Gewalt angetan werden, um sie so zu formen, dass sie auf den „Geständigen" passten. Solche Arbeiten sind besonders belehrend, sie sollten deshalb nie versäumt werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Alle Zeugenaussagen bieten ein typisches Bild; das, was bezeugt wurde, passt recht gut für die Annahme, dass der „Geständige" der Täter war; es passt aber auch für die Annahme, dass der nun eruierte, wirkliche Täter der Schuldige war, nur muss manches geändert werden, und das ist oft sehr viel. Hat man Gelegenheit, dieselben Zeugen nochmals zu vernehmen, so wird der Vorgang noch ungleich belehrender. Die Leute (wir nehmen an, dass sie ehrlich die Wahrheit sagen wollten) bestätigen natürlich den Vorgang so, wie er auf den zweiten, nunmehr richtigen Täter passt, und wenn man eine Erklärung für die frühere Aussage, die auf den „Geständigen" gedreht war, verlangt, so entnimmt man aus den Antworten zweifellos, dass die Unrichtigkeiten so zu sagen unwillkürlich zum Vorschein gekommen waren; der Umstand, dass einer gestanden hat, wirkte suggerierend [1]).

Ähnliche Verhältnisse, wie bei einem Geständnisse, liegen auch dann vor, wenn schon andere überführende Beweise gesammelt wurden, die ebenso voreinnehmend wirken können, wie ein Geständnis. Den neuen Zeugen gegenüber hat es der Richter hier leichter, da er ihnen ja die schon vorliegenden Beweise nicht sagen muss. Wie sehr sich die Leute von vorhandenen Verdachtsgründen beeinflussen lassen, das sehen wir täglich. Nur ein Beispiel sei erwähnt. Ein intelligenter Mann war nachts überfallen und verletzt worden, worauf nach dessen Beschreibung ein Individuum verhaftet und dem Beschädigten am nächsten Tage vorgestellt wurde, mit der Frage, ob dies der Täter sei. Er agnoszierte mit voller Sicherheit, da aber seine Beschreibung nicht vollkommen gestimmt hatte, wurde der Zeuge gefragt, warum er denn so bestimmt glaube, dass dies der

1) Nicht zu übersehen sind auch jene Fälle, in welchen falsche Geständnisse durch krankhafte Veränderungen, lebhafte Träume und Vergiftungen entstanden sind, namentlich Vergiftungen durch Kohlenoxyd sind diesfalls merkwürdig, da solchermaßen Vergiftete, aber wieder Gerettete oft Mordtaten etc. begangen zu haben behaupten (Hofmann, Gerichtl. Med. 1898 S. 676).

Täter sei. „Sonst hätten Sie ihn wohl nicht hier, wenn er nicht der Richtige wäre" — war die verblüffende Antwort. Bloss weil der Verdächtigte auf die Angaben des Beschädigten hin eingezogen worden war und nun in Arrestantenkleidern dastand, glaubte dieser darin eine solche Unterstützung seiner Angaben zu sehen, dass er ihn bestimmt als Täter bezeichnen dürfe, ein reines ὕστερον πρότερον, das ihm wegen des energischen Eindruckes der Erscheinung gar nicht aufgefallen war. Ich glaube, dass das Haushalten mit dem, was der Kriminalist von der Sache weiss, zu seinen schwierigsten Aufgaben gehört.

g) Das Interesse.

Wer von uns ehrlich arbeiten will, der muss sich auch bestreben, das Interesse der Leute, mit denen er arbeitet, zu erwecken und rege zu erhalten. Seinen Mitrichtern gegenüber ist man verpflichtet, den Stoff geordnet, systematisch, erschöpfend, aber ohne überflüssige Breite vorzuführen und immer selbst auf das Beste und bis in das Kleinste von der Sache informiert zu sein. Wer so den Fall, und sei es der alltäglichste und einfachste, vorbringt, kann immer des vollsten Interesses seiner Mitarbeiter sicher sein, wo aber Interesse herrscht, da fehlt die Aufmerksamkeit nie, und wo diese ist, da wird das Beste geleistet, was geleistet werden kann. Das sind eigentlich selbstverständliche Voraussetzungen; in gewisser Beziehung wird aber mehr gefordert, den Sachverständigen gegenüber. Vor allem muss jeder Sachverständige, sei er der bescheidenste Handwerker, sei er ein weltberühmter Gelehrter, die Überzeugung bekommen, dass der Strafrichter sich mit vollem Interesse der Arbeit des Sachverständigen hingibt, dass er die Mühe und die Kenntnisse, die in ihr stecken, zu würdigen weiss, dass er den Sachverständigen nicht bloss fragt und hört, weil es so im Gesetze vorgeschrieben ist, und endlich, dass der Richter für die Arbeit des Sachverständigen, soweit es ihm zusteht und möglich ist, ein gewisses Verständnis besitzt (vergl. S. 16.)

Wenn der Sachverständige in noch so hohem Grade gewissenhaft und für seine Sache eingenommen ist, so ist es doch unmöglich, derselben ein wesentliches Interesse entgegen zu bringen, wenn er bei dem, für den er wenigstens der Form nach arbeitet, kein Mitgehen, kein Interesse, kein Verständnis findet. Man möge versichert sein, dass das geringe Maß von Achtung, welches wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus bei Vertretern anderer Disziplinen geniessen — seien wir ehrlich, es ist so — namentlich von

unserer Verbindung mit denselben als Sachverständige bei Gericht herrührt, da sie bei den vielfachen Berührungen mit uns gerade in den wichtigsten Fragen so wenig Verständnis und Interesse antreffen. Wenn sich die Sachverständigen mit wenig Achtung äussern, wenn das verbreitet wird, und wenn sich das dann zu allgemeinen Ansichten über uns ausdehnt, so geschieht uns volles Recht. Kein Mensch kann von einem Strafrichter ausser in seinem Fache noch wesentliche Kenntnisse in allen Disziplinen verlangen, für die es Sachverständige gibt — wohl aber muss er einen Überblick über dieselben haben, soweit sie sein Gebiet berühren, um nicht unverstanden und nicht verstehend dem Experten gegenüberzustehen, um mit ihm gehen und seine Leistungen würdigen zu können. Ebenso kann man aber auch Interesse des Strafrichters für die fertige Arbeit des Sachverständigen verlangen. Wenn der Richter das Gutachten in Empfang nimmt und zu den Akten steckt, wenn er nie zeigt, dass er auf den Spruch der Sachverständigen gespannt war, und wenn er ihre Äusserung lediglich als eine Nummer ansieht, dann darf sich niemand wundern, wenn die Sachverständigen schliesslich auch ihre Arbeit lediglich als abzuliefernde Nummer ansehen und wenn ihr Interesse erlahmt. Kein Mensch bewahrt einer Sache Interesse, wenn ihm solches nicht entgegengebracht wird, und so ist es beim besten Sachverständigen das Gleiche; es fällt natürlich niemandem ein, zu behaupten, dass der Strafrichter Interesse heucheln soll, das wäre das Allerschlimmste — er muss solches haben, sonst taugt er zum Kriminalisten nicht. Aber erhöhen und lebendig machen lässt sich das Interesse. Sieht der angehende Kriminalist ein, dass die Gutachten der Experten für seine Sache von der grössten Wichtigkeit sind, so muss er ihnen wenigstens etwas Interesse entgegenbringen; ist dies aber vorhanden, so wird er die Gutachten mit Aufmerksamkeit lesen; dann wird er erst bemerken, dass ihm manches unverständlich ist, und er wird die Experten um Aufklärung bitten, eine Frage gibt die andere, eine Antwort nach der anderen gibt Verständnis und mit dem Verständnis kommt immer mehr wachsendes Interesse. Dass man irgend welchen Schwierigkeiten begegnet, wenn man, auch privatim, zur eigenen Aufklärung von gerichtlichen Sachverständigen Belehrung verlangt, das kommt nicht vor, ich habe es in langer eigener Praxis nie erlebt und darüber auch von niemandem klagen gehört, im Gegenteil, man sieht immer nur Freude und Genugtuung, wenn man mit solchem Anliegen vorkömmt, und der Gewinn ist stets ein reichlicher. Das ist einfach darin zu erklären, dass der Experte für sein

Fach Interesse hat, eben jenes sachliche Interesse, das der unvergleichlich grösste Teil der Juristen für sein Fach **nicht** hat. Und dies beruht aber wieder auf einer für uns traurigen Tatsache; der Mediziner studierte Medizin, weil er Mediziner werden wollte, der Chemiker studierte Chemie, weil er Chemiker werden wollte, der Physiker studierte Physik, weil er Physiker werden wollte u. s. w. —, nur der Jurist studierte Jus, nicht weil er Jurist, sondern weil er Beamter werden wollte, und da er keine ausgesprochenen Interessen hatte, so wählte er als Beamter wieder jenen Zweig, wo er am besten Aussicht zu haben glaubte. Das ist bittere Wahrheit und die allgemeine Regel; die wirklich um der Rechtswissenschaft willen Jus studieren, das sind Ausnahmen, und so kommt es, dass wir wahres Interesse für die Sache von anderen, von den Nichtjuristen, von unseren Sachverständigen lernen müssen. Es lässt sich aber lernen, und mit wachsendem Interesse wachsen die Kenntnisse und mit wachsenden Kenntnissen wächst die Freude an der Arbeit und mit ihr auch der Erfolg.

Der schwierigste Teil der Frage ist der, wo es sich um das Erwecken des Interesses bei den Zeugen handelt, denn hier ist eigentlich rein erziehlich vorzugehen; durch die Erweckung des Interesses muss Aufmerksamkeit erzielt werden, und durch diese Richtigkeit des Wiedergegebenen, also das Wichtigste, was wir in unserer Arbeit brauchen. „Wo das Interesse fehlt", sagt v. Volkmar [1]), „da fehlt auch die Aufmerksamkeit; das absolut Neue fesselt nicht; was die Apperzeption beeinträchtigt, lähmt auch die Aufmerksamkeit." Das Maßgebendste in diesem für uns bedeutenden Lehrsatz ist die Stelle: „Das absolut Neue fesselt nicht", was so oft übersehen wird. Wenn ich einem ungebildeten Menschen mit den Zeichen grösster Überraschung erzähle, man habe in Verona die fehlenden Bücher der „Annales" von Tacitus, oder im Eise der Lenamündung ein vollständig erhaltenes Dinotherium, oder auf der Manorasternwarte die endliche Lösung der Marskanäle gefunden — so werden ihn alle diese hochinteressanten Neuigkeiten vollkommen kalt lassen, sie sind ihm **absolut** neu, er kennt ihre Bedeutung nicht, er weiss nichts damit anzufangen, sie bieten ihm nicht das mindeste Interessante. [2]) Ähnliches werde ich erleben, wenn ich bei Führung einer grossen Untersuchung einem, wenn auch noch so gebildeten, aber von dieser Untersuchung nicht unterrichteten Menschen erfreut mitteile, dass ich endlich jenen wichtigen Zettel

1) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.
2) K. Haselbrunner, „Die Lehre von der Aufmerksamkeit". Wien 1901.

gefunden habe, von welchem allein die Aufklärung des Herganges abhängt. Ich kann unmöglich Interesse, Aufmerksamkeit und Verständnis für die Sache erwarten, wenn der Mann keine Kenntnis davon hat, um was es sich handelt, und warum denn eigentlich jener Zettel Bedeutung haben soll. Und trotzdem das alles eigentlich natürlich und erklärlich ist, trotzdem machen wir aber ähnliches alle Tage. Wir stellen dem Zeugen eine bestimmte Frage, die für uns, die wir den Sachverhalt kennen, von grosser Bedeutung ist, die uns auch vollkommen klar ist, die aber für den Zeugen ein herausgerissenes, zusammenhangloses und daher kein Interesse bietendes Zeug darstellt. Wer kann dann ohne Interesse vom Zeugen Aufmerksamkeit und eingehendes, überdachtes Beantworten verlangen?[1]) Ich habe es selbst mit angehört, dass ein Zeuge vom Vorsitzenden kurzweg gefragt wurde, was für ein Wetter an diesem und jenem Tage geherrscht hatte, worauf der Zeuge unwillig erklärte: „Hören Sie, mich so und so viele Meilen weit herzuplagen, um mit mir vom Wetter zu diskurieren, das ist doch . . .“ Der alte Mann war eigentlich vollkommen im Rechte, denn eine solch herausgerissene Frage hat keinen Zweck; als ihm dann umständlich auseinandergesetzt wurde, warum die Frage im vorliegenden Prozesse von grösster Bedeutung sei, wie sich der Zusammenhang gestaltet, und wie seine Antwort verwertet werden soll, so ging der Zeuge mit grösstem Eifer darauf ein, gab sich alle erdenkliche Mühe, durch verschiedene Kombinationen und Assoziationen auf einen Anhaltspunkt für das fragliche Wetter zu kommen, und brachte schliesslich eine gut verwertbare Angabe zustande. Das ist auch der einzige Weg, auf dem man einen Zeugen zur Aufmerksamkeit bewegen kann. Wenn man ihm bloss befiehlt, der Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so hat dies dieselbe Wirkung, wie wenn man jemanden auffordert, laut zu sprechen — im günstigsten Falle hat es 'sekundenlangen Erfolg, dann aber ist es wieder so wie früher. Aufmerksamkeit kann erwirkt, aber nicht anbefohlen werden, und es gelingt immer und bei jeder Person, wenn man den richtigen Weg einschlägt. Die erste und unerlässlichste Bedingung ist die, dass man selbst Interesse hat und dieses auch zeigt, denn es ist unmöglich, jemandem Interesse einzuflössen, wenn man selber keines hat. Es gibt nichts Ertötenderes und Abstumpfenderes, als zuzusehen, wie einer schläfrig und langweilig die Leute abfragt, und wie der andere, dadurch an-

1) E. Wiersma u. K. Marbe, „Untersuchungen über die sogen. Aufmerksamkeitsschwankungen“. Ztsch. f. Psych. XXVI, 168 (1901).

gesteckt, in der gleichen Weise antwortet; ebenso erfreuend ist es aber auch, wenn man die überraschende Wirkung eines interessierten und interessierenden Fragens mit beobachten kann; die schläfrigsten Zeugen, selbst stumpfsinnige Leute werden lebendig, man kann verfolgen, wie ihr Interesse und dadurch die Aufmerksamkeit von Schritt zu Schritt zunimmt, wie sie wirklich anfangen, etwas zu wissen, und wie deutlich das, was sie sagen, an Verlässlichkeit gewinnt. Sie haben gesehen, wie sich der Richter müht, wie wichtig die Sache ist, wie leicht eine Irrung geschehen kann und wie folgenschwer sie ist; sie merken, wie man durch Aufpassen und sich Mühe Geben der Wahrheit näher kommt, wie man bei strenger Aufmerksamkeit Fehler vermeiden kann, und so entstehen die brauchbarsten Aussagen bei Leuten, die anfangs verzweifelte Perspektiven eröffnet hatten.

Besitzt man selbst aber auch wirklich lebhaftes Interesse und will man sich Mühe geben, solches bei den Zeugen zu erwecken, so bedarf es noch immer einer sorgfältigen Überlegung, wie man dies tun soll, d. h. was und wie viel man den Zeugen von dem schon festgestellten oder von dem bloss vorausgesetzten und als möglich angenommenen Material sagen soll. Einerseits weiss man, dass man des Zeugen Aufmerksamkeit um so sicherer und lebhafter zu fesseln weiss, je genauer man ihn über den Sachverhalt unterrichtet[1]), andererseits sprechen Vorsicht und andere Rücksichten dagegen, einem Zeugen, den man vielleicht gar nicht kennt und über dessen Vertrauenswürdigkeit man nichts weiss, heikle und wichtige Dinge mitzuteilen; namentlich hat es immer bedeutende Schwierigkeiten, wenn man ihm Voraussetzungen und Kombinationen mitteilen soll, oder wenn man ihm auseinandersetzt, um wie viel sich die Sache anders gestaltet, wenn der Zeuge so oder anders aussagt. Gerade das Letztere hat oft suggerierende Wirkung und muss doch häufig und namentlich dann geschehen, wenn die Aussage oder ein gewisser Teil derselben scheinbar von wenig Belang und doch wichtig ist; das Letztere kann dem Zeugen oft nur dadurch klar gemacht werden, dass man ihm den Unterschied an der Wirkung zeigt, weil er erst an derselben sieht, dass es allerdings der Mühe wert ist, nachdrücklich zu überlegen und sich Mühe zu geben. Jeder von uns wird sich daran erinnern, dass ein Zeuge rasch und flüchtig mit einer ihm gleichgültig erscheinenden Antwort fertig war und

1) Slaughter, „the fluctuations of the attention etc“. Americ. Journ. of Psychol. XII, 313 (1901).

dann, wenn man ihm die Bedeutung und Wirkung derselben vor Augen führte, erst zu denken anfing und schliesslich mit einer wesentlich anderen, gegen früher oft geradezu widersprechenden Antwort zum Vorschein kam.

Wie und wann man also da sprechen kann, darüber gibt es keine Regeln — das kluge Durchkommen zwischen genug Sagen, um das Interesse zu erwecken, und nicht zu viel Sagen, um keinen Schaden anzurichten, ist Taktfrage und von grösster Wichtigkeit. Nur ein bestimmter Trick kann empfohlen werden, der darin besteht, dass man bei der ersten Vernehmung eines Zeugen lieber vorsichtiger ist, und mit dem, was man weiss oder was man nur vermutet, zurückhält; es gelingt ja vielleicht, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Zeugen zu fesseln. Glaubt man aber, dass dies in erhöhtem und für die Untersuchung gedeihlichem Maße möglich wäre, wenn man dem Zeugen tieferen Einblick gewährt, so nimmt man ihn später, und zwar zu einer Zeit, wo man dies ohne Gefahr tun kann, neuerlich vor und trachtet nun seine Aussage infolge gesteigerten Interesses brauchbarer und richtiger zu gestalten. Freilich ist auch hier der Schlüssel für den Erfolg in erhöhter Aufwendung von Mühe gelegen, das ist aber bei unserer Arbeit überall so und das Interessieren der Zeugen für die Sache ist so wichtig, dass es auch die grösste Mühe lohnt.

3. Phänomenologisches.

Phänomenologie ist die Lehre von den Erscheinungen überhaupt, somit in unserem Sinne die systematische Zusammenstellung jener äusseren Symptome, die von inneren Vorgängen bewirkt werden, also auch umgekehrt auf ihr Vorhandensein schliessen lassen. Im weitesten Sinne könnte man daher unter diesen Phänomenen auch die Handlungen und das ganze Auftreten eines Menschen verstehen, im eigentlichen Sinne lassen sich aber nur die äusseren Erscheinungen am Menschen darunter begreifen, die auf bestimmte psychische Momente schliessen lassen, so dass unsere Phänomenologie sich als normalpsychologische Semiotik darstellen kann. Sie ist für uns von grosser Wichtigkeit, hat aber, wenigstens heute noch, nicht die Aufgabe, eine Anweisung darüber zu geben, wie man aus einer ungezählten Menge von äusseren Erscheinungen an den Menschen unzweifelhafte Schlüsse auf innere Vorgänge bei denselben ziehen soll; dazu sind die Beobachtugen noch viel zu wenig zahlreich, viel zu wenig exakt gepflogen und die physiologischen

Untersuchungen noch viel zu wenig vorgeschritten; zu welchen gefährlichen Irrtümern man auf dieser Bahn gelangen kann, wenn sie vorzeitig betreten wird, zeigen die Lehren der positivistischen italienischen Schule, die sich ja eigentlich auch als psychopathische Semiotik darstellen. Kann aber unsere Phänomenologie nicht so weit gehen, auch nur entfernt die Aufstellung einer systematischen Symptomenlehre zu versuchen, so kann sie doch die Auffasssungen, die man im gewöhnlichen Leben von diesen äusseren Erscheinungen zu haben pflegt, einer kritischen Besprechung unterziehen und namentlich übertriebene Vorstellungen über den Wert einzelner Symptome auf jenes Maß zurückführen, welches sich verantworten und beweisen lässt. Fast möchte es scheinen, als ob die Tätigkeit, die hier zu entwickeln kommt, eine mehr negative sein wird, es ist aber auch darin Gewinn zu finden, wenn wir erwägen, dass die Lehre der psychologischen Phänomenologie erst in späterer Zeit aufzubauen sein wird, und dass die Forschung auch schon dann Arbeit leistet, wenn sie die vorhandenen Anschauungen sichtet und beseitigt, was nicht verwendbar ist.

a) Allgemein Äusseres.

„Jedes Phänomen des Geistes hat sein physisches Korrelat", sagt Helmholtz[1]), und darin liegt eigentlich das ἓν καὶ πᾶν der Frage; alles, was im Geiste vorgeht, das muss der Körper in irgend einer Weise mitmachen[2]); es ist daher auch sinnlich wahrnehmbar, bald erkennbarer, bald nur in Spuren angedeutet. Freilich geht das nicht so weit, dass dasselbe Phänomen des Geistes immer dasselbe physische Korrelat besitzt, das ist weder bei den einzelnen Individuen gleich, noch wiederholt es sich im selben Individuum stets gleichmässig, und so wie überhaupt die moderne Art des Generalisierens immer Gefahren und Unwahrheiten mit sich bringt, so kann man sich gerade hier nicht genug vor ihr hüten. Dürfte man hier generalisieren, dann wären die psychischen Vorgänge bald wenigstens so klar wie die physischen, aber dass dies hier unzulässig ist, hat viele Gründe. Vor allem sind die physischen Äusserungen nur selten die direkten und unvermittelten Äusserungen eines psychischen Momentes (wie z. B. das Zeigen der geballten Faust bei

1) H. L. Helmholtz, „Über die Wechselwirkungen der Naturkräfte". Königsberg 1854.

2) Alfred Lehmann, „Die körperl. Äusserungen psych. Zustände". Leipzig I. Teil 1899, II. Teil 1901.

Drohungen), sondern meistens in keinem direkt ursächlichen Zusammenhang stehend, so dass man nur ungefähr und hypothesenhaft die Erklärung gibt, indem man physiologische, anatomische oder sogar atavistische Momente heranzieht. Weiters sind zufällige Angewöhnungen und Vererbungen wirksam geworden, die zwar nicht neugestaltend, aber umbildend eingegriffen haben, wodurch im Laufe der Zeit eine ganz natürliche Äusserung so lange verändert wurde, bis sie völlig unverständlich ist; zudem sind solche Erscheinungen meistens individuell, so dass das Studium bei jedem einzelnen von neuem beginnen muss, auch bleiben sie selten konstant; wir nennen sie Gewohnheiten und sagen z. B.: „Er hat die Gewohnheit, an das Kinn zu fassen, sobald er verlegen ist" — aber wie solche Gewohnheiten wechseln, das ist bekannt genug. Weiter wirken in vielen Richtungen rein physiologische Gründe, die wir nur empirisch und vielleicht zufällig mit psychischen Vorgängen verbinden (z. B. Erröten, Zittern, selbst Lachen[1]), Weinen, Stottern etc.), und endlich liegt den wenigsten Menschen daran, ihr Inneres den anderen offen darzulegen, so dass sie keinen Grund einsehen, warum sie dasselbe in kenntliche Übereinstimmung mit dem Äusseren bringen sollen; dies tun sie aber nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrtausenden, und so haben sich bestimmte Äusserungen von einer Generation auf die andere fortvererbt und dabei immer modifiziert, bis sie heute in vollkommen unkenntlicher Form auftreten. Charakteristischerweise hat das Bestreben, die anderen zu täuschen, auch seine Grenzen vorgezeichnet erhalten, und so kommt es oft vor, dass sogar einfache und bezeichnende Gesten mit den Worten in Widerspruch geraten, wenn letztere unwahr sind; man kann z. B. wahrnehmen, dass einer sagt: „sie ging hinab" und deutet dabei, wenn auch nicht sehr lebhaft, doch wahrnehmbar, nach hinauf — hiebei ist eben das Gesagte unwahr, das Gedeutete wahr gewesen, er vermochte seine Aufmerksamkeit wohl auf das zu Sagende zu konzentrieren, nicht aber auf das zugleich Gedeutete, und so wurde die Hand gewissermaßen von dem unbeaufsichtigten Unterbewusstsein allein geleitet.

In dieser Richtung merkwürdig war ein Fall, in dem eine ob Kindesmords Verdächtigte erzählte, sie habe allein entbunden, habe das Kind noch abgenabelt und dann neben sich auf das Bett gelegt; sie hätte auch wahrgenommen, wie sich hierbei eine Ecke der Bettdecke über das Gesicht des Kindes gestreift habe, so dass sie noch

1) H. Bergson, „Le rire". Paris 1900.

dachte, dies könnte die Atmung des Kindes behindern; sie sei aber hier von einer Ohnmacht befallen worden, habe dem Kinde also nicht helfen können, und so sei dasselbe erstickt. Während sie dies zögernd und weinend erzählte, spreizte sie die Finger der linken Hand aus und drückte mit derselben fest auf ihren Oberschenkel, etwa so, wie sie getan hätte, wenn sie dem Kinde zuerst etwas Weiches, etwa eine Ecke der Bettdecke, auf den Mund und die Nase gelegt und dann mit der Hand darauf gedrückt hätte. Diese Bewegung war so überaus bezeichnend, dass sie unwillkürlich auf die Frage leitete, ob sie das Kind nicht in dieser Weise erstickt habe. Schluchzend bejahte sie dann die Frage.

Ähnlich war ein dritter Fall, in welchem einer versicherte, er habe mit seinem Nachbarn stets auf das beste in Frieden gelebt — wobei er aber die Faust ballte, — letzteres entsprach seinen Gesinnungen gegen den Nachbarn, sein Wort aber nicht.

Es braucht wohl nicht betont zu werden, dass man die Sicherheit seiner Feststellungen arg gefährden würde, wenn man vorschnell und sanguinisch auf solche und ähnliche Gesten grossen Wert legen wollte, zumal die Beobachtung derselben nicht leicht ist; man hat bei Vernehmungen überhaupt genug zu tun und im Auge zu behalten, weshalb es schwer fällt, auch noch auf Bewegungen zu achten; weiter verwechselt man bei geringer Übung auch leicht gleichgültige oder gewohnheitsmässige Bewegungen mit signifikanten, bildet sich vielleicht auch ein, mehr gesehen zu haben, als tatsächlich hätte gesehen werden sollen, und endlich kann man dieses Beobachten auch nicht zu auffällig machen, weil dann der Betreffende seine Gesten sofort kontrolliert. Kurz, die Sache hat ihre Schwierigkeiten, wer diese aber überwindet, bereut die aufgewendete Mühe gewiss nicht.

Zu empfehlen ist es, auch hier die Studien nicht erst am Raubmörder, sondern bei simplen Fällen und im alltäglichen Leben zu machen, wo man keinerlei Gefahr läuft, schwer wiegende Fehler zu begehen, und wo man auch viel ruhiger beobachten kann. Die Geberden sind uns ja überraschend kräftig eingewöhnt, fast jeder Mensch macht welche und meistens nicht gleichgültige; es ist z. B. unterhaltend, jemandem zuzusehen, der am Telephon spricht und bloss eine Hörschale benützt, wodurch dann die freie Hand die Gesten für beide Hände übernimmt; er ballt drohend die Faust, streckt einen Finger nach dem anderen in die Höhe, wenn er etwas aufzählt, er stampft mit dem Fuss, wenn er sich ärgert, und deutet mit dem Finger auf die Stirn, wenn der andere schwer begreift,

kurz er agiert gerade so, als wenn er den Partner vor sich hätte. Solch eingewurzelte Bewegungen verlassen uns aber fast nie und gehen also auch mit, wenn man lügt, und da doch jeder, während er lügt, gleichzeitig das Wahre in der Vorstellung oder wenigstens im Unterbewusstsein hat, so ist es begreiflich, dass die letztere kräftiger auf die Geste wirkt, als die vielleicht nur flüchtig wirkende Lüge. Es handelt sich da immer darum, was stärker war, denn zu jeder Geberde muss der Impuls durch eine kräftige Empfindung gegeben sein, und die energischere trägt den Sieg davon; Herbert Spencer[1]) nennt es ein allgemeines, wichtiges Gesetz, dass eine Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad übersteigt, sich gewöhnlich in einer körperlichen Handlung äussert. Dies ist für uns um so wichtiger, als wir selten mit leichten, nicht tief greifenden und oberflächlichen Empfindungen der Leute zu tun haben; die fraglichen Empfindungen „übersteigen einen gewissen Grad" in den meisten Fällen, und so werden wir eine „körperliche Handlung", also zum mindesten eine Geste häufig wahrzunehmen bekommen.

Der alte englische Arzt Charles Bell[2]) meint, vorsichtig wie immer, es sei behauptet worden, dass das, was die äusseren Zeichen der Leidenschaften genannt wird, nur die begleitenden Erscheinungen jener willkürlichen Bewegungen sei, die der Körperbau (besser: die körperliche Situation) notwendig macht. Das ist ja später namentlich von Darwin und seinen Leuten als der zweifellose Beginn aller Geberden nachgewiesen worden — also z. B. die abwehrenden Bewegungen beim Anhören von etwas Entsetzlichem, das Ballen der Hände im Zorn, ebenso wie beim Raubtiere das Fletschen der Zähne, das Kopfsenken beim Stier etc. Die verschiedenen Bewegungen sind im Laufe der Zeit allerdings zum grössten Teile unverständlich geworden und nur mehr erfahrungsgemäss zu deuten, auch beim einzelnen Individuum verschieden entwickelt und deshalb schwer verständlich. Wie weit dies gehen kann, wenn es durch Generationen und Generationen hindurch gedauert hat und endlich typisch geworden ist, das ist bekannt; so wie sich der oft geübte Muskel des Lastträgers, Turners oder Fechters beim Individuum entwickelt, so entwickeln sich auch Muskeln in den geistig bewegtesten Teilen unseres Körpers, im Gesicht und in den Händen, im Laufe von Jahr-

---

1) Herbert Spencer, „Essays scientific, political and speculative". 2. Serie. 1863.

2) Charles Bell, „The anatomy and philosophy of expression". London 1806 und 1847.

hunderten durch das häufige Annehmen eines bestimmten Ausdruckes oder durch häufige Bewegungen. Das hat zu landläufigen Beobachtungen geführt, indem wir von rohen, tierischen, leidenschaftlichen, gescheidten Gesichtern und von ordinären, nervösen, durchgeistigten Händen sprechen, es hat aber auch geradeaus zu wissenschaftlicher Verwertung dieser Erscheinungen geführt, die dann z. B. in der Form des „Verbrecherstigmas“, wie es Lombroso und seine Leute behaupten, in moderner Zeit Schiffbruch erlitten hat, weil man aus ungeklärtem, dürftigem und nicht gesichtetem Material vorschnelle Schlüsse zog. Die Sache ist aber keineswegs neu und Lombroso ist nicht ihr Erfinder; sieht man von einer gelegentlichen Bemerkung Kants (in seiner „Menschenkunde“) ab, so ist als der erste, der die übrigens uralten Beobachtungen wissenschaftlich zu verwerten suchte, der Deutsche J. B. Friedreich[1]) zu bezeichnen, der ausdrücklich erklärt: „Bei gewissen moralischen Deflexen könnte man dieselben somatisch-pathologischen Erscheinungen nachweisen; bei einigen ist dies schon ziemlich deutlich beobachtet worden, wie z. B. Brandstiftungen bei gestörtem Zustande der Geschlechtsentwicklung, Giftmord, oft aus ausgeartetem Geschlechtstrieb hervorgehend, sich Ersäufen, oft aus Folge der übersättigten Trunksucht u. s. w.“ Die moderne Psychopathologie weiss von diesen Merkwürdigkeiten allerdings nichts mehr, und ähnliche Dinge, die in unseren Tagen behauptet wurden, haben sich wieder als unerweislich gezeigt, aber dass es solche Zusammenhangserscheinungen gibt und dass ihre Zahl durch exakte Beobachtungen immer vergrössert werden wird, das ist zweifellos.[2]) Wenn wir von den alltäglichen Erscheinungen ausgehen und die hundertmal zitierte Tatsache ins Auge fassen, dass jedermann auf den ersten Blick den alten Jäger, gewesenen Offizier, Schauspieler, die Aristokratin, die feile Dirne erkennt, so können wir da auch weitergehen; der Geübtere kennt den Kaufmann, den Beamten, den Fleischermeister, den Schuster, den echten Vagabunden, den Grec, den geschlechtlich Perversen etc., und wenn man einmal, und das ist ein wichtiges allgemeines Gesetz, eine Tatsache in ihren groben Formen als richtig anerkannt hat, so muss die Möglichkeit ihrer Richtigkeit für die feineren Erscheinungsarten zugegeben werden,

1) J. B. Friedreich, „System der gerichtl. Psychologie“. Regensburg 1852.

2) Vergl. Näcke, „Die Degenerationsfrage“ in H. Gross' Archiv Bd. I S. 200 und derselbe, „Innere somatische Entartungszeichen“ ibidem Bd. IX S. 153. Weitere Literatur s. Näcke, „Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe“. Wien und Leipzig 1894. S. 240 ff.

denn die Grenze zwischen dem Groben und dem Feineren ist nirgends zu ziehen, sie ist nach der Geschicklichkeit des Beobachtenden, nach der Art des ihm zu Gebot stehenden Materiales und nach der Güte seiner Instrumente immer weiter zu schieben, und niemand kann sagen, wo die Möglichkeit eines noch Weitergehens aufhören muss. In allen Fragen, welche hierher gehören, wird wenigstens etwas zugegeben werden müssen, und jeder Laie treibt täglich gewisse diesfällige Disziplinen: er spricht von dummen und gescheidten Gesichtern und treibt damit Physiognomik, er weiss, dass es Denkerstirnen und Mikrocephale gibt, und damit betritt er das Gebiet der Kranioskopie, er erwähnt Geberden des Schreckens und der Freude und erwähnt hierbei Lehren der Mimik, er bewundert eine feine elegante Hand im Gegensatz zu einer plumpen, gemeinen Hand und bezeichnet dadurch die Chirognomie als bestehend, er findet eine Handschrift gelehrt und ausgeschrieben, die andere plump, geziert, unangenehm und begibt sich so zu den Anfangsgründen der Graphologie — alle diese Wahrnehmungen und Schlüsse werden von niemandem geleugnet und wo die erreichbare Grenze liegt, das weiss auch niemand.

Der einzig richtige Standpunkt wird daher der sein, auf dem wir alle gewagten und unbewiesenen Behauptungen in dieser Richtung als zu weit gehend ablehnen; wir werden uns aber ebenso davor hüten, auch weite Behauptungen ohne weiteres als unmöglich zu bezeichnen, denn bei schärferer und sorgfältiger Beobachtung, bei reichlichem Material und besseren Werkzeugen wird man auch in dieser Richtung weit kommen.

Wie fein sind z. B. die Untersuchungen, die Herbert Spencer[1]) über die Wichtigkeit der „Timbres“ der Sprache mit Rücksicht auf die Stimmung des Menschen gemacht hat — niemand dachte früher daran, bloss hieraus eine solch reiche Menge von seither vielfach überprüften und richtig befundenen Ergebnissen aus diesem einzigen Moment gewinnen zu können, und Darwin[2]) hat dieselbe Idee für seine Zwecke zu verwerten gewusst; „eine Person“, sagt er, „welche sich ruhig über schlechte Behandlung beklagt, oder unbedeutend leidet, spricht fast immer in einem hohen Ton. Tiefes Stöhnen, oder hohes durchdringendes Geschrei zeigt äussersten Schmerz.“ Gerade solche Beobachtungen können wir Juristen so häufig machen — wer von uns einige Erfahrung hat, der weiss aus

1) Herbert Spencer loco cit.

2) Charles Darwin, „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen“.

dem Ton der Stimme, mit welcher der Eintretende sein Begehren vorbringt, sofort, was er ungefähr will; der Beschuldigte z. B., der vorgeblich nicht einmal weiss, warum man ihn zu Gericht berufen hat, legt in den halbhohen Ton der Stimme so häufig einen fragenden Ton, ohne wirklich eine Frage auszusprechen; der wirklich tief Verletzte spricht heiser und stockend; kennzeichnend ist der geheimnisvolle Ton der Stimme des Quärulanten und des Menschen, der von einem anderen schlechtes mitteilt, wenn er hiervon nur halb oder gar nicht überzeugt ist, und ebenso die hundertmal beobachtete, durch mehrere physiologische Erscheinungen erzeugte Stimme des leugnenden Täters; der Nervenreiz bewirkt vor allem die eigentümlichen schnappenden Bewegungen des Mundes, abwechselnd mit unwillkürlichem Schlingreiz; ausserdem bewirkt er Blutdruckschwankungen und Herzklopfen durch Störungen der Herzaktion, und dieses erzeugt deutlich sichtbares Klopfen der rechten Carotis (gut handbreit unter dem Ohre, in der Mitte der rechten Halsseite); dass die linke Carotis dies nicht zeigt, mag seinen Grund darin haben, dass die rechte Carotis eine viel geradere, ungebrochene Verbindung mit der Aorta hat. Dies alles zusammen bildet nun jene so bezeichnende leicht vibrierende, kalte und tonlose Stimme, die wir oft am leugnenden Schuldigen wahrnehmen und die den Kenner selten trügt.

Überhaupt tragen diese verschiedenen Stimmentimbres eine nicht unbedeutende Gefahr für den Kriminalisten in sich, denn wer sich ihrem Studium einmal hingegeben hat, der vertraut ihnen leicht allzuviel, und wenn er auch hundertmal das Richtige herausgehört hat, so kann dann doch einmal ein Fall eintreten, in dem ihn die für „beweisend charakteristisch“ gehaltene Stimme vollkommen irre führt. Dass nennenswerte Simulationen in dieser Richtung vorkommen können, glaube ich kaum; versucht und begonnen werden solche Täuschungen oft, sie erfordern aber derartig vollständige Aufmerksamkeit von seite dessen, der sie unternimmt, dass er dies nur kurze Zeit hindurch festhalten kann; in demselben Augenblick, als aber die Sache selbst die Aufmerksamkeit des Sprechenden beansprucht, fällt die Stimme von selbst unwillkürlich in jenen Ton, der ihrer Stimmung entspricht; gerade durch dieses Wechseln verrät sich aber der Sprechende schon bedeutend, so dass eine wirksame Simulation schwer denkbar ist.

Aber falsche Beobachtungen von früher her, unrichtiges Auffassen im gegenwärtigen Augenblick, Verwechslungen und ähnliche Fehler können leicht zu Irrungen werden. Als unterstützendes Moment wird also die Beurteilung der Stimme immer grossen

Wert haben — allein für sich wäre sie ein viel zu wenig exakt beobachtetes und festgestelltes Mittel.

Die Sache hat aber noch eine zweite Seite, die sich in der merkwürdigen Gegenwirkung von Geste und Stimmung äussert. Lazarus [1]) macht auf die Tatsache aufmerksam, dass sich Zuschauer auf einem Fechtboden nicht enthalten können, die Bewegungen der Fechtenden mitzumachen, und dass jemand, der ein schwingendes Pendel in der Hand hält, mit der Hand in derselben Richtung hin und her fährt; auch finden sich bei Stricker [2]) ähnliche Bemerkungen über unwillkürliche Bewegungen, die man macht, wenn man exerzierenden oder marschierenden Soldaten zusieht. Dazu gehören noch viele andere Erscheinungen des täglichen Lebens, z. B. das Schritthalten mit dem neben uns Gehenden, die Bewegungen das Kegelschiebers, der die Kugel noch durch allerlei Verdrehungen des Körpers richtig leiten will, wenn sie schon längst nicht mehr in seiner Hand ist, das Taktgeben, wenn man Musik hört, das Mithalten des Rhythmus, den der rollende Waggon durch den Schienenstoss erhält, ja sogar die Verstärkung des Gesagten durch die entsprechende Geste, wenn man recht lebhaft spricht, gehört hieher: das Kopfnicken mit dem Bejahen, das Kopfschütteln beim Verneinen, das Achselzucken, wenn man erklärt, etwas nicht zu wissen; es hätte ja die mündliche Äusserung genügt und keiner Bestärkung durch die konventionelle Geberde bedurft, die letztere ist unwillkürlich von selbst mitgegangen.

Dazu kommt noch das Gegenstück, nämlich dass umgekehrt die Stimmung auch durch Miene und Geste beeinflusst werden kann. „Wenn wir auf unseren Gesichtszügen einen Ausdruck fixieren oder den Körper in eine Stellung bringen, die irgend einer leidenschaftlichen Erregung entspricht, so können wir sicher sein, dass wir mehr oder weniger von der betreffenden Gemütsbewegung ergriffen werden.“ Diese Behauptung von Maudsley [3]) ist vollkommen richtig, sie kann von jedermann in jedem Augenblick überprüft werden und stellt sich für uns als eine wirksame Unterstützung des uns so wohlbekannten „sich Hineinredens“ dar. Man stelle sich einmal die Erscheinung eines recht zornigen Menschen korrekt vor: Stirnrunzeln, Fäusteballen, Zähneknirschen, heisere, bebende Stimme, und ahme das nach: auch wenn man in der harmlosesten, aufge-

1) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

2) Dr. S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen“. Wien 1882.

3) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele“ (übersetzt von Dr. Rudolf Böhm). Würzburg 1870.

räumtesten Stimmung ist, so kommt man in eine zornmütige, wenn man die Komödie auch nur kurze Zeit fortsetzt. In derselben Weise kann man sich in alle erdenklichen Stimmungen versetzen, die äusserlich energisch hervortreten, also beim Nachahmen lebhafte körperliche Veränderungen erfordern. Es ist nun jedem von uns aufgefallen, wie Vernommene oft irgend eine leidenschaftliche Erregung gut darstellen, so dass man an ihren Ernst in der Tat glaubt; sagen wir z. B. die Entrüstung des unschuldig Verdächtigten, der angeblich Genotzüchtigten, des vorgeblich von seinem treuen Diener finanziell Ruinierten etc. Solche Entrüstungsszenen spielen sich in jedem Gerichtsgebäude täglich ab, und sie werden meistens so trefflich dargestellt, dass auch der erfahrene Richter an ihre Echtheit glaubt und sich sagt, so etwas könne nicht simuliert sein, weil es viel zu schwierig zu machen und noch schwieriger festzuhalten sei. In Wirklichkeit ist die Darstellung aber nicht so merkwürdig und in ihrer Vollständigkeit auch gar nicht künstlich gemacht; wer Entrüstung zeigen will, muss die entsprechenden Geberden machen, und das ist keine Kunst, macht er aber die notwendigen Gesten, so stellt sich bald die nötige Stimmung ein, diese wirkt anregend und richtigstellend auf die weiteren Gesten, diese wieder auf die Stimmung und so spielt sich die Komödie eigentlich selbsttätig und ohne wesentliches Zutun richtig und überzeugend ab. Nicht in den Worten liegt das sich Alarmieren, sondern in der Wechselwirkung von Wort und Geberde, und wie kräftig dies wirkt, sehen wir an den häufigen Fällen, wo die Leute zum Schlusse alles selbst glauben, was sie vorgebracht haben; wenn sie labilen geistigen Gleichgewichts sind, werden sie sogar zu Quärulanten. Das Schreiben und das Lesen des Geschriebenen ist eben einer Geste gleichzuhalten und wirkt ebenso alarmierend auf Stimmung und Auffassung wie diese, so dass es ziemlich gleichgültig ist, ob einer spricht und agiert, oder ob er schreibt und denkt. Das kennt jeder, der in seinem Leben schon einmal einen recht groben Brief geschrieben hat.

Auf dieses anregende Agieren kann man ganz wohl merken, nur darf man hiermit nicht zu spät kommen; ist der Betreffende einmal vollständig drinnen und durch das gleichzeitige Sprechen genügend alarmiert, so macht er die Geberden gut und natürlich, so dass ihm niemand das Künstliche und Unwahre ankennt. Aber im Anfang ist das nicht so, da macht er die Geberden wirklich noch künstlich und in diesem Augenblicke erkennt man eine gewisse Gewaltsamkeit und etwas deutlich Übertriebenes, die Gesten

gehen da noch weiter als die Worte, und das ist nicht besonders schwer zu kennen. Im Augenblick, als man diese Wahrnehmung gemacht hat, ist es nur mehr nötig, zu untersuchen, ob sich allmählich eine gewisse Kongruenz zwischen Wort und Geste herausentwickelt, denn bei vielen Menschen ist es habituell, dass die genannte mangelnde Übereinstimmung aufrecht bleibt, namentlich bei solchen, die etwas Schauspielerartiges an sich haben und deshalb zu viel agieren. Gleicht sich dies aber bald, namentlich nach einer etwas lebhafteren Darstellung aus, dann ist man seiner Sache sicher, der Mann hat sich in seine Entrüstung oder was er sonst darzustellen beliebte, erst künstlich hineingearbeitet. Abgesehen von der Wichtigkeit solcher Klarstellung ist die aufgewendete Mühe durch das Interessante der Arbeit reichlich gelohnt. —

In naher Verwandtschaft mit diesen Erscheinungen ist noch das Farbenwechseln, welchem leider noch oft grosse Bedeutung zugeschrieben wird.[1]) Das Erbleichen hat von jeher weniger die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen, weil es seltener und weniger auffallend ist; dass das Erbleichen nie simuliert werden kann, wie es häufig bei der Besprechung von Simulationen (namentlich der Epilepsie) behauptet wird, ist nicht richtig, da es einen besonderen physiologischen Versuch, den sogenannten Müllerschen gibt, der künstliches Erbleichen bewirkt: der Brustkorb wird in starke Exspirationsstellung gebracht, die Glottis geschlossen und die Inspirationsmuskeln werden gespannt. Praktischen Wert hat dies für uns keinen, einerseits weil dieses Kunststück immerhin mit lebhafter und deutlicher Anstrengung verbunden ist, und andererseits, weil man sich kaum Fälle denken kann, in welchen einer vor Gericht künstliches Erbleichen produzieren wird, da er ja keinen Nutzen davon haben kann. Die einzige Möglichkeit läge vor bei Epilepsie-Simulationen; hier kann das Kunststück aber wegen des notwendigen Hinfallens nicht durchgeführt werden.

Das Erbleichen beruht bekanntlich auf einem Krampf der Gefässwandmuskeln, die sich zusammenziehen und so eine Verringerung des Gefässlumens bewirken, wodurch der Blutzufluss behindert wird; solche Krämpfe kommen aber nur vor bei sehr heftigem Schrecken, Zorn, Schmerz, Furcht, Wut, kurz bei Erregungen, die zu simulieren niemand von den Leuten Grund hat, mit welchen wir zu tun haben. Distinguierenden Wert hat das Er-

---

1) E. Claparède, „L'obsession de la rougeur". Arch. de psych. de la Suisse romande". I. 307, 1902. (Hier wird namentlich von der F u r c h t vor dem Erröten gesprochen.)

bleichen keinen, da einer geradeso aus Schrecken über seine Entlarvung als Täter, wie aus Wut über die ungerechte Verdächtigung bleich werden kann.

Ähnliches erleben wir beim Erröten[1]); es besteht in einer Art vorrübergehender Lähmung von Nerven, die in der Wandung kleiner Arterien endigen, wodurch die Muskelfasern der Gefässe erschlaffen und dadurch infolge des Blutdruckes stärker gefüllt werden. Auch das Erröten kann von einzelnen Personen willkürlich erzeugt werden, wobei der Brustkorb in die tiefste Inspirationsstellung gebracht, die Glottis geschlossen und die Exspirationsmuskel gespannt werden (sogenannter Valsalvascher Versuch); aber auch dies kann keinen praktischen Wert für uns haben, da es höchstens Sinn hätte, Erröten zu simulieren, wenn sich ein weibliches Wesen recht sittsam und verschämt stellen wollte; hierzu hilft der Valsalvasche Versuch aber auch nichts, da derselbe ebenfalls so kräftige Anstrengung erfordert, dass dies sofort auffällt. Ein Erröten mit Hilfe von äusseren Mitteln, Einatmen von salpetrigsaurem Amyloxyd oder Amylnitrit, wird uns wohl kaum jemand vormachen können.

Für Schuld oder Unschuld beweist das Erröten absolut nichts, da es eine grosse Menge von Menschen gibt, die ohne Ursache, sich schuldig zu fühlen, rot werden können. Selbstbeobachtung ist auch hier das Belehrendste, und wer sich daran erinnert, weswegen er selbst errötete, der wird den Wert des Phänomens gering genug veranschlagen. Ich selbst gehörte nicht bloss als Kind, sondern weit über die Studentenjahre hinaus zu den Unglücklichen, die auch schuldlos glührot werden konnten; ich durfte bloss von irgend einer Schandtat sprechen hören, von Stehlen, Rauben, Morden, und mir fiel ein, ein Anwesender könnte glauben, dass ich auch einem derartigen Laster fröhne, so wurde ich blutrot. In meiner Vaterstadt lebte eine alte Stiftsdame, von der ich schon als Knabe wusste, dass sie wegen unerwiderter Liebe zu meinem Grossvater unverheiratet geblieben sei. Diese schien mir sehr poetisch, und als einmal von ihrer tatsächlich grossartigen Hässlichkeit gesprochen wurde, nahm ich mich der Dame an und erklärte, sie nicht so arg zu finden. Man spottete über meinen Geschmack, und von da an wurde ich jedesmal rot, wenn von dieser Dame, der Strasse, in der sie wohnte, oder auch nur von Pelzwerk gesprochen wurde,

---

1) Vgl. Dr. Burgess, „Physiologie oder der Mechanismus des Errötens". 1839, und Henle, „Über das Erröten". Breslau 1882.

da sie sich gerne in kostbare Pelze zu kleiden pflegte. Wie alt sie ungefähr war, lässt sich nach ihrer Jugendliebe berechnen. So wie es mir, in oft peinigender Weise, geschehen ist, wird es zahlreichen Menschen ergangen sein, und deshalb ist es unbegreiflich, dass heute noch so oft dem Erröten „forenser Wert“ zugeschrieben wird. Gleichwohl sind einige Momente zu berücksichtigen, für den Fall, als die Frage zur Erörterung kommen könnte.

Interessant ist sie jedenfalls, zumal wir über den eigentlichen psychischen Vorgang bis zur Wirkung auf die Nervenfasern keine Kenntnis haben. Verbreitet ist das Erröten über die ganze Erde, und die Gründe und das Vorgehen beim Erröten sind auch bei Naturvölkern nicht anders wie bei uns.[1]) Das Gleiche können wir auch beobachten, wenn wir das Rotwerden bei Gebildeten und Ungebildeten vergleichen; es hat den Anschein, und ich habe es lange geglaubt, dass das Erröten bei Gebildeten häufiger auftritt und namentlich bei Bauern selten vorkommt, es scheint dies aber nicht richtig zu sein. Bei Leuten der arbeitenden Klasse, namentlich bei solchen, die sich viel im Freien bewegen, ist nur die Gesichtsfarbe weniger zart und an sich gebräunt, so dass das Rotwerden weniger deutlich ist, es kommt aber gerade so oft und unter denselben Verhältnissen vor wie bei anderen. Derselbe Grund mag auch zur Behauptung geführt haben, dass Zigeuner nie erröten; dass es bei einem Volke, dem Scham und Ehrgefühl mangelt, seltener auftritt, ist begreiflich, gleichwohl bestätigt jeder, der mit Zigeunern viel zu tun hatte, dass es auch an ihnen wahrgenommen worden ist.

Bezüglich des Alters sagt Darwin[2]), die erste Kindheit kenne das Erröten gar nicht, in der Jugend komme es öfter vor als im Alter, bei Frauen häufiger als bei Männern. Idioten erröten selten, Blinde aber wohl, ebenso erblich Albinotische. — Merkwürdig ist eigentlich, wie ebenfalls Darwin ausführt, der somatische Verlauf des Errötens. Beinahe immer geht dem Erröten selbst ein rasches Augenblinzeln voraus, wie zur Abwehr des steigenden Blutes von den Augen, dann werden meistens die Augen niedergeschlagen, auch wenn Zorn oder Ärger die Ursache ist, und dann steigt die Röte meistens unregelmässig und scheckig auf, um sich erst allmählich auszugleichen. Will man dem Betreffenden das Er-

---

1) Dr. Theodor Waitz, „Anthropologie der Naturvölker“. Leipzig 1859. I. Teil.

2) Ch. Darwin, „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen“.

röten ersparen, so ist dies nur im ersten Stadium, etwa beim Augenblinzeln möglich, und zwar dadurch, dass man keine Notiz davon nimmt, ihn nicht ansieht und gleichgültig weiter spricht. Dies hat mitunter praktischen Wert, da viele Leute durch ihr Erröten in grösste Verwirrung geraten und bestimmt nicht wissen, was sie reden, während sie rot geworden sind; nicht etwas Drittes (etwa das sich Überführtsehen) ist die Ursache sowohl des Errötens als auch der Verwirrung, sondern wirklich das Erröten ist die Ursache der Verwirrung. Dies kann zweifellos durch jeden bestätigt werden, der die angenehme Eigenschaft des Rotwerdens besitzt und daher in der Sache erfahren ist. Ich würde es niemals wagen, aus einer Äusserung Kapital zu schlagen, die jemand in diesem Zustande gemacht hat. Friedreich[1]) macht dazu auch darauf aufmerksam, dass Leute, die zum ersten Mal „der Gerichtsprozedur unterworfen werden", viel leichter erröten und erblassen, als solche, die dies gewohnt sind, so dass auch das Ungewohnte mit zur Verwirrung beiträgt, und Meynert[2]) erklärt dieselbe exakt: „Das Erröten beruht immer auf einem umfangreichen Assoziationsvorgang, bei dem die Fülle der zugleich erregten Nervenelemente den geordneten Ablauf des Denkvorganges hemmt, da auch hier der Fall eintritt, dass die Funktion der Assoziationen desto ungehemmter ist, je einfacher die gleichzeitig ablaufende Hirnarbeit ist." Wie beweisend diese Darstellung ist, wird klar, wenn man sich einen der fraglichen Vorgänge vorstellt; denken wir uns jemanden, der eines Verbrechens beschuldigt dasitzt, dem zuerst das gegen ihn vorliegende Material bekannt gegeben wird, und dem der Richter dann das kunstvolle Gebäude aus den einzelnen Beweisen vorführt. Man denke sich die Menge von Gedankenreihen, die da angeregt werden, zumal wenn der Betreffende unschuldig ist. Die Tat selbst ist ihm fremd, er muss sich diese vorstellen; irgend eine Verbindung mit ihr (z. B. Anwesenheit am Tatort, Interesse dafür, Besitz der Sache u. s. w.) wird ja vorliegen, er muss sich über diesen Zusammenhang klar werden, zugleich stürmen auf ihn die Möglichkeiten, sich zu entschuldigen ein — Alibi, Erwerb der Sache u. s. w., und nun erst die einzelnen Verdachtsgründe, die er sich gewissermaßen erst verkörpern und in ihrer Gefährlichkeit vorstellen muss, und für deren jeden besondere Rechtfertigung nötig sein wird. Wir haben da

1) J. B. Friedreich, „Gerichtliche Psychologie".
2) Theodor Meynert, „Psychiatrie". Wien 1884.

im Augenblick vielleicht einige Dutzend von Gedankenreihen, die zugleich und wirr durcheinander abzulaufen beginnen, und wenn dann ein „Beweis“ angeführt wird, der besonders gefährlich aussieht, und wenn der Beschuldigte, diese Gefahr erkennend, vor Schrecken rot wird, dann vermeint der „Inquirent“: jetzt habe er den Kerl gefangen, denn er ist errötet! Jetzt fest drauf los rasch gefragt und sofort die konfuse Antwort protokolliert! Wer glaubt ihm denn dann, wenn er später das „Geständnis“ widerruft und behauptet, er habe es nur in der Verwirrung gesagt?

Hier liegen viele, viele Sünden, vom erziehlichen Momente gegen das kleine Kind angefangen, bis zum „geständig gewesenen“ Raubmörder: „Du wirst rot — du hast gelogen — du hast es getan!“

Endlich vergesse man nicht, dass es auch Fälle von Erröten gibt, die mit den psychischen Vorgängen nichts zu tun haben. Ludwig Meyer [1]) nennt es „künstliches Erröten“ (besser wäre: „mechanisch erzeugtes“) und erzählt Fälle von „leicht irrsinnigen“ Frauen, bei welchen die leiseste Reibung, z. B. des Gesichtes am Kopfkissen, Berührung mit der Hand u. s. w. sofort Erröten bewirkte, das von dem gewöhnlichen Erröten sich durch nichts unterschied. Wir können uns doch denken, dass solche „leicht irrsinnige“, folglich als solche nicht erkannte Frauen beschuldigt werden und z. B. mit den Händen das Gesicht bedecken, was sofortiges Erröten bewirkt. Das ist dann „beweismachend“.

b) Kennzeichen im allgemeinen.

Friedrich Gerstäcker erzählt einmal in seiner köstlichen Laune, die Art, wie einer den Hut trägt, sei das beste Charakteristikon. Hat er ihn gerade auf, so ist der Mann brav, pedantisch, langweilig. Trägt er ihn etwas schief, so gehört er zu den besten und interessantesten Menschen, er hat leichten Sinn und ist liebenswürdig. Sitzt der Hut aber stark schief, so deutet dies auf Leichtsinn, herausforderndes, keckes Wesen. Ein nach hinten getragener Hut deutet auf Sorglosigkeit, Behaglichkeit, etwas Eigendünkel, Wurstigkeit und auch Schuldenmachen; je weiter hinten, desto gefährdeter ist die Position des Trägers. Wer den Hut in die Stirn drückt, der grollt, ist schwermütig und gedrückt. Es sind viele Jahre vergangen, seit ich diesen Ausspruch dieses vielgereisten und erfahrenen

---

1) Ludwig Meyer, „Über künstliches Erröten“, in Westphals Archiv. IV. Bd.

Mannes gelesen habe, und unzählige Male dachte ich daran, wie recht er hatte, aber auch wie viele ähnliche Kennzeichen es geben mag, die ebenso viel beweisen wie die Art des Huttragens. Ähnliche Erörterungen sind genugsam bekannt: einer will aus der Art, wie jemand seine Schuhe trägt und abnützt, der andere aus dem Regenschirm den Menschen erkennen, und die vorsichtige Mutter rät ihrem Sohn, bei der Brautschau aufzumerken, wie sich das Mädchen gegen einen auf dem Boden liegenden Besen benimmt, oder wie sie Käse isst: die Verschwenderische schneidet die Rinde dick weg, die Geizige isst sie mit, die Richtige schneidet dünn und sorgsam die Rinde weg. Viele Menschen beurteilen, und nicht mit Unrecht, eine Familie, die Besucher eines Hotels, die Bewohner einer Stadt lediglich nach dem Komfort und der Sauberkeit ihrer Retiraden. —

Lazarus [1]) hat mit Recht die hübsche Geschichte in Erinnerung gebracht, die der fromme Chr. von Schmidt vom „klugen Knaben" erzählt, der unter einem Baume liegt und jeden Vorbeikommenden an seiner Äusserung erkennt, wessen Standes er ist: „Welch hübsches Bauholz!" — „Guten Morgen, Zimmermann!" — „Welch prächtige Borke!" — „Guten Morgen, Lohgerber!" — „Welch schöner Baumschlag!" — „Guten Morgen, Maler!" Die anspruchslose Geschichte zeigt uns, wie leicht es ist, bei einigem Aufmerken Dinge wahrzunehmen, die uns sonst verborgen geblieben wären, aber auch, in feiner Beobachtung, wie leitend der Egoismus einwirkt, da jeder zuerst und meistens sogar ausschliessend das hervorhebt und wahrnimmt, was ihm zunächst liegt. Und dazu bieten uns die Menschen so gerne und oft die tiefsten Einblicke in ihr Innerstes, wir müssen nur die Augen aufmachen, das Sehen und Verwerten ist so kindisch leicht! Jeder von uns erlebt die lehrreichsten Fälle fast alle Tage; von dem Fenster meines Studentenzimmers sah ich in einen grossen Garten, in dem man einmal ein Haus baute; wenn die Bauleute abends fortgingen, stellten sie auf dem Zufahrtswege zwei Böcke auf und legten ein Brett quer über. Später kam dann jeden Abend eine Schar Jungen, die da einen willkommenen Spielplatz gefunden hatten, und jene Absperrung, die sie passieren mussten, gab jedesmal Gelegenheit, einen Charakter sich äussern zu sehen. Einer lief rasch heran und sprang leicht darüber — der wird auch im Leben leicht und rasch weiter gekommen sein. Ein zweiter kam bedächtig heran, kletterte langsam

---

1) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele". Berlin 1856.

auf das Brett und stieg ebenso behutsam drüben herab — vorsichtig, bedächtig und sicher. Der dritte stieg hinauf und hüpfte drüben herab — zweckloses, beiläufiges, nichtssagendes Tun. Der vierte lief energisch an, dann blieb er stehen und kroch tapfer unten durch — ekelhafter Bursche, wird es aber vorwärts gebracht haben. Dann kam einmal ein fünfter, der sprang, aber zu niedrig, blieb hängen und stürzte; er stand auf, rieb sich das Knie, ging zurück, lief nochmals, sprang und kam prächtig hinüber — wie prächtig wird der aber auch alles im Leben machen, das ist Willen, Unerschrockenheit und mutige Ausdauer, der kann nicht zugrunde gehen. Endlich stürmte ein sechster heran — ein Fusstritt und Brett und Böcke fielen krachend zusammen, stolz lief er über das beseitigte Hindernis weiter und die hinter ihm kamen, benutzten die offene Gasse. Das sind die Leute, die bahnbrechend im Leben wirken, das sind die, aus denen wir unsere Grössen holen.

Nun, das alles sind Spielereien, und niemand wird es wagen, aus solchen Beobachtungen allein Schlüsse für unsere so ernste Arbeit zu ziehen, aber unterstützend können sie wirken, wenn sie gut gemacht werden, wenn sie vielfach und nicht vereinzelt zusammengestellt wurden, und wenn man im richtigen Falle das richtige Analogon findet. Diese Lehren, die man sich im Leben selber suchen muss, lassen sich auch so gut aufspeichern; hat man sie klar gesehen, sie richtig aufgefasst und namentlich die richtige Lehre daraus gezogen, dann merkt man sie leicht, sie speichern sich in der Erinnerung auf und kommen willig im rechten Augenblicke. Sie dürfen dann aber nur als Fingerzeig dienen, sie dürfen nur mahnen: „Vielleicht ist es heute auch so“. Hiermit ist viel geschehen, man hat einmal einen Anhaltspunkt für eine Annahme, sicher keinen Beweis oder auch nur Beweisteil, aber ein Weg, freilich vielleicht ein falscher, ist eröffnet; geht man ihn vorsichtig weiter, so zeigt er sich bald als der unrichtige, und ein anderes Beispiel aus der Erinnerung weist einen anderen Weg, der vielleicht der richtige ist.

Hierbei ist nun das Wichtigste, dass man vorerst allgemeinen Überblick über den Menschen zu gewinnen trachtet, und deshalb hat es niemand notwendiger, sich über seine Leute zu orientieren, als gerade der Kriminalist. Für die meisten von uns ist der betreffende lediglich „der ob § x verdächtige A“. Der Mann ist aber sonst auch noch etwas, namentlich er war auch etwas, bevor er der ob § x verdächtige A geworden ist, und deshalb ist es der gröbste, leider häufige Fehler, dass der Richter mit dem Beschul-

digten ausser einem mehr oder weniger dürftigen Vorleben gar nichts bespricht, als die Tat und nur die Tat; weiss man denn nicht, dass jede Tat nur das Ergebnis der Gesamteigenschaften des Täters ist? Bedenkt man nicht, dass Tat und Charakter Korrelatbegriffe sind, und dass aus der Tat allein nie der Charakter erkannt wird, aus welchem man ja erst auf die Tat schliessen kann? „Das Verbrechen ist das Produkt aus der physiologisch begründeten Psyche des Verbrechers und der ihn umgebenden äusseren Verhältnisse“ (Liszt). — Jede bestimmte Tat ist nur denkbar, wenn auch damit ein bestimmter Charakter des Täters in Verbindung gebracht wird — ein gewisser Charakter prädisponiert zur bestimmten Tat, ein gewisser Charakter macht sie undenkbar und mit diesem Menschen unvereinbar — wer glaubt aber den Charakter eines Menschen zu kennen, der dessen Weltanschauung nicht kennt, und — wer redet mit seinen Verbrechern über ihre Weltanschauungen? „Wer Menschen kennen lernen will“, sagt Hippel[1]), „muss sie nach ihren Wünschen beurteilen“, und Struve[2]) meint: „Der Glaube des Menschen bezeichnet das Ziel seines Strebens.“ Wer fragt denn aber von uns seine Verbrecher um ihre Wünsche und um ihren Glauben?

Was wir aber daraus lernen, wenn wir die Richtigkeit des Gesagten zugeben, ist die Überzeugung, dass wir nur annähernd sicher und gewissenhaft vorgehen, wenn wir mit dem Verbrecher nicht bloss über die heute eben fragliche Tat reden, sondern wenn wir uns durch eingehende Besprechung wichtiger Momente aus seinem Seelenleben Klarheit über sein inneres Wesen, soweit es nach den allgemeinen und auch seinen Verhältnissen möglich ist, verschaffen.

Dasselbe müssen wir aber auch tun, wenn es sich um einen wichtigen Zeugen handelt, zumal dann, wenn von seiner Art aufzufassen, zu urteilen, zu empfinden und zu denken viel abhängt, und wenn es unmöglich ist, sich anderweitig Belehrung darüber zu verschaffen. Es ist selbstverständlich, dass uns oft mühsame derartige Erörterungen keine Klarheit bringen, dass sie aber wieder unvermutet mit wenigen Worten ganze Breitseiten von psychischen Momenten offen legen, so dass wir in keiner Richtung mehr zweifeln. Wer wollte z. B. einen Satz Schopenhauers: „Durch das, was wir

---

1) Theodor Gottlieb von Hippel, „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“. Berlin 1778; neu bearbeitet von A. v. Oettingen. Leipzig 1880.

2) Gustav Struve, „Das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen“. Berlin 1869.

tun, erfahren wir bloss, was wir sind" — ungenutzt lassen! Nichts ist leichter, als von einer uns wichtigen Person zu erfahren, „was sie tut", ja es entwickelt sich nichts einfacher, als ein Gespräch darüber, was einer bis jetzt getan hat und was er in letzter Zeit zu tun pflegte, und was erfahren wir aber daraus über den Menschen! Und bisher haben wir solche Lebensläufe nur in grossen Fällen erhoben, etwa bei Hochstaplern, Raubmördern und wichtigen politischen Verbrechern, und da auch nur den Äusserlichkeiten nach, um das eigentliche Tun, die kleineren Wirkungskreise, die immer die bezeichnenden sind, kümmert man sich nur selten. Gerade hier äussert es sich aber erst, wer und was einer ist. Sagen wir z. B., wir lassen einen über andere sprechen, gleichgültig wer sie sind, er muss sie nur kennen, gut kennen; er beurteilt ihr Tun, lobt und verurteilt sie, er glaubt über sie zu sprechen und spricht dabei fast nur von sich, denn in jedem Urteil über die anderen sucht er sich selbst zu rechtfertigen und schön zu machen; was er belobt, das tut er selbt, und was er tadelt, das tut er nicht, oder er wünscht wenigstens, dass man von ihm glaubt, er tue ersteres und meide letzteres, und wenn er über seine Freunde übles redet, so hat er das verlassen, was ihm früher mit ihnen gemeinsam war; dann schimpft er wohl über jene von ihnen, die vorwärts kamen, und gibt ihrer Schlechtigkeit die Schuld davon, wer aber genauer zusieht, kann wahrnehmen, dass ihm dieselbe Schlechtigkeit keinen Vorteil brachte, und deshalb verabscheut er sie. Hiebei ist es ihm aber auch unmöglich zu verschweigen, was er sich wünscht und was ihm Bedürfnis ist; weiss man aber das, so hat man sein Motiv, und von diesem auf die Tat zu schliessen, ist selten schwer: „Nos besoins sont nos forces" — nur oberflächliche Bedürfnisse regen uns nicht wirklich an, was zum wirklichen Bedürfnis wurde, das zwingt uns, und sind wir gezwungen, so wachsen auch unsere Kräfte bis zum Überraschenden. Bei wie vielen Verbrechen wundern wir uns über das hohe Maß der aufgewandten Kraft: Wissen wir, das ein wirkliches Bedürfnis nach den Zielen der Tat vorgelegen ist, dann wundern wir uns auch nicht mehr über die Menge von Kraft, und die Verbindung zwischen Tat und Täter ist gegeben, bloss weil wir seine Bedürfnisse kannten. Zu diesen gehören aber auch die Vergnügungen eines Menschen; jeder Mensch hat bis zur Zeit der fast vollkommenen Entkräftung ein in der Regel sehr deutliches Bedürfnis nach irgend einem Vergnügen; es liegt in der Natur des Menschen, dass er nicht ununterbrochen Maschine sein kann, er muss eine Erholung, ein Vergnügen haben. Freilich muss dies Wort im weitesten Sinne gebraucht werden, denn

der eine findet sein Vergnügen darin, hinterm Ofen oder im Schatten zu sitzen, während der andere schon von Vergnügen spricht, wenn er in seine Arbeit gewisse Abwechslung bringen darf. Ich halte es für unmöglich, einen Menschen nicht zu kennen, wenn man weiss, welchen Vergnügungen er sich hingibt, sein Wollen und Können, Streben und Wissen, Fühlen und Empfinden wird uns so klar, wie durch nichts anderes. Dazu kommt noch, dass gerade die Vergnügungen jedem Menschen Fallstricke legen, und wie ihnen einer ausweicht oder wie er ihnen verfällt, das kennzeichnet seinen Charakter. Der berühmte Verfasser der „Nachfolge Christi", des nach der Bibel wohl verbreitetsten Buches auf Erden, Thomas a Kempis sagt: „*Occasiones hominem fragilem non faciunt, sed, qualis sit, ostendunt*" — das ist für den Kriminalisten ein goldener Wahrspruch. Die Gelegenheit, die Versuchung, naht sich jedem Menschen unzählige Male, sie ist für ihn die grösste Gefahr; mit hoher Weisheit hat deshalb die Bibel den Teufel „den Versucher" genannt, und wie sich der Mensch der aufgestossenen oder auch aufgesuchten Gelegenheit gegenüber benimmt, das zeigt seinen Charakter voll und ganz. Die Möglichkeit, einen Menschen der Gelegenheit gegenüber zu beobachten, haben wir aber selten, und das fragliche Delikt, welches wir gerade untersuchen, ist oft die Folge einer solchen Gelegenheit, da sollen wir aber nicht lernen, sondern schon wissen, und deshalb heisst es nach den Vergnügungen des Menschen sehen, dann wissen wir auch, wie er sich zur Gelegenheit stellt.

Es gibt aber noch eine Menge von Momenten, durch welche es uns möglich ist, einen Menschen auf das Allgemeine hin zu beurteilen. Das Wichtigste ist, sich selbst so gut als möglich zu kennen, denn genaue Selbstkenntnis bringt uns tiefes Misstrauen gegen andere bei, und nur wer den anderen nicht traut, ist vor Irrtümern wenigstens etwas gesichert. Vom Misstrauen zur Annahme von etwas Gutem zu kommen, ist nicht schwer, auch wer den anderen gründlich misstraut und sich nach Kräften dagegen wehrt, gute Motive bei seinen Mitmenschen vorauszusetzen, der wird sich im Falle, als er wirklich etwas Gutes wahrzunehmen Gelegenheit hat, doch noch davon, und vielleicht mit Freude, überzeugen lassen. Aber umgekehrt ist es nicht so, denn wer allzuviel vertraut, der kommt bald in eine solche Vertrauensseligkeit, dass er, auch tausendmal irregeführt, doch bei der ersten Gelegenheit das Beste voraussetzt und abermals getäuscht davongeht. Wie es aber kommt, dass Selbstkenntnis zu Misstrauen gegen andere führt, das wollen wir nicht näher untersuchen — es ist so. —

Charakteristisch ist es für jeden Menschen, wie er sich seinen Versprechungen gegenüber verhält; ich meine nicht das Halten oder Nichthalten eines Versprechens, denn darüber ist wohl niemand im Zweifel, dass der ehrliche Mensch sein Versprechen hält, der Schuft aber nicht — darüber ist nicht zu reden, ich meine nur die Art, wie einer sein Versprechen hält und das Maß, in dem er es tut. Bezeichnend sagt La Roche-Foucauld[1]): „Wir versprechen nach dem Maße unserer Hoffnungen und halten nach dem Maße unserer Befürchtungen." Wenn man im gegebenen Falle Versprechen und Hoffnungen, aber auch Halten und Befürchtungen vergleicht, so sind namentlich für Fälle von Mittäterschaft und Anstiftung wichtige Anhaltspunkte gegeben. —

Wenn halbwegs möglich, und dies ist es in den meisten Fällen, muss man sich um den Stil, die Handschrift des Geistes kümmern. Worin dies gelegen ist, lässt sich in bestimmten Formen nicht ausdrücken, der Stil muss einfach studiert und darauf geprüft werden, ob er sich mit gewissen vorausgesetzten Eigenschaften vereinen lässt. Dass sich Bildung, Erziehung und Verstand im Stil zweifellos ausdrückt, das ist niemandem fremd, aber es möge auch beachtet werden, dass sich Weichheit oder Härte des Charakters, Gutmütigkeit oder Grausamkeit, Entschiedenheit oder Schwäche, Aufrichtigkeit oder Verschlagenheit und hundert andere Eigenschaften deutlich im Stil ausdrücken. Wie erwähnt, kommt man diesfalls allein dadurch zum Ziel, dass man irgend eine bestimmte Eigenschaft, die man als vorhanden annimmt, bei Durchlesen des fraglichen Schriftstückes immer festhält und sich dabei fragt, ob sie sich mit der Form, mit einzelnen Wendungen und den Verbindungen, die im Baue der Gedanken vorkommen, vereinen lässt. Mit einmaligem Durchlesen kommt man allerdings nicht weit, wenn man dies aber immer wiederholt und namentlich immer wieder neu vornimmt, so oft man mit dem Betreffenden wieder verkehrt oder etwas Neues über ihn festgestellt hat, so ist es fast unmöglich, dass man nicht zu einem fixen und verwertbaren Ergebnis kommt; man hat dann in bezeichnender Weise plötzlich den Eindruck, als ob der zu Prüfende mit dem betreffenden Gesichtsausdruck, dessen Eigenschaft festgestellt werden soll, aus der Schrift stiege; dann ist der richtige Augenblick gekommen, in dem mit der Arbeit nicht locker gelassen werden darf. Immer wieder neues Durchlesen lässt das genannte Bild stets deutlicher und schärfer hervortreten, man bringt

---

1) Francois Herzog von La Roche-Foucauld, „Maximes et refléxions morales".

bald heraus, bei welchen Stellen oder Wendungen des Schriftstückes jene Erscheinung zutage tritt — man gruppiert diese Stellen, sucht andere, die ihnen näher oder weiter entsprechen, und bald ist wieder ein Anhaltspunkt für weitere Kombinationen gegeben, der natürlich für sich allein nicht beweisend ist, mit zahlreichen anderen zusammen aber doch überführend wirkt. —

Von Wichtigkeit sind gewisse kleine, scheinbar gleichgültige Eigenschaften und Gewohnheiten. Ihre Zahl ist übergross, und sie alle zu besprechen, wäre unmöglich; nur beispielsweise sei erwähnt, wie bezeichnend es ist, wenn man von einem Menschen sagt: Der kommt gewiss nie zu spät, der vergisst nichts, der hat stets einen Bleistift oder ein Taschenmesser bei sich, der ist stets parfumiert, der hat immer reinliche, sorgfältig geflickte Kleidung —, wer halbwegs Übung hat, der konstruiert sich aus einer einzigen solchen Eigenschaft das ganze Innere des Menschen mit Sicherheit heraus. Solche Beobachtungen kann man oft von einfachen klugen Leuten, meistens von alten Bauern lernen. Vor vielen Jahren hatte ich einmal eine Untersuchung, die sich darum drehte, dass ein Mann plötzlich verschwunden war, und von dem angenommen wurde, dass er umgebracht worden sei; es wurden umfangreiche Erhebungen gepflogen, die resultatlos verliefen, und als ich endlich einen alten, sehr intelligenten Bauern in der Sache vernahm, der den Verschwundenen gut gekannt hatte, forderte ich den Zeugen auf, mir den Verschwundenen seinem Wesen nach recht genau zu schildern, damit ich aus seinen Eigenschaften, Gewohnheiten u. s. w. vielleicht Schlüsse auf sein Gebahren und von da auf seinen möglichen Verbleib ziehen könne. Der alte Bauer meinte nun, von dem Betreffenden sei alles gesagt, wenn man erkläre, er sei ein Mensch gewesen, der nie ein gutes Werkzeug besass. Das war nun eine vortreffliche Schilderung, deren Wert ich erst vollständig begriff, als der „Ermordete“ wieder zum Vorschein kam und ich ihn kennen lernte: Er war ein kleiner Holzunternehmer, der hoch oben im Gebirge kleine Waldbestände zur Abstockung kaufte, mit seinen Leuten abholzte und das Holz entweder zu Tal bringen oder verkohlen liess. Darin, dass er nie ein gutes Werkzeug für sich und seine Leute besass, war nun der ganze enge Gesichtskreis, der beschränkte Geiz, die übel angebrachte Sparsamkeit, die mangelnde Gutmütigkeit des Mannes, der seine Leute mit dem schlechten Werkzeug unnütz sich plagen liess, und auch seine Ungeschicklichkeit im Einkauf der Werkzeuge so prächtig geschildert, dass ich mir wiederholt dachte, den wenigen Worten das alten, erfahrenen Bauern liess sich tat-

sächlich nicht das Mindeste beifügen, es war alles damit gesagt. Freilich muss man gerade bei solchen Leuten, die wenig, aber brauchbares reden, genau aufpassen und dann sich Mühe geben, herauszubringen und zu verstehen, was sie mit kurzen Worten sagen wollten.

Aber auch bei seinen eigenen Beobachtungen tut Aufmerken und rechtzeitiges Aufspeichern not; wer umschaut unter den Leuten, mit denen er verkehrt, der wird bald wahrnehmen, dass vielleicht nicht einer unter ihnen ist, der nicht irgend eine ähnliche, scheinbar unwesentliche Eigentümlichkeit hätte, wie sie oben genannt wurden. Bei Leuten, die man gut kennt, hat es nun wenig Schwierigkeiten, festzustellen, welche ihrer Charaktereigenschaften mit jener Eigentümlichkeit in Verbindung stehen, und wenn man Reihen von solchen Beobachtungen zusammengestellt hat, ist es auch nicht schwer, zu generalisieren und sich bestimmte Regeln zu abstrahieren. Im Falle der Not, in der ernsten Arbeit, holt man sich dann gerne und, ich möchte sagen dankbar für seine eigene Mühe, die entsprechende Regel hervor. —

Ein eigentümliches, oft verwendbares Kennzeichen für das, was einer aus sich macht, wohin er sich zählt, ist der Gebrauch des Wortes „wir". Schon Hartenstein [1]) hat auf die Wichtigkeit dieses Umstandes aufmerksam gemacht, und v. Volkmar sagt: „Das ‚Wir' hat einen sehr verschiedenen Umfang, von dem punktuellen eines zufälligen Zusammentreffens des Vorstellens in derselben Empfindung, Vorstellung, Gedanken, bis zu dem fast alle Kreise des Ich durchdringenden Wir der Famile, ja es schliesst selbst den stärksten Antagonismus des Ich nicht aus: der Hass stiftet sein ‚Wir' wie die Liebe." Das Charakteristische des Wortes „wir" liegt immer in der Entgegenstellung einer grösseren oder kleineren Gruppe, unter welcher sich das Ich befindet, zu allen übrigen. Ich sage „wir", wenn ich bloss mich und meine Frau meine, wenn ich meine Familie, die Bewohner meines Hauses, die Bewohner der Strasse, des Bezirkes, der Stadt, in der ich wohne, meine, ich sage wir Steiermärker, wir Innerösterreicher, wir Österreicher, wir Deutsche, wir Europäer, wir Bewohner der Erde. Ich sage wir Juristen, wir Blondhaarigen, wir Christen, wir Säugetiere, wir Mitarbeiter einer Zeitschrift, wir Bewunderer Scheffels oder Böcklins, wir alte Verbindungsstudenten, wir Verheirateten, wir Schüler der Benediktinermönche, wir Freunde, wir Gegner des Geschworneninstitutes, ich sage aber auch „wir",

1) Hartenstein, „Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften". Leipzig 1844.

wenn ich von zufälligem Zusammengehören spreche, von den Insassen desselben Eisenbahnzuges, den Zusammenkommenden auf einer Bergspitze, in einem Gasthof, auf einer Brücke, in einem Konzertsaal u. s. w. — kurz von den engsten und wichtigsten Gründen der Zusammengehörigkeit bis zum zufälligen, vielleicht einzigen Male des Zusammenseins, überall macht das Wort „wir“ eine charakteristische Gruppierung. Begreiflicherweise verbindet das Wir auch Leute, welche durch irgend etwas Schlechtes vergemeinsamt sind, sie gebrauchen es häufig unter sich und gewohnheitsmässig auch oft an Orten, wo sie es lieber nicht hätten tun sollen. Wer da aufpasst, der wird manchen Leugnenden mit einem „Wir“ hervorfahren hören, wodurch er seine Zugehörigkeit zu Leuten zugibt, die eben auch das von ihm Geleugnete tun: wir Landfahrer, wir Taschendiebe, wir Einbrecher, wir Falschspieler, wir Perverse, wir feile Dirnen u. s. w.

Es ist so begreiflich, dass der Mensch als geselliges Tier nach allen möglichen Richtungen Anschluss sucht, dass er sich geschützter und sicherer fühlt, wenn er einen Gesellen hat, wenn er statt dem schwachen, schutzlosen Ich ein kräftigeres und ausgiebigeres „Wir“ setzen kann, daher der häufige und vielfache Gebrauch des Wortes. Niemand wird behaupten, dass man mit dem Aufmerken auf dasselbe Leute „fangen“ soll, es muss aber ebenso verwendet werden, um Klarheit in unsere Arbeit zu bringen, wie jedes andere ehrliche Mittel, es gibt uns einen Fingerzeig dafür, wohin der Mensch gehört, den wir vor uns haben.

c) Kennzeichen im besonderen.

Es wäre falsch vorgegangen, wenn man meinte, dass man sich in den meisten Fällen damit begnügen dürfe, bloss eine einzige Seite eines Menschen, die gerade im Augenblick wichtig ist, zu studieren — etwa bloss seine Lügenhaftigkeit, sein grausames Wesen, seine Arbeitsscheu u. s. w. —, das würde naturgemäss nur zu einem einseitigen Urteil führen und ausserdem mühsamer sein, als wenn man immer den ganzen Menschen ins Auge fasst und studiert. Jede Eigenschaft eines Menschen ist bloss ein Symptom seines Wesens, sie ist nur erklärlich, wenn man den Komplex, aus dem der Mensch gebildet ist, versteht, und die guten Eigenschaften eines Menschen beruhen ebenso auch auf seinen schlechten, wie die schlechten Eigenschaften auch in seinen guten begründet sind; zum mindesten wird die Qualität und Quantität einer guten oder schlechten Eigen-

schaft wieder beeinflusst von allen übrigen schlechten und guten Eigenschaften. Gutmütigkeit wird beeinflusst und zum Teil geschaffen durch Schwäche, Unentschlossenheit, allzugrosse Weichheit, mangelnde Schärfe der Auffassung, falsche Kombination, ungeübte Schlussfähigkeit; ebenso beruht wieder die grausamste Härte auf manchen an sich guten Eigenschaften: Festigkeit, Energie, zielbewusstem Darauflosgehen, klarer Auffassung der Mitmenschen, gesundem Egoismus u. s. w. Jeder Mensch ist das Ergebnis seiner Natur und Kultur, also unzählbarer einzelner Momente, und jede seiner Emanationen ist wieder das Resultat aller dieser Momente, und so wollen alle berücksichtigt sein, will man eines beurteilen. —

Deshalb sind für uns auch alle Indikationen, welche uns den Menschen als ganzes hinstellen, die wichtigsten, aber auch solche sind für uns von Wert, die ihn nur in einer Richtung klar machen, aber dann ist dies nur als Fingerzeig aufzufassen, der uns niemals der Mühe überhebt, auch sonst zuzusehen, wie der Betreffende beschaffen ist. Die Zahl solcher einzelnen Anzeigungen ist Legion, und niemand vermag sie aufzuzählen und zu begründen, aber beispielsweise lassen sie sich anführen, wenn auch nur in Form von Andeutungen.

Fragen wir z. B., von wem man denn am besten und verlässlichsten Auskünfte über jemanden erhalten kann, über sein Tun und Treiben, über sein Wesen und seinen Charakter, so werden wir sagen: Am wenigsten von jenen, die man zumeist zu fragen pflegt: seine nächststehenden Freunde und Bekannten und die Behörden; vor allen diesen zeigt sich niemand so, wie er ist, weil auch der ehrlichste Mensch sich vor jenen, an deren Urteil ihm etwas gelegen ist, zum mindesten möglichst gut, wo nicht besser als er ist, darzustellen sucht —, das liegt in dem allgemeinen egoistischen Wesen des Menschen, der sich die Lage, in der er sich befindet, doch nicht zu verschlimmern trachten wird. Die Behörde, die aber über einen Auskunft geben soll, kann nur verlässlich darüber sprechen, wie oft er abgestraft wurde oder sonst mit dem Gesetze und der Behörde in Berührung kam. Im übrigen aber, über seine sozialen Eigenschaften weiss die Behörde als solche nichts zu sagen, sie muss ihre Vertrauensleute aussenden, und diese fragen dann wieder ihre Vertrauensleute, und wenn da noch halbwegs richtig vorgegangen wird, so sind die letzteren einfache Leute, die Gelegenheit haben, die Betreffenden zu beobachten: Dienstleute, Hausbesorger, Portiers, Eckensteher u. s. w. Warum wir die nicht selber fragen,

ist eigentlich nicht recht erfindlich; würde man dies tun, so könnte man sich die Leute, von denen man so wichtige Mitteilungen erhält, genauer ansehen, man wüsste, mit wem man es zu tun hat, und könnte auch so fragen, wie man die Antwort braucht. Dass in der heute üblichen Form die Plauderei eines alten Weibes dem Gerichte in der Gestalt einer „amtlichen“ Mitteilung geboten wird, wie es nicht selten geschieht, hat wohl nur negativen Wert. An sich ist aber der Modus, nach welchem Dienstboten und ähnliche Leute um Einzelheiten über Personen gefragt werden, richtig, nur muss man sich darüber klar sein, dass man dies nicht deshalb tut, weil man die klatschsüchtigsten und auch am leichtesten nahbaren Leute aussucht, sondern weil die Leute ihre Schwächen am leichtesten vor solchen zeigen, die ihnen gleichgültig sind. Das ist eine zwar allbekannte, aber nicht genügend beachtete Tatsache von bedeutender Wichtigkeit. Sehen wir uns die Sache einmal nüchtern an: Niemand scheut sich in Gegenwart eines Tieres sich so zu zeigen, wie er ist, etwas Schlechtes zu tun, ein Verbrechen zu begehen; nur um weniges wird die Scheu steigen, wenn statt des Tieres ein vollkommen Blödsinniger anwesend ist, und wenn wir nun die Intelligenz und Bedeutung dieses Anwesenden allgemach steigen lassen, so wird auch die Scheu, vor ihm sich so zu zeigen, wie man ist, in gleichem Masse erhöht werden, und vor jenen Leuten, an deren Urteil uns am meisten gelegen ist, vor diesen werden wir uns am meisten zusammennehmen. Peter Rosegger, der steirische Volksdichter und einer der besten Menschenkenner, erzählte einmal eine vortreffliche Geschichte, die sich darum drehte, dass irgendwo die intimsten Geheimnisse der Leute offenkundig wurden, obwohl alle Beteiligten versicherten, dass niemand davon Kenntnis erlangt hatte. Endlich wurde die Verbreiterin in der Person einer alten, buckligen, stillen Näherin entdeckt, die in den einzelnen Häusern um Taglohn arbeitete und hierbei unbeachtet und scheinbar teilnahmslos in einem Winkel der gemeinsamen Wohnstube nähte; niemand hatte ihr Geheimnisse mitgeteilt, aber Tatsachen liess man sich vor ihr abspielen, aus denen sie erraten und kombinieren konnte. Kein Mensch hatte die gleichgültige, alte Person beachtet, sie arbeitete wie eine Maschine; was sie dachte, wenn sie einen Streit, einen Kummer, eine Missstimmung, eine Freude wahrnehmen konnte, war allen gleichgültig, und so erfuhr sie vieles, was vor wichtigeren Personen ängstlich geheim gehalten wurde. Diese einfache Geschichte ist für uns von Wichtigkeit — nicht auf Klatsch sollen wir achten, aber wir sollen erwägen, dass die Mitteilungen von Leuten, die dem heute

Fraglichen gleichgültig sind, in der Regel wichtiger und verlässlicher sind, als die von Leuten, die ihm wichtiger sind.

Wir brauchen da nur auf unsere eigenen Verhältnisse zu blicken, was wissen denn wir von unseren Dienstleuten? Wie sie mit dem Taufnamen heissen, weil wir sie rufen, woher sie sind, nach ihrer Aussprache, wie alt sie sind, nach ihrem Aussehen und ihren Eigenschaften, die wir benützen. Aber von ihren Familienverhältnissen, ihrer Vergangenheit, ihren Plänen, ihren Leiden und Freuden, was wissen wir denn davon? Die Hausfrau weiss vielleicht um eine Kleinigkeit mehr, weil das der tägliche Verkehr mit den Leuten mit sich bringt, aber davon hört der Mann nur ausnahmsweise, wenn er sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Viel weiss die Frau auch nicht', das sehen wir bei Vernehmungen alle Tage. Was wissen aber die Dienstleute von uns? Wie der Mann mit der Frau lebt, wie die Kinder erzogen werden, wie die Geldverhältnisse stehen, wie man mit Verwandten lebt, wer der Umgang des Hauses ist, welchen Vergnügungen man sich hingibt, jede Freude, jeder Kummer, der das Haus trifft, jede Verstimmung, jede Hoffnung, alle körperlichen Leiden herab bis zu den einfachsten Toilettengeheimnissen, was wird denn vor den Dienstleuten geheim gehalten? Das alles nehmen die Beschränktesten von ihnen wahr, und wenn sie nicht mehr wissen, so ist nicht unsere Geschicklichkeit im Verhehlen, sondern ihre mangelhafte Intelligenz schuld daran; wir sehen ein, dass sich da nicht viel verheimlichen lässt, und geben uns deshalb auch keine Mühe, es zu tun.

Es liegt übrigens noch ein anderer Grund vor, warum die Menschen untergeordnete und gleichgültige Leute ihre Schwächen eher sehen lassen, er liegt darin, dass man jene hasst, die Zeugen einer grossen Schwäche waren. Zum Teil ist es Schamgefühl, zum Teil Ärger über sich selbst, zum Teil purer Egoismus, Tatsache aber ist es, dass man seinen Zorn instinktiv gegen jene wendet, die es mit angesehen haben, wie man sich durch eine Schwäche erniedrigt hat, und dies ist um so mehr der Fall, je mehr man dem Zeugen volle Auffassung des Geschehenen zutraut, und je lieber es dem Betreffenden gewesen wäre, wenn der andere den Hergang nicht gesehen hätte. Unbedeutende Leute werden aber nicht als wirkliche Zeugen angesehen, sie waren da, aber sie haben nicht wahrgenommen; bis man aber dahinter kommt, dass sie mindestens so gut wahrgenommen haben, als andere, ist es längst zu spät.

Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man sich mit derselben Begründung den hundertmal variierten Satz Tacitus' erklärt: „*Figulus*

odit figulum". Der Geschäftsneid ist es am wenigsten, der einen Töpfer den anderen hassen lässt, der Grund liegt darin dass der eine vom Fach die Schwächen des anderen vom Fach kennt, dass immer einer weiss, wie der andere die Mängel seiner besonderen Kenntnisse zu verdecken sucht, wie lückenhaft schliesslich jede menschliche Tätigkeit ist, und welche Mühe sich jeder gibt, um sein Fach vor den anderen so gut als möglich erscheinen zu lassen. Wenn einer aber weiss, dass der andere die Sache ebenso kennt, so wird er ihm zum mindesten zum lästigen Zeugen einer unangenehmen Tatsache, und wenn dieser Gedanke immer wiederkehrt, so kann er leicht zum Hass werden. Deshalb muss man nirgends vorsichtiger sein, als wenn man einen „*figulus*" über den anderen hört — „*figulus*" im denkbar weitesten Sinne genommen — Korpsgeist und Eifersucht zerren da die Wahrheit in gewaltsamer Weise hin und her, und das Bild wird um so entstellter, als der sogenannte Korpsgeist nichts anderes ist als ein verallgemeinerter Egoismus. Es ist zu wenig, wenn Kant [1]) sagt, der sei ein Egoist, der sein eigenes Ich immer hervorragend zum Hauptgegenstand seiner und anderer Aufmerksamkeit zu machen sucht; den, der sich nur um die Aufmerksamkeit bemüht, nennen wir bloss eitel, der Egoist will aber stets seinen Vorteil, und sei es auch auf unverhältnismässige Kosten der anderen, und wenn einer Korpsgeist zeigt, so will er den Vorteil seines „Korps", weil dieser ihm selbst auch zukommen muss. In diesem Sinne wird einer vom selben Fach in der Regel über den anderen vom Fach zu viel sagen, aus Eifersucht sagt er aber zu wenig — in welcher Richtung aber der Übergriff stattfand, das ist nach der Natur des Falles und der Aussagenden verschieden.

Meistens wird man übrigens eine gewisse Scheidung vornehmen können, da in derartigen Fällen objektiv zu viel, subjektiv zu wenig gesagt werden wird, d. h. der Fachmann wird dort, wo es sich um allgemeine Fragen dreht, die Sache zu hoch stellen, sobald es sich aber um den speziellen Fachgenossen handelt, wird die Eifersucht ihre Rechte geltend machen. Ganz rein lässt sich dies aber niemals scheiden, zumal in subjektiver Richtung nicht. Sagen wir, der A habe über den Fachgenossen B zu sprechen und sagen wir, es handle sich darum, gewisse Leistungen des B zu bewerten; wenn nun A in ähnlicher Richtung wie B gearbeitet hat, so darf

1) Imanuel Kants „Menschenkunde oder philosophische Anthropologie", herausgegeben von Fr. Ch. Starke. Leipzig 1831.

er die Leistungen des B nicht allzusehr herabsetzen, weil sonst der Wert seiner eigenen Arbeiten Gefahr liefe, ebenfalls für gering gehalten zu werden. In objektiver Richtung ist es wieder umgekehrt: wenn A die allgemeinen Leistungen des Faches zu sehr hinaufschraubte, so gestattet das wieder die Eitelkeit nicht, weil sonst der, sagen wir einfach: Konkurrent dadurch zu sehr gehoben würde. Allzu deutliche Beispiele aus besonderen Fächern zu geben, wäre unratsam, aber jeder, der sich einen „figulus" nach dem anderen, von den niedersten bis zu den höchsten Kreisen vorruft und im Gedanken einen sich über den anderen äussern lässt, wird die Richtigkeit des Gesagten zugeben. Ich behaupte auch hier nicht, dass das Ding überall, bei allen und in jedem Falle so ist, aber dass es recht häufig genau zutrifft, ist zweifellos.

Dabei ist aber noch eines zu beachten. Sehr viele Menschen, die in ihrem Fache hervorragend tüchtig sind, haben den Wunsch in irgend einem ihrer eigentlichen Tätigkeit oft ferne liegenden Kreise für besonders tüchtig gehalten zu werden. Es ist historisch, dass ein berühmter Regent glücklich war, wenn man sein höchst bescheidenes Flötenspiel bewunderte, ein Dichter war nur erfreut, wenn man seine miserablen Zeichnungen lobte, ein Feldherr wollte nichts von seinen gewonnenen Schlachten, sondern nur von seinem sehr zweifelhaften Deklamationstalent hören, und so finden wir es im Kleinen oft genug: der Fachmann will mit irgend einer Dummheit auf anderem Gebiete glänzen, und „für einen Roué gehalten zu werden, freut am meisten den Philister". Dies ist insofern wichtig, als man leicht über die Natur eines Menschen irre werden könnte, wenn man nach dem schlösse, was er am meisten von seinem Wissen und Können hervorzudrehen sucht; in Bezug auf die Vergangenheit geht das oft bei grundehrlichen Leuten bis zu Verstellung und Lüge. Der seinerzeit der solideste, harmloseste Student war, macht später Andeutungen, als ob er ein bedenklich flotter Korpsstudio gewesen wäre, der Künstler, der seine Lernzeit in der bravsten Weise mit dem mühsam ersparten Gelde seiner Mutter durchmachte, lässt gerne gelten, dass er als junger Mensch ungeheure Verrücktheiten verübte, und die alte Dame, die einmal die züchtigste Jungfrau war, lächelt geschmeichelt, wenn jemand von ihren grossartigen Koketterien erzählt. Ist so etwas für uns wichtig, so darf es stets nur vorsichtig aufgenommen werden.

Zu diesen Leuten, welche sich für Vergangenheit oder Gegenwart etwas „interessanter" gestalten wollen, gehören auch die, welche alles für möglich erklären, und die manchen Strafrichter schon arg

irregeführt haben. Dies kann namentlich dann vorkommen, wenn ein Beschuldigter sich durch gewagte Behauptungen herauszureden sucht (z. B. grosse Leistungen bei Zurücklegen eines Weges, oder durch Kraftanstrengung u. s. w.), und wenn Zeugen darüber gefragt werden, ob dies denkbar ist. Es macht fast den Eindruck, als ob die hier gemeinten Leute glauben, dass sie sich und ihrem Ansehen viel vergeben, wenn sie etwas als unmöglich bezeichnen. Sie sind leicht zu erkennen, da sie in die grosse Klasse der Projektemacher und Erfinder oder ihrer Verwandten gehören. Wenn sich einer damit befasst, die Staatsschulden zu bezahlen, die soziale Frage zu lösen oder die Sahara zu bewässern, item wenn einer das lenkbare Luftschiff, ein *perpetuum mobile* oder ein Universalheilmittel zu erfinden geneigt ist, oder wenn er wenigstens für Leute Sympathie zeigt, die solches projektieren und erfinden, dann muss er alles für möglich halten — und solche Leute sind überraschend häufig; in der Regel tragen sie ihre Pläne nicht offen daher und gelten deshalb für besonnene Menschen, sie verraten sich nur durch ihre Zugänglichkeit für Unmöglichkeiten in allen nur denkbaren Richtungen. Misstraut man ihnen, und ist die Sache wichtig genug, so mag man mit einigem Aufwand an Zeit das Gespräch allmählich auf irgend ein Projekt oder eine Erfindung bringen, dann sieht man, wie sie mit einer, ich möchte sagen, scheuen Wärme darauf eingehen, und dann sind sie erkannt. Sie gehören zu jener grossen Anzahl von Menschen, die, ohne abnormal zu sein, doch an einer Grenze umherstreifen, die den vollkommen Glaubwürdigen von jenem Unverlässlichen scheidet, der beim besten Willen, die Wahrheit zu sagen, sie nur so gibt, wie sie sich in seinem unklaren Hirn widerspiegelt.

Nicht zu verwechseln mit diesen Leuten sind jene gewissen Kraftmenschen, welche lediglich im Bestreben, zu zeigen, was sie können, weiter gehen, als sie der Wahrheit nach gehen sollten. Es sind dies fast stets begabte Leute, die etwas leisten und die wissen, dass sie das können, sei es im Bösen oder im Guten, und so kommen sie unter Beschuldigten und unter Zeugen vor. Bei den ersteren zeigt sich diese Eigenschaft darin, dass sie oft mehr gestehen, als sie getan haben, oder den Hergang so darstellen, wie er ihrer Kraftäusserung und auch wohl ihrer Eitelkeit besser entspricht; es kann dann vorkommen, dass einer die Tat, bei der er drei Genossen hatte, allein auf sich nimmt, dass er einen simpeln Diebstahl als solchen darstellt, wo Gewalt gegen die Sache, vielleicht sogar gegen die Person angewendet werden musste, oder dass er seine Flucht, die Verwertung des an sich Gebrachten u. s. w.

viel abenteuerlicher schildert, als es gewesen ist oder nötig war. Der Zeuge macht es ähnlich und zeigt z. B. seine Verteidigung bei einem Angriff auf ihn oder seine Geschicklichkeit im Auffinden des Gutes oder bei Entdeckung des Täters in viel hellerem Lichte, als es damals war; ja solche Leute führen sogar Situationen herbei, die überflüssig waren, um zu zeigen, dass sie auch das zuwege bringen, sie verwirren dadurch die einfachste Sachlage. — Als Beschuldigte sind sie übrigens schwer zu behandeln, denn abgesehen davon, dass sie mehr machen und oft wirklich mehr gemacht haben, als nötig war, werden sie durch ungerechte Anschuldigungen, auch unwesentlicher Art, ungeberdig und hartmäulig. Von ihnen gilt besonders das, was vor 100 Jahren Ben David[1]) sagte: „Verfolgung macht kluge Leute toll und rohe, dabei gutmütige und wohlwollende grausam und boshaft“ — es sind dies oft gut geartete Naturen, die sich dann in der angegebenen Art äussern. Es kommt so häufig vor, dass Beschuldigte, namentlich Verhaftete, sich im Laufe der Zeit vollkommen ändern, aufgebracht, grob, leidenschaftlich und boshaft werden, sich auch dem wohlwollendsten Entgegenkommen gegenüber trotzig und ablehnend, erweisen, ja sogar einen gewissen Mut darin zeigen, sich gar nicht mehr zu verteidigen und schweigen. Solche Erscheinungen mahnen zur äussersten Vorsicht, denn man hat es dann wahrscheinlich mit einem dieser „Kraftmenschen“ zu tun, dem Unrecht geschieht: sei es, dass er vollkommen unschuldig ist, sei es, dass man unrichtig mit ihm umgeht, jedenfalls war der eingeschlagene Weg verfehlt, man muss umkehren, anders auftreten und die Frage, ob der Mensch nicht unschuldig ist, trotz arger Beweisgründe absolut nicht mehr aus den Augen lassen.

Zu erkennen sind diese Leute meistens nur nach ihrem Vorleben, wie sie gewöhnlich auftraten und wie sie sich da äusserten; weiss man einmal dies, so weiss man auch, wie sie es bei Gericht machen. Überhaupt ist ja auch bei Einzelzügen im Charakter immer das Vorleben, das Werden zu beachten, manches Streben, manche Eigenschaft ist anders nicht zu erklären; das einfache Wort v. Volkmars[2]): „Wir begehren manches nur, weil wir es einmal besessen“, klärt dem Kriminalisten lange Reihen von Erscheinungen auf, die sonst unverstanden blieben. Mancher Diebstahl, Raub, vielleicht Mord, manches Verbrechen aus Eifersucht, auch Geschlechtsdelikte werden verständlich, wenn man davon ausgeht, dass der Täter

1) Ben David, „Etwas zur Charakterisierung der Juden“ (1793).

2) v. Volkmar l. c.

jenes Objekt, um dessenwillen er jetzt das Verbrechen begangen hat, einstens besass, es verloren hat und nun mit unwiderstehlicher Gewalt den Wiederbesitz erstrebt. Das Merkwürdige besteht hier darin, dass meistens bedeutende Zeit zwischen dem einstigen und dem wieder verlangten Besitz vergeht; es hat den Anschein, als ob sich die einzelnen Wunschmomente im Laufe der Zeit addieren würden, um dann endlich zum Verbrechen zu treiben. Sucht man da nicht in der Vergangenheit des Täters, so findet man das alles klärende Motiv niemals.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit zahlreichen Verbrechern, deren Taten scheinbar unbegreifliche Grausamkeit zugrunde liegt; in allen solchen Fällen, namentlich wenn die Sachlage sonst nicht die Täterschaft des Verdächtigten wahrscheinlich liesse, muss die Entwicklungsgeschichte desselben studiert werden. Gustav Struve[1]) behauptet, es sei nachweisbar, dass junge Leute aus purer Grausamkeit, aus Lust, Schmerzen leiden zu sehen und sie zufügen zu können, Chirurgen wurden; ein Apothekerlehrling sei aus demselben Grunde Henker geworden, und ein reicher Holländer bezahlte die Fleischer, damit sie ihn die Ochsen erschlagen liessen. Wenn man es dann mit einem Verbrechen zu tun hat, dessen Verübung auf besondere Grausamkeit schliessen lässt, wie will man über Motiv und Hergang sicher werden, wenn man nicht auch die Entwicklung des Verdächtigten kennt?

Sich hierüber klar zu werden, ist um so notwendiger, als wir durch Scheinmotive so leicht irregeführt werden können. „Wie bei den meisten Kapitalverbrechen zwei oder mehrere Motive zusammenwirken, ein ostensibles und ein latentes“, sagt Kraus[2]), „so stehen fast jedem Verbrecher Scheinmotive zu Gebot, die ihn zur Tat ermutigen“. Uns ist es bekannt genug, wie oft der Dieb sich auf seine Notlage ausredet, wie bei den Raufereien der Täter nur der sich wehrende Angegriffene gewesen sein will, und wie oft der Notzüchter, selbst wenn er sich an einem kleinen Kinde vergangen hat, doch noch behauptet, er sei vom Kinde verführt worden. Selbst bei Mordtaten, wenn der Täter geständig ist, finden wir oft, dass er sich noch zu entschuldigen sucht: die Frau vergiftet ihren Mann lediglich, weil sie einen anderen heiraten will, bringt den Hergang aber so vor, dass sie es nur getan hat, weil der Mann ausserordentlich schlecht war, dass sie durch ihre Tat eigentlich nur die Welt von einem

1) Gustav Struve, „Das Seelenben oder die Naturgeschichte des Menschen“. Berlin 1869.

2) A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens“. Tübingen 1884.

Scheusal befreit hat. — In der Regel ist die psychologische Behandlung solcher Fälle deshalb schwieriger, weil der Betreffende sich in seine Behauptungen mehr oder weniger hineingeredet hat und schliesslich seine Entschuldigungsgründe ganz oder teilweise glaubt; glaubt aber einer das, was er sagt, so ist der Beweis, dass die Sache unwahr ist, immer viel schwieriger zu führen, weil alle psychologischen Argumente, die wir zum Nachweise der Unwahrheit benützen können, nicht in Anwendung zu bringen sind. Dies ist eine wichtige Tatsache, die uns zu scharfer Differenzierung im Vorgehen zwingt, je nachdem wir es mit einem zu tun haben, der uns lediglich anlügt, oder mit einem, der an seine Rede glaubt. Zu finden ist der Unterschied, da die eingeredete Überzeugung von der Wahrheit des Erzählten denn doch niemals so festgewurzelt ist als die echte Überzeugung von der Wahrheit. Deshalb passt der, der sich bloss in die Wahrheit hineingeredet hat, auf alle Zweifel und Einwendungen ungleich besser auf, als der, dem die Wahrheit des Vorgebrachten zweifellos ist; ein gutes Gewissen hat der erstere auch nicht, und ein treffendes Sprichwort sagt: „Schlechtes Gewissen, feines Gehör" — er weiss, dass es mit der Sache nicht seine Richtigkeit hat, und deshalb merkt er auf alle Einwendungen, und dass er so scharf aufmerkt, das kann der Vernehmende nicht leicht übersehen.

Kennt man also an diesem „feinen Gehör" jenen, der seine vorgeschobenen Motive selbst wirklich glaubt, so hat der, der wissentlich ein mehr oder weniger entschuldigendes Motiv namhaft macht, ein anderes Merkmal (selbstverständlich abgesehen von den allgemeinen Kennzeichen der Lüge), und dies tritt dann zutage, wenn man ihn über ähnliche Taten anderer sprechen lässt, bei welchen das behauptete Motiv wirklich vorhanden war. Mit Recht sagt man, nicht der sei alt, der keine jugendlichen Torheiten mehr begeht, sondern jener, der sie nicht mehr verzeiht, und so ist nicht bloss jener schlecht, der Schlechtigkeiten selber begeht, sondern auch jener, der sie bei anderen entschuldigt. Dass aber ein Beschuldigter die nackte Tat, wie sie im Strafgesetz steht, verteidigt, das kommt aus begreiflichen Gründen nicht vor — es wird kein ob Raubes Verdächtigter ein Loblied auf die Räuber anstimmen, wohl aber wird fast jeder, der für seine Tat ein besseres oder ein besser scheinendes Motiv anbringt, jene in Schutz nehmen, die sich von einem solchen in anderen Fällen haben leiten lassen. Jeder Versuch zeigt, dass dies richtig ist, und dann sind Scheinmotive nicht mehr schwer als solche darzulegen.

d) Somatisches.

1. *Allgemeines.*

Wenn wir auch sagen, dass allem Innerlichen im Menschen etwas in seinem Äusserlichen entspricht, so gibt es doch eine Reihe von Erscheinungen, welche besonders den Eindruck des Somatischen machen, bei welchen also ein inneres Moment etwas an der körperlichen Erscheinung bewirkt hat, oder wo umgekehrt eine körperliche Besonderheit besondere psychische Eigenschaften mit sich brachte, oder wo irgend etwas Drittes etwas Psychisches und Somatisches erzeugte. Als Beispiel für das Erstere sei die bekannte Erscheinung genannt, dass Frömmler immer den Eindruck von etwas spezifisch Weibischem machen. Für das Zweite sei als Beispiel die von Gyurkovechky [1]) erwähnte Tatsache angezogen, dass Impotente stets widerliche Charaktereigenschaften zu Schau tragen; solche Momente finden ihren verallgemeinernden Ausdruck in dem grausamen, aber wahren Worte: „Hütet Euch vor den Gezeichneten." Die Bibel hat zuerst von den bösen Stigmen gesprochen! Niemand behauptet, dass mit irgend einem körperlichen Gebrechen dem Träger desselben unter einem irgend eine oder mehrere böse Eigenschaften aufgehalst werden — *non cum hoc, sed propter hoc*; es ist eine allgemeine Eigenschaft der roh veranlagten, also weitaus zahlreicheren Menschen, dass sie einem Unglücklichen, der unter irgend einem körperlichen Gebrechen leidet, nicht mit Nachsicht und Schonung entgegenkommen, sondern ihn deshalb noch verspotten und es ihm in verschiedener Weise auch besonders fühlbar machen. Leider besitzen diese Eigenschaften nicht bloss Erwachsene, sondern vornehmlich Kinder, die dann das „gezeichnete" unter ihnen quälen, sei es ausdrücklich, sei es dadurch, dass sie durch mangelnde Rücksichtnahme das unglückliche Kind immer wieder an sein Gebrechen erinnern. Hierdurch entsteht, meistens schon in frühester Jugendzeit, zuerst eine gewisse Bitterkeit, dann Neid, Missgunst, verhaltener Zorn gegen die Glücklichen, Schadenfreude und wie alle die ähnlichen, allerdings hässlichen Eigenschaften heissen mögen. Im Laufe der Zeit addieren sich alle erhaltenen bitteren Eindrücke, die daraus sich ergebenden Eigenschaften entwickeln sich immer schärfer, sie werden habituell, und schliesslich ist der „boshafte Gezeichnete" fertig. Dazu kommt noch die un-

1) Victor Gyurkovechky, „Pathologie und Therapie der männlichen Impotenz". Wien-Leipzig 1889.

leugbare Tatsache, dass die „Gezeichneten“ so häufig klüger und unterrichteter als die anderen sind. Ist es Zufall oder liegt es im Gange der Dinge — das ist schwer sagen, möglich ist das letztere aber, da die meisten von ihnen eben durch ihr Gebrechen gezwungen sind, sich von den allgemeinen Vergnügungen mehr fern zu halten und sich mit sich selbst zu beschäftigen, zumal sie es bald satt bekommen, verspottet und geneckt zu werden; so denken sie mehr nach, lernen mehr als die anderen und üben häufig ihren Witz, um sich durch ihn gegen lästige Angriffe zu wehren. Dies gelingt ihnen oft, es dient aber auch wieder nicht dazu, sie in den Ruf der Sanftmut und Liebenswürdigkeit zu bringen, wenn sie sich durch scharfen, beissenden und verletzenden Witz zu verteidigen suchen. Ist der „Gezeichnete“ nun von Natur aus nicht gut veranlagt, so entwickeln sich auch andere böse schlummernde Triebe in ihm, die vielleicht sonst nie zur Entfaltung gekommen wären, wenn er sie nicht zu seiner Verteidigung benötigt hätte — Lüge, Verleumdung, Intrigue, Verfolgung durch unerlaubte Mittel u. s. w. Das alles bildet dann einen fixen Erscheinungskomplex, der für den Kenner mit jeder Art von „Zeichnung“ untrennbar verbunden ist: der misstrauische Blick der Tauben, der lauernde Ausdruck der Blinden, das unbeschreibliche und so höchst charakteristische böse Lächeln der Buckligen sind nicht die einzigen typischen Erscheinungen dieser Art.

Das alles ist im Volke bekannt, es wird auch übertrieben geglaubt und so machen wir oft die Erfahrung, dass die „Gezeichneten“ Verdächtigungen mehr ausgesetzt sind, als andere Menschen. Besonders wenn ein Verbrechen begangen wurde, bei dem der Täter unbekannt ist, wo aber zur Verübung besondere Bosheit gehörte, und wo die Tat allgemeine Entrüstung hervorrief, kommt es vor, dass man den allgemeinen Verdacht auf irgend einen „Gezeichneten“ wirft: traut man einmal einem eine Tat zu, so sind die Verdachtsgründe nicht schwer zu finden, und hat man einmal deren einige zur Hand, so ballen sich auch andere daran — dazu noch der schöne Satz „Volkesstimme — Gottesstimme“, und der Unglückliche befindet sich in einem Gewirre von „beweisenden“ Verdachtsgründen, die sich alle darauf reduzieren lassen, dass er rote Haare oder einen Buckel hat. Solches kommt erschreckend oft vor.[1])

1) Über Degeneratioszeichen s. namentl. Näcke in H. Gross' Archiv I, 200; IX, 153.

2. *Erregungen.*

Ebenso wichtig wie diese Erscheinungen sind die somatischen Wirkungen innerer Erregungen für uns, da sie uns Vorgänge klar machen, die aus Worten allein nie zu entnehmen gewesen wären, und da sie auch oft überschätzt und falsch gedeutet werden. Erregungen sind in zweifacher Weise für uns wichtig: als Ursache von Verbrechen und als Kennzeichen bei Vernehmungen.

Was das erstere anlangt, so ist es nicht nötig, darauf hinzuweisen, welche Verbrechen aus Zorn, Eifersucht, Wut begangen werden und wie oft Angst und Furcht zu Überschreitungen führt, die sonst unerklärlich wären — diese Tatsachen sind zum Teile so bekannt, zum Teile so überaus zahlreich und verschieden, dass eine Besprechung entweder überflüssig oder unmöglich wäre. Hingewiesen soll höchstens auf Erscheinungen werden, die gewissermaßen am Rande der Beobachtungen liegen und deshalb übersehen werden können. Hierher gehört z. B. der Zorn gegen das Objekt, aus dem sich eine Menge von sogenannten böswilligen Sachbeschädigungen, auch Brandlegungen u. s. w. erklären lassen. Jeder Mensch, wenn er auch nicht von besonders lebhaftem Temperament ist, kennt Fälle, wo er in unerklärliche Wut gegen einen leblosen Gegenstand gekommen ist, wenn ihm derselbe namentlich fortgesetzt Schwierigkeiten oder Schmerzen bereitet hat, und wie man durch Wegschleudern, Zertrümmern oder Zerknittern sich eine wesentliche Erleichterung verschaffen kann. Ich besass als Student ein uraltes, dickes lateinisches Lexikon „*Kirschii cornu copia*“, in hartem, mit Schweinseder überzogenem Holz gebunden; dies ehrwürdige Buch flog bei jedem Ärger seines Herrn einige Male zum Boden, was nie verfehlte, den Ingrimm wesentlich zu mildern. Dieser Kirschius war mein vom Urgrossvater ererbtes Eigentum, und Schaden geschah ihm auch keiner; wenn aber ein Handwerksbursche den Zaun umreisst, dessen Nagel ihm seinen einzigen Rock zerriss, oder wenn der Bauernjunge den Hund erschlägt, der ihn fortwährend anbellt und nach seinen Waden trachtet, dann sind wir sofort mit der „Sachbeschädigung nach § so und so viel“ da, und er hat nicht mehr getan, als ich mit meinem Kirschius.[1]) In der prächtigen Novelle „Auch Einer“ von F. Th. Vischer ist die „Tücke des Objektes“ vortrefflich geschildert; er behauptet, das „Objekt“ halte öfter mit allen Teufeln ökumenische Konzile zum Nachteil der Menschen ab.

---

[1]) Vergl. Bernhardi in H. Gross' Archiv Bd. V, S. 40.

Wie weit so etwas führen kann, bewies mir ein Straffall, in welchem eine einsam stehende grosse Heuhütte angezündet worden war. Ein Landfahrer zog über die Alm und suchte vor einem drohenden Unwetter Schutz zu finden. Gerade im letzten Augenblick, bevor ein heftiger Platzregen niederging, erreichte er eine Heuhütte mit solidem Strohdach, er kroch hinein, machte es sich im Heu bequem und freute sich besonders, so glücklich untergekommen zu sein; er schlief ein, wurde aber bald wieder wach, er, seine Kleider und das um ihn herum befindliche Heu war vollkommen durchnässt, da genau über ihm das Dach Wasser durchgelassen hatte. In grenzenloser Wut über dieses „boshafte Missgeschick" zündete er die Hütte an, die auf den Grund niederbrannte.

Man wird vielleicht sagen, dass der Mann zornig wurde, ist gerade so ein Motiv, wie ein anderes, dies habe auf die juridische Seite des Falles keine Wirkung; das ist allerdings richtig, wir sind aber verpflichtet, die Tat und den Täter zusammen als ein Ganzes anzusehen und zu beurteilen, und wenn wir dann sagen können, dass dieses Ganze ein natürlicher, im Wesen des Menschen gelegener Vorgang ist, und wenn wir vielleicht sogar sagen, wir hätten unter Umständen in der gleichen Lage ebenso gehandelt, wenn wir etwas absolut Böses in der Tat nicht entdecken können, dann stellt sich die Strafbarkeit derselben allerdings in vermindertem Grade dar. — Auch in solchen kleinen Zügen tritt der Grundgedanke moderner Kriminalpolitik so klar in den Vordergrund: „Nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher ist Gegenstand der Strafe, nicht der Begriff, sondern der Mensch wird gestraft" (Liszt).

Dass aber eine bedeutende und für die Beurteilung der Sache wichtige Erregung vorliegt, das muss mit tunlichster Sicherheit festgestellt werden, wobei es vornehmlich wichtig ist, das Entstehen der Erregung zu beobachten. Dieses Stadium ist deshalb wichtig, weil man da noch beurteilen kann, ob die Erregung echt oder bloss erkünstelt und „hineingemacht" ist; weiters aber vermag man die Bedeutung der Erregung nur dann richtig einzuschätzen, wenn man ihre Entwicklung Schritt für Schritt mit jenen Gründen zusammenhalten kann, die sie verursacht haben. Wenn ich dem Beschuldigten nach und nach die Verdachtsgründe bekannt gebe, die, sagen wir, seine Feinde angeführt haben, und wenn sein Zorn sich sinngemäss mit dem Hören jedes neuen Grundes steigert, so zeigt sich sein Zorn viel natürlicher und echter, als wenn die Steigerung in nicht erklärlicher Weise bei minder wichtigen Verdachtsgründen rascher, bei wichtigeren langsamer vor sich geht.

Die Konstruktion der somatischen Erscheinungen bei grossen Erregungen ist vielfach studiert worden, zumeist sind die Forscher hierbei von den Erscheinungen in der Tierwelt ausgegangen, da diese einfacher und ungekünstelter, daher leichter zu verstehen sind, und im grossen und ganzen so ziemlich gleichmässig wieder beim Menschen gefunden werden. „Eine Unzahl von Tieren", sagt Darwin [1]), „sträubt in Angst, Schrecken, Furcht die Haare, Federn, Stacheln, und zwar heute schon unwillkürlich, einstens, um sich grösser und schrecklicher zu zeigen" — und dasselbe Sträuben der Haare spielt noch heute beim Menschen eine viel grössere Rolle, als wir gewöhnlich annehmen. Dass sich den Leuten bei Furcht und Schrecken die Haare sichtbar sträuben, das hat jeder von uns entweder an anderen gesehen oder an sich selbst empfunden. Besonders deutlich sah ich es einmal bei einer Vernehmung, als es dem Vernommenen, der übrigens vollkommen unschuldig war, plötzlich klar wurde, in welch grosser Gefahr er schwebe, wirklich für den Täter gehalten zu werden. Dass sich uns die Haare bei Schrecken und in Angst auch sträuben, ohne dass man es äusserlich wahrnehmen kann, beweist, wie ich glaube, jene bekannte Handbewegung, die man, in Angst oder plötzlichen Schrecken versetzt, regelmässig macht, indem man mit der flachen Hand von der Stirn gegen den Scheitel streicht; es kann angenommen werden, dass sich die Haare an den Wurzeln zwar nicht sichtbar, aber doch in so weit fühlbar aufrichten, dass dadurch ein leises Kitzeln und Prickeln an der Kopfhaut entsteht, welches wir dadurch beseitigen, dass wir mit der Hand über den Kopf streichen. Diese Bewegung ist also eine Art unwillkürliches Kratzen wegen entstandenen Juckens. Dass aber einer diese charakteristische Handbewegung, die das Haarsträuben markiert, etwa bei einer Vernehmung macht, kann unter Umständen sehr bezeichnend sein. Da der Vorgang zweifellos eine Einwirkung der Nerven auf die feineren und gröberen Muskelfasern ist, so muss er eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem haben, bei welchem infolge von Schreck, Angst, Kummer und Sorge die Haare mehr oder minder plötzlich weiss werden. Solche Vorkommnisse sind in verhältnismässig grosser Zahl historisch; G. Pouchet [2]) zählt Fälle auf, in welchen die Haare so plötzlich erbleichten (darunter einen, wo dies bei einem armen Sünder geschah, während er zur Hinrichtung geführt wurde). Für uns hätten solche Fälle nicht

1) Ch. Darwin, „Der Ausdruck d. Gemütsbewegungen"(J. v. Carus). Stuttg. 1872.

2) Landois in Virchows Archiv XXXV, 275, dann G. Pouchet, „Revue des Deux Mondes". Jan. 1. 1872; und „Politanthr. Revue I. Jhrgg. S. 56, III. Jhrgg. S. 64 u. 197.

viel Interesse, da dann, wenn z. B. einem Beschuldigten selbst über Nacht die Haare erbleicht wären, dies für seine Schuld oder Unschuld nichts bewiese. Nur dann könnte ein solcher Vorfall beweisenden Wert haben, wenn z. B. ein solches Weisswerden der Haare bei einem Zeugen sicher gestellt werden könnte, weil dann immer als sicher angenommen werden dürfte, dass er etwas Entsetzliches und Grauenhaftes erlebt hat. Ob er es aber wirklich erlebte oder bloss glaubte, dass er solches mitgemacht hat, wüsste man freilich noch immer nicht, da dies psychisch und physisch wohl die gleiche Wirkung haben muss. —

Will man sich bei den übrigen Erscheinungen, die Folge bedeutender Erregung sind, zurechtfinden, so muss man sich den ursprünglichen Grund derselben vorlegen. „Furcht drückt sich im Schreien aus, im Verbergen, Fliehen, Zucken und Zittern, was alles das Erfahren des wirklichen Übels begleiten würde; die zerstörenden Leidenschaften zeigen sich in Spannung der Muskeln, Knirschen, Vorstrecken der Krallen: alles schwächere Formen der Tätigkeitsäusserung beim Töten“ (Spencer [1]). Das alles, ursprünglich vom Tier entnommen, kommt in etwas herabgesetztem Grade auch beim Menschen vor — inklusive das „Vorstrecken der Krallen“, denn gerade diese Bewegung kann man oft sehen, wenn jemand in Zorn und Ärger über einen anderen spricht und hiebei die Fingerspitzen vorstreckt und einkrümmt. Tut das einer, und wenn auch nur leise und andeutungsweise, so will er dem Betreffenden übel. Auch darauf hat Darwin [2]) in seiner scharf beobachtenden Weise aufmerksam gemacht: „Es kann ein Mensch einen anderen intensiv hassen, solange aber sein Körperbau nicht affiziert ist, kann man nicht sagen, dass er wütend ist.“ Hiermit ist besonders klar ausgedrückt, dass die somatischen Erscheinungen der inneren Erregung so enge mit denselben verbunden sind, dass wir die ersteren geradezu verlangen, wenn wir von letzteren sprechen sollen. Es ist auch richtig, dass wir niemals erzählen werden, es sei einer wütend oder auch nur zornig gewesen, wenn er körperlich ruhig blieb, mag er auch mit Worten noch so arg getobt und ausgeartet haben. Beweis genug dafür, wie wichtig es ist, auf die körperlichen Äusserungen acht zu haben. „Wie charakteristisch“, heisst es bei Volkmar [3]), „ist das Zittern und die Atembeschwerden der Furcht, der durchbohrende Blick des Zornes, das Herabwürgen verschluckten Ver-

1) Herbert Spencer, „Grundzüge der Psychologie“. 1855.
2) Ch. Darwin, loco cit.
3) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“. Cöthen 1875.

drusses, das Erstickende ohnmächtiger Wut, der scheele Blick und das hüpfende Herz des Neides.“ Ergänzend sagt noch Darwin über die Furcht: „Das Herz schlägt stark, das Antlitz erbleicht, es wird ihm kalt und doch schwitzt er, die Haare sträuben sich, der Speichel wird nicht sezernirt, daher oftes Schlucken, die Stimme wird heiser, Gähnen tritt ein, die Nasenflügel zittern, die Pupillen erweitern sich, die Schliessmuskeln lassen aus. Wilde und sehr unkultivierte Leute lassen dies viel deutlicher auftreten und zittern ganz ungeniert.“ Das letztere kann man oft beobachten, ja es kann fast als Gradmesser der Kultur (wohl auch des Charakters) hingestellt werden, ob und in wie weit einer den inneren Regungen verbieten kann, sich äusserlich zu sehr kenntlich zu machen. Namentlich wer viel mit Zigeunern zu tun hat, weiss, wie wenig sich diese Leute diesfalls zu bemeistern vermögen. Daher rühren auch zahlreiche Anekdoten über Richtersprüche weiser Herrscher unkultivierter Völker, die einfach an dem äusseren Gehaben des Verdächtigten die Schuld ablasen oder, noch häufiger, aus einer Anzahl Vorgeführter den Täter mit untrüglichem Scharfsinn herauszufinden vermochten. So erzählt noch Bain[1]), dass in Indien Verbrecher Reis in den Mund nehmen und nach einiger Zeit wieder ausspucken mussten: war er trocken, so wurde der Betreffende für den Schuldigen angesehen — die Furcht hatte ihm die Speicheldrüsen gelähmt — *obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit.*

Über die eigentümlichen Wirkungen der Schüchternheit s. Paul Hartenberg[2]).

Eigentümlich sind die Zornesausbrüche gegen sich selbst, und zwar besonders deshalb, weil sie, wie ich glaube immer den Beweis für Schuldbewusstsein sind; ich habe wenigstens noch nie gesehen, dass ein Unschuldiger in einen Wutparoxysmus gegen sich selbst verfallen wäre, habe auch nicht gehört, dass andere so etwas mit gemacht haben, und könnte es mir auch nicht psychologisch erklären, wenn ein solcher Fall eintrete. Da derartige Szenen nur im äussersten Zorne warnehmbar hervortreten, so ist auch der Ausbruch ein elementarer und unmöglich mit etwas anderem zu verwechseln; wenn jemand die Hände ringt, so dass sie bluten, oder die Fingernägel in die Stirnhaut eingräbt, so wird niemand behaupten, dass dies Zorn gegen sich selbst sei, das ist nur das Bestreben, irgend etwas die Kraft Entfaltendes zu tun, sie an irgend jeman-

---

1) Alexander Bain, „The Emotions and the Will“. 1865 (3. Auflage 1875).
2) „Les timides et la timidité“. Paris 1901.

dem zu äussern; zornig gegen sich selbst bis zur äusseren Kennzeichnung ist man nur dann, wenn man solche Handlungen gegen sich ausführt, die man anderen Falles gegen einen anderen üben würde, der den Zorn erregt hat, also schlagen, stossen, Haare ausraufen u. s. w. Besonders häufig sieht man dies an Orientalen wegen ihrer grösseren Lebhaftigkeit; so sah ich einen Zigeuner mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und ein Jude warf sich auf die Kniee, breitete die Arme aus und ohrfeigte sich mit beiden Händen wiederholt derartig, dass er noch am nächsten Tage dick verschwollene Backen hatte. Aber auch bei anderen Leuten kommt es vor, wenn sie nur leidenschaftlich genug sind. So sah ich ein Weib sich ganze Büschel Haare ausraufen, ein mehrfacher Raubmörder stürzte mit dem Kopf an die Kante der Fensternische, und ein 17jähriger Mörder warf sich in einen Strassengraben, schlug mit dem Kopf fortwährend gegen den Erdboden und schrie: „Hängt mich auf, reisst mir den Kopf weg"!

In allen diesen Fällen war der Hergang gleich, auffallend gleich: Die Tat war insofern besonders raffiniert begangen worden, als das Denkbare geschehen war, um eine Entdeckung der Täterschaft zu verhindern; der Täter leugnete mit äusserster Frechheit und wehrte sich mit aller Kraft gegen ein Überwiesenwerden — in dem Augenblick, als er aber durch Vorführung der Beweise einsah, dass alles verloren sei, wandte sich seine grenzenlose Wut gegen das eigene Ich, welches der Verführung nicht Widerstand geleistet und die Tat doch nicht vorsichtig und schlau genug verübt hat — es entwickelt sich eine förmliche Selbstbestrafung, die keinen Sinn hätte, wenn sich der Betreffende unschuldig fühlte.

Solche Zornesäusserungen gegen sich selbst schliessen oft mit Ohnmachtsanfällen, deren Grund viel weniger in der Erschöpfung durch den Wutparoxysmus, als in dem Bewusstsein und in der Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit gelegen ist. Reichenbach[1]) hat einmal eingehend die Ursachen untersucht, warum so oft Menschen, die sich in einem Gedränge befinden, ohnmächtig werden; heute erklärt man dies als Wirkung der von den vielen Menschen ausgeatmeten Kohlensäure und der entwickelten Anthropotoxine und auch als nervöse Erscheinung, da das blosse Erkennen, es sei ein Fortkommen unmöglich, so aufregend wirkt, dass ein Schwinden der Sinne, eine Ohnmacht eintritt. Diese wichtige Erscheinung gilt in gleicher Weise für unseren Fall; ob jemand bemerkt,

1) Karl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch". Cotta 1854.

dass er im physischen Sinne seinen Aufenthalt nicht willkürlich ändern kann, dass er gewissermaßen gefangen ist, oder ob er bemerkt, dass er durch Beweismittel überführt ist, dass er also auch nicht entweichen kann, ist gleichwertig; und wenn sich daher jemand physisch im Gedränge befindet, oder wenn er wahrnimmt, dass er in ein juristisches Gedränge geraten ist, so wird sich in beiden Fällen dasselbe Ergebnis zeigen, er wird ohnmächtig werden, ebenso wie der Roman- oder Theaterdichter die Leute ohmächtig werden lässt, wenn er sonst keine Lösung der Situation weiss.

Kommt es im Zorne nicht so weit, dass einer gegen sich selbst wütet, so ist häufig schon die nächst niedere Stufe die, dass er zu lachen anfängt[1]). Auch hier hat Darwin darauf aufmerksam gemacht, dass das Lachen oft andere Seelenzustände decken soll, als die es eigentlich bezeichnet — Zorn, Wut, Schmerz, Verlegenheit, Schüchternheit und Scham; soll es Zorn maskieren, so ist es mitunter Zorn gegen sich selbst, eine Art Spott. Dieses herbe, hölzerne Lachen ist signifikant und, wenn es ein Einsehen hervorgerufen hat, dass der Betreffende keinen Ausweg mehr weiss, nicht leicht mit einem anderen zu verwechseln. Man hat den Eindruck, als ob sich der Lachende sagen wollte: „Das hast du von deiner Schlechtigkeit und deinem Leichtsinn!"

3. Grausamkeit.

Hieher gehören noch einige Momente, die unter Umständen von Wichtigkeit sein können und die, scheinbar ohne Zusammenhang unter einander, doch das Gemeinsame haben, dass äussere Erscheinungen auf innere Vorgänge weisen.

So ist in vielen Fällen manche Wegweisung zu finden, wenn man die Wechselbeziehung zwischen Grausamkeit und Mordlust und dem Sexuellen beobachtet. Hierüber haben namentlich ältere Schriftsteller, wie Mitchell[2]), Blumröder[3]), Friedreich[4]) Beispiele gebracht, die auch heute noch von Wert sind. Es werden von ihnen Fälle erzählt, in welchen erwiesen wird, dass so viele Leute (nicht bloss Männer) zu sexuellen Zwecken der Anregung durch ge-

---

1) H. Bergson, „Le rire". Paris 1900.

2) Mitchell, „Über die Mitleidenschaft der Geschlechtsteile mit dem Kopfe". Wien 1804.

3) Blumröder, „Über das Irrsein". Leipzig 1836.

4) J. B. Friedreich, „Gerichtliche Psychologie". Regensburg 1832.

ringere oder grössere Grausamkeiten bedürfen: Quälen von Tieren, Beissen, Kneifen und Würgen des Partners u. s. w. Heute nennt man dies Sadismus.[1]) Gewisse Mädchen wissen davon zu erzählen, wie gefürchtet manche ihrer Besucher sind, weil sie zu unerträglichen Martereien greifen und namentlich im höchsten Geschlechtsaffekt rücksichtslos beissen, drücken und würgen. Dies kann kriminalistisch mitunter von Wert sein. Einerseits lassen sich manche Verbrechen nur durch sexuelle Grausamkeiten erklären, und andererseits diente es wiederholt schon zur Eruierung eines Täters, wenn man seine diesfälligen Gewohnheiten kannte. Ich erinnere nur an den einzigen Fall Ballogh-Steiner in Wien, bei welchem eine Prostituierte erwürgt wurde; damals suchte die Polizei lange einen Menschen, der in den Bordellen unter dem Namen des „Hühnermannes" bekannt war, weil er stets zwei Hühner mitzubringen pflegte, die er während des Geschlechtsaktes erwürgte. Man schloss damals mit Recht, dass ein Mensch, der solches tut, auch imstande ist, bei gleichem Anlasse einen Menschen zu erwürgen. Hat man jemanden wegen eines mit Grausamkeit verübten Verbrechens in Untersuchung, so wird man daher stets gut tun, wenn man die Frage nach dessen sexuellen Gewohnheiten nicht unterlässt, oder wenn man überhaupt in Erwägung zieht, ob nicht schon der Anlass zu dem Verbrechen lediglich sexueller Natur gewesen ist.[2])

Mitunter sind hierbei epileptiforme Erkrankungen mit im Spiele, die ja so oft Anlass zu Grausamkeit und Mordtaten sind; man wird hierbei niemals versäumen dürfen, den Arzt zu befragen, denn Grausamkeit, Wollust und geistige Erkrankung stehen oft genug in zweifellosem Zusammenhang.

Lombroso weiss bekanntlich in dieser Richtung überreiches Material zu bieten.

4. *Heimweh.*

Von eigentümlicher, nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Frage des Heimwehs; man hat sich vielfach[3]) damit befasst und ist zur Ansicht gekommen, dass meistens Kinder, am häufigsten in

---

1) Vergl. Näcke in H. Gross' Archiv Bd. XV, S. 114.

2) v. Schrenck-Notzing, Literaturzusammenstellg. über Psychologie und Psychopathologie der Vita sexualis. Ztschrft. f. Hypnotismus. VII, 121; VIII, 40; VIII, 275; IX, 98.

3) Meckel, „Beiträge zur gerichtlichen Psychologie". Heft 1 u. s. w. und Maack, „Heimweh und Verbrechen".

der Entwicklungszeit, blödsinnige und schwächliche Personen unter dem Heimweh leiden und das drückende Gefühl der Niedergeschlagenheit durch sinnlichen, kräftigen Reiz bekämpfen wollen, wodurch sie leicht zu Verbrechen, namentlich Brandlegungen kommen.[1]) Man behauptet, dass ungebildete Leute aus einsamen, scharf ausgeprägten Gegenden (Hochgebirge, grosse Ebenen, Seegegenden) dem Heimweh besonders ausgesetzt sind; es wird dies richtig sein und erklärt sich daraus, dass Gebildete leicht eine Ablenkung von trüben Gedanken finden und gewissermaßen ein Stück ihrer Heimat mit ihrer mehr oder weniger internationalen Bildung in die Fremde nehmen. Ebenso ist es begreiflich, dass Leute aus einer nicht besonders charakteristischen Gegend den Unterschied nicht so sehr merken; namentlich, wenn einer aus einer Stadt in die andere kommt, findet er sich bald in das Neue, aber Gebirge gegen die Ebene und umgekehrt stellt wohl so viel Gegensätzliches dar, dass das Gefühl des Fremden überwältigend wird. Kann er es nun, so sucht er sich durch möglichst rauschende und lärmende Vergnügungen zu zerstreuen, kann er das nicht, so zündet er ein Haus an oder bringt nötigen Falles jemanden um — kurz irgend einer explosionsartigen Entladung bedarf es. Diese Vorkommnisse sind so häufig, dass auf sie dringend aufmerksam gemacht werden soll; man denke an Heimweh in allen Fällen, wo kein rechtes Motiv für eine Gewalttat zu finden ist und wo man als Täter einen Menschen mit den obgenannten Qualitäten vermutet; kommt man noch dahinter, dass der Betreffende nach seinen lokalen Verhältnissen wirklich an schwerem Heimweh leidet, so hat man wenigstens einen Anhaltspunkt für die Täterschaft. In der Regel leugnen solche höchst bedauernswerte Individuen die Tat um so weniger, als sie sich ohnehin so unglücklich fühlen, dass ein Mehr ihres Jammers durch die Haft nicht deutlich empfunden wird; ausserdem ist die gerichtliche Prozedur, der sie unterworfen werden, ein nicht unerwünschter neuer kräftiger Reiz für sie.

Wenn solche nostralgische Kranke auch die Tat gestehen, so geben sie doch, wenigstens soweit ich weiss, das Motiv nie zu und sagen niemals, sie hätten die Tat aus Heimweh verübt, sie wissen das wahrscheinlich auch nicht und können daher auch nicht angeben, warum sie die Tat verübten. In der Regel hört man: „Ich weiss nicht warum, ich musste so handeln.“ Wo da die Grenze

---

1) Einen solchen Fall bringen u. a. die „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 5. September 1900 (Gerichtssaalbericht).

des Abnormen anfängt, muss der Arzt beurteilen, der daher stets zu fragen ist, wenn man Heimweh als den Grund des Verbrechens vermutet. Ausgeschlossen ist es aber auch nicht, dass sich jemand, etwa um Mitleiden zu erregen, auf unbesiegbares Heimweh als Motiv des Verbrechens ausredet — so etwas dürfte immer unwahr sein, weil, wie erwähnt, der, den Heimweh zu etwas veranlasst hat, dies nicht weiss und nicht sagt.

5. Reflexbewegungen.

Reflexbewegungen sind ebenfalls von grösserer Bedeutung, als man in der Regel vermeint. Besonders nachdrücklich hat Lotze [1]) darauf hingewiesen: „Die Reflexbewegungen beschränken sich nicht auf die gewöhnlichen und unbedeutenden Handlungen des alltäglichen Lebens; auch zusammengesetzte Reihen von Bewegungen, die selbst den Inhalt eines Verbrechens in sich schliessen, können auf diesem Wege sich verwirklichen .... In einem Augenblicke, in welchem die genügende Gegenkraft anderer Gemütszustände, die hinlängliche Lebhaftigkeit eines Widerstand leistenden Gefühles oder die Klarheit einer abmahnenden Ideenreihe fehlt, kann hier wie überall aus der Vorstellung der Tat sie selbst erfolgen, ohne von irgend einem eigentlichen Entschluss des Handelnden auszugehen oder begleitet zu sein. Die Verhöre von Verbrechern sind voll von Aussagen, die auf diese Entstehungsgeschichte ihrer Handlungen deuten, und man hält sie mit Unrecht oft für entschuldigende Erfindungen, da man von ihrer Wahrheit eine Verwirrung der Begriffe über Zurechnung und Strafbarkeit befürchtet. Allein die Anerkennung jener psychologischen Tatsache ändert die sittliche Beurteilung nur wenig; das Vergehen besteht in diesen Fällen darin, jenen automatischen Übergang der Vorstellungen in Handlungen nicht gehindert zu haben, der allerdings ein natürliches Ereignis in unserer Organisation ist, aber wie so vieles andere der beherrschenden Gewalt des Willens unterworfen sein soll.“

Die Reflexbewegungen verlangen ein genaueres Studium.[2]) Die häufigsten, allgemein bekannten sind: der Lidschlag, der Hustenreiz, das Niesen, die Schlingbewegung, alles unwillkürliche Bewegungen gegen nahende oder vorhandene Fremdkörper, dann der Patellarreflex, der Kremasterreflex u. s. w. Andere derartige Bewegungen sind einmal bewusst gewesen und so oft geübt worden,

1) Rudolf Hermann Lotze, „Medizinische Psychologie“. Leipzig 1852.
2) Berzé in H. Gross' Archiv, Bd. I. S. 93.

dass sie unwillkürlich werden.[1]) Hierher gehört z. B. die Scherzfrage, wie man es erkennen kann, ob jemand, von dem man glaubt, er sei verkleidet, ein Mann oder ein Weib sei. Die bekannte Antwort lautet, man lässt einen kleinen Gegenstand über seinem Schoss fallen; die Frau wird die Schenkel auseinanderspreizen, weil sie gewohnt ist, ein Kleid zu tragen, mit welchem sie den Gegenstand im Schoss auffangen kann; der Mann wird die Schenkel schliessen, weil er bei seiner gewohnten Hosenbekleidung nur auf diese Weise den Gegenstand fangen kann. Solche gewohnheitsmässige Bewegungen gibt es so viele, dass es schwer zu sagen ist, wo die eigentlichen Reflexbewegungen aufhören und die gewohnheitsmässigen Handlungeu anfangen. Man wird vermutlich so richtig scheiden, wenn man unter ersteren eine einzige ausgelöste Bewegung versteht, während man von letzteren nur redet, wenn ein, wenn auch unbewusstes, aber fortgesetztes und länger dauerndes Handeln vor sich geht. Wenn ich z. B. während der Arbeit eine Zigarre hole, die Spitze abschneide, Feuer nehme und rauche und später absolut nichts davon weiss, dass ich das alles getan habe, so wird man sicher von keiner Reflexbewegung, sondern von eingewöhnten Handlungen sprechen; letztere gehören nicht hierher, hier sind nur einzelne Bewegungen zu erwähnen, die fast ausschliessend den Charakter der Abwehr tragen. Als Beispiel dafür, wie solche Reflexbewegungen kriminalistische Bedeutung erhalten können, kann man in solchen Fällen nur eigene Erlebnisse anziehen, weil man sich in fremdes Denken und Handeln so schwer hineinfindet; ich will deren zwei erwähnen. Ich ging einmal abends durch eine menschenleere Strasse und kam an einem Gasthause gerade in dem Augenblicke vorbei, als ein Betrunkener heraus und direkt auf mich geworfen wurde; im selben Augenblicke versetzte ich dem Armen eine kräftige Ohrfeige. Sofort bereute ich die Tat, zumal der Misshandelte lediglich sein Missgeschick beklagte: „Drinnen werde er hinausgeworfen und heraussen geohrfeigt.“ Hätte ich dem Manne damals mit der Ohrfeige das Trommelfell gesprengt oder ihn sonst schwer verletzt, so wäre der Kriminalfall fertig gewesen, und ich zweifle, dass mir jemand die „Reflexbewegung“ geglaubt hätte, obwohl ich damals so gut wie heute darüber klar war, dass es in der Tat eine solche war. Ich habe nicht im mindesten gewusst, was mir geschehen soll und was ich tue, ich empfand einfach, dass sich mir

1) E. Schultze, „Über die Umwandlung willkürlicher Bewegungen in unwillkürliche“. Ztschr. f. Phil. u. Päd. VI, 1.

etwas nicht freundlich naht, und diesem trat ich mit einer abwehrenden Bewegung in Form einer Ohrfeige entgegen — was eigentlich geschehen war, wusste ich erst hinterher, als ich den Schlag gehört und in der Hand empfunden hatte.

Etwas Ähnliches geschah mir als Student. Ich war auf dem Lande noch vor dem Morgengrauen zu einer Jagd gegangen, als etwa 100 Schritt vom Hause über einen steilen Abhang herab, gerade gegen mich, eine grosse Kugel rollte. Ohne zu wissen, was es sei und warum ich es tat, führte ich mit einem Bergstock, den ich in der Hand hatte, einen wuchtigen Schlag nach der Kugel, die sich als zwei raufende, in einander verbissene Kater entwickelte. Einer davon war mein geliebtes Eigentum, so dass ich dann die Tat lebhaft bedauerte, aber wissentlich habe ich auch hier nicht gehandelt, ich habe einfach zugeschlagen, weil sich mir etwas Unbekanntes genaht hat. Hätte ich damals den grössten Schaden angerichtet, ich wäre dafür nie verantwortlich zu machen gewesen — wenn man mir alles gelten liess, aber dass man dies getan hätte, glaube ich auch in diesem Falle nicht.

Wenn man die Reflexbewegungen genauer ansieht, so muss man auch auf gewisse Eigentümlichkeiten derselben Rücksicht nehmen, die zwar an sich von krimineller Bedeutung nicht leicht sein können, wohl aber ihr Wesen deutlicher machen. Das eine ist der Umstand, dass es doch wieder Reflexbewegungen gibt, die auch im Schlaf wirken, denn dass wir z. B. im Schlafe nicht den Kot lassen, beruht darauf, dass der in dem Mastdarm vorrückende Kot eine reflektorische Tätigkeit des Afterschliessmuskels anregt, welche sonst nur durch besonders starken Drang oder durch willkürliche Erregung eigener „Hemmungsfasern“ aufgehoben wird.

Der zweite auffallende Umstand ist der, dass auch eingewöhnte Reflexbewegungen unter Umständen, namentlich wenn ein besonders heftiger, anderer Eindruck mitwirkt, nicht ausgelöst werden. Reflexbewegung ist es z. B., wenn man die Hand, auf die irgend ein Schmerz einwirkt, zurückzieht, trotzdem man mit irgend etwas so beschäftigt ist, dass man von dem ganzen Vorgang nichts weiss; ist die Beschäftigung, der man sich gerade hingibt, aber dermaßen in Anspruch nehmend, dass man, wie man zu sagen pflegt, die Aussenwelt vollkommen vergisst, so muss der äussere Eindruck schon sehr heftig gewesen sein, wenn auf ihn reagiert werden soll. Ebenso kann es sich aber auch nicht gerade darum handeln, dass die Aufmerksamkeit gefesselt wird, und es kann doch die Reflexbewegung ausbleiben. Wenn wir uns denken, dass eine Reflex-

bewegung jene Bewegung ist, die hervorgerufen wird durch die Erregung eines zentripetalleitenden (sensiblen) Nerven, der die Reizung aufnimmt und sie zum Zentrum leitet, von wo die hier angelangte Erregung auf die motorische, zentrifugale Bahn übertragen wird (Landois [1])), so schliessen wir allerdings die Mittätigkeit des Gehirns aus; dieser Ausschluss betrifft aber nur die bewusste Mittätigkeit, und die direkte Leitung durch das Zentrum (Rückenmark) kann nur deshalb mit Erfolg geschehen, weil das Gehirn schon unzählige Male bewusst mitgewirkt hat, so dass es im neuerlichen Falle auch mitarbeitet, ohne dass wir davon etwas wissen. Wenn nun aber das Gehirn durch einen besonders starken anderen Reiz vollkommen in Anspruch genommen wird, so ist es nicht imstande, jene unbewusste Mitarbeit zu leisten, es versagt den Dienst, und die Reflexbewegung bleibt aus. Hierfür hatte ich einmal ein, wie ich glaube, belehrendes und beweisendes Beispiel. Eines meiner Dienstmädchen öffnete eine neue und an den Kanten mit Papier verklebte Schachtel mit Zündhölzchen dadurch, dass sie mit dem Daumennagel das Klebepapier an der Längskante der Schachtel aufriss. Wahrscheinlich war die Schachtel zu sehr gefüllt, oder es wurde die Bewegung zu rasch vollführt, kurz die Zündhölzchen entzündeten sich explosionsartig und die ganze Schachtel stand in Flammen. Das Merkwürdige war nun, dass das Mädchen die Schachtel weder bewusst noch instinktmässig wegwarf; sie schrie fürchterlich und behielt die Schachtel in der Hand; auf ihr Geschrei stürzte mein Sohn aus dem zweiten Zimmer herbei, und erst, als er sie so laut als möglich anschrie: „Wegwerfen, auslassen!“ warf sie die brennende Schachtel weg. Sie hatte das brennende Ding also so lange gehalten, dass mein Sohn, wie gesagt, aus dem zweiten Zimmer herbeikommen konnte, und dass die Verbrennung so arg war, dass sie wochenlang in ärztlicher Behandlung verblieb. Befragt, warum sie denn die brennende Schachtel trotz des in der Tat fürchterlichen Schmerzes nicht ausgelassen habe, erklärte sie einfach, dass ihr dies „nicht eingefallen sei“, ja sie setzte bei, als ihr zugerufen wurde, sie solle das Ding wegwerfen, dämmerte ihr erst der Gedanke auf, dass dies allerdings das Klügste sein dürfte. Der Vorgang war also offenbar der, dass die Gehirntätigkeit durch den Schrecken und den heftigen Schmerz so vollkommen in Anspruch genommen war, dass sie nicht bloss unvermögend war, bewusst die

1) L. Landois, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“. Wien 1892.

richtige Direktive zu geben, sondern auch die unbewusste Mitarbeit bei der Reflexbewegung nicht zu leisten vermochte.

Hiermit ist auch angedeutet, dass die alleinige Tätigkeit des Rückenmarks bei Reflexbewegungen nicht genügt, denn wäre dies der Fall, so müssten sich diese Tätigkeiten auch dann noch auslösen, wenn das Gehirn noch so sehr beschäftigt ist; läuft der Hergang aber in diesem Falle nicht ab, so muss das Gehirn mitwirken. Diese Unterscheidung ist aber für uns nicht gleichgültig; denn wenn wir annehmen, dass das Gehirn bei Reflexbewegungen mitwirkt, so müssen wir auch folgerichtig ein Mehr und ein Weniger dieser Mitwirkung als möglich zugeben, und liegt überhaupt Gehirntätigkeit vor, so tritt auch die Frage der Verantwortlichkeit in den Kreis der Betrachtungen, und wir müssen sagen, dass immer dann, wenn eine Reflexbewegung als das Motum bei einer Tat angenommen werden kann, die Frage der Strafbarkeit nach einem Mehr oder Minder in besondere Berechnung gezogen werden muss. Zu bemerken wäre noch, dass die Frage, ob eine Reflexbewegung vorliegt, so zu sagen „von Amtswegen" zu erörtern kommt, denn es wird nur selten vorkommen, dass einer sagt: „Das war reine Reflexbewegung" — er sagt vielleicht: „ich weiss nicht, wie das kam" — oder „ich konnte nicht anders" — oder er leugnet vielleicht das ganze Geschehnis ab, weil es ihm ja tatsächlich nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Dass hier schwierige Fragen, sowohl in der Richtung auf den Beweis als in der Richtung auf Beurteilung der Schuld zu Lösung kommen, ist freilich zweifellos — ob wir dann von mangelhafter Einrichtung der Hemmungszentren oder von bösem Willen sprechen, ist gleichgültig.[1])

6. *Kleidung.*

Wollte man sich mit der Frage befassen, welche Bedeutung die Kleidung eines Menschen für die Beurteilung seines Innern hat, so könnte man hierüber ein Buch schreiben. Man behauptet, am Schuh erkenne man den Charakter der Frau, in Wirklichkeit ist die Sache aber viel weiter zu fassen, nicht bloss am Schuh, sondern an jedem Stück der Kleidung erkennt man den Charakter der Frau, aber gerade so auch den des Mannes. Der Kriminalist hat mehr Gelegenheit als jeder andere Mensch, sich die Kleider

---

1) Über die ausserordentlich wichtigen reflexähnlichen Handlungen („reflektoides Tun") s. H. Gross in H. Gross' Archiv Bd. II, S. 140; Bd. III, S. 350; Bd. VII, S. 155. Dann Pollack, ibidem Bd. VIII, S. 198.

der Leute anzusehen, sich seine Gedanken über den Träger derselben zu machen und später seine Ansichten nach dem Ergebnisse der Untersuchung richtig zu stellen, und da bilden sich gewisse Axiome auch in dieser Richtung aus. Sieht man einen Menschen vor sich, dessen Rock derart geflickt ist, dass man den Grundstoff desselben nicht mehr aus den vielen Flecken herausfindet, es ist aber nirgends ein Loch zu sehen, ist sein Hemd zwar aus gröbstem, ebenfalls geflickten Stoff, aber rein gewaschen und die Stiefel sehr defekt, aber ganz und glänzend, so betrachten wir ihn (und seine Frau) als brave Leute und werden uns vielleicht niemals irren. Vom modernen, peinlich gekleideten Stutzer versehen wir uns unbedingt keiner grossen Weisheit, der auffallend gekleideten Frau trauen wir gerne eine kleine Untreue gegen ihren Mann zu, und von der mit ausgesucht einfacher Vornehmheit gekleideten Dame erwarten wir bestimmt keine niedrige Gesinnung. Ist aber etwas in seinen grossen und deutlichsten Umrissen richtig, so lässt es auch eine Verfeinerung und ein Eingehen auf Einzelheiten zu, und wer sich mit dieser Frage eingehend befasst, der findet jeden Tag neue Belehrung und neue sichere Schlüsse. Allerdings sieht da nicht jeder dasselbe, und für den einen ist irgend ein Detail für sich allein beweisend, für den anderen nur in Verbindung mit dieser, für den dritten mit jener Erscheinung. Man wird vielleicht einwenden, dass zum mindesten fortgesetzte und lange Beobachtung notwendig sei, bis man aus der Kleidung Schlüsse ziehen dürfe, da vorübergehende Laune, Zwang, Verhältnisse u. s. w. mitwirken können, um jemanden zu einer gewissen Kleiderwahl zu veranlassen. Das wirkt aber nicht besonders tief, denn dass einer einer bestimmten Laune unterworfen ist, kann unter Umständen schon bezeichnend genug sein, und dass er in eine gewisse Lage kam, die ihm Zwang auferlegte, kennzeichnet ihn ebenfalls; hat schon einer einen braven Bauernknecht gesehen, der einen abgetragenen feinen Salonrock trug? Er wird in der armseligsten, übertragensten Joppe daherkommen, aber einen Salonrock lässt er sich weder schenken noch kauft er ihn, auch wenn er ihn noch so billig bekäme; solche Kleider lässt er anderen, die uns dann in ihrer „schäbigen Eleganz" auf den ersten Blick deutlich genug sagen, wer sie sind. Wie charakteristisch ist die Kleidung des gewesenen Soldaten, Jägers, Beamten, ja noch weiter: wer verkennt die Kleidung des echten Klerikalen, Demokraten, des Konservativ-Aristokratischen? Das alles ist so ausgeprägt wie das Gewand des Engländers, Franzosen, Deutschen und Amerikaners, bei denen nicht klimatische Gründe, sondern der

Charakter der Nation mitgewirkt haben, bis die Kleidung genau so und nicht um das mindeste anders sein konnte. Eitelkeit, Nachlässigkeit, Reinlichkeit und Schmierfinkentum, Sorgfalt und Gleichgültigkeit, vornehmes Wesen, die Sucht aufzufallen und originell zu sein, dies und zahllose ähnliche oder verwandte Eigenschaften drücken sich vielleicht nirgends so kräftig und zweifellos aus, als in der Kleidung. Und nicht bloss diese im ganzen, unzählige Male kann ein einziges Stück zum Verräter werden.

7. *Physiognomisches und Verwandtes.*

Die Physiognomik gehört zu jenen Disziplinen, welche in ihrer Wertschätzung ein fortwährendes Schwanken zeigen. Im klassischen Altertum legte man ihr grosse Bedeutung bei, und Sokrates, Platon, Aristoteles und Pythagoras interessierten sich lebhaft für ihre Lehren. Später vergass man sie, vorübergehend hatte man sich damit befasst, als Baptista Porta über die menschliche Physiognomie schrieb, und endlich trat sie auf einige Zeit in den Vordergrund, als die Arbeiten Lavaters und die damit enge verbundenen von Gall erschienen. Lavaters bekannte Schriften [1]) hatten seinerzeit das grösste Aufsehen erregt und ihrem Verfasser mitunter begeisterte Bewunderung eingetragen; wie sehr sich z. B. Goethe dafür interessierte, zeigt die vielgelesene Schrift von von der Hellen [2]) darüber und der Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater [3]). Hätte Lavater die Sache nicht in der ihm eigenen mystischen und apodiktischen Form gebracht, hätte er mehr beobachtet und weniger behauptet, so wäre sein Ruhm von längerer Dauer gewesen und er hätte auch der Sache selbst genützt, so aber war die Frage bald halb vergessen, und man wendete sich bald der berühmten Gallschen Schädellehre zu; auch Gall, der manches mit seinem Freunde Spurzheim gemeinsam arbeitete, beging in seinen Schriften [4]) ähnliche Fehler wie Lavater, indem er sich in Abenteuerlichkeiten ohne wissenschaftliche Grundlage verstieg, so dass das viele, zweifellos Richtige und Bahnbrechende, was in seiner Lehre liegt, übersehen wurde.

1) Johann Kasper Lavater, „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe". Leipzig 1775.

2) v. d. Hellen, „Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten". Frankfurt 1888.

3) H. Hirzel, „Briefe von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774—1783". Leipzig 1833.

4) Franz Josef Gall, „Introduction au cours de physiologie du cerveau". Paris 1808. „Recherches sur le système nerveux" (mit Spurzheim, Paris 1809). „Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit" (Paris 1812) u. s. w.

Zweimal wurde seine Bedeutung wieder geltend gemacht, das eine Mal, als sich B. v. Cotta[1]) und R. R. Noel[2]) eingehend mit ihm befassten und ihm eine gerechte Würdigung zuteil werden liessen, das andere Mal, als Lombroso und seine Leute die Lehre von den Stigmen des Verbrechers erfanden, deren Bestes auf den Lehren des vielverspotteten und erst jetzt wieder gelesenen Dr. Gall beruht; erklärte doch der grosse Physiologe Johannes Müller: „Was das Prinzip des Gallschen Systems anlangt, so ist gegen dessen Möglichkeit im allgemeinen *a priori* nichts einzuwenden." — Erst in neuerer Zeit wurde der wichtigen Frage der Physiognomik, abgesehen von der merkwürdigen Arbeit von Schack[3]), wissenschaftliche Bearbeitung zuteil. Das wichtigste und bedeutendste Buch hierüber ist von Darwin[4]), dann Piderits System[5]) und Carus' Symbolik[6]), die allerdings in der älteren, gründlichen Arbeit von Bell[7]), des ausgezeichneten englischen Anatomen und Chirurgen, eine gute Grundlage fanden. Von Wichtigkeit sind dann noch die Arbeiten von Lebrun[8]), Reich[9]), Mantegazza[10]), Dr. Duchenne[11]), Skraup[12]), Magnus[13]), Gessmann[14]), Schebest[15]), Engel[16]), Schneider[17]), K. Michel[18]), Wundt[19]), C. Lange[20]), Giraudet[21]), A. Mosso[22]),

1) B. v. Cotta, „Geschichte u. Wesen der Phrenologie". Dresden u. Leipzig 1838.

2) R. R. Noel, „Die materielle Grundlage des Seelenlebens". Leipzig 1874.

3) Sophus Schack, „Physiognomische Studien". Jena 1890.

4) Ch. Darwin, „Ausdruck der Gemütsbewegung bei Menschen und Tieren". Stuttgart 1884.

5) Th. Piderit, „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik". Detmold 1867.

6) Carus, „Symbolik der menschlichen Gestalt". Leipzig 1858.

7) Sir Charles Bell, „Anatomy and philosophy of expression". London 1847.

8) Le Brun, „Conferences sur l'expression" u. s. w. 1820.

9) Reich, „Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben". Heidelberg 1878.

10) P. Mantegazza, „Physiognomik und Mimik". Leipzig 1890.

11) Duchenne, „Mechanismus der menschlichen Physiognomie". 1862.

12) Skraup, „Katechismus der Mimik". Leipzig 1892.

13) Hugo Magnus, „Die Sprache der Augen".

14) Gessmann, „Katechismus der Gesichtslesekunst". Berlin 1896.

15) Agnese Schebest, „Rede und Geberde". Leipzig 1861.

16) Engel, „Ideen zu einer Mimik". Berlin 1785.

17) G. Schneider, „Der tierische Wille". 1880.

18) K. Michel, „Die Geberdensprache". Köln 1886.

19) W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie". Leipzig 1894.

20) C. Lange, Über Gemütsbewegungen". 1887.

21) Giraudet, „Mimique, physiognomie et gestes". Paris 1895.

22) A. Mosso, „Die Furcht". 1889.

A. Baer[1]), Wiener[2]), Lotze[3]), Waitz[4]), Lelut[5]), Monro[6]), Heusinger[7]), Herbart[8]), Comte[9]), Meynert[10]), Goltz[11]), Hughes[12]), Borée[13]) u. s. w.

Fragen wir um die heutige Stellung der Physiognomik, so werden wir antworten müssen, dass diese eine sehr untergeordnete ist. Die Phrenologie verhält sich zur Physiognomik wie das knöcherne Gerüst des Schädels zu seinen Weichteilen, und wie die Physiognomie eines Menschen hauptsächlich von seiner Schädelbildung abhängt, so muss auch die Physiognomik sich mit der Form des knöchernen Schädels befassen. Die Mimik ist aber die Lehre von den Bewegungen der Physiognomie; die Physiognomik befasst sich mit den Gesichtszügen an sich und mit ihren Veränderungen, die sie durch die Bewegungen des Innern mitmachen muss, während die Mimik die willkürlichen Änderungen der Mienen (und Geberden) betrifft, wodurch innere Momente zum Ausdruck gebracht werden sollen. Deshalb interessiert die Mimik in erster Linie den Schauspieler, den Redner und die gewöhnlichen Komödianten des Lebens — deshalb haben auch wir Kriminalisten mit ihr zu tun, wenn uns aus diesem oder jenem Grunde eine Komödie vorgespielt werden soll. Die Phrenologie bleibt der Forschung des Mediziners, Anthropologen und Psychologen vorbehalten, und so bleibt uns die Physiognomik als das eigentlich Wichtige übrig. Ihre Bedeutung als Disziplin wird entschieden unterschätzt. Für gewöhnlich wird behauptet, gar so viel drücke sich überhaupt in den Gesichtszügen nicht aus, das, was sich auspräge, tue dies nicht nach bestimmten Regeln und was man aus einer Physiogno-

1) D A. Baer, „Der Verbrecher". Leipzig 1893.

2) Wiener, „Die geistige Welt".

3) Lotze, „Medizinische Psychologie". Leipzig 1852.

4) Th. Waitz, „Anthropologie der Naturvölker". Leipzig 1859—1877.

5) Lelut, „Physiologie de la pensée".

6) Monro, „Remarks on the sanity".

7) Carl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physiologischen und psychologischen Anthropologie". Eisenach 1829.

8) Johann Friedrich Herbart, „Psychologische Untersuchung". Göttingen 1839.

9) Isidor Comte, „Systeme de philosophie positive". Paris 1824.

10) Th. Meynert, „Mechanik der Physiognomik". Vortrag 1888.

11) Friedrich Goltz, „Über moderne Phrenologie". Deutsche Rundschau. November-Dezember 1885.

12) Henry Hughes, „Die Mimik des Menschen auf Grund voluntarischer Psychologie". Frankfurt a. M. 1900.

13) Alb. Borée, „Physiognom. Studien". Stuttgart 1899.

mie herauslesen könne, das entnehme man entweder von selbst und instinktmässig, oder gar nicht, lernen lasse sich das durchaus nicht. Das sind Abfertigungen, welche uns regelmässig überall dort begegnen, wo es viel Arbeit gäbe: man will sich mit einer mühsamen Sache nicht plagen und stellt sie deshalb als wertlos hin; wer es aber mit seiner Aufgabe ernst nimmt und ein bischen Umsehen nicht scheut, wird grossen Nutzen ziehen, wenn er auch diese Disziplin einem eingehenden Studium unterzieht und sie auf sein Fach anwendet.

Dass Physiognomik an sich eine berechtigte Lehre ist, tut abermals der wiederholt angewendete Satz dar, dass alles, was in seinen einfachsten Umrissen als richtig gilt, auch einer Ausbildung und Weiterführung fähig sein muss. Kein Mensch zweifelt, dass es gescheite und dumme, gutmütige und böse Gesichter gibt, und lässt man diese Behauptung in ihren einfachsten Umrissen zu, so muss es auch richtig sein, dass man ausser gescheiten, dummen, guten und bösen Gesichtern auch noch andere Gesichter unterscheiden kann, dass es also möglich ist, eine Anzahl von inneren Eigenschaften aus der Physiognomie abzulesen, und dass niemand die Grenze bezeichnen kann, wo dieses „Ablesen“ aufhören muss der Forschung, Beobachtung und Materialsammlung ist die Türe geöffnet, und hütet man sich vor Willkürlichkeiten, vor Übertreibungen und unbegründeten Behauptungen, baut man nur auf wirklich und sorgfältig Beobachtetem weiter, so muss sich eine wichtige wohlbegründete Disziplin ergeben.

Der so überaus scharfsinnige Psychiater Meynert[1]) setzt auseinander, wie die Physiognomik auf Irradiation und Parallelvorstellungen beruht; er weist darauf hin, wie gross das Material ist, das wir an physiognomischem Inhalt im Gedächtnis haben; so ganz wertlos die festen Formen des Menschen für die Beurteilung seiner Willensakte sind, so sehr ist doch der Schluss verallgemeinert, aus Willensakten der ersten Person, deren Gesichtsformen mit denen einer zweiten übereinstimmen, auf gleiche Willensakte der zweiten Person zu schliessen. Eine sehr feinfühlige physiognomische Darstellung von Hans Virchow bringt eine hübsche physiognomische Nebenvorstellung zum Ausdruck über das Interesse am Auge, das die Pupille begründet; „die Pupille sei die Pforte, durch die unser Blick in das Innere eines anderen dringt: hier ist das Psychische schon eine Nebenvorstellung beim Worte „Inneres“. Wie diese

1) Theodor Meynert, „Psychiatrie“. Wien 1884.

Vorgänge sind, warum gerade dieser und nicht jener Muskel bei einem gewissen inneren Vorgange innerviert wird, das ist uns allerdings fremd, für uns aber auch gleichgültig, denn schliesslich könnte sich einer auch einmal darüber den Kopf zerbrechen, warum wir nicht mit den Augen hören und mit den Ohren sehen, und in einiger Richtung ist man auch hier beträchtlich weiter gekommen. Johannes Müller[1]) sagte noch 1840: „Die Gründe, warum verschiedene Seelenzustände verschiedene Nervengruppen in Tätigkeit oder Abspannung versetzen, die Beziehung der Gesichtsmuskeln zu besonderen Leidenschaften sind gänzlich unbekannt" — und Gratiolet[2]) hielt es noch vor 40 Jahren für nötig, zu leugnen, dass ein Muskel allein zum Zwecke des Ausdruckes entwickelt worden sei. Kurz darauf wusste Piderit[3]) schon, dass die Muskelbewegungen des Ausdrucks sich zum Teil auf imaginäre Gegenstände und zum Teil auf imaginäre Sinneseindrücke beziehen; darin liegt der Schlüssel zum Verständnis aller expressiven Muskelbewegungen.

Mit Darwins epochemachendem Werke über den Ausdruck der Gemütsbewegungen[4]) kam endlich eine solche Fülle von tatsächlichen und vielfach erklärten Feststellungen zustande, dass wir sagen können, wir haben für unsere Zwecke genug Material, um darauf unsere weiteren Studien bauen zu können. Das Durcharbeiten des genannten Werkes Darwins halte ich für einen Kriminalisten fast für unerlässlich — auf jeder Seite treten ihm Auseinandersetzungen und Aufklärungen entgegen, die auf alle Fälle Bezug haben, die er schon in der Praxis erlebt hat oder gewiss einmal erleben wird. Hier seien nur einige der wichtigsten Bemerkungen und Beobachtungen Darwins wiedergegen, um daran die Nutzanwendung für unsere Zwecke zu versuchen.

Für das Studium rät er Kinder, weil sie Ausdrucksformen sehr kräftig und zwanglos erscheinen lassen; Irre, weil sie starken Leidenschaften ohne Kontrolle unterworfen sind; Elektrisierte, um die entsprechenden Muskeln studieren zu können, und endlich Feststellung der Identität bei allen Rassen der Menschen und bei Tieren. Für uns sind von den genannten Objekten nur die Kinder wichtig, weil die anderen entweder unseren Arbeitgebieten fern liegen, oder aber

---

1) Johannes Müller, „Handbuch der Physiologie des Menschen". 1840.

2) Louis Pierre Gratiolet, „De la physionomie et des mouvements d'expression". Paris 1865.

3) Piderit, „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik". 1867.

4) Ch. Darwin, „Expression of the emotions in men and animals". 1872.

nur theoretischen Wert haben. Dagegen möchte ich den genannten Beobachtungsobjekten noch eines anfügen, die einfachen, ungekünstelten Menschen, Bauern und sonstige unverdorbene Menschen, von welchen wir annehmen dürfen, das sie uns keinerlei Komödien vorspielen. An solchen Menschen und an Kindern lässt sich nun allerdings sehr viel lernen; zumal festzuhalten ist, dass man mit dem Beobachten einer gewissen Partie von Menschen nicht etwa bloss einen Teil derselben im allgemeinen studiert hat, sondern dass man damit gewissermaßen ein allgemein gültiges Paradigma der ganzen Menschheit durchgearbeitet hat; Kinder haben keine andere Physiognomik als Erwachsene, sie ist bei ihnen nur klarer und einfacher, aber was bei ihnen in Betreff der Form und der Gründe derselben gilt, das ist allgemein gültig; nehmen wir irgend einen der Sätze Darwins vor — z. B. die Zeichen für Zorn und Indignation: die Augen glänzen, Respiration ist beschleunigt und verstärkt, die Nasenflügel etwas erhoben, der Blick misst den anderen — diese so höchst charakteristischen Zeichen kommen beim Kinde und beim Erwachsenen gleich vor, keines hat davon mehr, keines weniger, und wenn wir dieselben beim Kinde konstatiert haben, so ist diese Arbeit auch für die Erwachsenen geschehen. Hat also einer Physiognomik an Kindern und einfachen Personen studiert, so ist das weitere Studium an anderen nicht mehr so schwierig, man hat nur mit der absichtlichen und angewöhnten Verschleierung und Verstellung zu rechnen, im übrigen aber die schon erlernten Grundsätze *mutandis mutatis* anzuwenden.

Im allgemeinen stellt Darwin drei Gesetze auf, welche die meisten Ausdrucksformen und Geberden erklären sollen; sie gehen kurz auf folgendes hinaus:

I. Das Prinzip zweckmässiger assoziierter Gewohnheiten.

II. Das Prinzip des Gegensatzes.

III. Das Prinzip der direkten Tätigkeit des Nervensystems.

Ad I. Wenn irgend eine Begierde, Empfindung, Unwillen u. s. w. während einer langen Reihe von Generationen zu irgend einer willkürlichen Bewegung geführt hat, dann wird eine Neigung zur Ausführung einer ähnlichen Bewegung fast mit Sicherheit erregt, so oft dieselbe oder irgend eine analoge oder assoziierte Empfindung erfahren wird, trotzdem sie nunmehr nutzlos ist; sie werden vererbt und sind dann nur fast Reflexbewegungen.

Man kommt eher darauf, wenn man damit beginnt, dass Gewohnheit oft recht komplizierte Bewegungen erleichtert: Gewohnheiten der Tiere: Gangart der Pferde, Stehen des Vorstehhundes,

Säugen des Kalbes u. s. w. Uns ist es schwierig, verkehrte Bewegungen zu machen, wir strecken beim Fallen die Arme vor (auch im Bett), ziehen unbewusst Handschuhe an. Gratiolet sagt: Wer eine Ansicht u. s. w. energisch zurückweist, schliesst die Augen, nimmt er die Ansicht an, so nickt er und öffnet die Augen weit. Wer etwas Schreckliches beschreibt, schliesst die Augen und schüttelt den Kopf; schaut man etwas genauer an, so hebt man die Brauen. Will man sich auf etwas besinnen, tut man dasselbe oder zieht die Augenbrauen zusammen — beides schärft den Blick. Hierzu Reflextätigkeit.

Ad II. Wenn der Hund, die Katze böse sind, so nehmen sie die Stellung des Kampfes an — sind sie gutmütig aufgelegt, so tun sie das Gegenteil, obwohl es für diesen Zweck nichts nützt. M. Taylor[1]) sagt, die Gebärdensprache der Cistercienser (Trappisten?) beruht vielfach auf· Antithese; Zucken der Achseln — Gegensatz der Festigkeit, Unerschütterlichkeit.

Ad III. Beispiele: Erbleichen, Zittern (Furcht, Schrecken, Schmerz, Kälte, Fieber, Angst, Freude), Herzbewegungen, Erröten, Schwitzen, Kraftanstrengung, Tränen, Geifern, Haaresträuben, Urin u. s. w. lassen. Mit dieser Einteilung wird man im allgemeinen sein Auskommen finden und jede Erscheinung unterbringen können.

Wir wollen noch mehrere Einzelheiten nach Darwins Angaben besprechen. Er warnt vor allem davor, gewisse Muskelbewegungen als Resultat von Gemütsbewegungen zu sehen[2]), weil man sie erwartet hat; es gibt unzählige Gewohnheiten gerade in den Gesichtsmotionen, die zufällig oder die Folge eines einmal bestandenen Schmerzes, einer Spannung sind und die nichts bedeuten. Solche Bewegungen sind oft von der grössten Deutlichkeit und lassen den Unerfahrenen nicht daran zweifeln, dass sie dies und jenes darlegen sollen, obwohl sie mit irgend einer Gemütsstimmung in keinem Zusammenhang stehen. Selbst wenn man sagen wollte, man dürfe sich nur auf Erscheinungen in der Physiognomie verlassen, die schon als solche festgesetzt sind, denen eine bestimmte Bedeutung zukommt, so würde man auch da noch fehlgehen, weil doch wohlakkredierte physiognomische Momente in anderer Weise (Gewohnheit, Nervenstörungen, Verletzungen u. s. w.) entstehen können. Aufmerksamkeit ist also auch hier nötig; nehmen wir irgend eine der Darwin-

1) M. Taylor, „Early history of mankind“ (2. ed. 1870).

2) E. Storch, „Muskelfunktion und Bewusstsein“. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. II, 43; J. Reid, „the Muscular sense“ (Journal of mental Sci. XLVII, 510. 1901).

schen Normen vor, z. B. dass wir die Augen schliessen, wenn wir etwas nicht sehen wollen, oder aber auch, wenn uns ein Vorschlag, eine Kombination u. s. w. nicht passt — so werden wir doch auch zugeben, dass es Leute gibt, die sich angewöhnt haben, auch unter anderen Verhältnissen, vielleicht gerade den gegenteiligen, die Augen zu schliessen.

Von diesen Fällen abgesehen, müssen wir zugeben, dass diese Erscheinung bei Vernehmungen bedeutsam ist, zumal wenn wir dem Beschuldigten ein ihn arg belastendes *Corpus delicti*, einen Handschriftenvergleich, der beweisend wirkt, selbst einen Zeugen vor Augen führen; hierbei ist sein Augenschliessen charakteristisch und besonders dann von Wichtigkeit, wenn er mit seinen Worten die Bedeutung des fraglichen Objektes bestreiten will. Der Widerspruch zwischen seinem Augenschliessen und seinen Worten sagt dann genug. Dasselbe tritt ein, wenn man dem Beschuldigten die Perspektiven eröffnet, die vor ihm liegen: den Gang der Untersuchung, die Kombinationen und die Folgen — ist das für ihn verderblich, so schliesst er die Augen. Auch bei Zeugen erlebt man dasselbe; wenn ein solcher z. B. sehr belastend und mehr aussagt, als er, wenigstens nach unserer Annahme, verantworten kann; wenn man ihm dann die Folgen und das Unausbleibliche auseinandersetzt, was seine Aussage nach sich zieht, so schliesst er häufig, wenn auch nur für kurze Zeit, die Augen. Tut er das, dann hat er wahrscheinlich zu viel behauptet, und man hat den richtigen Augenblick nicht zu versäumen, um ihm ins Gewissen zu reden und ihn vor übertriebenen, unverantwortlichen Behauptungen abzuhalten.

Nicht zu verwechseln ist mit diesem Augenschliessen jenes, welches manche Personen machen, wenn sie die Wichtigkeit ihrer Aussage einsehen und sich sammeln wollen, den Hergang sich ins Gedächtnis rufen und nochmals überlegen, ob es wohl so war. Diese beiden Arten des Augenschliessens sind aber verschieden von einander; vor allem dauert das erste, welches nur die Folgen der Aussage nicht sehen will, viel kürzer, da zum sich Sammeln und Überlegen mehr Zeit erforderlich ist. Weiters ist beim ersteren immer ein gewisses Erschrecken wahrnehmbar, während bei letzterem nur Zeit zum nochmaligen Überlegen verlangt wird; das Wichtigste ist aber eine charakteristische, gleichzeitig wahrnehmbare abwehrende Handbewegung, die nur im ersteren Falle vorkommt und die das Nichtsehenwollen verstärkt. Sie kommt selbst bei sehr phlegmatischen Leuten vor und ist daher ziemlich verlässlich; wer bloss

überlegen und deshalb ungestört sein will und die Augen schliesst, der wehrt nicht ab.

In gleicher Weise ist auch ebenso für den Beschuldigten als für den Zeugen der plötzlich fest geschlossene Mund von Bedeutung; geschlossener Mund und Entschlossenheit sind untrennbar: Man kann sich ebenso wenig einen zögernden, zweifelnden Menschen mit fest aufeinander gepressten Lippen, als auch einen entschiedenen und entschlossenen Menschen mit offenem Mund vorstellen. Dass dies so sein muss, ist leicht erklärlich, es entspricht dem oben genannten Prinzip I Darwins: der zweckmässigen assoziierten Gewohnheiten. Wenn sich jemand fest entschliesst, etwas zu tun, so setzt dies voraus, dass er sich zur Ausführung des Beschlossenen sofort in Bewegung setzt, da die meisten unserer Handlungen mit einer Körperbewegung verbunden sind. Selbst wenn ich mich plötzlich entschliesse, etwas vor mir Liegendes, mir vielleicht recht Unangenehmes anzusehen, oder über etwas Unerfreuliches nachzudenken, so wird diesem Entschlusse eine, und zwar recht energische Körperbewegung folgen — ich werde den Sessel zurechtrücken, die Ellbogen aufstützen, den Kopf vielleicht lebhaft in die Hände legen, noch einmal gleichrücken und dann zu schauen, zu denken beginnen; das sind aber Handlungen, die verhältnismässig wenig körperliche Bewegung erfordern, bei anderen Entschlüssen muss viel mehr davon folgen — kurz: Fester Entschluss fordert eine Reihe von sofort oder später folgenden Bewegungen, und wollen wir uns bewegen, so ist Anspannung der Muskeln notwendig. Nun ist es aber selbstverständlich, dass wir stets nur jene Muskeln in Aktion setzen, die nach der augenblicklichen Körperlage verfügbar sind. Sitzen wir, so können wir die Beine nicht zur Bewegung des Vorschreitens einspannen, auch mit dem Rumpf können wir wenig machen und so erübrigen für unseren Fall fast nur die Muskeln des Gesichtes und der oberen Extremitäten: Der Mund wird geschlossen, weil seine Muskeln gespannt werden und, was ebenso wichtig ist, die Arme werden straff nach abwärts gestreckt, die Fäuste geschlossen und das Handgelenk, entsprechend der eingetretenen allgemeinen Kontraktur der Streckmuskeln, abgebogen, so dass der Handrücken (bis zu den Knöcheln) mit der Aussenseite des Unterarmes einen stumpfen Winkel bildet. Will man sich (hier und in allen noch zu besprechenden Fällen) von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen, so braucht man es nur nachzumachen (also hier: Mund fest schliessen und die straff gespannten Arme in der geschilderten Weise nach abwärts strecken), und man wird ein deutliches Gefühl von Entschlossenheit

empfinden. Man merke überhaupt, dass, wie schon erwähnt, nicht nur die innere Bewegung äussere Momente nach sich zieht, sondern dass auch der nachgeahmte Komplex bestimmter äusserer Momente die entsprechende innere Bewegung wachruft oder wenigstens ziemlich merkbar andeutet.

Wenn wir nun bei einem Vernommenen die genannten Zeichen der Entschlossenheit: geschlossenen Mund und herabgestreckte Arme, sehen, so können wir mit voller Sicherheit annehmen, dass dies einen Wendepunkt in dem bedeutet, was er gesagt hat und was er sagen wird. Nehmen wir es an einem Beschuldigten wahr, so hat er gewiss beschlossen, vom Leugnen zu einem Geständnisse zu schreiten oder beim Leugnen endgültig zu verbleiben oder die Mitschuldigen, den Aufbewahrungsort des Entwendeten u. s. w., oder die Herstellungsart oder sonst etwas Wichtiges anzugeben oder zu verschweigen. Freilich, etwas Drittes gibt es nicht, entweder Sagen oder Nichtsagen — man könnte also meinen, es sei da nichts Merkwürdiges festgestellt, aber das Wichtige besteht darin, dass es sich um einen definitiven Entschluss handelt, der eben angekündigt wurde und von dem kaum mehr abgegangen werden wird. Was also auf die durch äussere Bewegungen angekündete „Entschlossenheit“ folgen wird, zu was er sich entschlossen hat, das können wir aus der Wahrnehmung allein nicht folgern, wir wissen nur, dass es wahrscheinlich endgültig bei dem bleibt, was jetzt folgt: Entweder gesteht er jetzt etwas, oder er hat beschlossen, nichts zu sagen, jetzt ist aber auch alle weitere Mühe vergeblich, er geht nicht leicht mehr von dem jetzt Beschlossenen ab.

Analog dasselbe hat es mit einem Zeugen, der die Unwahrheit oder nicht die ganze Wahrheit sagt; wir sehen jene Zeichen der Entschlossenheit an ihm, wenn er beschliesst, nunmehr zur Wahrheit zu kommen, ebenso auch, wenn er beim Lügen verbleiben will, dann, wenn er willens ist, wichtige Dinge der Untersuchung bekannt zu machen, oder aber sie zu verschweigen — jedenfalls bleibt es nunmehr ebenso bei dem, was der bewussten Äusserung der inneren Stimmung nachfolgt, weitere Mühe kann man sich ersparen.

Interessant ist es, bei Schwurgerichtsverhandlungen, namentlich dann, wenn die Entscheidung über Schuld oder Nichtschuld ebenso schwierig als folgenschwer ist, auf solche Äusserungen der Entschlossenheit bei den Geschwornen zu achten. Sie kommen nicht selten vor und deuten an, dass der betreffende Geschworne mit sich im Reinen ist und weiss, wie er zu stimmen hat. Was dann an Beweismaterial nachfolgt, ist meistens gleichgültig, der „ent-

schlossene“ Geschworne ist um so weniger mehr umzustimmen, als er gewöhnlich dem Nachfolgenden entweder gar nicht mehr Gehör schenkt oder es doch nur so voreingenommen anhört, dass er alles nur mehr in seinem Sinne vernimmt. Hier ist es auch nicht schwer, herauszufinden, wozu sich der Betreffende entschlossen hat; kommt die bewusste Geste nach einem arg belastenden Beweise, so ist der Angeklagte von ihm aus verurteilt, kommt sie nach etwas Entschuldigendem, so ist er freigesprochen. Wer hier aufmerken will, kann wahrnehmen, dass solche Momente sogar bei einer grossen Anzahl von Geschwornen mehr oder weniger so deutlich auftreten, dass man Stimmen zählen und den Endspruch voraussagen kann.

Mir ist diesfalls ein Vorgang in lebhaftester Erinnerung, obwohl seither viele Jahre vergangen sind. Drei Männer, ein Bauer und seine zwei Söhne, waren angeklagt, weil sie eine blödsinnige Person, die im Hause das Ableben haben sollte, erschlagen hätten. Sie wurden einstimmig freigesprochen, wohl hauptsächlich deshalb, weil es trotz aller Mühe nicht gelungen war, den Leichnam der Verschwundenen aufzufinden. Später fand sich eine neue Zeugin, das Verfahren wurde wieder aufgenommen und etwa ein Jahr nach der ersten Verhandlung fand eine zweite statt. Die Verhandlung dauerte mehrere Tage, während welcher die drei Verteidiger eine Flut von anonymen Briefen erhalten hatten, in welchen zumeist darauf aufmerksam gemacht wurde, dass dort und da sich irgend eine unbekannte, blödsinnige Frauensperson befinde, die vielleicht mit der angeblich ermordeten Verschwundenen identisch sein könnte. Die Verteidiger plaidierten deshalb auf Vertagung der Verhandlung oder sofortige abermalige Freisprechung der Angeklagten. Der damalige Staatsanwalt sprach sich dagegen aus, meinte aber, für die Sache, die übrigens für die Anklage schlecht stand, sei es gleichgültig, was heute beschlossen werde. „Gottes Mühle mahlt langsam“, schloss er, „aufs Jahr stehe ich wieder vor den Geschwornen.“ — Der Ausdruck dieser felsenfesten Überzeugung von der Schuld der Angeklagten, von seite eines Mannes, der vermöge seiner hohen Begabung immer kräftig auf die Geschwornen wirkte, machte einen überraschenden Eindruck: am grössten Teile der Geschwornen waren in diesem Augenblick die deutlichsten Zeichen der absoluten Entschlossenheit wahrnehmbar, und die Angeklagten waren von da an verurteilt. —

Ein Korrelat zu den Zeichen der Entschlossenheit sind die des Erstaunens. Darwin sagt: „Die Hände werden in die Höhe gehoben und eine flache Hand auf den Mund gelegt.“ Anzufügen wäre noch,

dass regelmässig die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden, nicht ganz feine Leute schlagen mit den flachen Händen auf die Oberschenkel und häufig wird auch eine windende, leichte Drehung des Oberkörpers, meist nach links, vorgenommen. Die Erklärung ist nicht schwer. Wir staunen, wenn wir etwas erfahren, was in dem uns bekannten Gang der Ereignisse eine Änderung notwendig macht; ist dies der Fall, so wird aber bei den einfacheren Geschehnissen ein Eingreifen von seite des Hörenden notwendig werden. Wenn ich höre, dass man eine neue Handschrift des Nibelungenliedes gefunden, ein Heilmittel gegen die Lepra entdeckt oder den Südpol erreicht hat, so werde ich staunen, aber ein sofortiges Eingreifen von meiner Seite ist gänzlich überflüssig. Diese Interessen des modernen Kulturmenschen kannte aber jene frühe Zeit, in der unsere angewöhnten Bewegungen entstanden sind, und die jedenfalls unvergleichlich länger gedauert hat als die jetzige Kulturepoche, gar nicht. Was damals die Leute in Erstaunen setzte, waren einfache, äussere und sie unmittelbar betreffende Neuigkeiten: etwa dass eine Überschwemmung im Anzuge sei, dass nahe der Ansiedlung jagdbare Tiere grasen, dass feindliche Stämme bemerkt werden etc. — kurz Ereignisse, die sofortige Tätigkeit verlangen; von da her haben wir unsere markierenden Bewegungen und diese müssen daher mit dem Beginnen einer notwendigen Aktion in sinngemässer Verbindung stehen. Die Hände heben wir auf, wenn wir aufspringen wollen, die Augenbrauen ziehen wir in die Höhe, um besser in die Ferne, nach dem nahenden mitgeteilten Ereignis blicken zu können, und auf die Oberschenkel schlagen wir, um die durch längeres Sitzen erschlafften Beinmuskeln zur Tätigkeit anzuregen. Die anderen Bewegungen: flache Hand auf den Mund legen und den Oberkörper winden, machen wir aus anderem Grunde: Wir erfahren im Leben ungleich mehr Unangenehmes als Erfreuliches und so legen wir die Hand auf den Mund, um dem, der das Staunenswerte mitteilt, anzudeuten, er möge in der Mitteilung nicht fortfahren, ebenso wie die drehende Windung des Oberkörpers ein Abwenden, ein Nichthörenwollen des voraussichtlich Unangenehmen andeutet.

Für uns haben diese Stigma dann Bedeutung, wenn der Vernommene der Sache nach über das ihm von uns Mitgeteilte staunen sollte, es aber aus irgend einem Grunde vorzieht, sein Staunen nicht merken zu lassen; mit Worten kann er das tun, mindestens eine signifikante Geste wird ihn verraten, und dies kann für die Sache oft von Bedeutung sein: Wir bringen irgend ein Beweismittel vor, von dem wir grossen Effekt erwarten; tritt dieser nicht ein, so be-

kommen wir vielleicht vom Sachverhalt eine andere Auffassung. Deshalb ist es wichtig, sich über den Effekt nicht täuschen zu lassen, und das kann nur durch die Beobachtung der Gesten geschehen, die viel, viel seltener irreführen können, als die Worte.

Verachtung zeigt sich in gewissen Bewegungen um Nase und Mund; die Nase wird zusammengezogen und zeigt eigentümliche Falten. Häufig kommt dazu sogenanntes „Schnippchenschlagen", Spucken, Fauchen und Blasen, als ob man etwas entfernen wollte, Arme Anschliessen und die Schultern Heben. Die Aktion scheint damit zusammenzuhängen, dass man wenigstens unter Naturvölkern die Vorstellung eines nichtswürdigen, tiefstehenden und der Verachtung werten Menschen in Zusammenhang brachte mit der Verbreitung eines üblen Geruches; der Indianer sagte heute noch von einem Menschen, den er verachtet, kurzweg: „Er stinkt mir". Dass auch unsere Vorfahren eine ähnliche Vorstellung hatten, zeigen die Motionen um die Nase überhaupt, das Hochheben derselben und das Blasen und Fauchen; dazu kommt das Aufziehen der Schultern, als ob man den ganzen Körper aus einer üblen Atmosphäre emporheben wollte — kurz das Benehmen des Hochmütigen. Wenn wir Kriminalisten etwas Derartiges an einem Vernommenen sehen, so wird dies für den Betreffenden in der Regel gut zu deuten sein: der Beschuldigte lehnt damit die ihm zugemutete Gemeinschaft mit dem eigentlichen Täter ab, oder er weiss sonst nicht anders die Aussage eines Belastungszeugen als Verleumdung zu bezeichnen, oder er stellt mit diesen Gesten das ganze Beweismaterial als Lügengewebe hin.

Ähnlich, wenn der Zeuge sich so benimmt und Verachtung ausdrückt; er wird dies tun, wenn ihn der Beschuldigte oder ein falscher Entlastungszeuge der Verleumdung zeiht, wenn man ihm unedle Motive unterschieben will, frühere Gemeinsamkeit mit dem Täter behauptet u. s. w. Die Situationen, in welchen einer bei Gericht vor jemandem Verachtung zu zeigen Gelegenheit hat, werden meistens solche sein, welche für den sie Zeigenden einnehmen. Wichtig sind sie für uns deshalb, weil sie nicht bloss den Verachtung Zeigenden in ein gutes Licht stellen, sondern auch andeuten, dass man sich den, welchem Verachtung bezeigt wurde, erst noch einmal genauer ansehen muss. Dass Verachtung häufig simuliert wird, ist natürlich auch richtig, und deshalb müssen die fraglichen Gesten aufmerksam beobachtet werden; zu kennen ist die echte Verachtung gegen die erkünstelte fast immer, da bei letzterer in der Regel ein überflüssiges Lächeln beigefügt wird. Allerdings sagt man

mit Recht: „Lächeln ist die Waffe des Schweigsamen", aber dieses Lächeln tritt bloss dann zutage, wenn es sich um leichtere Vorwürfe oder auch um schwerere, sichtlich aber nicht in böser Absicht vorgebrachte Beschuldigungen handelt. Liegt zweifellose Bosheit vor, dann lächelt keiner, der wirklich unschuldig ist, dann verachtet er den bewusst Lügenden und zeigt andere Gesten als Lächeln. Selbst der verlegenste Mensch, der seine Blödigkeit hinter einem stumpfen Lachen zu verbergen sucht, gibt dies auf, wenn er so verleumdet wird, dass er dem Lügner Verachtung entgegenbringt, nur der Simulant behält das Lächeln bei. Hat sich aber einer das „Verachtungzeigen" eingeübt, weiss er, dass er nicht lächeln darf, dann wird die Pose immer theatralisch und gibt sich von selbst durch ihre Übertriebenheit leicht zu erkennen.

Nicht sehr fern von Verachtung liegt Hohn und Trotz. Sie charakterisieren sich durch das Entblössen eines Eckzahnes (noch vom Tiere hergenommen, das die Zähne weist), das Gesicht ist sozusagen „aufgestülpt", man wendet sich von der Person, der man Hohn oder Trotz zeigen will, ab, die Stirn wird gerunzelt. Ich glaube, dass dieses Bild entschieden noch dadurch ergänzt werden muss, dass bei geschlossenem Munde einige Male scharf durch die Nase exspiriert wird. Zu erklären ist dies aus der Kombination von Entschlossenheit und Verachtung, woraus ja so ungefähr Trotz und Hohn entstehen kann. Wie wir oben bei Besprechung der „Entschlossenheit" erörtert haben, muss sich hierbei der Mund schliessen, und Trotz und Hohn mit offenem Munde lässt sich ebenso unmöglich denken; „Verachtung" erfordert aber, wie ebenfalls besprochen, ein Blasen, Wegblasen, will man aber den Mund schliessen und blasen, so muss man letzteres durch die Nase tun.

Spott und Geringschätzung zeigen, nur in vermindertem Maß, dieselben Erscheinungen wie Hohn und Trotz. Sie alle geben dem Kriminalisten häufig zu tun, und nicht mit Unrecht werden Beschuldigte, die Trotz und Hohn zur Schau tragen, zu den schwierigsten gerechnet, die uns unterkommen. Sie erfordern vor allem gewissenhafte Sorgfalt und Geduld, schon deshalb, weil unter ihnen nicht selten Unschuldige sind; namentlich dann, wenn einer schon einige Male bestraft wurde und nun neuerlich, vielleicht hauptsächlich wegen seiner Vorstrafen, beschuldigt wird, bemächtigt sich seiner oft der bitterste Hohn und fast kindischer Trotz gegen die „ihn verfolgende" Menschheit, wenn er diesmal unschuldig

ist. Solche Leute wenden nun ihren Trotz gegen den Richter als den Repräsentanten des zugefügten Unrechtes und glauben dann am besten zu tun, wenn sie geradezu beleidigend gegen ihn auftreten und nur wenige höhnende Worte im grimmigsten Trotz von sich geben. Es ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern, wenn der unerfahrene Kriminalist diese Äusserungen für die Folgen des Schuldbewusstseins ansieht, wenn er meint, der trotzige Mensch habe sich die Folgen seines höhnenden Benehmens selbst zuzuschreiben, und wenn er sich dann um den Unglücklichen nicht weiter bekümmert. Dass es so zu einer ungerechten Verurteilung kommen kann, ist begreiflich. Aber gleichviel: ob der Betreffende schuldig oder unschuldig ist, es ist unabweisliche Pflicht des Richters, sich gerade mit solchen Menschen besondere Mühe zu geben, denn Hohn und Trotz ist meistens Folge von Verbitterung, und diese wieder die Folge übler Behandlung durch die Menschen, und diese Schuld, wenn schon nicht abzutragen, so doch sie nicht zu vermehren, ist der Richter schuldig. Der einfachste und wahrscheinlich auch der einzige Weg zu einem solchen Menschen ist die geduldige, ernste Besprechung des Falles, ein Erkennenlassen, dass man bereit ist, alle Entlastungen genau zu erheben, sogar ein Hindeuten auf allenfalls vorliegende Beweise für die Unschuld und ein vorläufig nicht zu energisehes Pochen auf die Schuld. Zumeist wird das für den Anfang nichts nützen, man lasse dem Menscnen Zeit, sich die Sache zu überlegen, in einsamer Nacht kömmt ihm vielleicht doch die Ahnung, dass man ihm nicht unbedingt Verderben bereiten will, er beginnt einzusehen, dass er durch trotziges Schweigen nur sich selbst schadet, und wenn man ihn geduldig immer und immer wieder vom neuen vornimmt, so findet man sich endlich sicher mit ihm zurecht; ist einmal das Eis gebrochen, so trifft man gerade unter Beschuldigten, die anfangs nur Hohn und Trotz zeigten, die Fügsamsten und Aufrichtigsten. Aber Geduld braucht es allerdings zumeist viel.

Wirkliche Wut sehen wir leider oft genug. Der Körper wird aufrecht oder nach vorne geneigt getragen, die Gliedmassen werden steif, Mund und Zähne sind fest geschlossen, die Stimme sehr laut oder sie erstirbt ganz oder sie wird eigentümlich heiser, die Stirn ist gerunzelt und die Pupille (Gratiolet) immer (?) zusammengezogen; beizufügen wäre noch die stets veränderte Gesichtsfarbe: starkes Erröten oder tiefes Erbleichen. Ein Anlass, wirkliche Wut zu simulieren, wird selten vorliegen und ausserdem

sind die Kennzeichen derselben so deutliche, dass man sich im Erkennen der wirklichen Wut kaum irren wird.

Von der Überzeugung der eigenen Schuld behauptet Darwin, dass sie bisweilen durch ein eigenes Glänzen der Augen und durch undefinierbare Affektiertheit ausgedrückt werde. Das letztere ist eine jedem Kriminalisten bekannte und aus allgemeinen psychologischen Grundsätzen erklärliche Tatsache; wer sich schuldfrei weiss, der benimmt sich so, wie es ihm seine Bestimmung diktiert, natürlich und ungezwungen — daher der Begriff des Naiven, welches die Dinge gibt, wie sie sind, ohne etwas Verfängliches darin zu finden, weil es sich desselben nicht bewusst ist; wer sich aber schuldig weiss und diese Schuld nicht zur Schau tragen will, der muss durch Künsteln und Zieren darüber hinweg kommen, und wer dies nicht gut zu machen versteht, der lässt das Affektierte leicht erkennen.

Was aber das Glänzen der Augen infolge von Schuldbewusstsein anlangt, so hat die Sache auch etwas Wahres an sich. Das Glänzen der Augen, welches wir so oft an schönen Menschen bewundern, das Leuchten der Freude, der Begeisterung, des Entzückens, ist nicht so poetisch, wie es scheint, da es nichts anderes als vermehrte Tränensekretion ist. Diese wird aber durch Nervenreiz bei den meisten lebhaften Gefühlsregungen vermittelt, so dass auch das Glänzen der Augen bei Schuldbewusstsein nur Tränensekretion sein dürfte, die dann gewissermaßen als ein Weinen in dessen ersten Stadien anzusehen ist. —

Eine wichtige Geste ist die der Resignation, die sich namentlich (neben Achselzucken) dadurch ausprägt, dass die Hände in den Schoss gelegt werden. Sie ist eine der deutlichsten, denn „die Hände in den Schoss legen“ heisst auch sprachlich: nichts tun, und so heisst auch die Geste: „Ich tue nichts mehr, ich kann nichts tun, ich will nichts tun“. Von vornherein müsste man sagen, dass das Resigniertsein und seine Geste für das uns wichtigste, die Schuldfrage, nichts bedeutet, da sowohl der Schuldige als der Unschuldige zu einer Grenze kommen kann, in der er untätig alles über sich ergehen lässt. Im Wesen und Worte der Resignation liegt ein Verzichten auf alles oder auf bestimmtes, und so ist hier das, worauf verzichtet wird, die Hoffnung, seine Unschuld erweisen zu können, und wenn dies auch ebenso die wirkliche als die nur behauptete Unschuld sein kann, so gibt uns doch diese Geste in vielen Fällen ein bestimmtes Zeichen. Wir sehen sie bei Verwandten und Freunden eines Beschuldigten, die alles aufgeboten haben, um ihn

zu retten, dann, wenn sie begreifen müssen, dass die Schuldbeweise erdrückend sind, wir sehen sie bei eifrigen Verteidigern, die ihre ganze Kunst aufgewendet haben, um ihren Klienten zu retten, wenn sie Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen wahrnehmen, und endlich bei Beschuldigten, denen das Verzweifelte ihrer Lage klar geworden ist. Ich glaube, dass es nicht zufällige Empirie ist, wenn wir erfahren, dass die Geste der Resignation in der Regel der Unschuldige macht. Der Schuldige, der sich gefangen und überwiesen sieht, greift sich vielleicht an den Kopf, sieht zähneknirschend zum Himmel, wütet gegen sich oder er versinkt in stumpfes Hinbrüten, aber die eigentliche Resignation ist ihm fremd und ihre Geste auch. Dies stimmt dann mit dem Begriff der Resignation, der nur ein Verzichten, Entsagen auf ein Gut meint, auf welches man Anspruch machen könnte — hat jemand auf etwas kein Recht, so kann er darauf auch nicht resignieren, wenn also einer nicht berechtigt ist, Schuldlosigkeit und ihre Anerkennung zu verlangen, so wird er dies auch schon instinktmässig nicht mit dem Gefühle der Resignation, sondern höchstens dem der Verzweiflung, des Zornes, der Wut tun, und so kommt es auch, dass wir die Geste der Resignation nicht am Schuldigen wahrnehmen. —

Das Stirnrunzeln kommt ausser in den schon genannten Fällen noch mehrfach vor. So vor allem immer dann, wenn man sich mit etwas intensiv befasst, wobei das Stirnrunzeln immer stärker wird, je mehr sich die Schwierigkeiten häufen; der ursprüngliche Grund dieser Geste, wenn man so sagen darf, ist jedenfalls der, dass man immer, wenn man sich mit etwas intensiv befasst, auch schärfer sehen will, weshalb man durch Zusammenziehen der Stirnhaut über den Augenbrauen das Licht abblenden will, wodurch man klarer sieht. Das intensive Nachdenken bei einem Beschuldigten oder Zeugen und die Feststellung des Umstandes, ob er es wirklich oder nur zum Schein tut, hat dann Bedeutung, wenn man wissen will, ob er selbst an die Wahrheit des erst zu Erwähnenden glaubt. Sagen wir, es handle sich um die Herstellung eines Alibibeweises für einen bestimmten, etwas fern liegenden Tag, und der Beschuldigte wird aufgefordert, sich zu besinnen, wo und mit wem er damals war; ist es ihm mit der Behauptung seines Alibis ernst, d. h. war er nicht am Tatort und ist er nicht der Täter, so wird ihm auch daran liegen, sich des fraglichen Tages zu erinnern, um die Zeugen namhaft machen zu können, er wird intensiv nachdenken. Hat er den Alibibeweis aber nur zum Schein angeboten, wie es so oft vom Täter geschieht, um dann damit zu schliessen, es könne niemand ver-

langen dass er sich erinnere, wo er vor so und so langer Zeit gewesen ist, dann hat es auch keinen Sinn, scharf über etwas nachzudenken, was nicht existiert hat; er markiert dann eine Art von Nachsinnen, aber ernstlich und intensiv tut er es nicht, weshalb man auch die Zeichen dieses Nachdenkens nicht wahrnimmt.

Dieselben Beobachtungen kann man auch an Zeugen machen, die nicht ehrlich aussagen und die dann, wenn man scharf auf besseres Besinnen dringt, dies auch nur zum Schein machen. Zum mindesten ist man verpflichtet, strenges Augenmerk auf einen Zeugen zu richten, der intensives Nachdenken nur zum Schein und ohne die Zeichen eines solchen vormacht. Der Verdacht auf falsche Aussage ist dann gerechtfertigt.

Etwas anderes ist der leere Ausdruck der Augen, der nur zeigt, dass jemand vollständig in seinen Gedanken verloren ist — dies hat mit scharfem Nachdenken nichts zu tun und erfordert vor allem, dass man ungestört ist oder es zu sein glaubt. In diesem Falle macht der betreffende keine besonderen Geberden, wohl aber fasst er sich an die Stirn, Mund und Kinn, aber nur dann, wenn Verlegenheit hinzutritt, also etwa, wenn er merkt, dass er beobachtet wird, oder wenn er darauf kommt, dass er die Anwesenheit anderer Personen vergessen hat. Man sollte glauben, dass derartiges vor dem Richter nicht vorkommt, es tritt aber, noch dazu nicht sehr selten, auf, z. B. wenn der Richter nach längerer Unterredung mit dem Beschuldigten daran geht, das Besprochene zu diktieren. Nimmt dies längere Zeit in Anspruch, so kann es geschehen, dass der Vernommēne nicht mehr zuhört und mit leerem Blick unbeweglich in die Ferne starrt. Das sind jene Augenblicke, wo er, in tiefe Gedanken versunken, sein Leben im ganzen oder seine Tat, ihre Entstehung und ihre Folgen vorüberziehen lässt. Das ist das sogenannte intuitive Denken, das Reproduzieren von Geschehnissen; wer intensiv nachdenkt, der kombiniert und zieht Schlüsse, wer bloss in tiefes Nachdenken versinkt, der schaut und betrachtet im Geiste. In solchen Momenten gesteht einer am leichtesten, wenn der Richter die Gelegenheit gut ersieht.

Dass das Stirnrunzeln üble Laune bedeutet, ist bekannt genug, anzuführen wäre aber, wie ich glaube, noch die seltsame Kombination von Stirnrunzeln und Lächeln, die dann Unglauben ausdrückt. Wie diese Zusammenstellung entstanden ist, scheint ziemlich unerfindlich — vielleicht aus dem Lächeln der Verneinung und dem Stirnrunzeln der scharfen Beobachtung, sie ist jedenfalls verlässlich, und es kann nicht leicht etwas anderes angenommen werden als Un-

glauben und Zweifel, wenn man diese physiognomische Bewegung sieht. Ebenso dürfte man stets fehl gehen, wenn man von dem, bei dem sie vorkommt, annimmt, er glaube das Vorgebrachte wirklich. Wenn man zur Probe den bezeichneten Ausdruck annimmt, so sagt man sich im Gedanken unwillkürlich dazu: „Nun, das wird wohl nicht wahr sein“ — oder „Hören Sie, jetzt lügen Sie wohl“ — oder etwas Ähnliches. Bei Konfrontationen von Zeugen mit dem Beschuldigten, namentlich aber von Zeugen untereinander ist diese Geste zu beachten.

Wie sehr das Stirnrunzeln und der mindere Grad desselben, das leichte Heben der Augenbrauen, mit der inneren Bewegung zusammenhängt, zeigt auch die Tatsache, dass man es tut, wenn man in Verlegenheit gerät — allerdings nicht regelmässig, wohl aber fast immer, wenn man etwas Fremdes, Unerklärliches wahrnimmt, oder wenn man im Denken verworren wird — alles Zustände, bei welchen man körperlich und geistig schärfer sehen will und deshalb das zu viele Licht abblendet. Die Geste kann bei einem Beschuldigten wichtig sein, der z. B. behauptet, er verstehe eine Argumentation, die seine Schuld dartun soll, nicht; ist er schuldig, so kennt er selbsverständlich den Hergang bei der Tat und somit auch die wider ihn vorgebrachte Argumentation, und wenn er hundertmal versichert, sie nicht zu verstehen, so ist das entweder nur Bestreben, sich unschuldig zu stellen, oder er will Zeit zur Antwort gewinnen. Ist er unschuldig, so versteht er die Argumentation mangels Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse vielleicht wirklich nicht, deshalb wird er auch, wahrscheinlich schon gleich im Anfange, während man ihm die Argumentation vorhält, die Stirn runzeln und aufmerksam zuhören; der Schuldige stellt sich vielleicht auch enorm gespannt und hört aufmerksam zu — aber die Stirn runzelt er nicht, weil er den Blick nicht zu schärfen braucht, er kennt die Sache ohnehin genau. —

Ob jemand in seinem Leben viel Kummer und Sorge erlitten oder ob er leichtsinnig dahin gelebt hat, ist dem Kriminalisten häufig zu wissen wichtig. Darwin belehrt uns diesfalls: Wenn die inneren Enden der Augenbrauen in die Höhe gezogen werden, so müssen gewisse Muskeln zusammengezogen werden (nämlich die kreisförmigen, der Augenbrauenrunzler und der Pyramidenmuskel der Nase, welche zusammen die Augenlider herabzuziehen und zusammenzuziehen streben). Dies wird durch die kräftigere Zusammenziehung der zentralen Bündel des Stirnmuskels zum Teil gehemmt, diese Bündel erheben durch ihre Zusammenziehung die inneren Enden

der Brauen, und da die Augenbrauenrunzler in derselben Zeit die Brauen zusammenziehen, so werden ihre inneren Enden in eine grosse klumpige Falte zusammengelegt; so entstehen kurze quere und kurze senkrechte Furchen (Grammuskeln). Das können nur wenige Menschen ohne Übung — manche bringen es willkürlich nie zuwege, namentlich kommt dies seltener bei Männern, öfter bei Frauen und Kindern vor. Wichtig ist, dass dies nur Seelenschmerz, nie körperlichen, bezeichnet. Merkwürdigerweise hängt damit regelmässig ein Herabziehen der Mundwinkel zusammen. —

Wenn wir uns noch mit den Bewegungen im Gesicht im allgemeinen kurz befassen wollen, so werden wir fragen müssen, wie es denn kommt, dass gerade diese und nicht die anderen Muskeln des Körpers die inneren Bewegungen mitmachen. Piderit erklärt dies damit, dass die Nerven, durch welche die Gesichtsmuskeln in Bewegung gesetzt werden, in der unmittelbaren Nähe des Seelenorgans entspringen, und dadurch, dass diese Muskeln die Stützen der Sinnesorgane sind. Letzteres ist sicher richtig, ob auch ersteres ein Mitgrund sein kann, dürfte zu bezweifeln sein. Jedenfalls wird heranzuziehen sein, dass das Gesicht besonders viele, feine Muskeln mit äusserst reicher Innervation besitzt und deshalb zunächst mit dem Innern sich zusammen bewegt. Vielleicht beteiligen sich auch die übrigen Muskeln des Körpers, und wir beobachten und bemerken dies nur nicht. Freilich kann die Bewegung dieser groben Muskel nur eine unwesentliche sein. —

Als allgemeine Regel kann die Bemerkung von Sarlandière [1]) gelten, nach der alle freudigen und erhebenden Bewegungen (wohl auch die des Staunens) ein Hinaufziehen zur Folge haben (Kopf, Stirnhaut, Nasenflügel, Augen, Lider u. s. w.), während traurige und niederschlagende Gefühle das Gegenteil bewirken: Alles, was dort hinaufgehoben wurde, wird hier herabgezogen. Es ist zweifellos, dass uns diese einfache und naheliegende Regel manche sonst unklare Miene, über deren Bedeutung wir unsicher sind, die uns aber wichtig scheint, sofort verstehen lässt. Verfolgen wir den Verlauf einer Bewegung in einem Gesicht, so spielt sich dieser nach Harless [2]) so ab: „Der oberste Bewegungsnerv ist der Oculomotorius, ihn wird die Erregung zuerst treffen, in dem Blicke, der Bewegung und Stellung des Augapfels verrät sich am schnellsten jede leise Erschütterung des Gemütes. Ist der Impuls grösser, so trifft er

---

1) Behrend, „Journalistik des Aulandes". Jahrgang I. Heft 14.
2) Harless in Wagner's Handwörterbuch III, 1.

auf die Wurzeln der motorischen Portion des Trigeminus und es entstehen so die Bewegungen der Kaumuskeln; dann durchwült der gesteigerte Affekt die Züge des Gesichts". —

Niemand wird behaupten wollen, dass eine, wenn auch noch so weit getriebene Physiognomik über alle Schwierigkeiten hinweghelfen wird, aber gewisse Hilfe kann sie uns bei einiger Aufmerksamkeit doch bringen; Hilfe brauchen wir hierbei, und La Roche-Foucould [1]) hat auch heute noch recht: „Es ist leichter die Menschen, als einen einzelnen Menschen zu kennen."

8. *Die Hand.*

Der Physiognomie des Gesichtes nahe steht die der Hand an Bedeutung, und in gewisser Beziehung ist ihre Wichtigkeit sogar grösser, weil es an der Hand keine oder doch nur geringe Verstellung gibt. Man kann eine Hand feiner und gröber machen, man kann sie weiss und brünett färben, man kann die Nägel pflegen oder sie zu Krallen wachsen lassen, man kann also ihre Erscheinung umgestalten, aber ihre Physiognomie, ihren Charakter kann man nicht ändern. Wer tausendmal sein Gesicht in dieselben Falten legt, dem bleiben sie zuletzt und geben ihm ein bestimmtes Gepräge, wenngleich dies dem Inneren nicht entspricht, aber wer tausendmal mit seinen Händen dasselbe tut, der drückt ihnen dadurch kein Kennzeichen auf. Oftmaliges scheinheiliges Verdrehen der Augen gibt zum Schlusse dem Gesicht wirklich einen frommen oder wenigstens frömmelnden Ausdruck, aber falte deine Hände täglich und durch Jahre zum Gebete, niemand kennt es ihnen an. Freilich hilfe es uns nichts, dass die Hände des Menschen keine Verstellung kennen, wenn sie alle wenig oder gar nicht verschieden wären, so aber sind sie an dem Menschen nächst dem Antlitz dasjenige, welches die grössten und tiefgreifendsten Verschiedenheiten aufweist, und ein allgemeines Naturgesetz lehrt uns, dass nicht nur verschiedene Einflüsse auch verschiedene Wirkungen haben, sondern auch dass verschiedene Wirkung immer auf verschiedenen Einfluss schliessen lässt. Sehen wir uns dann die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Hände an, so müssen wir auf ebenso unendlich viele Einwirkungen schliessen, und da wir diese Einwirkungen unmöglich anderweitig aufzutreiben vermögen, so müssen wir zu der Überzeugung kommen,

1) La Roche-Foucould, „Maximen und Reflexionen". Deutsch von Dr. Horleck, Leipzig.

dass wir die Erklärung nur finden, wenn wir als Ursache auch das Innere des Menschen mit seiner unendlich grossen Mannigfaltigkeit heranziehen.

Wer sich mit dem Studium der Psychologie der Hand, wenn man so sagen darf, befasst, gewinnt durch die Fülle der Tatsachen, die sich ihm förmlich aufdrängen, mit der Zeit ein solches Vertrauen zu dem, was ihm die Hände der Leute klarlegen, dass ihm endlich die Zweifel daran nur dann aufsteigen, wenn das cheirognomisch Erschlossene mit dem physiognomisch Wahrgenommenen nicht stimmt. Macht man aber dann jedesmal wieder die Erfahrung, dass bei solchem Zwiespalt schliesslich fast immer die Hand gegen das Antlitz recht behält und dass überhaupt Schlüsse aus einer Hand sich selten als unwahr erweisen, dann gedenkt man der Worte Aristoteles: „Die Hand ist das Organ der Organe, das Instrument der Instrumente am menschlichen Körper“ —, und wenn das richtig ist, so muss dieses begnadete Werkzeug im innigsten Zusammenhang mit dem Geiste seines Besitzers stehen; ist aber ein solcher Zusammenhang da, dann muss auch Einwirkung vorhanden sein. Läge bloss körperliche Ausbildung in der Hand, dann hätte Newton nicht gesagt: „In Ermangelung anderer Beweise würde mich der Daumen vom Dasein Gottes überzeugen.“

Wie weit man in dieser Frage mit der Aufstellung bestimmter Grundsätze gehen darf, ist schwer zu sagen. Vielleicht wäre es wissenschaftlich am korrektesten, wenn man sich einstweilen damit begnügte, auf das eifrigste, aber kühl beobachtend, Material zu sammeln, wenn man die Anatomen, denen es heute ohnehin schon an Material für fachliche Untersuchungen gebricht, vermöchte, sich um die Sache anzunehmen, wenn man Photographien von Händen sammeln wollte, die Menschen gehören, deren Eigenschaften bekannt sind, und wenn man genügend viele Leute, die Geschick und Kenntnis dafür besitzen, zum Sammeln veranlasste. Besitzt man genügendes Material, um allgemeine Grundsätze ableiten zu können, dann wird sich vielleicht manches oder vieles davon bewähren, was z. B. Bell[1]), Carus[2]), d'Arpentigny[3]), Allen[4]), Gessmann[5]), Liersch[6]),

1) Charles Bell, „the human hand, its mechanism and vital endowments“. London 1834, 1865.

2) K. G. Carus, „Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Hand“. Stuttgart 1864.

3) d'Arpentigny, „La chirognomie“. Paris 1843.

4) Allen, „Manual of cheirosophy“. London 1885.

5) G. W. Gessmann, „Die Männerhand“, „die Frauenhand“, „die Kinderhand“. Berlin 1892, 1893, 1894.

6) Liersch, „Die linke Hand“. Berlin 1893.

Landsberg[1]) u. s. w. behauptet haben, aber heute stossen die vielen, oft geistreichen und anziehenden Aufstellungen dieser Autoren noch auf Widerspruch, weil die Grundlagen nicht reich genug zusammengestellt sind, um eine Systematisierung zu gestatten. Es wird vielleicht niemand die Richtigkeit allgemein hingestellter Behauptungen bezweifeln, und alle werden es zugeben, dass schöne Hände, wie schon Winkelmann sagte, mit einer schönen Seele übereinstimmen, oder, um mit Balzac zu sprechen, dass Leute von hervorragendem Intellekt schöne Hände haben, oder wenn man die Hand das zweite Antlitz des Menschen genannt hat —, aber man wird manchem Zweifel begegnen, wenn man bestimmte Einteilungen der Hände vorfindet. So konstruiert z. B. Esser[2]): die elementare Hand als die eigentliche Arbeitsfaust, die motorische Hand als die eigentlich männliche Hand, die weniger Geist und feinen Charakter als Willen und Nachdruck zeigt. Die sensible Hand entspräche so ziemlich dem sanguinischen Charakter und die psychische Hand stellte sich als Eigentum bedeutender Individualitäten dar, die eine schöne Seele und edlen Geist besitzen.

So viel Wahres an dieser Einteilung sein kann, so schwierig ist doch die Aufstellung und Beschreibung der unterscheidenden Kennzeichen, namentlich deshalb, weil die genannten Formen nur in den seltensten Fällen vollkommen deutlich und scharf abgegrenzt erscheinen. Die Grenzen sind fliessend, wie die Charaktere selbst, und wo die Eigentümlichkeiten der einen Gruppe hart an die der anderen herantreten und in einander übergreifen, da ist das Beschreiben und das Erkennen gleich schwer. Wenn wir uns aber auch auf Systematisches, als einstweilen noch zu ferne liegend, nicht einlassen, so überlassen wir uns um so lieber begründeten Wahrnehmungen, die durch ihre Wiederholung uns als begründete Annahmen erscheinen.

Nicht eigentlich psychologisch, aber für den Kriminalisten von Wert, sind die Ableitungen, die wir aus Herbert Spencers naheliegender Behauptung machen, dass Leute, deren Vorfahren hart mit der Hand gearbeitet haben, grosse, schwere Hände besitzen. Ebenso ist es auch umgekehrt richtig, dass Leute, deren Vorfahren mit der Hand nicht schwer gearbeitet haben, kleine, feine Hände haben; daher die kleine, weibische Hand des Juden, die oft vollendet formschöne und regelmässige kleine Hand des Zigeuners, der

1) Jos. Landsberg, „Die Wahrsagekunst aus der menschlichen Gestalt“. Berlin 1895. (3. Aufl.)

2) Wilhelm Esser, „Psychologie“. Münster 1854.

sie vom vornehmen alten Inder ererbte, und die sogenannte Rassehand des echten Aristokraten. Dass schwere Arbeit, sogar Turnen, Klavierspielen u. s. w. der Hand eine andere Form aufprägen, ist selbstverständlich, da sich Muskeln durch Übung stärken und die Haut durch Reibung, scharfe Luft und mangelhafte Pflege derber und rauher wird; dass sich aber Körpereigenheiten vererben, das ist bekannt und bei jeder Rassenzüchtung wahrzunehmen, was Wunder, wenn wir mit einigermaßen geübtem Blick aus der Hand eines Menschen eine Menge auf sein Wesen sich beziehende Momente entdecken. Niemand zweifelt daran, dass es rohe, gemeine, sinnliche, plumpe Hände gibt, und wer kennt nicht die leidenden, durchgeistigten, feinen und edlen Hände? Freilich, beschreiben und unterscheiden kann sie keiner nach Angabe der Formen, und viel mehr Recht als alle jene, die da genau zu systematisieren verstehen, hat vielleicht Hellenbach[1]), wenn er sagt: „Wer könnte die Ursache des magischen Zaubers ergründen, der einer bestimmten Hand gegenüber hundert und tausend gleich schöner Hände innewohnt?“ Und das Merkwürdige ist noch, dass wir uns da nicht etwa durch das Wohlgepflegte, Feine und Elegante einer Hand bestechen lassen; jeder kennt vielleicht das, ich möchte sagen, Überzeugende, das in der riesigen, sohlenlederharten Faust eines Bauern gelegen sein kann; auch sie ist oft harmonisch gebaut, regelmässig gegliedert, sie sieht ruhig und vertrauenerweckend aus; nicht bloss durch die Beweise jahrelanger, ehrlicher Arbeit, sondern durch die Sicherheit und Zweifellosigkeit der Form gewinnen wir die Überzeugung, es mit einem braven Mann zu tun zu haben, der sich und seine Sache gibt, wie es ist, der festhält, was er einmal angreift und der es versteht und gewohnt ist, seinen Worten Nachdruck zu geben. — Auf der anderen Seite: wie oft flösst uns die sorgfältigst gepflegte, blütenweisse und rosig angehauchte Hand eines eleganten Herrn von allem Anfange an entschiedenes Misstrauen ein — sei es, dass uns die Verhältnisse in den Formen missfallen, sei es, dass uns die Gestalt der Nägel eine unliebsame Erinnerung wachruft, sei es, dass uns an der Fingerhaltung etwas nicht recht ist, oder sei es, das Häufigste, dass wir nicht wissen, was wir einwenden, kurz, die Hand warnt uns und, ohne suggeriert zu sein, wir kommen regelmässig dahinter, dass die Warnung berechtigt ist. Namentlich gewisse Eigentümlichkeiten sprechen sich sicher aus: kalte, berechnende,

1) Lazar Bar. Hellenbach, „Die Vorurteile der Menschheit“. Wien 1879.

harte, kühl überlegende, habgierige Hände sind ebenso zweifellos, wie warmherzige, offene, gutmütige und ehrliche.

Dem Zauber mancher Frauenhand kann sich nicht leicht jemand entziehen: das Hingebende, Weiche, Nachgiebige, Edle und Aufrichtige vieler Frauenhände liegt so klar und offen da, dass es geradezu ausströmt und den Sinnen wahrnehmbar wird.

Es wäre, wenigstens heute, ein unwissenschaftliches Unterfangen, wollte man versuchen, dies alles zu erklären, wissenschaftlich einzuschachteln und mit erstens, zweitens und drittens zu bezeichnen — das sind alles Erscheinungen, die von Körper zu Körper gehen und ebenso sicher als unerklärlich sind; wer sie nie wahrgenommen hat und, trotzdem er darauf aufmerksam gemacht wurde, sie auch weiter nicht wahrnimmt, der möge die Bedeutung der Hand abseits liegen lassen; wer aber an sie glaubt, der sei vor Übertreibungen und Voreiligkeiten gewarnt. Zu raten wäre nur, die Sprache der Hand zu studieren, bevor man sie vornehm ignoriert, die Wahrnehmungen, die man gemacht zu haben glaubt, nicht sofort zu verwerten, sondern sie nur aufzubewahren und sie dann nach den später gemachten Erfahrungen zu prüfen — ich glaube nicht, dass einer, der sorgsam und mit Fleiss Material sammelt, jemals die aufgewendete Zeit bedauern wird. Wer aber daran Lust und Interesse findet, der säume dann auch nicht, die Bewegungen der Hände, namentlich der Finger, zu verfolgen; hiermit sind nicht die sozusagen äusseren Bewegungen, die unter Mitbewegung der Arme geschehen, gemeint, die der Mimik zugehören, sondern jene, die vom Handgelenk abwärts, also in der Hand allein vor sich gehen. Zu solchen Studien taugt die Kinderhand wenig, sie ist zu ungeübt, ungeschickt, zu neutral. Das Einzige, was häufig und deutlich auftritt, ist die aus frühester Jugend mitgenommene Bewegung des „Habenwollens“, des Ergreifens und an sich Ziehens, zumeist in der Richtung zum Munde, wie schon der Säugling die mütterliche Brust an sich drückt; hat doch Darwin ähnliche Bewegungen sogar an jungen Katzen beobachtet.

Die Männerhand ist meistens zu schwer und ungefüge, um feinere Bewegungen deutlich zu zeigen, voll entwickelt sich so etwas nur an der Hand der Frau, namentlich der lebhaften, nervösen und geistig regsamen Frau, und der Kriminalist, der darauf merkt, liest mehr und wahrhaftigeres daraus, als aus ihren Worten. Die Hand liegt scheinbar ruhig im Schoss, aber der sonst gut verhehlte Zorn ballt sie langsam zur Faust, oder es biegen sich die Finger eigentümlich nach vorne, als ob sie jemanden die Augen

auskratzen wollten, oder sie krampfen sich im tiefen Schmerz zusammen, oder es gleiten die Spitzen der vier anderen Finger vergnüglich über die Spitze des Daumens hin und her, oder sie bewegen sich nervös, ungeduldig und ängstig regellos, oder sie strecken und schliessen sich charakteristisch wollüstig, wie es die Pfoten der Katzen tun, wenn diese sich recht behaglich fühlen.

Wer aber noch genauer aufmerken will, der kann allerhand aus der Bewegung der Fussspitzen ersehen, allerdings nur bei Frauen, die von jeher feinere Schuhe getragen und daher die Beweglichkeit des Fusses weniger behindert haben. Im Zorn, wenn sie der Auffälligkeit wegen nicht stampfen kann, drückt die Frau die Fussspitzen stemmend gegen den Boden; wird sie verlegen, so wendet sie die Sohle leicht nach einwärts und beschreibt mit der Aussenseite der Fussspitze kleine Bogenlinien auf dem Boden; Ungeduld zeigt sich durch abwechselndes und wiegendes Niedertreten mit Ferse und Fussspitze, wiederholt und meistens rascher werdend; Hohn und Herausforderung durch Heben der Fussspitze so, dass die Sohle nach vorne gerichtet ist und der Fuss bloss auf der Ferse aufruht, und immer deutet es auf Sinnlichkeit, wenn der Fuss vorgesetzt und im Fussgelenk leicht gestreckt wird, worauf dann alle Zehen gegen die Sohle eingezogen werden, just ebenfalls wie die Katze es zeigt, wenn es ihr behaglich wird. Was die Frau durch Worte nicht sagt, was sich in ihren Mienen nicht ausdrückt, was sogar die Bewegungen der Hände verschweigen, das sagt ihr Fuss, irgendwo muss die innere Empfindung sich nach aussen zeigen, und am meisten verräterisch ist der Fuss. —

Zum Schlusse sei hier daran erinnert, dass man bei Leuten, die behaupten, fleissig gearbeitet zu haben, aber in der Tat unredlichen Erwerb gesucht hatten (Landstreicher, Diebe, Falschspieler u. s. w.), nie vergessen darf, nach ihren Händen zu sehen. Die Hände des Fleissigen und des Müssiggängers kann niemand verwechseln.

Über den Wert der Graphologie (Handschriftendeutung) siehe mein „Handbuch für Untersuchungsrichter“ [1]).

---

1) Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter“. 4. Auflage. München 1904.

B. Konstruktive Momente.

1. Das Schliessen.

Da die Psychologie das Seelenleben in seinem ganzen Umfange zum Gegenstand hat und die Gesetze zu ermitteln sucht, nach denen Vorstellungen im Geiste entstehen und sich verbinden, ohne Rücksicht darauf, ob diese Verbindungen dem Zusammenhang der Vorstellungsobjekte entsprechen oder nicht, während sich die Logik mit dem Gesetz beschäftigt, nach welchem die Vorstellungen verbunden werden müssen, um objektive gültige Erkenntnis zu erzielen, so gehören alle Fragen, welche sich auf die formelle Seite des Denkens beziehen, eigentlich nicht in das Gebiet psychologischer Untersuchungen. Die Aufgabe der Psychologie im allgemeinen geht dahin, die tatsächlich gegebenen Erscheinungen des Seelenlebens zu beschreiben und durch Analyse in ihre einfachen Elemente aufzulösen, und wenn wir dann bei einer rein pragmatischen Anwendung der Psychologie zur Frage des Schliessens kommen, so interessiert uns nicht nur das Gesetz, nach welchem die Vorstellungen verbunden werden, sondern auch die Frage, wie dies unser Geist durchführt, und deshalb ist die materielle Seite dieser Frage Sache der Psychologie. Für uns sind diese Fragen in erster Linie wichtig, weil wir oft die Bemerkung machen, dass formell, also logisch, kein Fehler gemacht wurde, dass man aber doch falsch konstruiert hat, weil auf der psychologischen Seite Fehler begangen wurden, die keine Logik mehr richtig zu stellen vermag. Wir wollen also wenigstens die wichtigsten Momente, welche für unsere Formen des Schliessens von Bedeutung sind oder sein können, kurz besprechen.

Dass wir Juristen dazu berechtigt sind, auch diese Fragen zu erörtern, soweit sie unser Gebiet streifen, das liegt im Zuge unserer Zeit; in einer ausgezeichneten und für uns wichtigen Arbeit sagt Hillebrand[1]), es sei heute die Erkenntnistheorie zerfallen in einzelne Erkenntnistheorien, entsprechend den Sonderbedürfnissen der einzelnen Wissensgebiete; an die Stelle des berufsmässigen, ausserhalb der Einzeldisziplinen stehenden Erkenntnistheoretikers sind die Vertreter jener Einzeldisziplinen selbst ge-

1) Dr. Franz Hillebrand, „Zur Lehre von der Hypothesenbildung". Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. 134. Band. 1895.

treten, und jeden von ihnen sehen wir ausschliesslich an dem Teile der Erkenntnislehre arbeiten, der im besonderen seinem Spezialfache angehört. Unser Spezialfach ist das Schliessen aus dem uns vorliegenden und von uns zusammengetragenen Material, gerade so wie in jeder anderen Disziplin, und wenn wir nun darauf aus sind, festzustellen, wie wir hiebei vorgehen, wenn wir die Grundlagen unserer Arbeit einer Revision unterziehen und sie auf ihre Brauchbarkeit untersuchen, so tun wir damit nichts anderes, als dass wir uns fragen, ob wir da willkürlich oder nach bestimmten Gesetzen vorgehen, und ob wir uns darüber klar sind, welchen Einfluss die psychologischen Momente dabei haben. Man sagt freilich, die Denkarbeit sei eine mitbekommene, die niemand nach Regeln lernen könne; es handelt sich aber nicht darum, den Schliessenden denken zu lehren, sondern zu untersuchen, wie der andere Schliessende gedacht hat und welchen Wert daher das von ihm Erschlossene für unseren Endschluss haben kann. Und unsere Zeit, die das Wagnis unternommen hat, diesen eigentlichen Endschluss gerade für die wichtigsten Kriminalfälle in die Hände von Laien zu legen, diese Zeit ist doppelt schwer verpflichtet, wenigstens vorbereitend alle möglichen Kontrollen zu schaffen, den feinsten Maßstab an das endlich Gebotene anzulegen und nur Geprüftes und wiederholt Untersuchtes dem Zufallsspiel vor den Geschwornen vorzulegen.

Fast möchte es scheinen, als ob es nicht klar geworden ist, welche Aufgabe dem Kriminalisten durch die Geschwornen zugefallen ist — glaubt er, dass er sie gelöst hat, wenn er den Geschwornen einen möglichst grossen Haufen mehr oder weniger gesichteten Beweismaterials hinwirft, und wenn er dann zusieht, wie sich die Leute, die vielleicht das erste Mal in ihrem Leben eine Gerichtsverhandlung, vielleicht das erste Mal einen Verbrecher gesehen haben, sich damit zurecht finden, dann steht er seiner Arbeit schlecht vor. Der Kriminalist ist heute mehr wie ehedem derjenige, der alles Gegebene psychologisch prüfen, das nur scheinbar Klare nochmals vornehmen, die Lücken ausfüllen und die Schwierigkeiten beseitigen muss, bevor das Material, in wenigen Stunden vorgeführt, wirken soll. Vieles, was „selbstverständlich“, d. h. analytisch gewonnen schien, sagt der obengenannte Hillebrand, zeigt sich abhängig von bestimmten Erfahrungen, freilich von so alltäglichen und hundertfach gehäuften, dass das instinktiv für wahr Gehaltene den Eindruck des Selbstverständlichen erwecken konnte. David Hume hat uns schon an-

gewiesen, für jeden, auch noch so abstrakten und komplizierten Begriff die „Sensationen" anzugeben, aus denen er gewonnen wurde. Das muss aber gelernt werden, und nur wenn wir uns über jeden Vorgang Rechenschaft geben können, der sich in unserer Arbeit ereignet, dann ist sie geleistet.

a) Beweis[1]).

„Als Beweismittel", sagt unser grosser Lehrer Mittermaier[2]), „als Beweismittel im gesetzlichen Sinne muss jede Quelle von Gründen betrachtet werden, die nach dem Gesetz für den Richter genügen können, um daraus die erforderliche Überzeugung abzuleiten, nach welcher der Richter die in Bezug auf die Urteilsfällung relevanten Tatsachen als gewiss annehmen darf." An dieser zweifellos richtigen Definition bedarf nur der Passus „nach dem Gesetz" eine Erörterung dahin, dass die betreffende „Quelle von Gründen" nicht bloss formell den gesetzlichen Anforderungen entsprechen muss, sondern auch materiell jeglicher Prüfung standhält, sei es in sachlicher sei es in logisch-psychologischer Richtung. Wäre z. B. die „Quelle von Gründen" eine Kombination aus einem gerichtlich vorgenommenen Augenschein, aus Zeugenaussagen und einem teilweisen Geständnis, so wäre allerdings dem Gesetz entsprochen, wenn das Augenscheinprotokoll nach allen vorgeschriebenen Formen aufgenommen ist, wenn eine genügende Anzahl von *rite* vernommenen Zeugen übereinstimmend den Fragepunkt bestätigt und wenn endlich das Geständnis in jener Form abgelegt und protokolliert wurde, wie es das Gesetz vorschreibt[3]). Dem Gesetz ist dann entsprochen, und doch kann nicht bloss das Erschlossene im ganzen falsch, sondern auch jeder der einzelnen Bestandteile des Beweises vollkommen unbrauchbar sein, ohne dass in irgend einer Richtung absichtlich vorgebrachte

---

1) Ich stimme vollkommen mit meinem verehrten Kollegen Höfler überein, der in seiner eingehenden, höchst verständnisreichen Besprechung dieses Buches (Ebbinghaussche Ztsch. für Psychologie IXX, 285) sagt, dass jedes Urteil im jurist. Sinn nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewissheit im logischen Sinn beanspruchen kann. Rede ich daher hier von „Gewissheit", so meine ich die Bedeutung im geläufigen Sinn: „die für uns erreichbare höchste Wahrscheinlichkeit, gegen welche kein auffindbarer Gegengrund vorliegt." (Vergl. übrigens das von mir im Kapitel Empirie (erste Aufl. S. 170, namentl. 177 Gesagte).

2) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweis im deutschen Strafprozess". Darmstadt 1834.

3) Vergl. Lohsing in H. Gross' Archiv Bd. IV, S. 123.

Unwahrheit vorliegt [1]). Der Lokalaugenschein kann von einem Richter vorgenommen sein, der zur Zeit der Aufnahme aus irgend einem damals stichhaltigen Grund eine andere Auffassung vom Falle hatte, als sie sich später als die richtige herausgestellt hat; es muss nicht Voreingenommenheit, nicht falsche Information durch Zeugen, nicht unrichtige Beobachtung oder ein sonstiger Fehler unterlaufen sein, es lag vielleicht nur eine Annahme über die Sachlage vor, die nach dem dürftigen, zu Beginn der Untersuchung, als der Lokalaugenschein aufgenommen wurde, verfügbaren Material begründet und vernünftig war, die sich aber im Verlauf der Untersuchung als falsch herausgestellt hat. Der sogenannte Lokalaugenschein ist aber nach allgemeiner Vorstellung „objektiv", er beschäftigt sich angeblich nur mit dem rein sachlich Vorliegenden, es fällt also niemandem ein, auch dann an ihm zu mäkeln und zu ändern, wenn man bestimmt weiss, dass sich die Sachlage mittlerweile anders gestaltet hat. Dass aber ein Lokalaugenschein „objektiv", ist, das ist einfach nicht wahr, und wäre ein solcher wirklich objektiv, d. h. enthielte er bloss dürre Beschreibung mit so und so viel Distanzangaben und sonstigen Zahlen, so wäre er nichts nutze. Jeder Lokalaugenschein muss, wenn er gut sein soll, ein treues Bild des Gedankenganges dessen geben, der ihn aufgenommen hat, er muss einerseits so gut als möglich den Lesenden, also auch den, der das Endurteil spricht, in die Lage versetzen, dass er die Situation vor Augen hat, er muss aber auch zeigen, was sich der Aufnehmende gedacht und vorgestellt hat, damit der Lesende, der sich von dem Fall vielleicht etwas anderes denkt und vorstellt, die Sachlage darnach korrigieren kann. Wenn ich z. B. die Anzeige bekomme, dass ein Brand durch Unvorsichtigkeit entstanden und dass dabei jemand zugrunde gegangen ist, und wenn ich bei der Aufnahme des Lokalaugenscheines von der Annahme dieses Sachverhaltes ausgegangen bin, so wird dieses Aktenstück sicherlich anders aussehen, als wenn ich damals gewusst hätte, dass der Brand in der Absicht gelegt wurde, um den wirklich Verbrannten zu töten. Kommt es nun zur Verhandlung, so wird das Lokalaugenscheinsprotokoll gleichwohl zur Verlesung gelangen und ein wichtiges Beweisstück bilden; dem Gesetze ist genüge geleistet, wenn es formell und inhaltlich richtig aufgenommen ist und wenn es vorgelesen wurde; in Wahrheit und vor unserem Gewissen ist aber erst dann das Richtige geschehen, wenn

1) Vergl. Nemanitsch, „Ein fataler Indizienbeweis" in H. Gross' Archiv Bd. VI, S. 272; dazu Stooss, ibidem Bd. VII, S. 312 und H. Gross, ibidem Bd. VII, S. 321.

dieses Schriftstück logisch und psychologisch von jenem Standpunkt, auf dem der Aufnehmende stand, auf jenen gebracht wird, auf den er sich gestellt hätte, wenn ihm alles bekannt gewesen wäre, was der heutige Leser weiss. Diese Konstruktionsarbeiten gehören zu dem psychologisch Schwierigsten von allem, was wir zu leisten haben, sie müssen aber geschehen, wenn wir nicht bloss äusserlich und — gewissenlos vorgehen wollen.

Ähnliche Vorgänge erfordert die Beurteilung und Verwertung von Zeugenaussagen. Vor dem Gesetz bin ich gerechtfertigt, wenn ich mir ein Urteil auf Grund von Zeugenaussagen bildete, wenn die Zeugen formell richtig vernommen sind, wenn sie in genügender Anzahl auftraten, wenn gegen ihren Leumund nichts Auffallendes vorlag, wenn sie einander nicht widersprechen und namentlich dann, wenn in der einzelnen Aussage selbst kein innerer Widerspruch zu ersehen ist, der hätte wahrgenommen werden sollen. Dieser innere Widerspruch ist allerdings häufig, und dass er nicht öfter bemerkt und gerügt wird, ist nur ein unwiderleglicher Beweis dafür, wie flüchtig in der Regel die Protokolle gelesen und wie wenig logisch und psychologisch die Zeugenaussagen geprüft werden. Als Beispiele seien für diese wichtigen Fälle, in welchen der Beweis der Unrichtigkeit leicht und rasch aus sich selbst geführt werden könnte, der Drastik wegen nur einige Sätze angeführt, die als verblüffende Scherze erzählt werden. Sagt man z. B., es habe einer geträumt, dass er geköpft wurde und dies habe ihn so angegriffen, dass ihn sofort ein Schlagfluss getötet hat — ‚so fragt nicht jeder, wie man denn den Traum erfahren hat; ebenso hört es mancher, ohne zu fragen „wie“, mit Schaudern an, dass einer, der einen Arm verloren hatte, aus Verzweiflung darüber sich mit einer Hacke auch den anderen Arm abhieb, um leichter eine Unterstützung zu finden; oder wenn man fragt, ob einer den Roman „Kaiser Josef und die schöne Bahnwächterstochter“ kennt, so fällt nicht jedem der Anachronismus auf, und heisst es wo, es sei jemand, die Hände auf dem Rücken, auf- und abgegangen und habe dabei die Zeitung gelesen, so stellt sich auch nicht Jedermann die Unmöglichkeit dieser Situation vor.

Ähnliche Widersprüche, wenn auch nicht so drastisch, kommen in vielen Aussagen vor, und hat man ihnen trotzdem geglaubt, so wird man dem sinnlos Glaubenden allerdings Vorwürfe machen, aber im übrigen ist er gerechtfertigt, wenn die oben genannten Bedingungen in den fraglichen Aussagen erfüllt waren. Hierauf beruht die erschreckend oft vorkommende Äusserung: „Ob es wahr

ist, was der Zeuge gesagt hat, das mag er mit seinem Gewissen ins Reine bringen — eventuell mag er wegen falscher Aussage eingesperrt werden, gesagt hat er es einmal, und ich urteile darnach"; gemeint ist mit solcher Äusserung: „Ich verschanze mich hinter dem Gesetz — bei solcher Aussage kann ich so urteilen, man kann mir nicht an." Mit Recht darf aber behauptet werden, dass ein Beweis in solchen Fällen nicht vorliegt, es ist die Form eines Beweises zusammengestellt, wahrhaft bewiesen ist aber erst dann, wenn auch hier die Aussage auf Logik und psychologische Wahrheit geprüft wurde, wenn erörtert wurde, ob der Zeuge die Wahrheit sagen konnte und sagen wollte. Es ist gewiss richtig, wenn Mittermaier[1]) sagt, Zeugenaussagen prüfe man am besten durch ihre Übereinstimmung mit den übrigen Beweisen, aber dies ist weder die einzige Prüfung noch eine endgültige, denn ausser dieser komparativen Prüfung kommt noch immer als die wichtigere die Prüfung in sich, und endgültig ist sie nicht, weil der Vergleich mit anderen Beweisen nur ein Nichtstimmen, nicht aber dartun kann, was von beiden nun das Richtige ist. Dies zu entscheiden vermag nur der, der die einzelne Zeugenaussage, das Wollen und Können des Zeugen als ganzes prüft, allerdings stets in Relation zu allem, was sonst noch an Material vorliegt. —

Nehmen wir noch den dritten Teil des eingangs supponierten Falles, nämlich das Vorliegen eines teilweisen Geständnisses[2]), so ist es allerdings selbstverständlich, dass der Wert desselben so beurteilt wird, wie es die Natur desselben vorschreibt: Es mus das Geständnis als Beweismittel, nicht als Beweis angesehen werden, und dies erfordert wieder, dass es mit den übrigen Beweismitteln zusammen stimmt und so erst den Beweis herstellt; die Hauptsache geht aber dahin, dass das Geständnis wieder an sich geprüft, d. h. in logischer und psychologischer Richtung untersucht wird. Das ist namentlich bei besonders qualifizierten Geständnissen nötig:

a) bei solchen, welche ohne zwingenden Grund, unmotiviert, abgegeben wurden;

b) bei teilweisen Geständnissen, und

c) bei solchen Geständnissen, bei welchen ein anderer mitbelastet wird.

Ad a). „Die Logik", sagt Schiel[3]), „ist die Wissenschaft des

1) Mittermaier loco cit.

2) Vergl. Lit. etc. über Geständnis S. 38 ff.

3) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung" (hauptsächlich nach John Stuart Mill). Braunschweig 1865.

Beweises — nicht dass sie lehrte, wie man Beweise findet, sondern was die Beweise zu Beweisen macht." Dieser bemerkenswerte Ausspruch hat vornehmliche Geltung in Richtung auf das Geständnis, nur dass wir das logische Moment in das psychologische wenden müssen. Es gilt allgemein, dass viele Wahrheiten nur deshalb feststehen, weil niemand daran rüttelt, und so ist es mit vielen Geständnissen ebenfalls; das Verbrechen ist gestanden; es wird wohl auch der Täter sein, der es gestanden hat — kein Mensch rüttelt daran, und so steht auch das Geständnis fest. Anders gestaltet sich die Frage aber in dem Augenblicke, als Zweifel und berechtigte Zweifel auftauchen oder auch nur rege gemacht werden. Bis dahin hat das Geständnis als Beweis gegolten, wenn wir aber eine ernste psychologische Untersuchung anstellen, so wird es sich erst zeigen, ob sich „der Beweis zum Beweise gestaltet".

Das sicherste Fundament für ein Geständnis ist uns in allen Fällen eine klare Motivierung desselben, und diese liegt oft nicht vor. Freilich deshalb, weil wir das Motiv nicht sofort erkennen, deshalb muss es nicht immer ganz fehlen, es genügt aber nie, dass wir bloss annehmen, es geschehe doch nichts grundlos, und deshalb werde schon auch bei dem fraglichen Geständnis irgend ein Motiv vorliegen; ungefähr wird dies auch richtig sein, es muss aber nicht zutreffen, und „noch so nahe ans Ziel gekommen, ist doch gefehlt". Soll deshalb ein Geständnis als Beweismittel dienen, so muss das Motiv klar und zweifellos sein, wir müssen nicht bloss nachgewiesen haben, dass es vorlag, sondern wir müssen das Geständnis unter Berücksichtigung aller vorliegenden Faktoren begreiflich finden.[1]) Der Vorgang, wie dies darzutun, ist ein rein logischer und zumeist als indirekter Beweis durch Apagoge zu finden; allerdings ist dieser (Trendelenburg [2])) der eigentliche Beweis der Verneinung, er kann aber in Verbindung mit einem disjunktiven Urteil, das die möglichen Fälle neben einander stellt, doch eine Bejahung begründen. Wir werden also nach einander alle denkbaren Motive aufstellen und auf sie hin das Geständnis untersuchen; sind alle oder die meisten als unmöglich oder unzureichend bewiesen, so haben wir nur das übrige — also ein Urteil oder einige mehr zu beurteilen, und hier beginnt die eigentlich psychologische Arbeit. Sie ist selten einfach und leicht, und da man von Anfang an auf keinen Fall auf Widerspruch zu rechnen hat, so ist nirgends die Gefahr grösser

1) Vergl. so den merkwürdigen Fall „Menschenfresser Bratuscha". S. 37.
2) Adolf Trendelenburg, „Logische Untersuchungen". II. Bd. Leipzig 1862.

als hier, dass man sich die Sache leicht macht: „Frisch behauptet, ist halb bewiesen.“ — Das ist so bequem, und etwas halbwegs Begründendes lässt sich sicherlich auch anführen. Wirklich begründet ist ein Geständnis aber nur dann, wenn es psychologisch konstruiert wurde, wenn das ganze innere Leben des betreffenden Menschen studiert, die äusseren Verhältnisse, unter denen er existierte, damit in Relation gebracht wurden und so das übrig gebliebene Motiv zum mindesten als möglich hingestellt ist. Das ist einfach eine Arbeit, der man sich unterziehen muss, will man sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, dass man jemanden beweislos verurteilt hat, denn ein Geständnis ohne erwiesenes Motiv kann auch unwahr sein, es ist also kein Beweismittel.

Ad b). Teilweise Geständnisse bieten meistens Schwierigkeiten, nicht bloss weil der Beweis für das Nichtgestandene um so schwerer zu erbringen ist, sondern weil auch das Gestandene durch das Nichtgestehen des Restes zweifelhaft erscheint. Selbst in den allereinfachsten Fällen, wo der Grund des Zugebens und Nichtzugebens nahe zu liegen scheint, sind Täuschungen nicht ausgeschlossen. Wenn z. B. der Dieb nur das gestohlen zu haben gesteht, was in seinem Besitz gefunden wurde, das nicht Gefundene aber leugnet, so liegt die Vermutung nahe, dass er auf die Beweisfrage hofft und das bestreitet, wofür wegen des Nichtfindens kein Beweis vorzuliegen scheint. Meistens wird dies so sein, es kann sich aber auch anders verhalten, und es muss noch immer in Rechnung gezogen werden, dass der Dieb z. B. auch die Schuld eines anderen auf sich nehmen will und dann natürlich nur das gestehen kann, was vorliegt, da er von dem übrigen keine oder nicht genügende Kenntnis hat.

Mitunter liegt der Grund des teilweisen Geständnisses offen zutage, wenn z. B. nur bis zu einer bestimmten kritischen Schadenziffer gestanden, die Tötungsabsicht geleugnet wird u. s. w.; geschieht dies von seite eines Menschen, dem man wegen früherer Abstrafungen oder aus anderen Gründen die betreffenden Kenntnisse zutrauen kann, dann liegt für die Einschränkung der Aufrichtigkeit wohl genügender Grund vor. Die meisten dieser Fälle sind aber jene häufigen, in welchen der Angeklagte eine Reihe von Fakten oder eine Anzahl von Objekten zugibt und einige davon ohne nachweisbaren Grund in Abrede stellt — er hat z. B. ein Dutzend von bei einem Angriffe entwendeten Gegenständen zugegeben und von zweien, vielleicht gar nicht wertvollen, will er durchaus nichts wissen. Kommt ein solcher Fall im Richterkollegium zur Sprache,

so sagt die eine Hälfte: „Hat er 12 Sachen gestohlen, so hat er auch die 2 anderen genommen“, und die andere Hälfte sagt: „Hat er die 12 Sachen gestanden, so würde er wohl noch die 2 anderen gestehen, wenn er sie genommen hätte.“ So im allgemeinen gesprochen, haben ja beide recht — die eine Paroimie hat so viel Berechtigung, wie die andere. In der Regel ist es bei solchen Dingen scheinbar nicht der Mühe wert, zu viele Nachforschungen zu pflegen, was insofern begründet scheint, als sich weder die Schuldfrage noch die Straffrage ändern wird, ob 12 oder 14 Gegenstände als entwendet angenommen werden. Vor allem ist es aber in Sachen der Schuld niemals gleichgültig, ob ein Ja oder Nein ausgesprochen wird, weiter kann es aber später, namentlich für einen anderen Straffall, nicht gleichgültig sein, ob der Betreffende wegen einer heute gleichgültigen Sache verurteilt wurde oder nicht. Sagen wir z. B., die geleugnete Sache sei eine zwar fast wertlose, aber charakteristische, etwa z. B. ein altes Gebetbuch. Wird nun derselbe Dieb bei einem späteren, vielleicht bedeutenden, von ihm geleugneten Diebstahl verdächtigt, und es wurde hier zufällig abermals ein altes Gebetbuch gestohlen, so ist es für die Beweisfrage nicht gleichgültig, ob er beim ersten Diebstahle wegen des Gebetbuches verurteilt wurde oder nicht. Wurde er verurteilt, so werden die meisten schon von „einer gewissen Passion auf alte Gebetbücher“ sprechen und den Betreffenden des zweiten Diebstahls für recht verdächtig halten.

Ähnliche Bedeutung kann eine solche Verurteilung haben, wenn es sich um den Nachweis des Besitzes einer gestohlenen Sache handelt. Ich erinnere mich an einen Fall, wo einer u. a. auch wegen Diebstahles eines sogenannten Fokoš (ungarischer Stock mit hackenartigem Eisengriff) verurteilt wurde. Später erfolgte in der Gegend ein Totschlag mit einem Fokoš, und der erste Verdacht der Täterschaft lief gegen den damaligen Dieb, weil er von jenem Diebstahle her im Besitze eines Fokoš sein konnte. Nehmen wir an, dass bei jenem Diebstahl sonst gestanden, die Entwendung des Fokoš aber geleugnet wurde, und dass man ihn dieserhalb nur so „mit verurteilt“ hätte, so könnte dies für den zweiten Straffall von weittragender Bedeutung gewesen sein. Man sage nicht, dass man in einem solchen Falle das erste Urteil neu überprüfen werde; dies wird einerseits nach längerer Zeit schwer durchzuführen und andererseits von wenig Belang sein, da sich jeder doch wieder auf das alte Urteil beruft und meint, es müssen damals die Verhältnisse, der persönliche Eindruck u. s. w. doch so gewirkt haben, dass man

mit Beruhigung den Schuldspruch fällte. Ist einer also wegen des Nichtgestandenen einmal verurteilt, so bleibt er es auch, trotzdem hier so viele bedenkliche Momente obwalten.

Wir wissen aus Erfahrung, dass die Leute häufig bei einem ihnen zugegangenen Diebstahl alles als gestohlen mitrechnen, was sie im Augenblick nicht rasch finden, was schon lange verloren war oder früher oder später gestohlen wurde; ebenso kommt es vor, dass Dienstleute oder die eigenen Kinder oder sonstige Hausleute die Gelegenheit des geschehenen Diebstahles wahrnehmen und auf diesen auch dasjenige schieben, was sie sich selbst schon früher angeeignet haben, oder sie stehlen erst jetzt und schieben die Tat „dem Dieb“ zu. Häufig wird die Quantität des Gestohlenen auch übertrieben, um allgemeines Mitleid zu erregen und vielleicht Unterstützungen zu erlangen.

Im allgemeinen wird man daher sagen müssen, es spreche in der Regel kein psychologischer Grund für die Annahme, dass ein sonst Geständiger etwas leugnen sollte, was zu gestehen ihm keinen weiteren Schaden bringt. Diese letztere Erwägung will allerdings sorgfältig gepflogen werden, wobei man sich nicht auf den Standpunkt des Rechtskundigen, sondern den des Beschuldigten stellen und seine Kenntnisse und Auffassungen untersuchen muss; hier bestehen oft die verdrehtesten Ansichten, und es leugnet einer oft bloss deshalb hartnäckig, weil er *glaubt*, dass gerade dieser Umstand seine Strafbarkeit besonders erhöht. Der Satz: „Hat er das eine gestohlen, so hat er das andere auch genommen“ — hat eine beschränkte Berechtigung.

Ad c). Wird ein leugnender Mitbeschuldiger durch ein Geständnis belastet, so ist die Bewertung des letzteren selten leicht. Vor allem muss der reine Kern des „Geständnisses“ herausgeschält und alles beiseite geschoben werden, was zur eigenen Entlastung dienen und dem anderen Schuld zuschieben soll. Diese Tätigkeit ist die verhältnismässig noch leichteste, da sie sich auf die Tatumstände stützen kann. Schwieriger ist die weitere Erwägung dahin, welche Belastung der Gestehende dadurch auf sich nahm, dass er den anderen mitbeschuldigt hat, weil man hier zu Klarheit nur gelangen kann, wenn man den Fall zweimal von Anfang bis zu Ende konstruiert: einmal in der Gestaltung ohne Mitbeschuldigung des anderen und einmal mit derselben. Das volle Eliminieren dieses Umstandes erfordert jedesmal viel Mühe, weil es sachlich volle Beherrschung des Materials verlangt und weil es psychologisch immer schwierig ist, einen Umstand, den man in seinem

Eintritt in den Hergang und in seiner Wirkung schon kennt, so beiseite zu schieben, dass man in der Konstruktion von ihm vollständig absieht.

Ist dies sicher durchgeführt und hat man ein wesentliches Plus in der Selbstbelastung feststellen können, so handelt es sich darum, den Gegenwert hierfür zu finden, den der Gestehende für sich darin fand, dass er mit dem Mitbeschuldigten auch sich selbst belastet hat; Rache, Hass, Eifersucht, Neid, Zorn, Misstrauen und andere Leidenschaften werden die Triebe sein, in denen die Gegenwerte zu suchen sind. Der eine belastet seinen langjährigen Spiessgesellen aus Rache, weil er ihn bei der Teilung der Beute übervorteilt hat, oder im unüberlegten Zorn, weil er bei Ausführung des Diebstahles eine verhängnisvolle Dummheit gemacht hat, ja es kommt in der Tat auch vor, dass er oder sie aus Eifersucht sie oder ihn mitbeschuldigt, damit das andere auch mit gefangen bleibt und nicht untreu werden kann. Geschäftsneid spielt eine ebenso grosse Rolle, wie das Bestreben, den anderen zu hindern, eine gemeinsam versteckte Beute zu heben oder einen lange gemeinsam geplanten Raubzug allein zu vollführen. Das sind alles Motive, die zwar nicht immer leicht zu entdecken, wohl aber zu begreifen sind; es gibt auch Fälle, und selten sind sie gewiss nicht, in welchen dem gewöhnlichen Menschen das Verständnis für den „Gegenwert" vollends fehlt. Ich will nur ein Beispiel nennen und wegen der Unwahrscheinlichkeit des Erzählten, und da alle Beteiligten längst tot sind, ausnahmsweise die Namen anführen. 1879 war ein alter Mann,. Blasius Kern, morgens vollkommen eingeschneit, tot und mit einer schweren Kopfwunde aufgefunden worden. Verdacht eines Raubmordes lag nicht vor und so wurde angenommen, der Mann sei auf dem Heimwege, trunken wie gewöhnlich, von einem hoch über dem Fundorte führenden Wege abgestürzt und habe sich hierbei den Schädel eingeschlagen. 1881 erschien ein junger Bursche, Peter Seyfried, bei Gericht und gab an, er sei von der Tochter des Blasius Kern, Julie Hauck, und deren Mann, August Hauck, gedungen worden, den alten Mann, der durch seine Trunksucht und fortwährendes Zanken unerträglich wurde, zu erschlagen, was er auch getan habe. Dafür sei ihm versprochen worden — eine alte Hose und drei Gulden; erstere habe er bekommen, letztere nicht, und da alles Mahnen nichts helfe, so zeige er die Eheleute Hauck nunmehr an. Als ich ihn fragte, ob er denn nicht wisse, dass er nunmehr auch gestraft werde, sagte er: „Das macht nichts, wenigstens werden es die anderen auch — warum halten sie ihr Versprechen

nicht.“ Und dieser Bursche war zwar sehr einfältig und mikrocephal, aber nach gerichtsärztlichem Ausspruche zurechnungsfähig. Seine Angaben erwahrheiteten sich bis zum letzten Pünktchen. —

So auffallend schwach begründet wird das, andere belastende Geständnis freilich selten sein, aber schwer zu finden und zu beurteilen sind die Gründe häufig. Das einzige Mittel, hier auf sicheren Boden zu kommen, ist die Kenntnis, volle und eingehende Kenntnis aller äusseren Verhältnisse, vornehmlich aber sichere psychologische Konstruktion beider Personen: des Belastenden und des Belasteten. Selbstverständlich ist der erstere der weitaus wichtigere; sein inneres Wesen, seine Fähigkeiten, Leidenschaften, Absichten und Ziele müssen studiert werden, dann tritt es fast von selbst hervor, ob er es für einen Vorteil ansehen musste, den anderen zu belasten — es mag z. B. seine leidenschaftliche Natur so klar werden, dass man nicht mehr daran zweifeln kann, es muss ihm fast ein Behagen gewesen sein, selbst mitzuleiden, wenn er nur dem anderen ein Leid um diesen Preis zufügen kann. Welche Leidenschaft — und eine solche wird wohl fast immer die Triebfeder sein — das Movens war, wird bald zu sehen sein, teils aus der Tat teils aus dem Verhältnisse der beiden zu einander, teils aus der Persönlichkeit des Belastenden, und ob diese Leidenschaft stark genug war, um sozusagen antiegoistisch zu handeln, das lehrt das Studium seiner Person. Zu seinem Vorteil handelt vermeintlich jeder — es fragt sich nur, was einer Vorteil nennt und ob er in der Bezeichnung desselben klug vor sich ging. Auch Befriedigung seiner Rachsucht kann ein Vorteil sein, wenn sie ihm mehr Vergnügen brachte, als die Folgen Schmerz bereiteten — es kommt nur auf ein Abwägen an, und klug sein heisst: einen augenblicklichen kleinen Vorteil für einen späteren grösseren opfern. —

Für die Beweisfrage ist noch eine Reihe von Vorgängen wichtig, wo Umstände, die nicht eigentlich die Tat betreffen, geleugnet werden; hierdurch wird die Beweisführung, ich möchte sagen, auf eine Seitenlinie gebracht, so dass das eigentliche Beweisthema verlassen ist; man glaubt dann, die Schuld bewiesen zu haben, wenn nur der geleugnete Nebenumstand festgestellt wird. Ich meine, dass gerade auf diesem Gebiete schwerwiegende Fehler begangen werden. Nur zwei Fälle seien als besonders bezeichnende Beispiele angeführt. Vor Jahren wurde in Wien ein allein wohnendes, sehr hübsches Mädchen, Verkäuferin in einem vornehmen Laden, in ihrem Zimmer tot aufgefunden. Da die

gerichtliche Untersuchung akute Arsenvergiftung erwiesen hatte, und da auf einem Tische ein Trinkglas mit einem Rest von Zuckerwasser und sehr vielem, fein gepulverten Arsen gefunden worden war, so wurden diese beiden Momente natürlich zusammengebracht. Durch die Nachbarn stellte man fest, dass die Verstorbene seit längerer Zeit ein Verhältnis mit einem unbekannten Herrn unterhielt, der sie oft besuchte, dessen Anwesenheit aber von beiden möglichst geheim gehalten wurde. Dieser Herr sollte auch am Abend vor dem Tode des Mädchens bei ihr gewesen sein. Die Polizei erhob, dass dies ein sehr wohlhabender in einem vom Unfallsorte weit entlegenen Bezirke wohnender Kaufmann sei, der mit seiner, um vieles älteren Frau scheinbar gut lebte und jenes ehebrecherische Verhältnis geheim hielt. Da nun weiters durch die Sektion festgestellt wurde, dass das Mädchen schwanger war, so wurde angenommen, dass der Kaufmann seine Geliebte vergiftet habe, und es wurde gegen ihn die Untersuchung eingeleitet. Hätte der Mann nun sofort gestanden, dass er die Verstorbene kannte, mit ihr ein Verhältnis hatte und dass er am letzten Abend bei ihr war, hätte er vielleicht behauptet, sie sei wegen ihrer Schwangerschaft verzweifelt gewesen, habe mit ihm gezankt und Selbstmordideen ausgesprochen u. s. w., so hätte unbedingt Selbstmord angenommen werden müssen, jedenfalls hätte man ihn — anderes Material lag nicht vor — unmöglich so ohne weiteres des Giftmordes zeihen können. Nun hatte der Mann aber die unglückliche Idee, zu leugnen, dass er die Verstorbene gekannt, mit ihr ein Verhältnis gehabt und sie überhaupt jemals, zumal am letzten Abend besucht habe. Dies tat er offenbar deshalb, weil er vor den Leuten, namentlich vor seiner Frau einfach das strafbare Verhältnis nicht eingestehen wollte; nun drehte sich die ganze Frage nach diesen geleugneten Umständen, das Beweisthema lautete nicht mehr: „Hat er sie umgebracht"?, sondern nur: „Hatte er ein Verhältnis mit ihr"?, und als durch eine lange Reihe von Zeugen zweifellos festgestellt worden war, dass der Kaufmann oft zu dem Mädchen gekommen ist, dass er gerade am letzten Abend auch bei ihr war, und dass bezüglich seiner Person jeder Irrtum ausgeschlossen ist, so war auch sein Schicksal besiegelt, und er wurde verurteilt. — Besehen wir uns den Fall vom psychologischen Standpunkte aus, so werden wir zugeben, dass sein Bestreiten der Anwesenheit ebenso dadurch motiviert ist, dass er das Mädchen vergiftet hat, als auch dadurch, dass er anfangs das Verhältnis nicht zugeben wollte, und später, als er den Ernst seiner Lage vollends begriff, ein Umsatteln für

gewagt hielt und glaubte, besser zu fahren, wenn er bei dem Leugnen verbleibe; aber wie gesagt: bewiesen wurde nur, dass er das Mädchen gekannt und besucht habe — verurteilt wurde er aber wegen Ermordung desselben!

Ein ähnlicher, in seinem Verlaufe überhaupt höchst belehrender Fall, der namentlich durch die bedeutenden Gutachten (über Zeugensuggerierung) der Doktoren Freiherrn von Schrenck-Notzing und Professor Grashey bleibendes Interesse besitzt, hat vor mehreren Jahren ganz München in Aufregung versetzt. Eine Witwe, ihre erwachsene Tochter und eine alte Magd waren in ihrer Wohnung erwürgt und beraubt worden; der Verdacht der Täterschaft fiel auf eine Maurer, der schon früher wegen eines anderen Mordes in Untersuchung gestanden hatte, und von dem man wusste, dass er einige Zeit vor dem Mord in der Wohnung der ermordeten drei Frauen ein Kloset eingerichtet hat. Durch verschiedene Kombinationen durfte angenommen werden, dass der Maurer unter dem Vorwande, er müsse nachsehen, ob an dem von ihm aufgestellten Kloset nichts schadhaft geworden sei, sich Eingang in die Wohnung verschafft und dann den Raubmord begangen habe. Hätte nun auch hier der Maurer gesagt: „Ja, ich war ohne Verdienst, wollte mir Arbeit verschaffen, kam unter dem behaupteten Vorwande in die Wohnung, klopfte zum Schein im Kloset herum und liess mir dann für die angeblich verrichtete Ausbesserung etwas bezahlen, ich verliess die drei Frauen unbeschädigt, sie müssen erst dann umgebracht worden sein“ — hätte er dies gesagt, so wäre seine Verurteilung unmöglich gewesen, da alle übrigen Beweismomente von untergeordneter Bedeutung waren. Nehmen wir an, der Mann war unschuldig, so ist sein Gedankengang der gewesen: „Ich war schon einmal ob Mordes in Untersuchung, ich befand mich in Geldverlegenheit, es liegt noch dies und jenes vor — wenn ich nun zugebe, dass ich zur Tatzeit an dem Tatort war, so komme ich in eine schwierigere Lage, als wenn ich die Anwesenheit bestreite.“ Er hat nun tatsächlich behauptet seit langer Zeit weder in der Wohnung, noch im Hause, noch überhaupt in der Strasse gewesen zu sein, und als dies durch viele Zeugen als falsch erwiesen wurde, so galt auch hier die Anwesentheit an dem Tatort als Beweisthema, und er wurde verurteilt.

Ich behaupte nun weder, dass einer der beiden unschuldig verurteilt wurde, noch dass solche „Seitenbeweise“ überhaupt wertlos sind und nicht geführt werden sollen, aber zweierlei muss festgehalten werden. Vor allem dürfen sie nicht zum eigentlichen Be-

weistema erhoben werden, es ist stets festzuhalten, dass mit der Führung dieses Nebenbeweises erst ein Teil der Arbeit, eine Vorarbeit geleistet ist, deren Wert vorurteilsfrei und sorfältig erwogen werden muss. Man könnte sagen, es wird so häufig in dem Gefühle der Befriedigung über das Geleistete das eigentlich zu leistende vergessen oder unterschätzt. Weiters aber muss stets eine psychologische Untersuchung der Motive vorangehen, welche den Beschuldigten veranlasst haben oder veranlasst haben können, um etwas, eigentlich für ihn nicht direkt Überführendes zu leugnen: man wird häufig einen erklärlichen Grund dafür finden, und wenn man den psychologischen Vorgang auch begreifen kann, ohne unbedingt Schuld annehmen zu müssen, so ist man zum mindesten zur Vorsicht gemahnt.

Dieser Vorgang, der sich bei der grossen Beweisführung abspielt, kommt aber noch viel häufiger und verhältnismässig noch gefährlicher in der Person des einzelnen Zeugen vor, der von der Hauptsache überzeugt ist, wenn eine Nebensache bewiesen ist. Sagen wir, der Zeuge hätte zu erklären, ob der ihm vorgestellte wohl gewiss derjenige ist, der ihm in einer grösseren Rauferei einen Stich versetzt hat, und es werde auch erörtert, ob der Streit, den er mit demselben Mann kurz eher gehabt hat, von Bedeutung gewesen sei. Wenn nur der Verdächtigte diesen Streit als harmlos hinstellen will, und der Verletzte zu behaupten vermag dass der Streit ernstlich geführt wurde, so wird dieser in dem Augenblick, als dieser letztere Umstand als bewiesen angesehen werden kann, auch überzeugt sein, dass der Betreffende wirklich der war, der ihn dann verletzte. Eine gewisse logische Berechtigung für diese Annahme liegt ja vor, aber der psychologische Fehler ruht darin, dass er auch hier, wie so oft, das Erschlossene für sinnlich wahrgenommen hält. Deswegen wirkt ja auch häufig der Umstand, dass einer verhaftet ist, überzeugend auf die Leute. Der Zeuge, der zuerst nur ungefähr den A als Täter bezeichnet hat, wird vollkommen sicher, wenn ihm der A dann im Häftlingsgewande vorgeführt wird, wenn er auch weiss, dass er nur auf seine, des Zeugen, Beschuldigung allein hin verhaftet wurde, aber die Erscheinung und Umgebung des Verhafteten wirkt auf viele und nicht bloss Ungebildete einfach belastend für den Verdächtigten, und der Gedanke ist unwillkürlich: „Wenn er's nicht wäre, hätte man ihn nicht hier."

b) Kausalität[1]).

„Felix, qui potuit rerum cognoscere causas."
Vergil. „Georgicon". II. 490.

Wenn wir unter Kausalität das Axiom verstehen, dass jede Veränderung eine Ursache hat, dass also jedes Ereignis an eine Anzahl von Umständen geknüpft ist, bei deren gänzlichem oder teilweisem Fehlen es nicht eintritt und bei deren Vorhandensein es aber eintreten muss, dann ist die Arbeit des Krimminalisten nichts anderes, als die Frage nach der Kausalität, und zwar nicht bloss, ob und wie die Tat mit dem Täter in ursächlichem Zusammenhang steht, sondern auch, wie ihre einzelnen Momente mit einander und und mit dem Täter verbunden sind, und dann wieder, welche Kausalität im Täter bezüglich seiner einzelnen Eigenschaften und der Durchführung der Tat herrschen muss. Dass wir aber nur auf Kausalität arbeiten, das bringt uns anderen Wissenschaften so nahe, die ja in ihren Forschungen auch nichts anderes tun, als nach Ursache und Wirkung fragen und diese mit einander in Verbindung bringen; dies wieder ist der Grund, warum der Kriminalist sich um fremde Disziplinen kümmern muss. Studien auf fremden Gebieten um ihrer selbst willen zu treiben, das vermag kein ernsthafter Kriminalist, da ihm hierzu immer die Zeit mangeln wird; umsehen muss er sich aber, um wahrzunehmen, wie die Methode ist, nach der sie dort arbeiten. Methode und nichts als Methode lernen wir in fremden Gebieten, hiermit aber auch alles, was wir brauchen; dabei sehen wir, dass das Um und Auf der Methoden in fremden Disziplinen sich immer nur auf dem Boden der Kausalität bewegt, ob es nun empirisch ist, oder im Wege des Apriorismus, das ist gleichgültig, uns interessirt nur die Kausalität darin.

In gewisser Richtung steht unserer Arbeit vielleicht die des

---

1) Vergl. Lammasch, „Handlung und Erfolg" in Grünhuts Ztschft. IX, 1882; Birkmeyer, „Ursachenbegriff und Kausalzusammenhang im Strafrecht". 1885; R. Horn, „Der Kausalitätsbegriff in der Philosophie und im Strafrecht". 1893; v. Buri, „Die Kausalität und deren Verantwortung". 1873; v. Buri, „Die Kausalität und ihre strafrechtl. Beziehungen". 1885; Huther, „Der Kausalzusammenhang als Voraussetzung des Strafrechts". 1893; Kühles, „Fragen der Kausalität". (Diss.) 1895; Max Mayer, „Der Kausalzusammenhang zwichen Handlung und Erfolg im Strafrecht". 1899; v. Rohland, „Die Kausallehre im Strafrecht". Leipzig 1903 und meine Besprechung des letztgenannten Buches in H. Gross' Archiv XV, 191.

Historikers am nächsten, der in der eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung nichts anderes tut, als Menschen und Ereignisse in geordnetes Kausalitätsverhältnis zu bringen. In klarer Weise hat dies Stricker [1]) einmal gesagt: „Die Geschichte wird erst durch die kausale Verknüpfung der Ereignisse geschaffen. Unverknüpft beibt jedes Ereignis für sich stehen, sie sind nur Chroniken. Der Historiker, der z. B. die französische Revolution beschreibt, könnte nur wirken, wenn er sagt: „Das ist die kausale Kette, aus der sich die Revolution ergeben hat. Nun stelle ich Euch das Frankreich vor der Revolution her und schalte nur jene Ereignisse ein, die ich als Bedingungen anerkenne — und die Revolution kommt. Jetzt stelle ich das Frankreich nochmals her vor der Revolution und schalte die Bedingungen aus — und die Revolution kommt nicht." Niemand zweifelt, dass dies die ideale und einzig belehrende, weil überzeugende Art der Geschichtsschreihung ist, ebenso kann aber auch niemand zweifeln, dass genau dieselbe Methode der Beweisführung in unserem Fache ebenfalls die ideale sein muss: „Das ist die kausale Kette, aus der sich das von A begangene Verbrechen ergeben hat. Nun stelle ich Euch die Sachlage vor dem Verbrechen her und schalte nur jene Ereignisse ein, welche sich ausschliesslich mit der Täterschaft des A verknüpfen lassen — und das Verbrechen erscheint begangen. Jetzt stelle ieh die Sachlage wieder her vor dem Verbrechen und schalte alle Ereignisse aus, welche ausschliessend nur dann verknüpfbar sind, wenn der A nicht der Täter ist — und das Verbrechen bleibt aus".

Selbstverständlich hat diese Arbeit eine, je nach der Kompliziertheit des Falles, verschiedene Zahl von Unterarbeiten, die für jedes einzelne Moment durchgeführt werden müssen, da jeder Verdachtsgrund, jede Entlastung auf Eintreten oder Nichteintreten des Erfolges geprüft werden muss; die Mühe ist allerdings eine bedeutende, aber sie ist die einzige, die absoluten und sicheren Erfolg verspricht, wenn in der Tätigkeit des Verknüpfens kein Fehler geschieht. „Von allen Gleichförmigkeiten der Folge der Naturerscheinungen, die wir beobachten, hat nur eine einzige die ganze Strenge des mathematischen Gesetzes: das allgemeine Kausalgesetz. Die Tatsache, dass alles, was einen Anfang, auch eine Ursache hat, geht so weit, wie die menschliche Erfahrung." [2])

1) Dr. S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen". Wien 1883.

2) J. Schiel, „Induktive Forschung". 1865.

Die Anwendung hievon auf unsere Arbeit weist dahin: Wir dürfen die Frage nicht dahin drehen, dass es uns nicht fördert, wenn wir davon überzeugt sind, dass jede Erscheinung ihren Grund hat, sondern dass wir diesen auch nachweisen und mit dem momentan gesetzen Beweisthema in Verbindung bringen können. Meistens obliegt uns da eine doppelte Aufgabe, wenn auch nicht streng geschieden, deren Trennung davon abhängt, ob der Täter vom Anfang an bekannt war oder nicht. Am deutlichsten erscheint die zweifache Arbeit dann, wenn vorerst, und zwar durch nennenswerte Zeit hindurch, nur die Tat selbst bekannt war, und wenn sich der Kriminalist einstweilen darauf beschränken muss, nur den objektiven Tatbestand heraus zu konstruieren, und wenn er dies mit der grössten Sorgfalt und Genauigkeit tut. [1])

Die grössten Prozessfehler sind geschehen, wenn diese Konstruktion des objektiven Tatbestandes unvernünftig, flüchtig oder nachlässig geschah, und umgekehrt sind die grössten Erfolge nur der korrekten Tatbestandfeststellung zu danken gewesen. Diese machen, heisst aber nichts anderes, als das Kausalgesetz handhaben und aufs äusserste ausnützen. Nehmen wir an, es sei ein wichtiges Verbrechen entdeckt worden, ohne dass man einen Anhaltspunkt für die Person des Täters hätte. Der regelmässige Fehler, der hier begangen wird, ist der, dass sofort und ohne Rücksicht auf anderes lediglich nach der Person des Täters gefahndet und studiert wird, wer er wohl sein möchte, statt dass hauptsächlich der Tatbestand kausaliter studiert wird. Das Kausalgesetz lautet aber nicht: „Alles, was da geschehen ist, sowohl im ganzen als in seinen Einzelheiten, hat seinen Grund" —, das wäre einfach gelten zu lassen, ohne dass es einen Erfolg böte; das Kausalgesetz verlangt auch, dass der Grund, und zwar ein befriedigender Grund aufgefunden wird. Und das verlangt sich nicht bloss für die Tat als solche im ganzen, sondern für jede Einzelheit, die vorgefunden wird, bis zum Kleinsten herab, worauf dann jedesmal, wenn eine Gruppe von befriedigenden Begründungen gefunden wurde, wieder eine Zusammenfassung derselben und eine Einfügung in den angenommenen Hergang und in den Hauptgrund vorgenommen werden muss.

Der zweite Teil der Arbeit ist dann zu leisten, wenn ein bestimmter Täter verdächtig wird, und wenn seine Tätigkeit als Ursache in den Hergang der Tat als Wirkung interpoliert

---

1) O. Leo, „Die Kausalität als Grundlage der Weltanschauung". Berlin 1899.

werden muss; in gewissen Beziehungen ist wieder am Täter die Wirkung zu untersuchen, welche die Tat verursacht hat (Geldbesitz, Verletzungen, Stimmung etc.); das erstere wird aber immer die Hauptsache bleiben, und der Schuldbeweis ist dann erbracht, wenn die Tat nur dann so und genau so, wie sie begangen wurde, zum Vorschein kommt, wenn die Person des Täters und nur seine Person in den Hergang eingeschaltet wird. Diese systematisch vorgenommene Tätigkeit: jedes einzelne Moment aus der supponierten Handlung des Beschuldigten einzusetzen und zu beobachten, ob nun der möglichst sicher festgestellte Tatbestand auch wirklich erfolgt, ist ebenso lehrreich als sicheren Erfolg bietend; es ist dies doch jene Leistung, die uns über die blosse Wahrnehmung und ihre Reproduktion hinwegbringt. „Alles Schliessen in Bezug auf Tatsachen scheint sich auf die Beziehung von Ursache und Wirkung zu gründen; nur durch diese Beziehung allein können wir über das Zeugnis unseres Gedächtnisses und unserer Sinne hinauskommen.“ Hume[1]) schliesst an diese Bemerknng das Beispiel an: „Wenn man auf einer wüsten Insel eine Uhr oder eine andere Maschine fände, so wird man schliessen, dass dort Menschen sind oder waren.“ Die Nutzanwendung ist leicht genug: Das Daliegen einer Uhr, das Vorhandensein einer dreieckigen Wunde nehmen wir mit den Sinnen wahr — dass Menschen dagewesen sind, dass die Wunde mit jenem bestimmten Werkzeug zugefügt wurde, ist ursächliches Schliessen, und so einfach diese Feststellung Humes ist, so wichtig ist sie für uns, weil das fortwährende und immer wieder erneuerte Fragen: Was ist hier Wirkung? Wo ist die Ursache? Gehören sie zusammen? — die eigentliche und wichtigste Arbeit für uns bleibt. Wer daran festhält, sich dies zum Überdruss oft zu fragen, kann nicht leicht einen grösseren Fehler begehen.

Freilich darf ein wichtiges Moment nicht übersehen werden, auf welches ebenfalls Hume aufmerksam gemacht hat und welches sein geistvoller Interpret, Alexius von Meinong[2]), verwertete; es ist die Tatsache, dass man dann, wenn keine Hilfe aus früherer Erfahrung vorliegt, auf Grund einer Beobachtung niemals von Kausalnexus sprechen, auch nie das Vorhandensein eines solchen im einzelnen Falle erfahren, sondern nur vermuten kann. Ursache ist (wie schon Mill und Schopenhauer wussten) stets ein Komplex, in dem jedes Element gleich wesentlich ist. Auch dieser Umstand

1) David Hume, „Enquiry concerning human understanding“. London 1748.
2) Alexius v. Meinong, „Humestudien“. Wien 1877 und 1882.

ist komplizierter, als es den Anschein hat, da die Entscheidung, ob nur eine Beobachtung vorliegt oder mehrere, die Überlegung erfordert: Hat man wirklich mehrere Beobachtungen gemacht oder bildet man sich nur ein, sie gemacht zu haben? Strenge Selbstkontrolle und genaues Nachzählen und Nachsehen, wo denn die zweite und zehnte Beobachtung gemacht worden sein soll, wird da stets auf das Richtige leiten können.

Hierbei sind einige wichtige Umstände zu beachten. Vor allem die Art, wie der natürliche Mensch die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Dingen auffasst. Sie ist ihm, wie Schwarz [1]) nachweist, eigentlich fremd; was ihn leitet, ist die Analogie aller in den Naturvorgängen angeschauten Kausalität mit dem menschlichen Tun und Leiden, z. B. das Feuer wirkt tätig auf das Wasser, was einfach leidend sieden muss. Diese Beobachtung ist zweifellos richtig und von Bedeutung, ich gebe Schwarz nur darin nicht recht, dass er dies vom „einfachen Menschen“ behauptet, es passiert dies auch recht komplizierten Menschen. Es ist begreiflich, dass man die äusseren Erscheinungen vergleichsweise nach dem beurteilt, was jedem das Wichtigste ist, die eigene Person, und da diese wenigstens oft rein aktiv auftritt, so glaubt man dies auch von jenen Erscheinungen der Natur, die besonders aktiv zu sein scheinen.

Dazu kommt noch, dass viele Gegenstände des Aussenlebens, mit welchen wir am meisten zu tun haben, die also unseren Personen dadurch zunächst wichtig sind, in der Tat lediglich oder vornehmlich aktiv erscheinen — die Sonne, das Licht, die Wärme, die Kälte, das Wetter etc., so dass wir an das nur Aktivsein auf der einen und das nur Passivsein auf der anderen Seite so gewöhnt werden, dass wir diese Erscheinung auch auf anderes ausdehnen; der sich dergestalt ergebende Fehler ist der, dass wir die Wechselwirkung übersehen oder doch ihr die entsprechende Beachtung versagen; gerade die richtige Zuteilung von Wirkung und Gegenwirkung ist für uns das Wichtigste. Dabei ist, wie Meinong [2]) bemerkt, die Frage, ob zwei Dinge im Kausalnexus stehen können, stets müssig, da sie im voraus immer zu bejahen ist; wissenschaftlich (und für uns von praktischem Wert) ist nur die Frage, ob der Kausalnexus wirklich besteht; dasselbe Verhältnis existiert auch bezüglich der Frage der Wechselwirkung; niemand wird behaupten,

1) Dr. Hermann Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkte des Physikers, Physiologen und Philosophen“. Leipzig 1892.

2) Alexius v. Meinong l. c.

dass zwischen irgend einem Vorgang eine Wechselwirkung auf die Sonne bestehen kann, aber abgesehen von derartigen wenigen Fällen wird man von vornherein nicht bloss annehmen, dass A die Ursache der Wirkung B gewesen ist, sondern dass auch B wieder als Ursache auf A gewirkt haben kann. Eine Beachtung dieser Möglichkeit kann viele Irrtümer verhindern.

Eine wichtige Fehlerquelle in Bezug auf Verbindung von Ursache und Wirkung liegt in der allgemeinen und tiefgreifenden Annahme der Menschen, dass die Ursache eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wirkung haben müsse. J. St. Mill[1]) führt hierfür an, dass Ovid Medea eine Brühe aus langlebigen Tieren brauen lässt, und dass derselbe Gedanke im Volksaberglauben eine grosse Rolle spiele: Die Lunge des langatmigen Fuchses braucht man gegen Asthma, die Gelbwurz heilt die Gelbsucht, Agaricus die Blasenkrankheiten, die Aristolochia (deren Frucht die Form eines Uterus hat) verwendet man für Gebärmutterleiden und den Nesseltee für Nesselsucht. Diese Reihe liesse sich willkürlich vermehren, wenn man die heiligen Schutzpatrone der katholischen Kirche in Betracht zieht, welche oft nur für einen besonderen Zustand oder ein bestimmtes Leiden als Patrone gewählt wurden, weil sie äusserlich mit der Sache zusammenhängen. So ist die heil. Odilie die Schutzfrau für Augenkranke, nicht weil sie die Augen zu heilen verstand, sondern weil ihr die Augen ausgestochen wurden, der Schächer Dismas ist Patron der Sterbenden, weil wir sonst von ihm nichts wissen, als dass er mit Christus gestorben ist, und die heil. Barbara wird mit einem Turme (in dem sie eingesperrt war) abgebildet, diesen hielt man für einen Pulverturm, und so wurde sie Schutzheilige der Artillerie; auch ist (nach Simrock) der heilige Nicolaus bloss deswegen der Schifferpatron, weil sein Name Ähnlichkeit mit Nichus, Nicor, Nicker, dem altgermanischen, nicht vergessenen Wassergott hat.

Vor solchen äusserlichen und ungerechtfertigten Verknüpfungen ist niemand, auch der Geübteste und Gebildetste, sicher, sie passieren jedem, und niemand wird leugnen, dass er nicht zum mindesten Anwandlungen hatte, bloss deshalb kausaliter vorzugehen, weil äusserliche Ähnlichkeit erinnernd auftrat; um wie viel häufiger kommt dies aber bei Ungebildeten, im Schliessen wenig Geübten vor. Im ganzen wäre die Sache ja nicht so gefährlich, weil man solche Fehler leicht verbessern und die Leute auf das Unzulängliche der Kausalität aufmerksam machen kann —, aber man kommt

1) J. Schiel, „Induktive Forschung".

nur in seltenen Fällen auf den Grund, warum etwas verknüpft wird. Entweder wollen es die Leute nicht sagen, weil sie mindestens instinktmässig wahrnehmen, dass die kausale Verknüpfung nicht zu rechtfertigen ist, oder sie können es gar nicht ausdrücken, weil die Kausalität sich vielleicht nur im Unterbewusstsein geltend gemacht hat, so dass sie zwar nicht wissen, warum sie verknüpfen, dafür aber um so fester überzeugt sind, das Richtige gefunden zu haben. So wurde mir von einem intelligenten Manne der Verdacht gegen einen Menschen wegen eines begangenen Mordes ausgesprochen, weil die Mutter des Bezeichneten gewaltsam ums Leben gekommen war; der Zeuge blieb immer dabei: „Der Mensch hat schon einmal mit dem Umbringen zu tun, er wird auch hier dabei gewesen sein.“ Ebenso wurde einmal einer vom ganzen Dorfe einer Brandlegung geziehen, weil er in einer Nacht zur Welt gekommen war, in welcher das Nachbardorf abgebrannt war. Damit hatte aber nicht etwa der Glaube Verbindung, dass sich seine Mutter an dem Feuer „verschaut“ hatte, da dieselbe erst nach der Entbindung vom Feuer Kenntnis bekommen hatte. „Er hat einmal mit dem Feuer zu tun“, hiess es auch hier.

Solche Beispiele gibt es unzählige, und eine grosse Zahl auch gewöhnlicher abergläubischer Annahmen ist nur falsche Kausalität: Perlen bedeuten Tränen, weil sie ähnliche Form haben, der traurige Ruf des Käuzchens muss wieder Trauriges bedeuten, der Kuckuck kann doch nicht ganz zwecklos einmal bloss zwei Rufe, einmal deren 10 und 20 ertönen lassen, das muss einen Grund haben und muss die Anzahl der Jahre bis zum Tode, bis zur Heirat, eine bestimmte Geldsumme oder sonst etwas Zählbares bedeuten — das alles steckt so fest im Volk und in uns allen, dass es immer wieder bewusst oder unbewusst zum Vorschein kommt und uns leitet, viel mehr, als wir gewöhnlich glauben. Wenn jemand versichert, etwas „bestimmt behaupten, aber nicht recht begründen zu können“, so kann dies in verschiedener Weise begründet sein, nicht zum seltensten Male ist es aber lediglich eine derartige falsche Verknüpfung einer angeblichen Ursache mit vorhandener Wirkung. Richtig hat Schopenhauer[1]) gesagt: „Die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen“ — man kann auch folgerichtig sagen, die Kausalität sei die Motivation von aussen gesehen: was man behauptet, muss man motivieren, und man motiviert mit der Kausalität —, findet man

1) A. v. Schopenhauer, „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“.

keine echte, zureichende, so nimmt man eine falsche, äussere, wenn auch nicht genügende, denn unser Streben geht einmal dahin, Ursache und Wirkung zu verbinden, weil wir wissen, dass sonst nichts richtig wirkt. „Überall", sagt Stricker[1]), „kommt man zur Erfahrung, dass Menschen, welche ihre Erfahrungen nicht kausaliter richtig assoziieren, sich in der Aussenwelt nicht zurechtfinden; die Bilder des Künstlers gefallen nicht, die Arbeiten packen nicht, der Handelsmann verliert sein Geld und der Feldherr seine Schlachten" – wir wollen noch beisetzen: „und der Kriminalist seine Prozesse"; wer einen verfehlten Prozess durchstudiert, um den begangenen Fehler zu finden, wird sicherlich auf ihn stossen, wenn er zuerst nach Unkenntnis der Realien und dann nach unrichtigen Verknüpfungen von Ursache und Wirkung forscht. Hierbei ist das Schwierigste darin gelegen, dass man beim Überprüfen des Verknüpfens nicht allein so vorgehen muss, wie man es gewöhnlich selbst zu machen pflegt, sondern dass man sich in die Gedankenarbeit dessen hineindenken muss, dessen Leistungen man überprüfen will; tut man dies nicht, so entdeckt man selten, wie der andere verknüpft hat, oder man kommt zu anderen Ergebnissen.

Wie oft verschieden verbunden wird, wie oft nicht die richtigen Gründe zu vorliegenden Ereignissen gefunden werden, ist bekannt genug, es greift bis in die grosse Geschichte, und schon La Roche-Foucauld[2]) meinte, dass die grossen und glänzenden Taten, die das Auge blenden, von den Staatsmännern als Wirkungen grosser Pläne hingestellt werden, während sie in der Regel nur Wirkungen der Launen und Leidenschaften sind. Dies passt vortrefflich auf unsere Arbeiten, da wir fast immer bestrebt sind, in jeder Tat den bewegenden, grossen und einheitlich durchgeführten Plan zu finden, und eher darauf verzichten, ein mühsam aufgestelltes Gebäude zu halten, als anzunehmen, dass kein Plan vorlag, dass Zufall, Laune und plötzlicher Antrieb das Ganze geleitet hat. Gerade die am meisten logisch und systematisch Veranlagten unter uns verfallen am leichtesten diesem Fehler, weil sie nur annehmen: „So wäre ich nicht vorgegangen", und weil sie vergessen, dass der Täter nicht so logisch und systematisch veranlagt war — er ist eben nicht so vorgegangen und liess sich planlos forttreiben.

Weiters aber kann einer auch noch vollkommen richtig im

1) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen". Wien 1883.

2) La Roche-Foucauld, „Maximes et Reflexions".

Verknüpfen vorgegangen sein, aber er hat Sprünge gemacht, hat manches ausgelassen, oder endlich er ist willkürlich an einem Punkte seiner Arbeit stehen geblieben, wo ein anderer noch weiter gegangen wäre, oder er hat die Sache unnötig weit durchgeführt. Das hat besonders J. St. Mill [1]) klargelegt, indem er darauf hinwies, dass wir keineswegs immer die zuletzt hinzutretende Bedingung als Ursache bezeichnen: wenn wir einen Stein ins Wasser werfen, so nennen wir als Ursache des Untersinkens seine Schwere, und nicht den Umstand, dass wir ihn ins Wasser geworfen haben; ebenso aber wieder: wenn einer die Treppe hinabfällt und den Fuss bricht, so wird bei der Mitteilung des Falles das Gesetz der Schwere nicht erwähnt, es wird, wie so oft, als selbstverständlich ausgelassen. Das sind wichtige Momente, die oft zu Missverständnissen Anlass geben, wenn die Sachlage nicht so klar ist wie in den angeführten Beispielen. In den erstgenannten Fällen (wo die zuletzt eingetretene Bedingung nicht genannt wird) ist meist eine Ungenauigkeit des Ausdruckes schuld, wenigstens sehen wir, dass in wissenschaftlichen Formen allerdings regelmässig die letzte Bedingung als Ursache genannt wird; so sagt der Arzt: „Die Todesursache war Gehirnlähmung infolge Druckes durch ein Blutextravasat", und erst in zweiter Linie erwähnt er, dass das letztere durch einen Schlag auf den Kopf entstanden ist. Ebenso wird der Physiker sagen, das Brett habe einen Sprung bekommen infolge ungleichmässiger Ausdehnung der Fasern, und erst dann fügt er bei, dass dies durch Wärme bewirkt wurde, die wieder von den darauf gefallenen Sonnenstrahlen erzeugt war. Der Laie hätte in beiden Fällen die nächsten Ursachen weggelassen und hätte im ersten Falle gesagt: „Der Mann starb, weil man ihn auf den Kopf schlug" — und im zweiten: „Das Brett sprang, weil es in der Sonne lag". Wir werden also sagen, es liege die merkwürdige Erscheinung vor, dass der Laie mehr Schlüsse überspringe, als der Fachmann, eigentlich liegt aber nur beim ersteren Unkenntnis oder Ignorieren der dazwischen liegenden Momente und deshalb aber auch die grössere Gefahr vor, dass beim Auslassen der Zwischenschlüsse ein Fehler begangen wird, als wenn man langsam immer nur zur nächstliegenden Folgerung schreitet.

Wir wollen davon absehen, dass wir selbst solche Fehler begehen, denn da liegt nur der Mangel korrekten Erkennens der nächsten Ursache vor, welchem durch strenge Selbsterziehung und

---

1) J. Schiel loco cit.

sorgfältiges Aufmerken bei der eigenen Gedankenarbeit abgeholfen werden kann, aber wir wollen auch erkennen, welche Wichtigkeit es hat, wenn wir lange Schlussreihen von Zeugen vorgelegt erhalten, in welchen oft nur der erste und der letzte Schluss zum Ausdruck kommen. Wenn wir dann gläubig den letzten Schluss hinnehmen und nicht fragen, oder nicht untersuchen, welche Zwischenglieder da bestanden haben, und ob sie berechtigt waren, dann erhalten wir freilich abenteuerliche Dinge zu hören, und was das Schlimmste ist, wir machen sie wieder zur Grundlage weiterer Schlüsse; kein Mensch entdeckt hinterher, wo der Fehler steckt.

Wird aber ein Schluss als selbstverständlich ausgelassen (obiges Beispiel mit dem Nichtzitieren der Schwere, wenn einer die Treppe hinabfällt), so liegt die Schwierigkeit und die ergiebige Fehlerquelle darin, dass einerseits nicht alles so selbstverständlich ist, wie es aussieht, andererseits, dass unter „selbstverständlich" selten zwei Personen dasselbe verstehen, so dass dem einen vieles als „selbstverständlich" erscheint, was der andere noch lange nicht so bezeichnet. Dieser Unterschied wird namentlich klar, wenn es sich um Fachleute handelt, denen oft die Vorstellung von dem, was anderen nicht selbstverständlich ist, vollkommen abhanden kommt. Aus eigener Erfahrung möchte ich erwähnen, dass dem Physiker Boltzmann, einem der ersten lebenden Mathematiker, einmal mitgeteilt wurde, dass er in einem auch für Nichtfachmänner bestimmten Kollegium zu wenig detailliert rechne, so dass die Hörer nicht mitkommen können; die Folge war, dass er nun die einfachsten Additionen oder Interpolationen sorgfältig auf der Tafel ausrechnete, daneben aber im Kopfe integrierte u. s. w., was nur wenige Menschen auf der Erde können — dem genialen Manne war es vollkommen abhanden gekommen, was nicht geniale Sterbliche noch können und was nicht.

Im Kleinen geschieht das in jedem zweiten Kriminalfall, nur dass wir den Fachleuten, die wir als Zeugen vernehmen, nachrechnen müssen; sagen wir z. B., wir hätten einen Jäger als Zeugen vernommen, so wird er eine Menge Verknüpfungen auslassen, und bei Dingen, die sein Fach betreffen, mit einem einzigen Sprunge bloss den letzten Schluss sagen. Wir kommen dann in den verderblichen Zirkel, dass der Zeuge vermeint, wir können ihm in seinen Folgerungen ohnehin folgen und würden ihn auf einen allfälligen Fehler aufmerksam machen, während wir aber uns auf seine Kenntnisse als Fachmann verlassen und ihm auch, ohne nach-

zuprüfen oder es nachprüfen zu können, die Schlusssprünge gestatten und die letzte Folgerung gelten lassen.

Der Begriff Fachmann muss für diese Fälle aber auch ausgedehnt werden auf solche Leute, die nur zufällig besondere Kenntnisse haben, also z. B. den Ort, wo sich etwas zugetragen hat, die Leute, die hierbei in Betracht kommen, oder die besonderen Verhältnisse, unter welchen sich etwas zugetragen hat, genau kennen; sie kommen dann gewissermaßen als „Fachleute“ in Betracht und setzen für den besonderen Fall manches als selbstverständlich voraus, was es für den, der die Sachlage nicht kennt, auch nicht ist. Daher kommt es ja, dass Landleute, die man in der ihnen tausendmal bekannten Gegend um einen Weg fragt, ihn regelmässig als „schnurgerade und unmöglich zu fehlen“ bezeichnen, wenn der Weg auch zehnmal nach rechts und links geht.

Verlässlich ist nach menschlichem Ermessen nur, was jeden Augenblick überprüft und nachgerechnet werden kann, also komplizierte Schlussfolgerungen nur dann, wenn sie Schluss für Schluss nachgeprüft werden können; daher die unabweisliche Regel für uns, immer die Schlüsse Schritt für Schritt zu verlangen — wenigstens ist dann die Fehlergrenze so weit hinausgerückt als nur möglich.

Leichter wäre es, wenn wir in der glücklichen Lage jener Disziplinen stünden, die sich mit dem Experimente helfen. „Es gibt einen absoluten Determinismus“, sagt Bernard [1]), „in den Existenzbedingungen der natürlichen Phänomene, ebensowohl für die lebenden Körper wie für leblose. Ist die Bedingung eines Phänomens erkannt und erfüllt, so muss das Phänomen auf den Willen des Experimentierenden hin eintreten“. Das können wir aber nur in seltenen Fällen tun, und heute ist der Kriminalist noch eine *rarissima avis*, der irgend einen von Zeugen, Beschuldigten oder selbst von Sachverständigen behaupteten allgemeinen Umstand selbsttätig experimentell nachprüft; wir sind in den meisten Fällen darauf angewiesen, uns auf die Erfahrung zu stützen, sie lässt uns aber oft im Stich, wenn sie nicht gehörig gewürdigt wird; selbst das allgemeine Kausalgesetz, dass alles Geschehene seine Ursache hat, bildet sich nach den allgemeinen Lehren Humes nur durch die Gewohnheit. Humes wichtige Entdeckung, dass wir die Kausalität in der Aussenwelt gar nicht beobachten, zeigt uns nur die

1) Claude Bernard, „Introduktion à l'étude de la médecine experimentale“. Paris 1871.

Schwierigkeit ihrer Verwertung; die Schwäche seiner Lehre liegt darin, dass Hume sagte, wir können zur Erkenntnis der Kausalität durch die Gewohnheit gelangen, indem wir wahrnehmen, dass ähnliche Gegenstände immer miteinander verknüpft sind, und der Verstand durch Gewohnheit den einen aus der Erscheinung des anderen zu verfolgen vermag. Richtig sind diese Behauptungen des grossen Denkers gewiss, er wusste sie nur nicht zu bergründen (Meinong [1])).

Hume [2]) lehrt uns:

Der Satz, dass die Ursachen und Wirkungen nicht durch die Vernunft, sondern nur durch Erfahrung erkennbar sind, wird leicht für solche Gegenstände zugegeben werden, die, wie wir uns erinnern, uns einmal ganz unbekannt waren; man gebe einem Menschen, der keine physikalischen Kenntnisse hat, zwei glatte Marmorplatten, und er wird nimmer entdecken, dass sie, aufeinandergelegt, schwer von einander zu trennen sind. Hier räumt man bereitwillig ein, dass man solche Vorgänge nur durch Erfahrung kennen lernen kann, und niemand bildet sich ein, dass man die Gewalt des entzündeten Pulvers oder die Anziehung eines Magneten *a priori* hätte entdecken können. Nicht die gleiche Augenscheinlichkeit hat diese Wahrheit bei Vorgängen, mit denen wir fast seit dem Eintritt in die Welt vertraut waren. Hier meint man, durch die blosse Tätigkeit des Verstandes, ohne Hilfe der Erfahrung die Wirkungen entdecken zu können, man meint, dass man, plötzlich in die Welt gestellt, sofort hätte schliessen können, dass eine Billardkugel durch Stoss einer anderen ihre Bewegung mitteile.

Dass dies nicht *a priori* erkannt werden kann, lässt sich daraus beweisen, dass die Elastizität keine äusserlich erkennbar Eigenschaft ist, ja wir werden sagen können, dass vielleicht gar keine Folge erkannt werden kann, wenn wir es nicht erst einmal erfahren. Wir würden es nicht *a priori* erschliessen, dass man nass wird, wenn man mit Wasser in Berührung kommt, oder dass ein Gegenstand Gewicht zeigt, wenn wir ihn in die Hand nehmen, oder dass es schmerzt, wenn wir den Finger ins Feuer halten, wenn wir das nicht alles selbst oder durch andere erfahren hätten.

„Jede Wirkung“, fährt Hume fort, „ist von der Ursache verschieden, sie kann deshalb in dieser nicht gefunden werden, und jede Erfindung oder Vorstellung derselben *a priori* muss willkür-

1) Alexius Meinong, „Humestudien“.

2) David Hume, „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand“, übersetzt von Kirchmann. Heidelberg 1888.

lich bleiben. . . . . alles was die Vernunft vermag, ist, die Grundursachen der Naturerscheinungen auf eine grössere Einfachheit zurückzuführen und die vielen besonderen Wirkungen aus wenigen allgemeinen Ursachen abzuleiten, und zwar mit Hilfe der Analogie, Erfahrung und Beobachtung."

Was heisst es aber denn, dem Schlusse eines anderen — und was ist vom Mitgeteilten frei von Schlüssen? — vertrauen? Es heisst, davon überzeugt sein, dass der andere richtige Analogie angewendet, korrekt die Erfahrungen ausgenützt und einwandfrei beobachtet hat. Das ist aber unendlich viel, und wer sich die Mühe nimmt, irgend eine noch so einfache und kurze Aussage eines Zeugen darauf hin durchzusehen, was darin an Analogie, Erfahrung und Beobachtung liegt, der muss eigentlich mit Schrecken wahrnehmen, welches Vertrauen, welches blinde Vertrauen wir jedem schenken, den wir als Zeugen vernehmen. Wer an das Erkennen *a priori* glaubt, der hat's freilich leicht: „Der Mann hat dies mit seinem Verstande aufgenommen und wiedergegeben, gegen die Gesundheit seines Verstandes lässt sich kein Einwand erheben — *ergo* ist alles richtig und verlässlich, was er uns sagt." Wer aber den unbequemen, aber zum mindesten gewissenhafteren Skeptizismus für wahr hält, der hat dann, wenn er den Verstandeskräften eines Zeugen trauen zu können glaubt, allerdings eine sichere Grundlage, aber die Überprüfung der Richtigkeit seiner Analogien, Erfahrungen und Beobachtungen bleibt ihm nie erspart.

Darin liegt der grosse Unterschied zwischen Apriorismuns und Skeptizismus für den Kriminalisten[1]): ob der Zeuge lügen wollte, das hat der Anhänger des ersten und des zweiten zu prüfen, aber bezüglich der zweiten Frage, ob er die Wahrheit sagen konnte, prüft der erste bloss, ob der Zeuge genügend Verstand hatte, um Richtiges wiedergeben zu können, während der zweite verpflichtet ist, die zahllosen Schlüsse des Zeugen nach ihren Analogien, Erfahrungen und Beobachtungen nachzuprüfen. Dass nur das letztere richtig sein kann, das weiss jeder, der sich einmal darnach umgesehen hat wie verschieden der Begriff der Analogie in den einzelnen Menschen wirkt, wie verschieden die Erfahrungen sind, die einer macht, und wie verschieden er sie verwertet, und endlich wie verschieden beobachtet wird. Diese Verschiedenheiten klar zu legen, ist die Hauptaufgabe unseres Studiums.

1) Raoul Richter, „Die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen des Skeptizismus". Festschrift für Wilhelm Wundt. Leipzig. 1902 (Engelmann).

Zwei Momente sind dabei noch in Betracht zu ziehen: das eine ist die strenge Scheidung zwischen dem ursächlich Verbundenen und dem nur zufällig dazu Gekommenen, worüber uns die Erfahrung so oft irreführt; zwei Erscheinungen können hunderte und tausende von Malen zugleich auftreten, ohne ursächlich verbunden zu sein. Wenn ein Mensch 90 Jahre alt wird und jede Woche bemerkt hat, dass es in seinem Orte ausnahmslos an jedem Dienstag regnet, so bedeutet dies eine reiche und erprobte Erfahrung, und doch wird es niemandem einfallen, den Dienstag und das Regnen kausaliter zu verbinden — aber doch nur deshalb, weil eine solche Verknüpfung albern wäre. Wird die Sache aber nur halbwegs schwieriger als Zufall nachzuweisen, sagt man z. B., es regne stets am Allerseelentag oder bei Neumond, so ist es schon leichter, irgend eine Kausalität anzunehmen, und liegt der Zufall im Zusammenhang noch weniger offen da, so wird die Beobachtung zur vielfach geglaubten und energisch verteidigten Wetterregel. Das kommt aber in allen möglichen Gebieten vor, und nicht bloss unsere Zeugen, sondern auch wir selbst haben oft grosse Schwierigkeiten, Zufall und Kausalität zu scheiden. Die einzige helfende Regel ist da immer, wenn Zufall nicht zweifellos und von vornherein ausgeschlossen ist, diesen anzunehmen und nach Tunlichkeit zu untersuchen, ob er allein vorliegt, oder ob wir Kausalität annehmen dürfen. „Was in einer wirklichen Wahrnehmung verknüpft ist, muss nach einer allgemeinen Regel verknüpt sein, aber es kann noch vieles andere dabei sein, ohne aber als Ursache zu wirken" (Fick [1])).

Das zweite wichtige Moment hat Schopenhauer [2]) hervorgehoben: „Sobald wir einer gegebenen Kraft Kausalität zugestanden haben, also erkannt haben, dass sie wirkt, so bedarf es bei etwaigem Widerstand nur der Verstärkung der Kraft nach Maßgabe des Widerstandes und sie wird ihre Wirkung vollenden. Wer mit 10 Dukaten nicht zu bestechen ist, aber wankt, wird es mit 100 sein".

Dieses so einfache Beispiel sei eine goldene Regel für den Kriminalisten und mahne ihn, die Wirkung einer heute fraglichen Kraft auf den Beschuldigten in früherer Zeit oder in anderen Fällen zu erforschen, d. h. das Vorleben desselben kann nie sorgfältig

1) A. Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten". Würzburg 1883.

2) A. v. Schopenhauer, „Die beiden Grundprobleme der Ethik".

genug erhoben werden. Namentlich ist dies dann von Wichtigkeit, wenn es sich um die Frage dreht, ob dem Beschuldigten eine Tat zuzutrauen ist, ob sich bei ihm das hier vorliegende Motiv finden lässt, ob ihm die Tat Interesse bieten konnte. Hierbei ist die Frage nach der nötigen Stärke der fraglichen Kraft einstweilen vollkommen ausser Betracht zu lassen, man hat sich nur darum zu fragen, ob sie einmal vorhanden war; dass sie ohne nachweisbaren besonderen Grund verschwunden wäre, ist vorerst nicht anzunehmen, denn dass Neigungen, Eigenschaften, Leidenschaften abgelegt werden, ist selten, wenn nicht überhaupt ausgeschlossen; sie brauchen nicht zutage zu treten, weil Anlass und Anregung fehlte, sie können bis zu einem gewissen Maße unterdrückt werden, aber sie kommen wieder zutage, sobald — Schopenhauers 100 Dukaten erscheinen. Die Schwierigkeiten sind hier dann am grössten, wenn es sich um die Umsetzung von gewissen verwandten Eigenschaften handelt; z. B. es fragt sich, ob jemandem Mordlust zuzutrauen ist, und es kann nur aus seinem früheren Leben Misshandlung von Tieren nachgewiesen werden; oder es handelt sich um den Nachweis von Grausamkeit, und es liegt nur dargetan eine besondere Wollust vor; oder Sparsamkeit ist zweifellos und es fragt sich, ob besonderer Geiz angenommen werden kann. Das sind noch keine besonders schwierigen Fragen von Umsetzung, aber wenn man erheben muss, wie weit etwa sehr ausgeprägter Egoismus, ausgesprochener Neid, übermässiger Ehrgeiz, übertriebene Eitelkeit, grosse Trägheit führen konnte, dann sind die Fragen mit Vorsicht und auf Grund eingehender Studien über den Sachverhalt zu entscheiden.

c) Skepsis.

Unmittelbar in Verbindung mit dem vorigen Kapitel und in gewissen Teilen dahin gehörig und auch dort besprochen ist die Skepsis Humes, der hier noch einige Worte gewidmet sein sollen. In der wichtigen philosophischen Frage über die Skepsis Stellung zu nehmen, sich für und wider dieselbe auszusprechen, ist nicht Sache von uns Juristen, aber das eine muss uns klar sein, dass jeder Kriminalist sich seine Arbeit wesentlich erleichtert, wenn er Humes Lehren studiert hat.

Nach diesen ist alles, was wir wissen und erschliessen, soweit es nicht mathematisch ist, Tattsache der Erfahrung, und unsere Überzeugung hiervon und unser Raisonnement über dieselbe, durch welches wir die Grenze der Sinneswahrnehmung überschreiten,

beruht auf Empfindung, Gedächtnis und den Schlüssen aus dem Kausalnexus. Die Kenntnis dieser Kausalverbindung und Wirkung entsteht nicht aus Schlüssen *a priori*, sondern lediglich aus Erfahrung, und wenn wir dies in simplen Worten auf die Arbeit des Kriminalisten anwenden wollen, so bekommen wir die einfache Lehre: „Alles, was wir als wahr annehmen, ist nicht durch den Verstand erschlossen, sondern Erfahrungssatz", mit anderen Worten: „Unsere Annahmen und erschlossenen Kenntnisse beruhen nur darauf, dass etwas zahlreiche Male sich so zugetragen hat, weshalb wir annehmen, es werde sich auch im fraglichen Falle wieder so zutragen". Damit ist uns aber für unsere Fälle die Aufgabe gegeben, zu untersuchen, ob die Vergleichsfälle, die wir heranziehen, wirklich dieselben sind, wie der fragliche Fall, und ob uns eine genügende Anzahl von Vergleichsfällen bekannt ist, um alles andere ausschliessen zu können.

Um ein einfaches Beispiel anzuführen, wollen wir sagen: Wenn jemand, der meinethalben ganz Europa bereist hat, der aber weder einen Neger gesehen, noch von solchen gehört hätte, über die Hautfarbe des Menschen nachdächte, so kann er mit allem Nachdenken und selbst mit Hilfe von wissenschaftlichen Mitteln unmöglich dahinter kommen, dass es auch schwarze Menschen gibt — das kann er nur erfahren, nicht ausdenken. Geht er nun auf die Erfahrung über, so wird er sagen: „Ich habe in ganz Europa so und so viele Millionen Menschen gesehen, sie hatten alle weisse Hautfarbe, es ist also zweifellos, dass alle Menschen der Erde weiss sind, denn so viele Millionen von Beispielen werden doch genügen." Der Fehler bestand natürlich nur darin, dass er zwar eine Riesenanzahl von Beispielen kannte, aber nur solche von Menschen, die in einer einzigen Zone gelebt haben, alle anderen hat er nicht berücksichtigt.

Wenden wir das auf unsere Fälle an, so brauchen wir keine Beispiele, denn ich wüsste keinen Schluss, bei welchem wir nicht davon ausgingen: „Das war 100mal so, es wird auch hier so sein" — ob wir aber genug Beispiele kennen, ob es die richtigen Beispiele und ob sie erschöpfend waren, um das fragen wir selten; wir werden nicht irre gehen, wenn wir sagen, dass wir Kriminalisten mehr oder weniger bewusst davon ausgehen, wir hätten einen ungeheueren Vorrat von *a priori* erdachten Schlüssen, die der menschliche Verstand seit Jahrtausenden zusammengetragen hat und die daher zweifellos sicher sind. Dächten wir daran, dass das alles Erfahrungssätze sind und dass sich jede Erfahrung als lückenhaft und falsch herausstellen kann, dächten wir daran, wie tatsächlich das Fortschreiten des menschlichen Wissens hauptsächlich darin

besteht, dass wir zu 1000 Erfahrungen 100 neue dazufügen und wahrnehmen, dass von den 100 neuen manche den 1000 alten widersprechen — dächten wir Kriminalisten öfter daran, wie absolut kein Grund dafür spricht, dass deswegen, weil etwas 1000mal so gewesen ist, es zum 1001. Male nicht anders sein könnte — dächten wir an all das, so wären wir in Vielem vorsichtiger, und deshalb müssen wir Kriminalisten ehrlicher Weise Hume studieren.

Abgesehen von den gesammelten „Philosophical-works" [1]) sind zu empfehlen die Arbeiten von Kirchmann [2]), Masaryk [3]), Meinong [4]) (ganz besonders), Jodl [5]), Pfleiderer [6]), Compayré [7]), Huxley [8]).

Hier sollen nur einige Sätze aus dem orientierenden Buche von Masaryk (s. oben) zitiert werden:

Der Grundgedanke der Hume-Skepsis ist folgender:

„Wenn ich irgend eine und dieselbe Erfahrung noch so oft gemacht, meinetwegen den Sonnenaufgang 1000mal beobachtet habe, so erwarte ich zwar, dass die Sonne morgen zum 1001. Male wieder aufgehen werde, aber ich habe keine Garantie, keine Sicherheit, keine Evidenz für diesen meinen Glauben. Die Erfahrung bietet mir nur Vergangenes, nichts Zukünftiges, wie kann ich also — in unserem Beispiele — aus der Tassache, dass die Sonne 1000mal aufging, die 1001. neue Tatsache herausfinden? Die Erfahrung erzeugt in mir die Gewohnheit, unter gleichen Umständen das Eintreffen gleicher Ereignisse zu erwarten, aber der Verstand ist an dieser Erwartung auf keine Weise beteiligt . . . . ."

Alle Wissenschaften, die auf Erfahrung basiert sind, sind unsicher und logisch unbegründet, wenngleich ihre Resultate im ganzen und grossen vorteilhaft sind. Nur die Mathematik bietet allein Sicherheit und Evidenz. Hume sagt also: Die Erfahrungswissenschaften sind unsicher, weil uns die Erkenntnis des kausalen Zusammenhanges der Tatsachen abgeht, denn über Erfahrungstatsachen könnten wir sichere Erkenntnisse nur auf Grund eines evidenten Verhältnisses von Ursache und Wirkung erlangen.

---

1) Edinburg 1827 und von Green und Grosse. London 1874.

2) David Hume, übersetzt von J. H. v. Kirchmann. Heidelberg 1888.

3) Thomas Garrigue Masaryk, „David Humes Skepsis". Wien 1884.

4) Alexius Meinong, „Humestudien". Wien 1877 und 1882.

5) Friedrich Jodl, „Leben und Philosophie David Humes". Preisschrift, Halle 1872.

6) Pfleiderer, „Empirismus und Skepsis in David Humes Philosophie". Berlin 1874.

7) Compayré, „La philosophie de David Hume". Paris 1873.

8) Huxley, „Hume" in „English men of letters". London 1879.

Zuerst stand Reid dagegen auf und suchte zu zeigen, dass wir einen klaren Begriff von der notwendigen Verknüpfung haben, er gibt zu, dass dieser Begriff nicht direkt, weder aus der äusseren noch aus der inneren Erfahrung geschöpft wird, aber trotzdem hält er ihn wie andere Begriffe für klar und gesichert. Unser Geist habe das Vermögen, Begriffe aus sich selbst zu bilden, und ein solcher Begriff sei auch der durch die Wirkung in uns geweckte Begriff der Kraft oder notwendigen Verknüpfung. Kant geht weiter und sagt, Hume habe die Tragweite seiner eigenen Analyse nicht erkannt, denn der Kausalbegriff ist nicht der einzige, nach dem sich der Verstand die Verbindung der Dinge *a priori* vorstelle; er stellt daher das ganze System ähnlicher Begriffe psychologisch und logisch her. — Seine „Kritik der reinen Vernunft" ist historisch und logisch die Widerlegung der Humeschen Skepsis. Er sucht zu zeigen dass nicht nur Metaphysik und Naturwissenschaft synthetische Urteile *a priori* zur Grundlage haben, sondern dass auch die Mathematik auf solcher beruht.

Sei dem, wie es wolle, wir trachten durch ein uns näher kommendes Beispiel für die Humesche Skepsis den Übergang zu unserer Arbeit zu finden. Sagen wir, man kennt einige Dutzend von Beispielen, dass Leute 120—140 Jahre alt wurden, Beispiele, die aus ungezählten Millionen von Fällen stammen, bei welchen man weiss, dass die Leute nicht so alt wurden. Wenn ich also erfahre, dass von so und so viel Millionen und Millionen, deren Alter man weiss, bloss einige Dutzend 120—140 Jahre alt wurden, so muss ich zur Annahme berechtigt sein, dass kein Mensch auf Erden anderthalb Jahrhunderte alt wird. Nun weiss man aber doch, dass der Engländer Thomas Paar 152 und sein Landsmann Jenkins nach zweifellosen Erhebungen der Royal Society mindestens 157 Jahre alt wurde (nach seinem in Kupfer gestochenen Bildnis wurde er 169 Jahre alt). Das ist aber das Meiste, was wissenschaftlich nachgewiesen wurde, und ich bin somit berechtig zu sagen, dass niemand 200 Jahle alt wird. Trotzdem wird niemand behaupten wollen, dass es absolut unmöglich wäre, so alt zu werden, denn unverbürgte Beispiele, dass es Leute mit 180—190 Jahren gegeben haben soll, werden oft mit Namen und Biographie aufgezählt, und es gibt keinen Grund, der gegen die Möglichkeit spräche.

Wir haben es also immer nur mit geringerer oder grösserer Wahrscheinlichkeit zu tun und sagen mit Hume: „Je öfter etwas (unter gleichen Bedingungen) geschieht, desto wahrscheinlicher wird es (unter abermals gleichen Bedingungen) wieder geschehen." Da-

gegen scheinen manche sogenannte Alternationserscheinungen zu sprechen. Es ist z. B. eine bekannte Tatsache, dass eine Nummer der sogenannten kleinen Lotterie, die schon lange nicht gezogen wurde, mit der Zeit sicher zu kommen pflegt. Wenn also z. B. von den 90 Nummern des „kleinen Lotto" die Nummer 27 lange nicht kam, so wird sie mit jeder folgenden Ziehung mit Wahrscheinlichkeit erwartet. Darauf beruhen ja alle sogenannten „mathematischen" Kombinationen der Spieler; verallgemeinert würde diese Erfahrung lauten: „Je öfter etwas eingetreten ist (das Nichtgezogenwerden der Nr. 27), desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, das dies wieder geschieht (d. h. es ist wahrscheinlicher, dass Nr. 27 gezogen wird)" — und dies widerspricht dem Satze Humes[1]).

Man wird zuerst sagen: So darf das Beispiel nicht gestellt werden, man muss es in der Weise fassen, dass man sagt: Wenn ich weiss, dass in einem Sack Kugeln sind, ich kenne aber ihre Farbe nicht, und wenn ich nun immer eine herausziehe und immer finde, dass die herausgenommene Kugel weiss ist, so wächst die Wahrscheinlichkeit, dass überhaupt nur weisse im Sack sind, mit jedem neuen Griff, der wieder eine weisse Kugel zum Vorschein bringt und wenn z. B. 100 Kugeln im Sack sind und ich habe 99 weisse herausgezogen, so wird niemand annehmen, dass die letzte und hundertste gerade eine rote sein wird — denn je öfter etwas geschieht, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass es wieder so und nicht anders geschehen wird.

Hiermit ist aber nichts bewiesen, denn damit, dass man ein Beispiel in anderer Stellung verlangt, bleibt das erste doch noch bestehen, wir müssen also die Erklärung wo anders suchen und werden sagen: In dem Beispiel mit der Nr. 27 des „kleinen Lotto" liegt nur die allgemeine Norm der „gleichmässigen Verteilung", und wollen wir das Humesche Gesetz: „Je öfter sich etwas wiederholt, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit des Wiedereintrittes", hier anwenden, so müssen wir dieselbe darin finden, dass wir (auf das gebrachte Beispiel angewendet) sagen: „Wir haben bis jetzt immer gefunden, dass die Nummern der kleinen Lotterie mit annähernder Regelmässigkeit gleichförmig oft gezogen werden, d. h. dass keine der einzelnen Nummern unverhältnismässig lange nicht gezogen würde, und weil dies immer so war, so können wir auch für künftige Fälle annehmen, dass jede einzelne Nummer mit ver-

1) Vergl. den Versuch mit den schwarzen und weissen Kugeln bei W. Lexis, „Abhandlungen zur Theorie der Bevölkerungs- und Moralstatistik". Jena 1903.

hältnismässiger Regelmässigkeit wieder erscheinen wird" — und hier haben wir wieder die Humesche Norm hergestellt.

Dies lässt sich auf alle jene statistischen Unerklärlichkeiten anwenden, die uns oft staunen machen. Wir wissen z. B., dass in jedem Jahre für einen gewissen Bezirk gleich viele Selbstmorde, Arm- und Beinbrüche, Verbrechen, Unfälle, nicht adressierte Briefe u. s. w. vorkommen (gewisse regelmässig sich bewegende Kurven ändern an der Gleichförmigkeit natürlich nichts). Wenn wir nun die Erfahrung machten, dass in einem bestimmten Semester die Zahl z. B. der Selbstmorde auffallend gegen das gleiche Semester anderer Jahre zurückblieb, so werden wir sinngemäss voraussetzen, dass dafür im nächsten Halbjahr eine verhältnismässig grössere Zahl von Selbstmorden vorkommen wird, so dass sich die Zahl für das ganze Jahr wieder ungefähr ausgleichen wird. Wollten wir nun sagen: „Im Monat Januar, Februar, März, April, Mai, Juni waren im Durchschnitt je x Fälle, und weil wir gesehen haben, dass dies sechsmal so war, so schliessen wir, dass es in den anderen Monaten nicht so sein wird, sondern dass in den kommenden sechs Monaten je $x + y$ Fälle vorkommen werden, weil sonst die herkömmliche Jahresziffer nicht erreicht wird" — so hätten wir fehlerhaft den Grundsatz der gleichmässigen Verteilung als einen Teil der Humeschen Regel herausgerissen und willkürlich selbständig gemacht, denn die Humesche Regel für diesen Fall angewendet, lautet: „Wir haben seit einer langen Reihe von Jahren die Erfahrung gemacht, dass jährlich in diesem Bezirke so und so viele [also hier $6x + 6\ (x + y)$] Selbstmorde vorkommen, wir schliessen also, dass auch in diesem Jahr eine ähnliche Zahl von Selbstmorden sich ereignen wird."

Die Norm der gleichmässigen Verteilung stellt sich also als Unterregel dar, die nicht aus der Hauptregel entnommen werden darf. Sie gilt ja für die einfachsten Geschehnisse. Wenn ich jetzt beschliesse, in die mir wohlbekannte X-Strasse zu gehen, und wenn ich berücksichtige, ob heute ein Sonn- oder Werktag ist, wie viel Uhr und welches Wetter wir haben, so weiss ich ganz genau, welches Bild die Strasse in Bezug auf die dort anzutreffende Menschenmenge bieten wird, obwohl eine grosse Anzahl dieser Menschen scheinbar zufällig diese Stunde gewählt haben und zufällig auch ebenso gut ihren Weg durch eine andere Strasse hätte nehmen können. Wären aber einmal mehr Menschen in dieser X-Strasse, so würde ich mich sofort fragen, was denn heute Aussergewöhnliches da los sein möchte.

Einer meiner Vettern, der als junger Offizier über viel freie Zeit verfügen mochte, hat einmal in Wien mit mehreren Kameraden tagtäglich durch viele Monate hindurch die Pferde gezählt, die während zweier Stunden bei dem jeweilig besuchten Kaffeehause vorbeikamen. Die gewissenhafte und kontrollierte Zählung ergab, dass täglich (für sich) immer auf vier Pferde ein Schimmel kam. Wenn also an einem bestimmten Tage in der ersten Stunde unverhältnismässig viele Braune, Rappen und Falben kamen, so mussten die Zählenden schliessen, dass es in den nächsten 60 Minuten anders kommen müsse und dass eine grössere Zahl von Schimmeln das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen werde. Damit war aber kein Gegenbeweis für Hume geschaffen, denn man musste (am Ende einer Reihe von Versuchstagen) sagen: „Nun haben wir durch so viele Tage auf je vier Pferde einen Schimmel gezählt, wir dürfen annehmen, dass dies auch in den nächsten Tagen im gleichen Verhältnis bleiben wird."

Die eigentliche Anwendung auf unsere Arbeit ist leicht. Wir haben uns gegenwärtig zu halten, dass wir, die wir ja mit Mathematik nichts zu tun haben, nichts *a priori* wissen, dass wir nur auf Erfahrung zu bauen haben, somit immer nur auf zweifelhafter Grundlage stehen und oft in der Anwendung von Erfahrungssätzen falsch gehen können, wenn wir die Frage unrichtig gestellt haben, wenn wir die unrichtigen Erfahrungen anwenden, wenn die Zahl der Erfahrungen zu gering ist, oder wenn wir ein wichtiges Moment ausgelassen haben, welches wir nicht kannten, welches aber einzubeziehen war.

In erster Linie werden wir uns dies vor Augen halten jedem Ausspruche eines Sachverständigen gegenüber; ohne misstrauisch zu sein und ohne dem Fachmann ins Handwerk pfuschen zu wollen, werden wir bedenken, dass der Fortschritt der Erkenntnis in der Sammlung von Fällen liegt und dass jenes, was Norm bei 100 bekannten Fällen war, es keineswegs immer noch bleibt, wenn 1000 Fälle bekannt werden; gestern war die Norm ausnahmslos, heute kennt man Ausnahmen und morgen ist die Ausnahme vielleicht zur Regel geworden.

Deshalb werden die ausnahmslosen Regeln immer seltener, und sobald man eine Ausnahme kennt, wird die Behauptung der unangreifbaren Norm unhaltbar; bevor man Neuholland kannte, glaubte man, dass alle Schwäne weiss sind, dass kein Säugetier Eier legt, heute weiss man, dass es auch schwarze Schwäne gibt, und dass das Schnabeltier doch Eier legt; wer hätte vor den Röntgenstrahlen

hauptet, dass Licht durch Bretter dringen kann, wer hätte überhaupt vor den grossen Erfindungen unserer Zeit sich gescheut, allgemeine Behauptungen aufzustellen, die dann durchlöchert wurden. Es mag sein, dass eine Zeit vielleicht nicht allzufern ist, in der man wieder daran geht, grosse haltbare und ausnahmslose Prinzipien aufzustellen, aber der heutige Zug geht dahin, sich vor dem Generalisieren zu scheuen, ja wir gehen so weit, dass wir es als Zeichen von Wissenschaftlichkeit ansehen, wenn einer in der Aufstellung von allgemein gültigen Sätzen mit grösster Vorsicht zu Werk geht, und musterhaft sind die grossen Mediziner unser Zeit, die sich fast nie weiter zu gehen trauen, als zu sagen: „Ob die Erscheinung A von B verursacht wird, wissen wir nicht; aber es hat noch niemand einen Fall von A gesehen, bei welchem sich nicht das Vorausgegangensein von B nachweisen liess.“ So sollten unsere Sachverständigen in den meisten Fällen zu uns sprechen, es wäre unbequemer für uns, aber wir gingen sicherer, und sprechen sie nicht so zu uns, so werden wir uns verpflichtet fühlen, in unseren Schlüssen wenigstens anzunehmen, als hätten sie so zu uns gesprochen — hüten wir uns vor allgemeinen, angeblich ausnahmslosen Regeln.

Noch vielmehr müssen wir uns dies dort zur Pflicht machen, wo wir ohne Sachverständige selber schliessen, wo wir glauben, allgemein Gültiges gefunden zu haben. Wie oft haben wir uns auf unseren Verstand, auf unser „korrektes“ *a priori* Schliessen verlassen, wo es doch nur Erfahrung war — und welch armselige Erfahrung! Unsere Disziplin ist noch nicht so weit, dass wir über ein grosses Material gesichteter, schriftlich niedergelegter Erfahrung unserer Fachgenossen verfügen könnten, wir Kriminalisten haben uns über die Auslegung einer Gesetzesstelle, die Fassung eines Rechtsbegriffes gebalgt, aber von Erfahrungen über den Menschen und sein Treiben haben wir wenig niedergelegt erhalten, und so ist jeder auf seine eigene Erfahrung angewiesen, die, wenn es hoch kommt, einige Jahrzehnte umfasst und durch das, was ihm andere so nebenbei erzählten, notdürftig ergänzt wird. Da gibt es noch keine zweifellose Regel, und jeder ist verpflichtet, sich zu sagen: „Ich habe es allerdings nie anders erlebt, aber 1000 andere haben es vielleicht tausendfach anders gesehen, wer gibt mir das Recht, jede Ausnahme auszuschliessen?“

Nie dürfen wir vergessen, dass jede Regel bricht, sobald wir nur ein einziges Moment in den Bedingungen nicht kennen, und wie leicht kann ein solches ausfallen. Nehmen wir an, ich kennte

die Natur des Wassers nicht vollständig und ginge auf festem Boden bis zum Rande eines stehenden, ruhigen Wassers; wenn ich nun erwäge: Wasser ist ein Körper, es hat eine bestimmte Dichte, es hat Konsistenz, Gewicht u. s. w., so werde ich annehmen, dass ich geradeso auf seiner Oberfläche weiterschreiten kann, wie auf dem Erdboden, bloss weil ich seine Flüssigkeit und sein spezifisches Gewicht nicht kenne. Liebmann[1]) fasst das so zusammen: Dass der *nexus causalis*, das Sachverhältnis zwischen Blitz und Donner, Entzündung des Pulvers und Explosion *toto genere* verschieden ist von dem logischen Nexus, dem blossen Gedankenverhältnis zwischen Antezedenz und Konsequenz in der Schlussfolgerung — dies bildete bekanntlich den Kern der Humeschen Skepsis. Dasselbe wurde auf subtilerem Wege von Kant nachgewiesen in seinem „Versuch, die negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen". Und ebendies führte Kant, wie man weiss, auf die Kardinalfrage seiner „Kritik der reinen Vernunft". Wir wollen uns aber klar halten, dass wir niemals bestimmt wissen, ob wir alle maßgebenden Momente der Erscheinung kennen, und deshalb wiederholen wir uns als einzig ausnahmslose Regel: „Vorsicht in der Aufstellung ausnahmsloser Regeln".

Ich möchte noch einem Einwand begegnen. Man könnte sagen, von der Humeschen Skepsis ist die Mathematik ausgenommen, und da die Rechtswissenschaft in so vielen Richtungen mit der Mathematik verwandt ist, so könnte auch ihr ein Schliessen *a priori* zukommen — schon Leibniz sagte: „Die Mathematiker rechnen mit Zahlen, die Juristen mit Begriffen — im Grunde tun sie dasselbe". Wäre die Verwandtschaft beider Wissenschaften wirklich eine so grosse, dann wäre selbstverständlich die Skepsis der Erfahrungswissenschaften auf die Rechtswissenschaft nicht voll anzuwenden. Aber vor allem rechnen wir heute nicht bloss mehr nach Begriffen, und trotz allen Wehrens und Sträubens ist die Zeit Leibnizs vergangen, und die Realien unseres Faches, namentlich das wichtigste derselben, der Mensch selbst, bilden einen integrierenden Bestandteil unseres Studiums. Aber weiter Hat man denn ernstlich darum gefragt, ob die Mathematik in der Tat methodisch eine so exempte Stellung gegen die Erfahrungswissenschaften einnimmt? Hat die Skepsis nicht auch hier Raum bekommen, seitdem man die Lehren von Gauss, Lobatschewski, Bolyai und Lambert über die imaginäre Pangeometrie kennt?

1) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit". Strassburg 1888.

Wir wollen einmal zusehen, welche Bedeutung die Annahmen in der Mathematik haben. Wenn Pythagoras seinen Lehrsatz so entdeckt hätte, dass er zuerst ein richtiges rechtwinkliges Dreieck zeichnete, dann auf jede Seite ein richtiges Quadrat aufbaute, dann ihren Flächeninhalt abmaß und verglich, so müsste er zuerst auf den Gedanken gekommen sein, dass das auch nur Zufall sein mag; baute er die Sache nun 10 oder 100mal mit verschiedenen Dreiecken auf, und es stimmte immer, dann erst konnte er sagen, er habe wahrscheinlich einen Lehrsatz entdeckt. Dann ist er aber auch geradeso erfährungsmässig vorgegangen, wie der Naturforscher, der sagt: Man hat noch nie beobachtet, dass ein Vogel lebende Junge gebiert, folglich legen alle Vögel Eier.

Aber so erfahrungsmässig ist Pythagoras beim Entdecken seines Lehrsatzes nicht vorgegangen, sondern er hat konstruiert und gerechnet, und wenn er dies getan hat, so ist er von Annahmen ausgegangen: „Wenn dies ein rechtwinkliges Dreieck ist, und wenn dies Quadrate sind, so . . . .“ — dasselbe macht man aber in jeder Wissenschaft: „Wenn die Verhältnisse dieselben bleiben wie bisher, dann muss der Mond morgen um so und so viel Uhr aufgehen.“ — „Wenn dieser Denkstein kein Falsum ist, wenn er sich stets hier befunden hat, wenn er sich wirklich auf den X bezieht, so . . . .“ — Genau so macht es aber auch der Kriminalist, und in den Voraussetzungen, in den Annahmen liegt die Skepsis.

d) Empirie.

Zur Abgrenzung dessen, was über Humesche Skepsis gesagt wurde, muss einiges über Empirie erwähnt werden. Mit J. St. Mill wollen wir rein empirische Gesetze in der Naturforschung jene Gleichförmigkeiten nennen, die zwar durch Beobachtung und Experiment nachgewiesen sind, auf die man sich aber in Fällen, die von den beobachteten stark abweichen, zu verlassen Anstand nimmt, weil man nicht einsieht, warum ein solches Gesetz existieren soll. Das empirische Gesetz ist also kein letztes Gesetz, sondern ist, wenn überhaupt wahr, der Erklärung fähig, z. B. das Folgen gewisser Art von Wetter auf gewisse Himmelserscheinungen, Verbesserung einer Tierspezies durch Kreuzung, die Tatsache, dass gewisse Legierungen härter sind, als die zusammensetzenden Metalle u. s. w. — oder, um Beispiele aus unseren Gebieten zu nehmen, dass der Mörder meistens ein früher unbestrafter Mensch ist, dass alle Falschspieler ein so auffallend ähnliches Gepräge zur Schau

tragen, dass sich der Täter, der sich die Hände bei einem blutigen Verbrechen mit Blut besudelt hat, dieselben an der Unterfläche eines Tisches abzuwischen pflegt, dass der raffinierteste Mensch nach einem grossen Verbrechen gewöhnlich eine grosse Dummheit macht, welche die Entdeckung erleichtert, dass Wollust und Grausamkeit einen gewissen Zusammenhang haben, dass der Aberglaube bei Verbrechen eine grosse Rolle spielt, dann alle verblüffenden Erscheinungen der Moralstatistik u. s. w.

Die Feststellung solcher rein empirischer Gesetze ist für unsere Wissenschaft, die sich mit ähnlichen Fragen wenig befasst hat, von der grössten Wichtigkeit, denn uns fehlen ob mangelnder Forschung für die meisten dieser Dinge die letzten Gesetze, wir wissen ungefähr, dass dies und jenes sich so und so oft ereignet hat, ohne dass wir die Fälle systematisch geordnet und verarbeitet vor uns hätten, wir wagen aber nicht, diesen merkwürdigen Erfahrungen den Rang eines Naturgesetzes zuzusprechen, es fehlt uns vor allem die Induktion. „Die Zurückdeutung des erfahrungsmässig gefundenen Tatbestandes auf allgemeine Gesetze oder Prinzipien nennen wir Induktion; sie umfasst beides: Beobachtung und Schlussfolgerung" (Öttingen[1])) — oder sie ist „die Generalisation, die Verallgemeinerung unserer Erfahrungen, ein Schliessen, dass eine Erscheinung, die x mal stattfand, immer stattfindet, wenn die Verhältnisse im wesentlichen gleich geblieben sind; .... die ersten Forscher gingen von den einfachsten Induktionen aus: das Feuer brennt, das Wasser fliesst bergab — so wurden immer weniger einfache Wahrheiten entdeckt; dies ist der Typus der wissenschaftlichen Induktion, und es kommt nur darauf an, ihm Sicherheit und Genauigkeit zu verleihen".

Das lautet, als ob es für uns geschrieben wäre, nur haben wir festzuhalten, dass wir in unseren Wahrheiten nicht viel weiter sind, als: „das Feuer brennt, das Wasser fliesst bergab" — und solche Sätze haben wir überhaupt fast nur aus anderen Disziplinen übernommen, unsere eigenen sind gering — wie weit haben wir es erst, um zu sicheren Deduktionen aus sicheren allgemeinen Wahrheiten zu gelangen! Dazu kommt noch, dass es mit den „Erfahrungssätzen" keineswegs so sicher steht, als man in der Regel annimmt, die Mathematik mit einbegriffen; Fick[2]) weist darauf hin: es werde als Erfahrungssatz hingestellt, dass die Summe der drei Winkel in

1) Alex. v. Öttingen, „Die Moralstatistik". Erlangen 1882.

2) A. Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeit". Würzburg 1883.

einem Dreieck gleich zwei Rechten ist, und doch hat noch, seit es Feldmesskunst giebt, Niemand genau 180° in einem Dreieck gefunden; wenn nun solche Dinge nicht oder doch bloss theoretisch wahr sind, die wir seit Knabenzeit für feststehend hielten, wie vorsichtig müssen wir erst sein, wenn wir Schlüsse aus minder sicheren Regeln deduzieren wollen, zumal wir sie ja in so vielen Fällen nur analog unseren Erfahrungen anwenden können; die Tätigkeit eines Kriminalisten ist viel zu kurz, als dass er auch nur einen kleinen Teil der Möglichkeiten erleben könnte, und fremde Aufzeichnungen sind zu selten.

In anderen Disziplinen steht das Verhältnis anders. „Unsere Erfahrungen", sagt James Sully[1]), „befähigen uns, eine Anzahl anderer Überzeugungen auszusprechen: Wir sagen politische Veränderungen, wissenschaftliche Weiterentwicklungen voraus, und denken uns, wie es auf dem Nordpol aussieht" — hierzu sind andere Disziplinen mit ihrem reichen Schatz von Induktionen berechtigt, haben aber wir dieses Recht? Wenn einer jahrelang nur mit Dieben und Betrügern verkehrt hat, darf er die gesammelten Erfahrungen anwenden, darf er die gewonnenen Induktionen deduzieren, wenn er es mit dem ersten Mörder zu tun hat? Wenn er nur mit Gebildeten als Zeugen verkehrte, darf er etwas Erlerntes verwerten, wenn er plötzlich nur mit Bauern zu tun bekommt? — Was wir aus dem Gesagten zu entnehmen haben, ist nur die Mahnung zur äussersten Vorsicht in der Ziehung von Deduktionen mit Rücksicht darauf, dass hierbei überhaupt behutsam zu Werk gegangen werden muss, und weiters darauf, dass in unserer Disziplin diese Behutsamkeit vervielfacht werden muss, weil wir heute das Material zu solcher Arbeit nicht besitzen. Dabei ist nicht zu vergessen, dass mit der Induktion auf das innigste die Analogie verwoben ist. „Der Grund der einen", sagt Lipps[2]), „ist der Grund der anderen. Die eine steht so fest, wie die andere. Sie ist unsicher, wenn ich noch zweifle, ob dasjenige, das ich einstweilen als genügende Bedingung eines Urteils betrachte, sich als solche bewähren werde; sie ist unberechtigt, wenn ich etwas, das tatsächlich nicht als endgültig genügende Bedingung gelten darf, dennoch als solche nehme." Wenn wir erwägen wie man uns stets vor der Anwendung der Analogie warnt, wie sie bei Handhabung des Strafgesetzes in ge-

1) James Sully, „Die Illusionen" (Internat. wissenschaftl. Bibliothek. LXII Band). Leipzig 1884.

2) Theodor Lipps, „Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.

wisser Richtung ausdrücklich ausgeschlossen wird und wie gefährlich die Anwendung jeglicher Analogie ist — *omnis analogia claudicat* — so kommen wir zur Überzeugung, dass für unsere Fälle die Handhabung von Induktion und Analogie immer gefährlich ist; dabei ist aber noch daran zu erinnern, wie viel wir mit denselben arbeiten: schon unsere allgemeinen Lehren, z. B. über Rückfälligkeit, besondere Geneigtheit, falsche Aussage, Versuch, dann die Lehre vom zusammengesetzten und indirekten Beweis, sogar vom Zeugenbeweis (Vertrauenswürdigkeit der Zeugen) und Geständnis (Annahme, dass niemand zu seinem Nachteil Unwahres sagen werde) — alles beruht auf Induktion und Analogie, und in jedem Prozesse verwenden wir sie von Fall zu Fall. Ein so oft und in so wichtigen Beziehungen gebrauchtes Mittel muss aber entweder vollkommen verlässlich sein oder mit grösster Vorsicht benützt werden — ersteres ist es nicht, folglich muss letzteres eintreten.

In Bezug auf die Anwendung der Induktion soll noch auf die Verschiedenheit hingewiesen werden, in welcher diese geschieht. Fick [1]) hat mit Recht hervorgehoben, wie auffallend es sei, dass J. St. Mill am Schlusse seines „System of logic" [2]) im Kapitel „Vom Grunde der Induktion" in die erstaunte Frage ausbricht: „Warum ist in manchen Fällen ein einziges Beispiel zu einer vollständigen Induktion hinreichend, während in anderen Fällen Myriaden von übereinstimmenden Fällen ohne eine einzige bekannte oder nur vermutete Ausnahme einen so kleinen Schritt zur Feststellung eines allgemeinen Urteils tun?"

Diese Frage ist für kriminelle Fälle von grosser Bedeutung, weil es im einzelnen Fall nicht leicht zu entscheiden ist, ob wir es mit einem der ersten Gattung (Beweis durch ein einziges Beispiel) oder mit einem der zweiten Gattung (kein Beweis trotz vieler stimmender Beispiele) zu tun haben, und da grober Irrtum fertig ist, wenn wir einen Fall der zweiten Serie für einen der ersten halten; dann beruhigen wir uns mit einigen Beispielen und glauben bewiesen zu haben, obgleich nichts festgestellt ist.

Wir müssen vorerst fragen, ob es nützt, wenn wir den Schwerpunkt der Sache in die Art der Fragestellung verschieben und sagen: Es kommt nur auf die Frage selbst an. Fragt man: „Sind in dem Gefässe mit 1000 Kugeln überhaupt weisse Kugeln?"

---

1) A. Fick loc. cit.

2) John Stuart Mill, „System of Logic, ratiocinative and inductiv". London 1843.

so ist die Frage auf den ersten Griff entschieden, wenn ich mit demselben eine weisse Kugel zum Vorschein bringe. Fragt man aber: „Sind **nur** weisse Kugeln darin?“ so kann ich 999 Kugeln herausnehmen und es ist nichts entschieden, wenn auch alle 999 weiss waren, da die letzte noch anders gefärbt sein kann. — Hiermit, dass gesagt wird: „Es komme auf die Fragestellung an“, ist aber nicht distinguiert und namentlich nicht gesagt, wie die Frage gestellt sein muss, damit der Gegenstand zur obengenannten ersten oder zweiten Kategorie gehöre.

Sichere Unterscheidung bekommen wir aber, wenn wir sagen, die ersten Fragen sind positiv, die zweiten negativ gestellt. Positiv ist schon Eins, negativ aber Unendlich. Wenn ich also frage: „Sind überhaupt weisse Kugeln da?“ so bejaht das Vorfinden einer einzigen weissen Kugel die Antwort, wir haben Positives gefunden, und die Frage ist mit einem Beispiele entschieden. Frage ich aber: „Sind nur weisse Kugeln da?“ so ist die Frage eigentlich nur scheinbar positiv, sie hätte eigentlich lauten sollen: „Sind keine anderen (nicht auch andere) als weisse Kugeln da?“ und da das Negative vielfach, unter Umständen unendlich ist, so ist die Frage nicht entschieden, bis nicht die letzte Kugel vorgewiesen ist; ist die Zahl eine unbeschränkte, so ist sie mathematisch gar nicht, induktiv nur ungefähr zu entscheiden. Frage ich also: „Gibt es rein blaue Vögel?“ so ist die Frage bejaht, sobald jemand einen rein blauen Vogel zum Vorschein bringt. Frage ich aber: „Gibt es nicht auch karrierte Vögel?“ so ist die Frage erst erledigt, wenn man mir den letzten Vogel der Erde gezeigt und so nachgewiesen hat, dass keiner von allen Vögeln der Erde karriert war. Freilich begnügen wir uns viel eher und werden sagen: „Fast die ganze Erde ist von Reisenden durchstreift worden und keiner hat berichtet, dass er einen karrierten Vogel gesehen habe, es wird also auch in den unbekannten Teilen der Erde keinen solchen geben.“ Das ist aber nur induktiv geschlossen, und ob es mit Recht geschah, ist eine andere Frage.

Unsere obige Distinktion können wir aber noch klarer stellen, wenn wir die Fragestellung nicht berücksichtigen und nur auf die Antwort, also die Behauptung Rücksicht nehmen und sagen: „Positive Behauptungen können durch ein einziges Beispiel erwiesen werden, negative Behauptungen nur durch die Vollzahl der möglichen Beispiele, beziehungsweise gar nicht, wenn die Beispiele der Zahl nach unendlich sein können.“ Dass der negative Beweis immer eine Reihe von Beweisen erfordert, ist bekannt, festzuhalten ist

nur, dass die Frage, ob ein einziges Beispiel genügt, oder ob eine Zahl von Millionen von Beispielen nicht genügt, stets mit dem positiven und negativen Beweise zusammenfällt.

Also, frage ich: „Hat der A jemals gestohlen?“ so genügt die Vorlegung eines einzigen Strafaktes oder das Auftreten eines einzigen Zeugen (die Glaubwürdigkeit nicht mit eingerechnet), um darzutun, dass der A in seinem Leben mindesten einmal gestohlen hat. Will aber behauptet werden, dass der Mann in seinem Leben nicht gestohlen hat, so müsste eigentlich durch sein ganzes Leben hindurch Punkt für Punkt dargetan werden, dass er in diesem Augenblicke nicht gestohlen hat und im nächsten auch nicht und so fort. Freilich genügt uns da oft wenig. Wir sagen vor allem: „Wir wollen nicht fragen, ob er nicht gestohlen hat, sondern bloss, ob er nicht wegen Diebstahl gestraft wurde; auch da wollen wir uns aber bescheiden und nicht bei allen Behörden der Welt, sondern nur bei einer Behörde anfragen, von welcher wir annehmen, dass sie Abstrafungen des A erfahren haben dürfte; gehen wir noch weiter, so sagen wir: Haben wir bei einer Behörde nicht erfahren, dass der Mann einmal ob Diebstahl gestraft wurde, so nehmen wir an, dass er auch nie deshalb gestraft ist, und da wir von niemandem vernommen haben, der den A stehlen sah, so nehmen wir also überhaupt an, dass er nie gestohlen hat.“ Das nennen wir dann einen „genügenden“ negativen Beweis — für die armseligen Mittel, die uns zu Gebote stehen, muss er allerdings meistens genügen.

In den häufigsten Fällen müssen wir mit gemischten Beweisen arbeiten, und oft ist es auch Gewohnheit geworden, das Beweisthema zu unserer Bequemlichkeit zu wechseln oder wenigstens in etwas zu verschieben. Sagen wir, es handelt sich um eine aufgefundene, wohlerhaltene Fussspur eines Menschen; werden wir dann eines Verdächtigten habhaft und wir vergleichen seine Schuhsohle mit dem Abdruck, und es passt Länge und Breite, Anzahl der Nägel und sonst alles Mögliche, so dass der Schuh des Verdächtigten vollkommen in die Spur passen würde, wenn man ihn hineinstellen wollte, so rufen wir: „Es ist seine Spur“, denn diese Frage ist ja das Beweisthema, um welches wir uns plagen sollten; in Wahrheit haben wir aber nur bewiesen, dass die einzelnen Verhältnisse in Länge, Breite, Zahl u. s. w. stimmen; wir lassen uns also den positiven Teil des Beweises genügen und vernachlässigen den ganzen, mühselig zu führenden negativen Teil desselben, der dahin ginge, zu erhärten, dass um die fragliche Zeit in fraglicher Gegend niemand war und sein konnte, dessen Fuss genau die gleiche Spur

erzeugt haben würde. Wir haben also eigentlich nicht bewiesen, sondern nur mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, dass damals dort hoffentlich nicht noch ein Zweiter existiert haben möchte, dessen Schuhsohle gleich lang, gleich breit und mit derselben Zahl von Nägeln versehen war u. s. w. Diese Wahrscheinlichkeit wird natürlich um so geringer, je weniger Merkmale vorhanden oder ausgedrückt sind, und die Schwierigkeit liegt darin, die Grenze zu finden, wo man nicht mehr von solcher Wahrscheinlichkeit reden darf, die zum mindesten eine Annahme gestattet. Sagen wir also, in unserem Falle seien weder Schuhnägel, noch Flicke oder sonst welche deutliche Merkmale erweislich, und es stimme nur etwa Länge und Breite, so haben wir wohl kaum mehr als eine Möglichkeit. Wäre das Stimmen der Kennzeichen in der Tat eine Erhärtung des Beweisthemas, so müsste es als positiver Beweis vollkommen genügen, aber wie eben erörtert, ist etwas anderes als das Beweisthema dargetan worden.

Den negativen Teil des Beweises wird man natürlich noch weniger genau führen; man wird sich darauf beschränken, zu behaupten, dass in dortiger Gegend solche Schuhe, wie sie die Spur erzeugt haben müssen, selten oder nie getragen werden, dass also kein Einheimischer dort gewesen sein könne, dass die Form der Nägel auf fremde Gegend schliessen lasse, aus der etwa der Verdächtigte sein kann u. s. w.; eine solche Überlegung zeigt aber wieder, dass das, was wir „Beweis“ nennen, nur eine Wahrscheinlichkeit oder nur Möglichkeit ist.

Eine andere Scheinform, welche das oben Gesagte: die negative Behauptung sei unendlich, anzugreifen scheint, ist der positive Beweis in Gestalt eines negativen. Wenn wir dem Sachverständigen einen Fleck zur Untersuchung geben mit der Frage, ob er von Blut herrührt, und er bringt uns den Bescheid: „Es ist kein Blut“, so ist mit dieser einzigen, wissenschaftlich begründeten Behauptung dargetan, dass wir es nicht mit Blut zu tun haben, es ist also negativer Beweis mit einem Momente erbracht. In Wahrheit haben wir es aber hier mit einem echten positiven Beweis zu tun, denn der Sachverständige hat uns nur den Schlusssatz, nicht die eigentliche Behauptung mitgeteilt: er hat gefunden, dass der Fleck ein Rostfleck oder ein Fleck von Kautabak u. s. w. ist, und daher kann er behaupten und folgern, dass es Blut nicht ist — skeptisch gesprochen, kann er wenigstens sagen, wir haben bis jetzt noch kein (Säugetier-)Blut gesehen, in welchem die charakteristischen Kennzeichen nicht gewesen wären, wir haben auch noch keinen anderen

Körper kennen gelernt, ausser dem Blut, der sie besässe, und somit können wir sagen, wir haben es nicht mit Blut zu tun, weil wir alle, bisher als sicher angenommenen Kennzeichen fanden, die den Fleck als Rostfleck benennen lassen — soweit unsere Kenntnisse reichen. —

Wir wollen noch den Unterschied von logischem Zusammenhang und Erfahrung berühren. Wenn ich sage: „Dieses Mineral schmeckt salzig, folglich ist es in Wasser löslich" — so beruht dies auf logischem Zusammenhang, denn ich meine: „Wenn ich salzigen Geschmack wahrnehme, so muss derselbe den Geschmacksnerven zugeführt worden sein, dies ist aber nur in der Form möglich, dass sich das Mineral mit dem Speichel vermengt, also sich gelöst hat, und hat es sich in der wässrigen Flüssigkeit des Speichels gelöst, so muss es sich auch in Wasser lösen." Sage ich aber: „Dieses Mineral schmeckt salzig, hat die Härte 2 und das spezifische Gewicht 2,2 u. s. w. — folglich kristallisiert es hexaëdrisch" — so beruht dies auf Erfahrung, denn ich sage eigentlich: „Ich weiss erstens, dass ein Mineral, welches die genannten Eigenschaften hat, Steinsalz sein muss, wenigstens kennen wir kein Mineral, welches diese Eigenschaften hätte und nicht Steinsalz wäre, und zweitens, dass jedes Steinsalz hexaëdrisch kristallisiert, wenigstens haben wir noch nie Steinsalz anders kristallisieren gesehen." — Betrachten wir uns die Sache aber genauer, so werden wir zur Überzeugung kommen, dass im ersten Falle nur die formale, die logische Seite, im zweiten die Erfahrungsfrage überwiegt, in beiden Fällen sind die Prämissen reine Erfahrungssache, und die formale Frage des Schliessens ist Sache der Logik, nur drängt sich einmal die erste, einmal die zweite Frage mehr in den Vordergrund. Die Sache ist für uns nicht gleichgültig, wenngleich sie selbstverständlich aussieht: es ist bekannt, dass immer dann, wenn irgend etwas sehr kräftig auf uns wirkt, etwas anderes von geringer Kraft gar nicht oder kaum empfunden und vernachlässigt wird; das ist eine Tatsache, die sich geradezu mathematisch beweisen lässt, denn $\infty + 1 = \infty$. Wenn wir also einen grossen Schmerz, eine grosse Freude empfinden, so wird das Dazukommen eines unbedeutenden Schmerzes, einer kleinen Freude kaum empfunden, und die Pferde, die einen schweren Wagen ziehen, werden es nicht wahrnehmen, wenn der danebengehende Kutscher noch seinen Rock dazu auf den Wagen wirft (vergl. das Webersche Gesetz).

Wenn nun wir Kriminalisten uns einen schwierigen Fall in Richtung auf die Beweisfrage zurecht legen, so haben wir immer eine zweifache Tätigkeit zu leisten: die Prämissen auf ihre Richtig-

keit nach Maßgabe unserer sonstigen Erfahrungen zu prüfen, und die Schlüsse aus diesen Prämissen logisch richtig zu ziehen. Ergeben sich dann in der einen Richtung besondere Schwierigkeiten, während zufällig die der anderen Richtung verschwindend klein sind, so geschieht es überraschend oft, dass die letzteren ganz ignoriert werden, und die Schlussbilanz ist dann natürlich falsch, wenn auch die grossen Schwierigkeiten der einen Seite noch so richtig gelöst wurden. Haben also die Feststellungen der Tatsachen grosse Mühe gekostet (und namentlich viel Zeit in Anspruch genommen), so scheint dann die Arbeit der logischen Verbindung verhältnismässig so gering, dass dabei rasch vorgegangen und — gefehlt wird.

Noch häufiger unterlaufen, wenigstens nach meiner Erfahrung, Irrtümer dann, wenn die Logik grosse Schwierigkeiten bietet; sind wir ehrlich, wir Kriminalisten sind einmal keine geschulten Logiker, so notwendig dies wäre, und die meisten von uns begnügen sich mit den dürftigen Resten des auf dem Gymnasium Erlernten und halb Vergessenen. Die Schwierigkeiten, die dann grössere logische Arbeit bietet, sind begreiflich, und wenn eine solche doch glücklich gelöst wird, so lässt die Mühe und die Genugtuung über die Leistung so leicht auf die Richtigkeit der Prämissen vergessen. Das gilt dann sozusagen als selbstverständlich. Bei der Nachprüfung von Urteilsbegründungen findet man solches häufig; die logische Arbeit, oft mühsam, zeitraubend und umständlich, ist gut geleistet, und zuletzt findet man irgend eine scheinbar nicht wesentliche Annahme, die aller Erfahrung widerspricht, also materiell unrichtig ist, die sich aber als Prämisse eingeschlichen und den Schluss unrichtig gemacht hat. Man gewinnt hierbei die Überzeugung, dass dieser Lapsus keinem der Richter geschehen wäre, wenn die fragliche Tatsache in ihrer geringen Schwierigkeit nicht neben der Mühsamkeit der logischen Arbeit negligiert worden wäre. Dies geschieht nicht immer unbewusst oder infolge einer Art von Vergessens auf die Bedeutung der anderen Arbeit, sondern oft auch wenigstens halbbewusst durch einen eigentümlichen psychischen Vorgang, den jeder aus eigener Erfahrung kennt: es erscheint, gewissermaßen im Unterbewusstsein, die Meinung, als ob man das Superplus der in einer Richtung geleisteten Arbeit mit einem Minus in der anderen Richtung ausgleichen dürfe. Solches kommt ja in unserer Arbeit häufig berechtigterweise vor und wird dann zur Gewohnheit; wenn ich z. B. über denselben Hergang zehn übereinstimmend aussagende Zeugen gewissenhaft vernommen und

den Sachverhalt dadurch schon völlig klargelegt habe, so darf ich dann bei Vernehmung der letzten zwei Zeugen, die vielleicht nicht mehr nötig, nun aber einmal vorgeladen und erschienen sind, gewiss summarisch vorgehen. Diese berechtigte Vernachlässigung überträgt man dann halb unbewusst auch auf Vorgänge, wo es einen Ausgleich des Superplus mit dem Minus nicht gibt, und wo der Irrtum auf der einen Seite das Ergebnis falsch macht. Wenn ich mich mit der Multiplikation von zehn Gruppen von Faktoren noch so geplagt und übergrosse Genauigkeit angewendet habe, so darf ich es mir deshalb beim Addieren der einzelnen Produkte nicht leichter geschehen lassen und bloss flüchtig addieren, denn begehe ich jetzt einen Fehler, so war das mühsamste Multiplizieren umsonst, das Endresultat ist doch falsch.

Es ist eigentlich nahe liegend, zu behaupten, alle Logik ist vergeblich, wenn die Prämissen oder auch nur eine davon falsch ist, ich gewärtige auch, dass es bezweifelt werden wird, dass solche geschilderten Vorgänge möglich sind — man sehe in der ersten besten Registratur einige Faszikel darauf hin durch und man gibt mir sicher recht.

e) Analogie.

Unter allen Arten des Induktionsverfahrens ist das der Analogie das unverlässlichste, weil es lediglich auf der Annahme beruht, dass ein Ding, welches mit einem anderen eine grössere oder kleinere Zahl von Merkmalen gemeinsam hat, auch in einem oder mehreren anderen mit demselben stimmen werde. Bei der Analogie wird niemals Gleichheit behauptet, sie wird geradezu ausgeschlossen, aber es wird ein gewisses Parallelaufen und Übereinstimmen in gewissen Punkten angenommen, es wird also stillschweigend stets ein „*mutatis mutandis*“ eingeschaltet. Wählen wir vorerst die von Lipps[1]) gebrachten Beispiele; er nennt Analogie die Urteilsübertragungen oder Übergänge einer Vorstellungsnötigung von Ähnlichem auf Ähnliches und fügt bei, dass der Wert eines solchen Vorganges ein sehr verschiedener sein kann. Wenn ich $x$mal wahrgenommen habe, dass Blumen einer gewissen Farbe Duft haben, so bin ich geneigt, im $x + 1$. Falle von einer Blume gleicher Farbe ebenfalls Duft zu erwarten. Habe ich $x$mal beobachtet, dass bestimmte Wolkenbildungen Regen nach sich zogen, so werde ich

1) Theodor Lipps, „Grundtatsachen des Seelenlebens“. Bonn 1883.

im Falle $x + 1$ wieder Regen erwarten. Erste Analogie ist wertlos, weil zwischen Farbe und Duft keine Beziehung herrscht, wohl aber zwischen Wolke und Regen.

Die Sache liegt einfach: Der Unterschied in diesen beiden Beispielen besteht nicht darin, dass einmal Zusammenhang nicht besteht, das andere Mal aber wohl, sondern darin, dass wir ihn einmal kennen, einmal nicht. Es ist ja möglich, dass zwischen Farbe und Duft ein naturgesetzlicher Zusammenhang herrscht, und wenn wir ihn einmal kennen sollten, dann reden wir nicht von Zufall, nicht von Analogie, sondern lediglich von einem Gesetz. Dass wir dieses aber in so vielen Fällen von Zusammenvorkommen nicht kennen, beruht wieder darauf, dass wir oft nur nach der Wechselwirkung, nicht aber nach der gemeinsamen Ursache fragen und suchen; wenn ich auf der Strasse viele Leute mit Wintermänteln und viele Leute mit Schlittschuhen in der Hand sehe, so werde ich vergeblich darnach forschen, ob die Mäntel durch die Schlittschuhe, oder die Schlittschuhe durch die Mäntel hervorgebracht oder bedingt wurden; wenn ich nicht dahinterkomme, dass durch die Kälte sowohl das Bedürfnis nach Mänteln als auch die Möglichkeit, die Schlittschuhe zu benutzen, erzeugt wurde, so werde ich erklären: zwischen Mänteln und Schlittschuhen herrsche eine unerklärliche Wechselwirkung. — Wenn ich bemerke, dass regelmässig in jeder Woche an einem Tage viele geputzte Menschen und keine Arbeitsleute auf der Strasse sind, so werde ich umsonst forschen, wie es kommt, dass die Arbeitsmenschen durch die geputzten Menschen, oder dass diese durch jene verdrängt werden — wenn ich nicht weiss, dass der Sonntag sowohl das Erscheinen der einen als auch das Verschwinden der anderen bewirkt hat. —

Die Gefahr der Analogie liegt darin, dass wir von Natur aus uns mit Vorliebe an etwas Bekanntes anlehnen, und dass wir dies um so lieber und begehrlicher tun, als wir uns in einem Gebiete fremd und unsicher fühlen. Ich habe einmal [1]) darauf hingewiesen, wie beunruhigend es bei Geschwornenverhandlungen zu sehen ist, dass die Geschwornen, welche eine Frage stellen, eine Anlehnung an ihr eigenes Fach suchen, wenn es auch nur mit der mühsamsten Pressung gelingt, den fraglichen Fall mit dem betreffenden Gewerbe u. s. w. in Verbindung zu bringen; eine noch so belanglose Äusserung eines Zeugen wird der Geschworene Kaufmann zu einer Erörterung über Saldo-Conti, der Geschworene Baumeister zu bau-

1) „Handbuch für Untersuchungsrichter“ etc.

technischen Fragen und der Geschworene Ökonom zu Bemerkungen über Viehzucht benützen, um dann, auf seinem Gebiete stehend, Analogien der gewagtesten Art für die Schuldfrage aufzubauen. Wir selbst machen es auch nicht besser; je schwieriger und neuer uns ein Fall ist, desto mehr sind wir geneigt, nach Analogien zu suchen; Anlehnung wollen wir haben, feste Naturgesetze finden wir nicht, also greifen wir in unserer Angst nach Analogien, nicht im Gesetze, denn das dürfen wir nicht, wohl aber in den Tatsachen. Der Zeuge X hat in einem schwierigen Fall absonderlich ausgesagt, wir suchen eine „Analogie“ im Zeugen Y eines älteren Falles und legen uns die Sache „analog“ zurecht, obwohl wir nicht die mindeste Berechtigung dazu haben. Wir haben noch niemals Blutstropfen auf farbigen Tapeten gesehen, glauben aber unsere Erfahrungen, die wir bei Blutstropfen auf Kleidern und Stiefeln gemacht haben, „analog“ anwenden zu dürfen. Wir haben einen uns vollkommen neuen Akt aus perversem Geschlechtstrieb zu behandeln — wir nehmen an, dass der Beschuldigte „ganz analog“ einem anderen Falle empfunden haben wird, wo es zwar anders hergegangen ist, aber es ist nun der einzige Fall, an den wir uns „analog“ anlehnen können.

Der Vorgang bei einer berechtigten Analogie ist eben ein komplizierter. „Sinnvoll,“ sagt Trendelenburg [1]), „betrachteten die Alten die Analogie als Proportion. Die Kraft der Analogie liegt in der Bildung und Einführung eines Allgemeinen, das den Unterbegriff, für den der Schluss geschieht, und das verglichene Einzelne, das als Mittelbegriff auftreten will, aber nicht auftreten kann, gemeinsam umfasst. Dies neue Allgemeine ist jedoch nicht der höchste Begriff unter den drei Terminis des Schlusses, sondern, der mittlere, und es wird nichts anderes, als der *Terminus medius* der ersten Figur.“ Diese klare Darstellung zeigt nicht nur, wie umständlich jeder Analogieschluss ist, sondern auch, wie wenig wir damit erreichen. Es ist nicht zu bezweifeln und bekannt genug, wie viel die Wissenschaft der Analogie verdankt, zumal für unser Denken die Analogie das einfachste und bequemste Mittel zum Vorwärtskommen ist: man hat in irgend einer Richtung etwas festgestellt, man will aber auch anderwärts weiter kommen, man versucht nun das Bekannte auf unbekanntes Naheliegendes zu adaptieren und den möglichen Schluss zu ziehen, das einzige Mittel hierzu ist die Analogie; tausend und abertausend Analogien wurden versucht und

1) Adolf Trendelenburg, „Logische Untersuchungen“. Leipzig 1862.

sind missglückt — tut nichts, eine gelungene wurde zur Hypothese und endlich zum wichtigen Naturgesetz; anders aber bei unserer Arbeit, wo es sich nicht um das Aufstellen von Hypothesen, sondern um das Auffinden der Wahrheit oder das Eingeständnis, dass diese nicht gefunden werden könne, handelt.

Die einzige Möglichkeit der Verwendung von Analogien bei unserer Tätigkeit ist bei den sogenannten Konstruktionsarbeiten vorhanden, also dann, wenn wir trachten, in einem schwierigen Fall, der vorläufig unklar ist, eine Annahme aufzustellen, um nur wenigstens anfangen zu können. Wir konstruieren dann analog einem schon bekannten früheren Fall: „Nehmen wir an, die Sache sei so und so gewesen", und nun beginnen wir die Annahme auf das vorhandene Material hin zu prüfen, verwerfen und konstruieren von neuem und so fort, bis die Sache passt. Es ist nicht zu leugnen, dass in dieser Art oft gute Ergebnisse erzielt wurden, und dass es oft der einzige Weg ist, auf dem man überhaupt zu arbeiten anfangen kann. Gleichwohl muss auch erwogen werden, wie gefährlich derselbe ist, da man leicht im Eifer der Arbeit vergisst, man habe nur vorläufig nach irgend einer Analogie irgend eine Annahme gemacht, die erst geprüft werden soll; diese Annahme wird dann plötzlich im Gange der Arbeit als etwas Erwiesenes angesehen und kommt als solches in Rechnung, deren Resultat dann selbstverständlich falsch sein muss. Dazu tritt noch die Verschiedenheit des Wertes einer Analogie, welcher nicht immer sofort erkannt wird. Wir waren nie auf dem Monde, haben also scheinbar keine Berechtigung, über dortige Zustände zu urteilen, und doch wissen wir — und nur im Wege der Analogie — dass wir wieder auf den Mond zurückfallen würden, wenn wir dort wären und in die Höhe sprängen. Aber weiter: Wir schliessen, ebenfalls durch Analogie, dass auf dem Mars vernunftbegabte Wesen existieren, wenn wir aber sagen sollten, wie dieselben aussehen können, ob so wie wir, oder ob sie würfelförmig oder fadenartig sind, ob sie die Grösse einer Biene oder die von zehn Elephanten haben, so verstummen wir, weil wir nicht die geringste Anlehnung für eine Analogie haben.

Die Analogie beruht im letzten Grunde auch auf Wiederkehr der gleichen Bedingungen. So setzen wir denn auch, indem wir nach Analogie urteilen, stillschweigend voraus, dass die Ähnlichkeit der Bedingungen eine Gleichheit der endgültig genügenden Bedingungen in sich enthält. Die Sicherheit der Analogie ist so

gross als die Sicherheit dieser Annahme, ihr Recht so gross als das Recht der Annahme (Theodor Lipps).

Ist die Sicherheit der Annahme eine geringe, so haben wir nichts gewonnen und greifen ins Finstere, ist sie eine grosse, so haben wir keine Analogie mehr, sondern ein Naturgesetz; deshalb braucht z. B. Whately den Ausdruck Analogie als einen Ausdruck für die Ähnlichkeit der Relationen, und hiermit ist die Benützung der Analogie für unsere wirkliche Arbeit (nicht Vorarbeiten) eigentlich ohne Bedeutung (vergl. Meinong, „Annahmen").

Über die sogenannte falsche Analogie und deren grosse Wichtigkeit vergl. noch J. Schiel.[1])

f) Wahrscheinlichkeit.

Die Arbeit des Kriminalisten geht auf die Herstellung von „Beweisen" aus, es ist daher begreiflich, dass ihm alles von Wichtigkeit ist, was beweisähnliche Formen hat.[2]) Eine genügende Definition des Beweises gibt es nicht, weil es keine Grenze dessen gibt, was bewiesen heisst; in allen Disziplinen gibt es Beispiele dafür, dass etwas lange als Wahrscheinlichkeit galt, bis es als unzweifelhaft galt, manches galt als bewiesen und wurde später als unrichtig dargetan, und manches schwankt zeitlich, örtlich und selbst zwischen einzelnen Personen auf der Grenze von Wahrscheinlichkeit und „Beweis" herum. Besonders merkwürdig ist die Tatsache, dass der Begriff des Bewiesenen in den einzelnen Wissenschaften so verschieden ist, und es wäre verlockend, aus zahlreichen gesammelten Beispielen die Unterschiede festzustellen zwischen dem, was der Mathematiker, Physiker, Chemiker, Mediziner, Naturhistoriker, Sprachforscher, Historiker, Philosoph, Theolog, Jurist etc. bewiesen und was er nur wahrscheinlich nennt. Es würde dies aber zu weit führen, und niemand ist berufen, darüber zu richten, wer die wahre Vorstellung davon hat, was bewiesen heisst; wer aber da Umschau halten mag, wird wahrnehmen, welch grosse Verschiedenheiten da herrschen, er wird aber auch verstehen, wie es kommt, dass auch wir Kriminalisten oft verschiedener Meinung sind, wenn man fragt: „Ist dies bewiesen oder bloss wahrscheinlich?" Man kann die Streitenden dann leicht in Gruppen teilen, je nachdem der einzelne mehr mathematisch, philosophisch, historisch oder naturwissenschaftlich veranlagt ist, ja, wenn man den einzelnen kennt, wird man schon

1) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung". Braunschweig 1868.
2) B. Petronievics, „Der Satz vom Grunde". Diss. Leipzig 1898.

im voraus sagen können, ob er im bestimmten Falle etwas bewiesen findet oder nicht. Nur jene Köpfe, welche in keiner besonderen Richtung veranlagt sind, bleiben den anderen und sich selbst immer unklar.

Müssen wir also darauf verzichten, den Begriff des Beweises scharf abzugrenzen, so werden wir wenigstens sein Verhältnis im Sprachgebrauch feststellen und sagen können: Was wir vermuten, bringt uns zu einer Annahme[1]), das Mögliche gibt uns Wahrscheinlichkeit, was gewiss scheint, nennen wir bewiesen. Hierbei ist das Zweite immer gewissermaßen die Fixierung des Ersten (wir bewegen uns z. B. in Vermutungen, geben endlich einer davon das Übergewicht und fixieren diese als Annahme, die dann allerdings durch diese Fixierung mit einer gewissen Sicherheit bekleidet wird).

Die beiden ersten Fixierungen, die Annahme und die Wahrscheinlichkeit, haben für uns Kriminalisten nur ein heuristisches Interesse im Gegensatz zur Stellung, die denselben in anderen Wissenschaften zukommt. Selbst die Annahmen haben, wenn sie zu Hypothesen werden, in verschiedenen Disziplinen den grössten Wert, und die meiste Klärung und die besten Arbeiten entstehen zumeist im Streite um eine kühn aufgestellte Hypothese.

Mit der Wahrscheinlichkeit steht es in der Wissenschaft ähnlich; dem Forscher, der einen Gedanken, eine neue Auslegung, Erklärung, Lösung u. s. w. gefunden hat, wird es gleichgültig sein, ob er es bis zu sehr hoher Wahrscheinlichkeit oder zur Gewissheit gebracht hat. Ihm ist es ja nur um die Idee zu tun, und der Forscher, dem es in der Tat nur um die Sache um ihrer selbst willen zu tun ist, wird es vielleicht lieber zu sehr grosser Wahrscheinlichkeit, als zur zweifellosen Gewissheit bringen, denn dort, wo einmal zwingender Beweis vorliegt, findet die weitere Forschung nicht mehr viel Interesse, wo aber nur Wahrscheinlichkeit erbracht ist, da kümmern sich noch andere darum, und die Sache wird gefördert. Unsere Endarbeit geht aber nur auf „Gewissheit“ und „Beweis“, und was bloss wahrscheinlich, wenn auch in hohem Grade ist, das ist so gut wie unwahr und zählt nicht. Im Urteil und für dasselbe hat hohe Wahrscheinlichkeit nur Gewicht im zusammengesetzten Beweise, dann ist sie aber nur Wahrscheinlichkeit im einzelnen und doch Beweis im ganzen. Wenn z. B. der X am Tat-

1) Wer sich über diese Frage wirklich orientieren will, der lese das nicht leicht zu verstehende, aber völlig unterrichtende und hochbedeutende Werk von Alex. v. Meinong, „Über Annahmen“. Lpzg. 1900.

orte mit grösster Wahrscheinlichkeit erkannt wurde, wenn ebenso sein Alibibeweis misslungen ist, ebenso seine Fussspuren stimmen, ebenso bei ihm das Entwendete gesehen wurde, ebenso etwas von hm am Tatorte Verlorenes als sein Eigentum erkannt ist u. s. w. — kurz, wenn alle diese Indizien für sich allein nur mit grösster Wahrscheinlichkeit ausgestattet sind, so geben sie doch zusammengenommen unter Umständen volle Gewissheit, weil man das Zusammentreffen so vieler hoher Wahrscheinlichkeiten als unmöglich erklären wird, wenn der X nicht der Täter wäre.

In allen anderen Fällen hat Annahme und Wahrscheinlichkeit wie gesagt für unsere Arbeit nur heuristischen Wert. Schon mit der Annahme müssen wir rechnen, ja man wird sich in vielen Fällen den Anfang einer kriminalistischen Arbeit nicht denken können, wenn man sich nicht mit Annahmen hilft. Bei jedem nur halbwegs verworrenen Falle, in welchem man nicht weiss, wie es eigentlich hergegangen sein kann, muss man zuerst und zwar so früh als möglich eine Annahme aufstellen und auf sie hin das vorhandene Material prüfen; man verwirft die Annahme, sobald die Rechnung nicht stimmt und wird nicht müde, Annahmen auf Annahmen aufzustellen und wieder zu verwerfen, bis eine standhält und zur Wahrscheinlichkeit geformt werden kann. Sie bleibt so lange der Mittelpunkt der Operation, bis sie gefallen ist, bis sie allein zum Beweise wird, oder aber, bis sich, wie erwähnt, so viele hohe Wahrscheinlichkeiten in verschiedenen Richtungen aufgesammelt haben, dass sie als Reihe zum Beweis dienen. Zur Anklage mag ein sehr hoher Grad von Wahrscheinlichkeit genügen, zur Verurteilung muss „Gewissheit" vorliegen, und in den meisten Fällen dreht sich der Kampf zwischen Anklage und Verteidigung und der Zweifel der Richter darum, ob Beweis oder bloss Wahrscheinlichkeit da ist.[1])

Dass somit die Wahrscheinlichkeit in mehrfacher Beziehung für den Kriminalisten von grösstem Wert ist, kann nicht zweifelhaft erscheinen. Mittermaier[2]) fasst ihre Bedeutung kurz zusammen: „Die Wahrscheinlichkeit kann natürlich nie zu einer Verurteilung führen, sie ist aber wichtig, um das Benehmen des Inquirenten zu leiten und ihn zu gewissen Schritten zu autorisieren; sie gibt Befugnisse, gewisse prozessuale Handlungen vorzunehmen."

---

1) Selbstverständlich ist unter „Beweis" in unserem Sinne ebenso wie unter „Gewissheit" nur der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit gemeint. Vergl. E. Dürr, „Über die Grenzen der Gewissheit". Leipzig 1903.

2) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweis im deutschen Strafprozesse". Darmstadt 1834.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Wahrscheinlichkeitslehre, so wollen wir mit Masaryk[1]) annehmen, dass Locke[2]) zuerst eine schärfere Scheidung der Demonstration und Wahrscheinlichkeitsschlüsse vorgenommen hat; Leibniz[3]) hat als der erste die Bedeutung des Probabilitätskalküls für die induktive Logik erkannt; nach ihm kam der Mathematiker Bernoulli[4]) und der Revolutionsmann Condorcet[5]). In modernem Sinne behandelten die Frage Laplace[6]), Quetelet[7]) und Herschel[8]), dann von Kirchmann[9]), J. von Kries[10]), Venn[11]), Cournot[12]), Fick[13]), von Bortkiewicz[14]) etc.

Die Auffassung darüber, was man Wahrscheinlichkeit nennt, ist eine ungleiche; Locke teilt alle Begründung in beweisende und wahrscheinliche. Nach dieser Einteilung ist es nun wahrscheinlich, „dass alle Menschen sterben nnd dass die Sonne morgen aufgehen wird. Um aber mit dem gemeinen Sprachgebrauch zu stimmen, muss man die Begründungen in Beweise, Gewissheiten und Wahrscheinlichkeiten einteilen. Unter Gewissheiten verstehe ich solche der Erfahrung entlehnte Begründungen, die keinen Raum für Zweifel oder Bedenken übrig lassen" — alles übrige sei, wenn sich überhaupt dafür Gründe anführen lassen, mehr oder weniger wahrscheinlich.

Genauer spricht sich Laplace aus:

„Wahrscheinlichkeit bezieht sich zum Teil auf unsere Unwissenheit, zum Teil auf unser Wissen ....

1) Th. Garrigue Masaryk, „David Humes Skepsis". Wien 1884.

2) John Locke, „Essay concerning human understanding". London 1690.

3) Gottfried Leibniz, „De arte combinatoria", 1666 und „Nouveaux essais sur l'entendement humain", deutsch von Schaarschmied. Leipzig 1874.

4) J. Bernoulli (Bernouilli), „Ars conjectandi". 1713.

5) Marie Jean marquis de Condorcet, „Essais d'analyse". Paris 1769.

6) Laplace, „Essai philosophique sur les probabilités". Paris 1840.

7) Quetelet, „Lettres à S. A. R. le duc regnant de Saxe-Coburg-Gotha". 1846.

8) Herschel, „Essai über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in den Natur- und Geisteswissenschaften" (Edinburger Review 1850).

9) v. Kirchmann, „Über die Wahrscheinlichkeit" Verhandlung der philosophischen Gesellschaft). I. Heft. Leipzig 1875.

10) J. v. Kries, „Über die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit und ihre Bedeutung im Strafrecht". Zeitschr. f. d. ges. St.-R.-W. IX Bd. (1889) und: „Die Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung". Freiburg 1886.

11) Venn, „Logic of chance".

12) A. A. Cournot, „Exposition de la theorie des chances et des probabilités".

13) A. Fick, „Philos. Versuch über die Wahrscheinlichkeiten". Würzburg 1883.

14) L. v. Bortkiewicz, „Wahrscheinlichkeitstheorie und Erfahrung". Ztschft. f. Philos. und ph. Kr. CXXI. 1902. 71.

Die Wahrscheinlichkeitslehre besteht in der Zurückführung aller Ereignisse von derselben Art auf eine bestimmte Anzahl gleich möglicher Fälle in der Weise, dass wir in Beziehung auf deren Existenz gleich unentschieden sind, und in der Bestimmung der Anzahl jener Fälle, die dem Ereignis, dessen Wahrscheinlichkeit gesucht wird, günstig sind. Das Verhältnis dieser Zahl zu der Anzahl aller möglichen Fälle ist das Maß der Wahrscheinlichkeit; sie ist also ein Bruch, dessen Zähler aus der Anzahl der dem Ereignis günstigen Fälle und dessen Nenner aus der Anzahl aller möglichen Fälle besteht."

Laplace nimmt also (mit Stuart Mill) die Wahrscheinlichkeit als einen niederen Grad von Gewissheit an, während Venn ihr eine gegenständliche Unterlage gibt, so wie der Wahrheit. Diese letztere Auffassung hat namentlich in dem Sinne viel für sich, dass überhaupt gezweifelt wird, ob eine Ansicht als gewiss oder bloss als wahrscheinlich aufzufassen ist. Wird diese Frage erörtert, so hat der, der Gewissheit behauptet, gegenständliche Unterlage angenommen, subjektiv ist sie also wenigstens zweifellos vorhanden.

Die Darstellung der Wahrscheinlichkeit durch einen Bruch stellt Fick so dar:

„Die Wahrscheinlichkeit eines unvollständig ausgedrückten hypothetischen Urteiles ist der als echter Bruch dargestellte Teil des ganzen Bereiches der Bedingung, an dessen Verwirklichung der im Nachsatz ausgedrückte Erfolg notwendig geknüpft ist.

Man kann demnach durchaus nicht von Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses sprechen. Jedes individuelle Ereignis ist entweder absolut notwendig oder unmöglich. Die Wahrscheinlichkeit ist eine Eigenschaft, die nur einem hypothetischen Urteile zukommen kann."

Dass man von der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses nicht sprechen sollte, ist zweifellos, es wird auch niemand behaupten, dass der Umstand, ob es morgen regnet, an sich wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist; die Ausdrucksweise ist nur Sprachgebrauch. Aber man muss doch unterscheiden zwischen bedingter und unbedingter Wahrscheinlichkeit; wenn ich heute die Bedingungen ins Auge fasse, welche mit dem kommenden Wetter im Zusammenhang stehen, wenn ich die Temperatur, Barometerstand, Wolkenbildung, Beleuchtung u. s. w. als Bedingungen, beziehungsweise als Vorausfolgen des morgigen Wetters erwäge, so werde ich sagen, es spreche so und so viel Wahrscheinlichkeit dafür, dass es morgen regnen wird, und die Richtigkeit meines Ausspruches hängt davon

ab, ob ich die Bedingungen, unter welchen Regen eintreten muss, genauer und vollständiger kenne und sie richtig verknüpfe. Anders aber bei der unbedingten Wahrscheinlichkeit, die mit den Bedingungen des heutigen Wetters für das morgige nichts zu tun hat, sondern lediglich nach den statistischen Aufzeichnungen über die Zahl der Regentage die Wahrscheinlichkeit dafür ergibt, ob es morgen regnen wird. Diese Unterscheidung ist für den Kriminalisten wichtig, weil durch Verwechslung oder das Zusammenwerfen beider Unklarheiten und falsche Bewertung der vorliegenden Wahrscheinlichkeit eintreten muss. Wenn ich z. B. bei einem in Wien vorgekommenen Morde sofort nach der Tat und in voller Kenntnis der Sachlage erkläre, dass nach dieser, also den zur Entdeckung des Täters vorliegenden Bedingungen so und so viel Wahrscheinlichkeit für diese Entdeckung vorliege, so habe ich die bedingte Wahrscheinlichkeit berechnet; wenn ich aber erkläre: Von den in Wien im Laufe von x Jahren vorkommenden Morden blieben so und so viele bezüglich des Täters unaufgeklärt, so und so viele wurden in diesem Zeitraum klargelegt, folglich ist die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung des Täters im vorliegenden Fall so und so gross — so habe ich von der unbedingten Wahrscheinlichkeit gesprochen. Ich kann sie getrennt beobachten und das Ergebnis vergleichen, nie darf ich sie aber zusammenrechnen, denn die positiven Fälle sind im unbedingten Prozentsatz schon mitgezählt und dürfen daher nicht zweimal in Rechnung gezogen werden. In der Praxis wird die eine und die andere der Wahrscheinlichkeiten natürlich nur in seltenen Fällen ziffermässig ausgerechnet, aber ungefähr erfahren sie doch Bewertung. Sagen wir, es wird mir irgend ein Verbrechen und und der Umstand gemeldet, dass eine Fussspur gefunden wurde. Wenn ich nun, ohne die näheren Verhältnisse zu kennen, ausrufe: „Ach, bei Fussspuren kommt selten etwas zutage" — so habe ich damit ausgesprochen, dass die diesfällige Statistik für die unbedingte Wahrscheinlichkeit einen ungünstigen Prozentsatz in Bezug auf positive Ergebnisse aufstelle. Habe ich aber die Fussspur angesehen, sie und die dazu gehörigen Momente geprüft und dann erklärt: „Unter den vorliegenden Verhältnissen ist zu erwarten, dass wir durch die Fussspur zu einem Ergebnisse kommen" — so habe ich festgestellt: „Nach den gefundenen Bedingungen ist die bedingte Wahrscheinlichkeit für positives Resultat eine grosse." Beide Aussprüche können richtig sein, falsch wäre es nur, wenn ich beide vereine und sage: „Die Bedingungen für ein Ergebnis sind im vorliegenden Falle zwar sehr günstige, aber im all-

gemeinen kriegt man durch Fussspuren sehr selten etwas Brauchbares los, also ist auch hier die Wahrscheinlichkeit eine geringe"; falsch wäre dies deshalb, weil die wenigen günstigen Resultate (wie es im vorliegenden Falle sein könnte) gegenüber den vielen ungünstigen schon in Rechnung gezogen wurden und weil sie beim Zustandekommen des ausgerechneten Prozentsatzes schon gewirkt haben, so dass sie nicht nochmals verwertet werden dürfen.

Solche Fehler werden besonders oft zum Nachteil des Beschuldigten gemacht. Wenn wir z. B. sagen: So wie der Diebstahl begangen wurde, spricht grosse Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Täter ein geübter, oft abgestrafter Dieb war (also bedingte Wahrscheinlichkeit). Weiters aber (unbedingte Wahrscheinlichkeit): Es ist eine bekannte Tatsache, dass oft bestrafte Diebe mit grosser Wahrscheinlichkeit wieder stehlen, wir haben also zwei Gründe zur Annahme, dass der X, bei welchem beide Umstände zutreffen, der Täter war. In Wirklichkeit haben wir es aber nur mit einer und derselben Wahrscheinlichkeit zu tun, die nur zweifach in Anrechnung gebracht wurde. Solche Schlüsse sind nicht allzu gefährlich, da ihre Unrichtigkeit offen zutage liegt, wo diese aber versteckter ist, da kann gerade mit dem so schwer fassbaren Dinge der Wahrscheinlichkeit grosses Unheil angerichtet werden.

Eine weitere Unterabteilung, die viel zur Klärung beitragen kann, gibt uns Kirchmann; er unterscheidet:

1. Gemeine Wahrscheinlichkeit, die sich auf die Ursachen oder auf die Folgen eines einzelnen, noch ungewissen Ereignisses stützt und daraus die Wahrscheinlichkeit desselben ableitet. Als Beispiel des Stützens auf die Ursachen wird die gesamte Wetterprophezeiung, als Beispiel des Stützens auf die Folgen ein Ausspruch von Aristoteles angeführt: Weil wir die Sterne sich drehen sehen, muss die Erde stillstehen. Darauf beruhen namentlich zwei Wissenschaften: die Geschichte und die Rechtswissenschaft (soll richtig heissen: die Ausübung und Anwendung der [Straf-]Rechtswissenschaft). Mitteilungen von Menschen werden da wie dort benützt; diese (d. h. die Mitteilungen von Erlebtem) sind Folgen (d. h. des Erlebten) und daraus schliesst man auf das Geschehene als Ursache.

2. Induktive Wahrscheinlichkeit. Einzelne Ereignisse, die wahr sein müssen, bilden die Grundlage, und der Schluss geht auf gültiges Allgemeines (besonders verwendet in den Naturwissenschaften, z. B. bei der Bazillenerkrankung x finden wir die Erscheinung a, bei der Bazillenerkrankung y und z finden wir auch

die Erscheinung a, es ist also wahrscheinlich, dass alle Bazillenerkrankungen diese Erscheinung a zeigen).

3. Mathematische Wahrscheinlichkeit. Sie schliesst, das A ist entweder mit B oder C oder D verbunden, und fragt, wie gross ist die Wahrscheinlichkeit? Z. B., die Niederkunft einer Frau ist entweder mit einer Knabengeburt oder einer Mädchengeburt verbunden: also die Wahrscheinlichkeit, dass ein Knabe zur Welt kommt, etwa $^1/_2$.

Von diesen Arten der Wahrscheinlichkeit sind die beiden ersten für uns von gleich grosser Wichtigkeit, die dritte kann eine solche selten finden, weil uns die arithmetischen Nachweise fehlen, übrigens auch nicht viel nützen, denn die Wahrscheinlichkeit hat für uns nur vorübergehenden Wert und das Stadium ihrer Wichtigkeit wäre längst überwunden, bis es zu einer endlichen Ausrechnung kommen könnte. Von dieser Art ist auch nur die Rede, wenn Mill sagt: „Vor Anwendung einer Wahrscheinlichkeitsrechnung müssen wir vor allem das Erforderliche wissen, d. h. die Kenntnis der relativen Häufigkeit, womit die verschiedenen Ereignisse vorkommen, zu erlangen suchen und uns über die Ursachen der Ereignisse klar werden. Wenn die Tabellen zeigen, dass von 100 Menschen durchschnittlich fünf 70 Jahre alt werden, so ist der Schluss gültig, weil dies das existierende Verhältnis zwischen den Ursachen ist, die das Leben verlängern oder verkürzen."

Eine weitere, ziemlich selbstverständliche Trennung nimmt Cournot vor, indem er die subjektive Wahrscheinlichkeit von der den Ereignissen als solchen zukommenden Möglichkeit trennt. Das letztere, das Objektive, legt v. Kries mit einem Beispiele dar:

„Wird mit einem regelmässigen Würfel geworfen, so wird in den weitaus meisten Fällen dasselbe Verhältnis herauskommen, was den Gedanken nahe legt, dass hier ein objektiv gültiges Verhältnis nachweisbar sein müsse. Dies geht schon daraus hervor, dass sich das Verhältnis ändert, wenn der Würfel unregelmässig ist." — Wie wir uns das „objektiv gültige Verhältnis", also gewissermaßen eine Substanziierung der Wahrscheinlichkeit denken sollen, bleibt natürlich ebenso unklar, wie die regelmässigen Ergebnisse der Statistik überhaupt, und es sei dahingestellt, ob etwas gewonnen wird, wenn die Art der Berechnungen angegriffen wird; v. Kries sagt:

Die Mathematiker haben bei Aufstellung der Regeln der Wahrscheinlichkeit jede Reihe von gleichartigen Fällen, welche zum Teil einen, zum Teil einen anderen Verlauf nehmen, der Wahrscheinlichkeitsrechnung so unterworfen, als ob die Konstanz allgemeiner Be-

dingungen, die Unabhängigkeit und Chancengleichheit der Einzelfälle durchaus feststände. Demgemäss finden wir hier bestimmte einfache Regeln, nach welchen aus der Häufigkeit eines Erfolges in bisher beobachteten Fällen „die Wahrscheinlichkeit“ desselben in einem derartigen Falle und daraus sodann die Wahrscheinlichkeit für das Verhalten gleichartiger Fälle abzuleiten ist. Diese Regeln werden ohne jede Einschränkung aufgestellt. Dies ist nicht ungenauer Ausdruck, sondern es wird die allgemeine Anwendbarkeit der Regeln hervorgehoben und das Verfahren in Fällen angewendet, wo die Voraussetzungen nicht zutreffen. So kommen illusorische Resultate, z. B. bei Sterblichkeitsverhältnissen, Zeugenaussagen und richterlichen Entscheidungen. Das geht nicht nach dem Schema des gewöhnlichen Zufallspieles. Dieses „schulmässige“ Verfahren hätte nur Geltung, wenn die Konstanz der allgemeinen Bedingungen als sicher anzunehmen wäre.

Selbstverständlich gilt dies nur von der unbedingten Wahrscheinlichkeit, die auf unsere praktischen Arbeiten nur selten und da nur beiläufigen Einfluss haben kann. Denn wenn ich auch noch so gut weiss, dass uns die Statistik lehrt, es werde jeder $x$te als Zeuge vernommene Mensch wegen falscher gerichtlicher Aussage bestraft, so werde ich doch nicht etwa Angst bekommen, wenn der $x$te von mir vernommene Zeuge herannaht, da dieser nun mit grösster Wahrscheinlichkeit falsch aussagen wird. In solchen Fällen lassen wir uns natürlich nicht beirren, aber bei nicht klaren Ereignissen vergessen wir doch manchmal, dass sich die Wahrscheinlichkeiten nur aus sehr grossen Zahlenreihen berechnen lassen, in welchen die Erlebnisse des einzelnen verschwinden.

Gleichwohl üben aber die Zahlen und Zahlenverhältnisse im Punkte der Wahrscheinlichkeit grossen Einfluss auf jeden, und zwar so sehr, dass wir uns in der Tat hüten müssen, in dieser Richtung zu weit zu gehen. Stuart Mill gibt uns hierfür das Beispiel mit dem gefallenen Franzosen; wenn ein Regiment, welches aus 999 Engländern und einem Franzosen besteht, angegriffen wurde und einen Mann Verlust hatte, so würde niemand die Meldung glauben, wenn es hiesse, es sei gerade dieser eine Mann der einzige Franzose gewesen. Kant sagt bezeichnend: „Wenn jemand durch seinen Diener dem Arzt 9 Dukaten senden würde, so nähme der Arzt doch gewiss an, dass der Diener einen Dukaten verloren oder veruntreut hat.“ Das sind allerdings nur Wahrscheinlichkeiten, die sich auf Gewohnheiten beziehen: man wird annehmen, dass ein Sacktuch verloren wurde, wenn einer bloss deren 11 beisammen hat, man

würde sich sehr wundern, wenn der Arzt verordnete: „Alle $^3/_4$ Stunden einen Esslöffel voll", oder wenn eine Stelle mit 2437 fl. jährlichem Gehalt ausgeschrieben wäre, und wenn wir auf dem Gymnasium algebraische Rechnungen zu lösen hatten, so nahmen wir immer mit Bestimmtheit an, dass wir richtig gerechnet haben, wenn ein „recht hübsches" Resultat, z. B. a^2+b^2 oder etwas Ähnliches, zum Vorschein kam.

Aber gerade so, wie wir voraussetzen, dass dort, wo menschliche Willkür maßgebend war, regelmässige Formen zum Vorschein kommen, ebenso steigen uns wieder Zweifel auf, wenn dort, wo Zufall, Naturgesetz oder Zusammenwirkung von Menschen ohne Verabredung maßgebend war, ebenfalls Regelmässigkeit zutage tritt. Wenn ich jemanden zufällig zusammengekommene Gegenstände zählen lasse, und er meldet mir die Zahl 100, so werde ich ihn wahrscheinlich nochmal zählen lassen, ich werde mich wundern, wenn jemand erzählt, seine Sammlung enthalte genau 1000 Stücke, und wenn jemand eine Entfernung mit 300 Schritt angibt, so werde ich annehmen, er habe nur ungefähr geschätzt, nicht aber die Schritte gezählt. Das wissen Leute sehr gut, die es mit der Wahrheit nicht genau nehmen oder die das von ihnen Behauptete gerne mit dem höchstmöglichen Scheine von Richtigkeit ausstatten möchten, und deshalb besonders bei Zahlenangaben recht unregelmässige Zahlen, z. B. 1739, $^7/_8$, 3, 25 %, in Anwendung bringen, ja, ich kenne die Geschichte einer Abstimmung von Geschwornen, wo selbst das Stimmenverhältnis „wahrscheinlich" gemacht werden musste; dieselbe Geschwornenbank hatte an einem Tage drei kleine Fälle zu erledigen; beim ersten war das Stimmenverhältnis 8 Ja, 4 Nein, beim zweiten Fall dasselbe Verhältnis, und als beim dritten Falle die Stimmen wieder mit 8 Ja, 4 Nein abgegeben wurden, erklärte der Obmann, dass ein Geschworner „umstimmen müsse, denn „dreimal dasselbe Stimmenverhältnis, sehe zu unwahrscheinlich aus"! —

Wollen wir den Grund wissen, warum wir in solchen Fällen der Unregelmässigkeit mehr trauen, so liegt dieser wieder in der Erfahrungstatsache, dass die Natur bei aller wunderbaren Gesetzmässigkeit im grossen sich — vielleicht teleologisch genommen — im Kleinen volle Freiheit und daher Unregelmässigkeit wahren musste. Deswegen erwarten wir, wie Stuart Mill genauer ausführt, in der Natur keine Gleichförmigkeit, wir erwarten nicht, dass das nächste Jahr dieselbe Tagesfolge haben wird, wie das heurige, und wenn eine bisher auffallende Regelmässigkeit durch ein neues Beispiel unterbrochen wird, so wundern wir uns keineswegs. Einmal

nahm man an, dass alle Menschen weiss oder schwarz sind, bis man in Amerika rote Menschen fand. Gerade solche Fragen bringen uns aber die grössten Schwierigkeiten, weil wir die Grenzen der Naturgesetze nicht kennen. Wir zweifeln z. B. nicht, dass alle Körper auf der Erde schwer sind, und wenn wir auf die unentdeckteste Insel unseres Planeten kommen, so wird es auch dort diesfalls keine Ausnahme geben: alle Körper werden dort und überall schwer sein. Dass es aber irgendwo rotbraune Menschen geben könne, musste man auch vor der Entdeckung von Amerika theoretisch als möglich zugeben. Wo liegt denn der Unterschied zwischen dem Satze: „Alle Körper sind schwer“ und „alle Menschen sind weiss oder schwarz“? Man sagt rundweg: „Ersteres ist ein Naturgesetz, letzteres nicht“ — warum denn nicht? Könnte denn nicht die Organisation der Menschen so sein, dass nach bestimmten Naturgesetzen mit derselben die rote Farbe unmöglich ist? Was wissen wir denn Genaues über Pigmentbildung? Hat schon jemand ein grünes Pferd gesehen? Ist dies Zufall, dass man noch keines sah, wird man vielleicht im innersten Afrika grüne Pferde entdecken? Wird vielleicht jemand durch Kreuzungen, besondere Fütterung oder andere Experimente künstlich grüne Pferde züchten? Oder ist es einem uns unbekannten, aber unverrückbaren Naturgesetz zuwiderlaufend, dass es je grüne Pferde geben kann? Vielleicht hat jemand morgen ein grünes Pferd, vielleicht ist dies aber naturgesetzlich so unmöglich, wie dass Wasser bergan läuft. Gäbe es den kapischen Goldmaulwurf nicht, das einzige Säugetier der Erde, welches metallisch schillert (wie es ja bei Vögeln, Reptilien, Fischen, Insekten u. s. w. oft vorkommt), so hätte mancher Forscher umständlich bewiesen, warum Metallschimmer und sonstiges Wesen der Säugetiere naturgesetzlich unvereinbar sind.

Zu wissen, ob etwas Naturgesetz ist oder nicht, hängt immer vom Grade und dem Stande unserer augenblicklichen Erkenntnis ab, und deshalb werden wir dies im allgemeinen nie behaupten können[1]; das Einzige, was uns zusteht, kann nur ein möglichst genaues Aufmerken sein, welche Wahrscheinlichkeit für die volle Kenntnis aller möglichen Fälle und welche Wahrscheinlichkeit für das Entdecken von Ausnahmen vorliegt. Bacon nannte die Feststellung von sicheren Annahmen: das Aufzählen, ohne dass sich ein widerstreitender Fall ergäbe — wie dieses Aufzählen aber geschieht, ist für uns das Maßgebende. Der ungebildete Geist nimmt die

1) Vergl. Ernst Dürr, „Über die Grenzen der Gewissheit“. Lpzg. 1903.

Tatsachen, wie sie sich ergeben, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach anderem zu suchen — der Gebildete sucht erst die Tatsachen, die er zur Begründung seiner Schlüsse braucht. „Was sich", sagt Mill, „als wahr und in keinem Fall als falsch erwies, kann man so lange mit Zuversicht für universal halten, als sich nicht eine zweifelhafte Ausnahme darbietet, und wenn die Natur des Falles derart ist, dass eine wirkliche Ausnahme unserer Beobachtung nicht leicht entgehen konnte."

Hiermit ist für uns die Erwägung vorgezeichnet, wie wir derartige fremde Mitteilungen zu verwerten haben, auf die wir so oft angewiesen sind; wir hören: „Das sei immer so, folglich könne es auch hier so angenommen werden." Sofortige Übernahme dieser Feststellung wäre ebenso unvorsichtig, wie ein fortwährendes Zweifeln aller Förderung störend entgegen stünde; das einzig Richtige ist, vorerst die maßgebenden Momente zu prüfen und festzustellen, wer die Zählung dieser „immer" vorgenommen hat, welche Zahl er unter dem „immer" versteht, und welche Vorsichten angewendet wurden, um sich keine Ausnahme entgehen zu lassen. In dieser Prüfung ist die eigentliche Arbeit der Verwertung gelegen, wir wollen ja nicht mit einem einzigen Schlage die Wahrheit erreichen, wir wollen nur uns ihr nähern, der Schritt muss aber zu machen sein, und wir müssen auch seine Grösse kennen, um zu wissen, um wie viel wir uns durch ihn der Wahrheit genähert haben; das erfahren wir erst, wenn wir prüfen, wer den Schritt gemacht hat und wie dies geschehen ist. Auch für uns gilt Goethes [1]) unvergängliches Wort: „Der Mensch ist nicht geboren, das Problem der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich dann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten."

Unser grosser Fehler in den Untersuchungen und Urteilen liegt oft darin, dass wir den einzelnen Momenten zu viel Wert beimessen und mit ihnen allein „das Problem lösen" wollen, oder aber dass wir es nicht wagen, ein bestimmtes Moment genügend auszunützen. Das letztere ist häufig jene Unentschiedenheit im Handeln, von der Stuart Mill sagt, sie sei dann, wenn voller Beweis mangelt, oft wissenschaftlichen Geistern zu eigen, sie mache aber zu praktischen Geschäften unfähig; häufig ist sie aber auch die Folge des Nichtverwertens von Gegebenem, bloss weil man vergisst oder dazu zu träge ist, die Momente, auf welchen das Gebotene aufruht, zu prüfen. Hier richtig vorzugehen ist namentlich dort

---

1) Goethe, „Eckermann's Gespräche", 15. Okt. 1826.

nötig, wo gewisse prozessuale Vornahmen geschehen sollen, zu denen ein bestimmter Grad von Wahrscheinlichkeit berechtigt und wo Gewissheit nicht gefordert wird (Einleitung von Voruntersuchung, Haftnahme, Haussuchung u. s. w.). Wie viel an Wahrscheinlichkeit zu solchen Vornahmen gefordert wird, sagt kein Gesetz, weil es dies unmöglich sagen kann, gewiss ist es aber nicht unrichtig, wenn man sich hierbei an die knappe Bedeutung des Wortes hält: Die Sache muss wahr scheinen, nicht als wahr bewiesen sein, aber den Schein von Wahrheit haben, das heisst, es darf nichts vorliegen, was diesen Schein zerstört, oder wie sich Hume ausdrückt: „Wenn uns Gründe veranlassen, früheren Erfahrungen zu vertrauen und sie zum Maßstab unseres Urteiles für Kommendes zu nehmen, so können diese Gründe Wahrscheinlichkeit haben.“ —

Wenn wir noch fragen, welche Stellung die Wahrscheinlichkeit in den positiven Bestimmungen moderner Strafprozessordnungen einnimmt, so werden wir sagen müssen, dass dieselbe keineswegs eine unbedeutende ist. Wenn das Gesetz eine bestimmte Zahl von Geschwornen oder Richtern normierte, so ging es von der Wahrscheinlichkeit aus, dass diese Zahl zur Findung der Wahrheit die genügende ist; das System der Anklage stellt diese als Fixierung der Wahrscheinlichkeit dar, dass der Angeklagte der Täter sei, und die Idee der Verjährung nimmt es als wahrscheinlich an, dass nach Verfliessung einer bestimmten Zeit der Strafzweck illusorisch, die Strafverfolgung unsicher und schwierig sei. Das Institut der Sachverständigen beruht auf der Wahrscheinlichkeit, dass sich dieselben nicht irren, die Haftgründe im Vorverfahren auf der Wahrscheinlichkeit, dass der Beschuldigte durchgeht, sich verabredet, die Tat wiederholt u. s. w., der Zeugeneid auf der Wahrscheinlichkeit, dass der Zeuge unter Eid die Wahrheit sicherer sagt u. s. w.

Aber nicht bloss mit Wahrscheinlichkeiten rechnet der moderne Strafprozess, sondern auch mit Möglichkeiten und zwar in vielfacher Beziehung. Aller Instanzenzug hat die Möglichkeit unrichtiger Urteile als Grundlage, die Ausschliessung gewisser Gerichtspersonen geht davon aus, dass Befangenheit oder wenigstens der Verdacht derselben möglich wäre; die Öffentlichkeit der Verhandlungen soll die Möglichkeit von Unrichtigkeiten verhindern, die Wiederaufnahme geht von der Möglichkeit aus, dass auch rechtskräftige Urteile falsch sein können, und das Institut der Verteidiger-wieder von der Möglichkeit, dass jemandem nicht Beschützten Unrecht widerfahren könne; alle Förmlichkeiten gericht-

licher Akte nehmen die Möglichkeit an, dass ohne sie Unzukömmlichkeiten unterlaufen könnten, und das Institut der Beschlagnahme von Briefen und Sendungen kann auch nur die Möglichkeit behaupten, dass dieselben Bedenkliches enthalten u. s. w.

Wenn aber die positiven Bestimmungen der Gesetze sich mit Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit in grossen und wichtigen Fragen befassen, so sind diese überhaupt für uns von Bedeutung.

Zu berühren wäre noch die Frage, was man unter „Regel“ versteht und wie sich diese zur Wahrscheinlichkeit verhält. Wissenschaftlich heisst Regel das Gesetz im subjektiven Sinne und ist gleichbedeutend mit der Richtschnur für das eigene Verfahren, weshalb es nur Regeln der Kunst und der Moral, aber keine Naturregeln gibt. Dem Sprachgebrauch entspricht diese Auffassung nicht; wir sagen: „In der Regel hagelt es nur bei Tage, ausnahmsweise auch bei Nacht“; „die Regel für das Vorkommen der Walfische geht dahin, dass sie in den arktischen Meeren leben“; „eine allgemeine Regel lautet, dass sich Körper, die überhaupt im Wasser löslich sind, sich in heissem Wasser besser lösen als im kalten, nur das Kochsalz löst sich im kalten und heissen Wasser gleich gut.“ So sagen auch wir: „Der Mörder ist in der Regel ein unbestrafter Mensch“; „es ist eine Regel, dass der Raufer kein Dieb ist, und umgekehrt“; „der Falschspieler ist regelmässig ein begabter Mensch“ u. s. w., so dass wir sagen können: Regelmässigkeit ist gleichbedeutend mit dem „gewöhnlich Vorkommen“ und: „Was als Regel gilt, dürfen wir als Wahrscheinlichkeit erwarten“, d. h. wenn man sagt: Dies und jenes gilt als Regel, so dürfen wir annehmen, dass es sich auch diesmal wiederholen wird. Mehr zu erwarten ist unzulässig, es geschieht aber häufig, dass wir die Ausnahmen zulassende Regel mit dem bedingungslosen Naturgesetz verwechseln; dies geschieht besonders häufig, wenn man sich in die „regelmässigen Erscheinungen“, die wir selbst machen, sozusagen verrannt hat und annimmt, es müsse etwas sich immer gleich entwickeln, weil man es einige dutzend Male so gesehen hat, oder, und das ist besonders häufig, wenn wir Erscheinungen aus anderen Disziplinen als häufig oder regelmässig haben schildern gehört, und dies dann als Naturgesetz ansehen. Zum Teil haben wir die Sache damals nicht vollständig oder nicht als allgemein gültig schildern gehört, oder aber die Sache ist längst anders geworden. Lotze [1]) hat vor fast einem halben Jahrhundert (in der Vorrede) gesagt, er habe längst heimlich

---

1) Rudolf Hermann Lotze, „Medizinische Psychologie“. Leipzig 1852.

die statistische Bemerkung gemacht, dass die grossen positiven Entdeckungen der exakten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa vier Jahren haben. Mit diesem bemerkenswerten Ausspruche ist gesagt, dass die „grossen positiven Entdeckungen“ als Naturgesetze aufgestellt wurden, während sie sich später höchstens als regelmässige Erscheinungen herausstellten, die keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit haben. Was aber Lotze hier von der Physiologie behauptete, die ihm gerade am nächsten lag, das darf von vielen anderen Wissenschaften behauptet werden, und ich möchte es nicht als gewiss aussprechen, dass wohl alle grossen Entdeckungen der Medizin, auch der gerichtlichen Medizin, ein Mindestalter von vier Jahren erreichen. Damit sei nur davor gewarnt, allem, was den bedeutsamen Namen „Regel“ trägt, zu viel zu trauen — zum Teil der falsche Sprachgebrauch, zum Teil die bequeme Anlehnung an eine Regel haben uns da zu weit geführt. Das Schwankende und Unverlässliche des Begriffes der Regel zeigt uns am besten das Sprichwort, das z. B. behauptet: „Dreimal Missbrauch gibt eine Regel“, oder: „Viele Dummheiten zusammen geben eine goldene Lebensregel“, oder „Die Ausnahme von heute ist oft die Regel von morgen“, oder der klassische Vexierschluss: „Der Satz ‚Keine Regel ohne Ausnahme‘ ist eine Regel ohne Ausnahme, daher gibt es eine Regel ohne Ausnahme.“

Eine weitere Erklärung für die Unsicherheit der Regel liegt in ihrer Entstehung aus dem Generalisieren. Wir dürfen erst generalisieren, sagt Schiel[1]), bis wir nachgewiesen haben, dass, wenn es in der Natur Fälle gäbe, die unserer Generalisation widersprechen, wir davon Kenntnis haben müssten. Für das praktische Leben sind annähernde Generalisationen oft die einzige Richtschnur. Die Gesetze der Naturerscheinungen sind für den täglichen Gebrauch zu sehr mit Bedingungen beladen, die Fälle zu verwickelt, die Entscheidungen zu rasch zu treffen, um die Existenz einer Erscheinung durch ihre wissenschaftlichen Merkmale bestimmen zu können. Unsere Zeit generalisiert überhaupt zu viel, es wird zu wenig beobachtet und zu schnell abstrahiert, die Ereignisse spielen sich rasch ab, Beispiele ergeben sich in Menge, und wenn sie gleichförmig auftreten, so drängen sie zum Generalisieren, erzwingen eine Regel, die Ausnahmen, die unendlich häufiger sind,

1) J. Schiel, „Induktive Forschung“.

bleiben unbeachtet und so führt die einmal bestehende Regel zu ebenso häufigen Irrtümern.

g) Zufall.

Die psychologische Bedeutung dessen, was wir Zufall nennen, liegt in der Formierung des Begriffes desselben und in dem Grade des Einflusses, den wir dem Zufall in unserem Denken gestatten.[1]) Was jemand im allgemeinen und wieder im einzelnen Falle Zufall nennt, und wie er sich das Entstehen und das Wirken desselben denkt, das wird in der Gestaltung des Falles immer nambafte Wirkung ausüben; mit fortschreitenden Kenntnissen mehren sich die Gesetze und vermindern sich die Zufälligkeiten, dies gilt bei der Menschheit im allgemeinen und bei jedem einzelnen. Wir sprechen von Zufall, wenn sich Ereignisse kreuzen, welche zwar jedes für sich von bestimmten, zwingenden Gesetzen bedingt waren, bei welchen uns aber jenes Gesetz unbekannt ist, welches diese Ereignisse zusammentreffen liess. Wenn man z. B. wahrnimmt, dass dort, wo viel Schnee ist, die meisten Tiere weiss sind, so darf man nicht von gesetzlos eingetretenen Ereignissen sprechen, denn dass irgendwo, also im hohen Norden und auf hohen Bergen viel Schnee fällt und dass er dort lange liegen bleibt, das entwickelt sich nach besonderen Naturgesetzen, und welche Farbe ein Tier hat, entwickelt sich auch nach ebenso sicheren Gesetzen — dass aber diese beiden gesetzmässig entwickelten Tatsachen zusammentreffen, das erfordert ein drittes Gesetz oder, besser gesagt, eine dritte Gruppe von Gesetzen, die, vor einiger Zeit unbekannt, heute jedem halbwegs Gebildeten geläufig sind.

Für uns ist der Zufall und seine Bewertung von der grössten Wichtigkeit, da nicht bloss beim zusammengesetzten Beweis, sondern fast bei jedem Verdachtsgrund die Frage zur Erörterung kommt, ob zwischen der Tat und dem Verdächtigten durch das Moment des Verdachtsgrundes ursächlicher Zusammenhang hergestellt wird, oder ob die Verbindung nur eine zufällige ist. „Unglückseliges Zusammentreffen von Umständen“ — „verhängnisvolle Verknüpfung von Tatsachen“ — „seltsame Häufung von Verdachtsgründen“ nennt man es, in Wahrheit war es aber Zufall, den man irriger Weise für Kausalität hielt. In der Erkenntnis des Unterschiedes beider liegt das Schicksal der meisten Beweise und Prozesse, und wer in der

1) M. Cantor, „Das Gesetz im Zufall“. Berlin 1877.

Wahrnehmung dessen, was Zufall ist, eine glückliche Hand besitzt, der hat auch die Prozesse in glücklicher Hand.

Ob es wirklich eine Lehre vom Zufall gibt? Ich glaube, eine direkte Behandlung des Gegenstandes ist wegen der Unfassbarkeit und Unendlichkeit des Begriffes unmöglich; man kann sich der Frage des Zufalls nur nähern, wenn man in einer bestimmten Disziplin alle erdenklichen Zufälligkeiten erörtert und durch Suchen nach bestimmten Gesetzen ihre Zahl einzuschränken sucht; ausserdem ist die Kenntnis einer möglichst reichen Kasuistik geeignet, einerseits die Häufigkeit zufälligen Zusammentreffens klarzustellen und andererseits wieder beim Aufsuchen von Gesetzmässigkeiten behilflich zu sein. Geschrieben wurde genug über den Zufall, aber das Systematische darüber konnte doch nur theoretische Erörterungen geben. So behandelt die ausgezeichnete und orientierende Schrift von Windelband[1]) hauptsächlich Verhältnisse (Zufall und Ursache, Zufall und Gesetz, Zufall und Zweck, Zufall und Begriff), der grösste Wert liegt aber in jenem Teil der Arbeit, der eine kritische Besprechung verschiedener Definitionen des Begriffes Zufall enthält. Wenn es auch keine Definition gibt, die uns das Wesen des Zufalls so gäbe, dass wir voll befriedigt wären, so ist die Zusammenstellung solcher Definitionen doch von Wert, weil jede mindestens eine Seite des Zufalls klarstellt und so diesem wichtigen Moment näher bringt. Wir wollen uns also auch darauf beschränken, eine Anzahl dieser und anderer Definitionen anzusehen:

Aristoteles sagt, das Zufällige geschehe *παρὰ φύσιν*, neben der Natur her.

Epikur, der die Welt durch reinen Zufall entstehen lässt, sagt, es gesche *τὰ μὲν ἀπὸ τύχης, τὰ δὲ παρ' ἡμῶν.*

Spinoza[2]): *Res aliqua nulla alia de causa contingens dicitur, nisi respectu defluctus nostrae cognitionis.*

Kant[3]): Das Bedingte im Dasein überhaupt heisst zufällig, das Unbedingte notwendig.

Humboldt[4]): Zufällig erscheint dem Menschen (in der Planetenbildung), was er nicht genetisch zu erklären vermag.

Schiel[5]): Zufall nennt man, was man nicht auf ein Gesetz zurückführen kann.

1) Wilhelm Windelband, „Die Lehren vom Zufall“. Berlin 1870.
2) Spinoza, „Ethik“, I prop. 33, schol. 1.
3) Im. Kant, „Kritik der Urteilskraft“. Königsberg 1790.
4) Alex. v. Humboldt, „Kosmos“. Stuttgart 1850.
5) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung“.

Quetelet[1]: Le mot hazard sert officieusement à voiler notre ignorence.

Buckle[2]) leitet die Vorstellung der Zufälligkeit aus dem nomadischen Leben der Völker ab, wo es nichts Festes und Geregeltes gab.

Trendelenburg[3]): Zufall ist das, was auch anders oder gar nicht sein könnte — *quod potest non esse.*

Rosenkranz[4]): Der Zufall ist eine Wirklichkeit, welche den Wert nur einer Möglichkeit hat.

Fischer[5]): Der Zufall ist das vereinzelte Faktum.

Lotze[6]): Zufällig bedeutet alles, was nicht als Naturzweck gilt.

Windelband[7]): Der Zufall besteht nach dem Sprachgebrauch in dem bloss faktischen, aber nicht notwendigen Übergang einer Möglichkeit in die Wirklichkeit; der Zufall ist die Negation der Notwendigkeit; es ist ein Widerspruch, wenn man sagt: „Dies geschieht durch Zufall“, da das Wort durch eine Verursachung ausdrückt.

Am besten finden wir uns zurecht, wenn wir mit A. Höfler[8]) sagen, dass der vermeintliche Widerspruch des Begriffs gegen das Kausalgesetz durch Hinweis auf eine besondere Relativität des Begriffs („zufällig“ in Bezug auf eine, übrigens sich als wahrscheinlich aufdrängende Kausalreihe) sehr einfach gelöst ist.

Welche Lehre wir aus diesen Zusammenstellungen entnehmen können, ergibt sich von selbst: Das, was wir Zufall nennen, spielt in unseren Arbeiten die grösste Rolle; davon, dass wir einen Vorgang oder, besser gesagt, das Zusammentreffen von Umständen als Zufall erkennen, hängt in den meisten Fällen der Ausgang des Prozesses ab, und das Unterscheiden von Zufall und Gesetz hängt ab von der Menge der Kenntnisse, die man überhaupt von den Vorgängen im Leben hat; die Verwertung der Kenntnisse im einzelnen Fall geschieht aber in der Weise, dass man in der Reihe der einzelnen festgestellten Momente, die einen Beweis darstellen sollen,

1) L. A. Quételet, „Sur la theorie des probabilités“. Brüssel 1845.
2) H. Th. Buckle, „History of civilisation in England“ (7. Auflage 1878).
3) Trendelenburg, „Logische Untersuchungen“. II. Auflage.
4) Rosenkranz, „Wissenschaft der logischen Idee“.
5) K. Fischer, „Logik und Metaphysik“. Stuttgart 1852.
6) R. H. Lotze, „Mikrokosmos“. Leipzig 1856. 4. Auflage 1885—1888.
7) loc. cit.
8) A. Höfler, „Logik“. § 76. — Vergl. noch S. Freud, „Psychopathologie des Alltagslebens“. Monatschrift f. Psych. u. Neurol. X, 170.

das verbindende Glied, die Kausalität, zu finden trachtet und das Erkennen der Verhältnisse dazu benützt, die Zufälligkeit in Gesetzmässigkeit zu verwandeln, oder aber dort, wo das verbindende oder scheidende Gesetz dennoch nicht gefunden werden kann, in der Verwertung des Zusammentreffens auf das vorsichtigste verfährt: *simul cum hoc non est propter hoc.*

b) Überreden und Erklären.

Die Frage, wie im Strafprozess eine Überzeugung entsteht, ist in mehrfacher Richtung von Bedeutung; nicht nur dass der Kriminalist überzeugende Wahrheit schaffen soll, er sucht auch als Vorsitzender, als Staatsanwalt zu überzeugen, er will den Beschuldigten von der Richtigkeit der vorgebrachten Argumente, den Zeugen von seiner Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, überzeugen, aber auch er selbst wird oft von einem Zeugen oder vom Beschuldigten selbst überzeugt — mit Recht und mit Unrecht. Mittermaier[1]) nennt Überzeugung einen Zustand, in dem unser Für-wahr-halten auf völlig befriedigenden Gründen beruht, deren wir uns bewusst sind (über den Sinn dieses Ausdruckes: Weber[2]), Jarke[3]) und Heinroth[4])) — zu dieser Überzeugung müssen wir aber kommen, und unsere Arbeit ist erst gelöst, wenn wir Überzeugendes geschaffen haben, das Suchen nach Wahrheit allein genügt nicht. Karl Gerock[5]) versichert allerdings: Kein philosophisches System beut uns die volle und fertige Wahrheit, aber eine Wahrheit gibt es für den Idealgesinnten doch, und statt mit Pilatus blasiert zu fragen: „Was ist Wahrheit" — hält er es mit dem tapferen Lessing, der das rastlose Forschen nach Wahrheit dem richtigen Besitz derselben vorzieht — aber gerade in diesen Worten ist der Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und der praktischen zum Ausdruck gebracht; die Wissenschaft kann sich mit dem Streben nach Wahrheit begnügen, wir müssen es zur „Wahrheit" selbst bringen: „Aus den Regeln der strengen oder approximativen Explikation geht die universelle Wahrheit hervor: dass die Frage nach dem Ursprung nicht mehr des Rätselhaften enthält, als die nach den Merkmalen" (Taine[6])).

---

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise".
2) Weber im Arch. f. Kriminalrecht VIII.
3) Jarke in Hitzigs Zeitschrift, Heft 19.
4) Heinroth daselbst Heft 42.
5) Karl Gerock, „Illusionen und Ideale". Stuttgart 1886.
6) H. Taine, „Der Verstand", deutsch von L. Siegfried. Bonn 1880.

Wenn man sagen dürfte: Nur das Wahre überzeugt, so läge in der Sache nicht viel Schwieriges, und man könnte sich der Beruhigung hingeben, dass man nur dann von etwas überzeugt wird, wenn es richtig ist, so dass man den Dingen ruhig ihren Verlauf lassen kann. So ist es aber nicht; man sagte in der Statistik: „Zahlen beweisen", die Vorsichtigeren sagen aber heute schon: „Zahlen beweisen so, wie man sie stellt". So ist es nun im gemeinen Leben auch; man behauptete: „Tatsachen beweisen" — und auch da sagt der Vorsichtigere: „Tatsachen beweisen so, wie man sie stellt" — daher der Begriff der (sophistischen) Dialektik. Was und wie viel dies bedeutet, erkennt man am besten aus den eigenen Vorgängen, wenn man sich Tatsachen gruppiert, hiebei zu einem sicheren Schluss gelangt und dann aber das Gegenteil findet, wenn man dieselben Tatsachen anders zusammenstellt. Dasselbe widerfährt uns, wenn wir die Sachen ehrlich und unbefangen betrachten, in zweifelhaften Prozessen jedesmal, so oft wir einen anderen Zeugen hören; freilich darf man hierbei nicht jenes „Überzeugen" und „Überreden" im Auge haben, welches mit Aufwand von vielen Worten in uns hinein arbeitet, sondern es genügt das mehr oder minder geschickte, absichtliche oder unabsichtliche, einfache oder komplizierte Vorbringen von Tatsachen und Auffassungen, wodurch wir uns häufig hin und her bewegen, kurz gesagt: wenigstens für den Augenblick überzeugen lassen. Wie verschieden dies sein kann, beweist die Erfahrung:

„Die Naivität des ersten Blickes gewinnt oft der Gelehrsamkeit den Preis ab. Alles voreilige, absprechende Urteilen verrät, wo es zur Gewohnheit wird, Oberflächlichkeit der Beobachtung, Impietät gegen die Eigentümlichkeiten des einzelnen. Kinder wissen so vieles ganz bestimmt und gewiss, was der reife Mann zweifelnd betrachtet" (v. Volkmar [1])).

So wird uns oft das Einfachste gegeben und bosticht uns durch die Art der Wiedergabe, durch die Person dessen, der es sagt. Dass wir selbst in solchen Dingen, namentlich im Gruppieren mehr Übung und Erfahrung besitzen, als unser gewöhnliches Material von Zeugen und Beschuldigten, ist begreiflich, und daraus ergibt sich die bedenkliche Tatsache, dass wir die Leute oft überreden.

Niemand wird behaupten, dass es einem Richter einfallen wird, einen Vernommenen zu irgend etwas zu bereden, das nicht seine innerste Überzeugung ist, aber wir wissen, wie oft wir uns vor-

1) Wilh. v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.

erst selbst in eine Anschauung hineinreden, und nichts ist begreiflicher, als dass man dann diese für richtig gehaltene Auffassung auch bei dem anderen sehen möchte. Ich glaube, dass der Kriminalist von seiner, sagen wir Gewalt, in der Regel eine zu geringe Anschauung hat; jeder von uns hat klein und oftmals fehlend angefangen, durch Irrtümer und Mängel hat er sich weiter gearbeitet, und wenn er dann endlich auf halbwegs sicherem Boden angelangt ist, so haben ihn doch alles Fehlen und Irregehen dermaßen von der Unzulänglichkeit seines Wissens und Könnens überzeugt, dass er die Überzeugung davon, wie wenig er selbst weiss und kann, auch bei den anderen von ihm Vernommenen voraussetzt. Das ist aber merkwürdigerweise nicht Regel, und alle Irrtümer, Grausamkeiten und Mängel der Justiz haben nicht vermocht, ihr das Ansehen zu nehmen, das sie im Volk besitzt. Mag sein, dass man den guten Willen, der ja von jeher vorausgesetzt werden durfte, für die Leistung gelten liess, Tatsache ist es, dass der Laie beim Kriminalisten in der Regel viel mehr Kenntnisse, Scharfsinn und Macht voraussetzt, als es der Wirklichkeit entsprechend wäre. Dann ist es aber auch begreiflich, dass ein vom Richter gesprochenes Wort mehr Gewicht hat, als ihm eigentlich zukommen sollte, und wenn dann erst wirkliche Überredung — selbstverständlich immer im besten Sinne des Wortes — angewendet wird, so muss dies Wirkung haben. Gewiss jeder von uns hat mit Schrecken die Wahrnehmung gemacht, dass am Schlusse einer Vernehmung der Zeuge einfach die Meinung des Vernehmenden überkommen hat und, was das Schlimmste daran ist, dass dieser Zeuge auch noch glaubte, es sei dies in der Tat seine eigene Auffassung.

Der Vernehmende kennt die Sache in ihrem Zusammenhange schon besser, er weiss sich schöner auszudrücken, bringt hübsche Kombinationen zuwege, im Zeugen, der suggestiv gefragt wird, regt sich die Eitelkeit, es gefällt ihm, dass er selbst dies so trefflich vorgebracht hat und so adoptiert er mit Vergnügen die Meinung und Auffassung des anderen, der aber in seinem Eifer zu weit gegangen ist. Deshalb ist die Gefahr bei Gebildeten geringer („Gebildete überzeugt, Ungebildete überredet man“), da diese sich ohnehin besser auszudrücken wissen, ebenso bei Frauen, da diese zu eigensinnig sind, um sich überreden zu lassen, aber bei der grossen Mehrzahl ist die Gefahr eine grosse, und deshalb kann es sich jeder Kriminalist nicht oft genug gesagt sein lassen, wie nötig es ist, dass er mit dem denkbar geringsten Aufwand von Eloquenz seinen Zeugen gegenüber auftritt. —

Von besonderer Wichtigkeit ist die forense Beredsamkeit, deren Ansehen sich vom Altertum bis auf unsere Tage erhalten hat, ob mit Recht, ist eine andere Frage. Vor gelehrten Richtern dürfte das Reden des Staatsanwaltes und des Verteidigers wohl von niemandem für wichtig gehalten werden, und wenn man die einzelnen darum frägt, ob sie jemals vom Ankläger oder seinem Gegner überzeugt oder umgestimmt wurden, so werden die bejahenden Antworten sehr gering an Zahl sein; ein gelehrter und erfahrener Richter, der bis zum Schlusse des Beweisverfahrens es zu keiner bestimmten Auffassung des Sachverhaltes gebracht hat, der dürfte seinem Amte kaum gut vorstehen. Es mag ja sein, dass Ankläger oder Verteidiger einen oder den anderen Verdachtsgrund nennen oder entkräften, an den das Richterkollegium nicht gedacht hätte, oder dass noch auf einen Erschwerungs- oder Milderungsgrund aufmerksam gemacht wird — aber einerseits wird dies, wenn es wichtig ist, schon im Verfahren selbst berührt worden sein, und andererseits werden solche, sagen wir banal, Schlager, für die Hauptfrage doch gleichgültig sein. Wäre dies nicht so, dann würde es nur beweisen, dass entweder eine grössere Zahl von Richtern nötig wäre, oder aber, dass auch dann, wenn noch so viele Richter anwesend wären, das eine oder andere doch übersehen werden kann.

Anders steht die Sache vor den Geschwornen; ist der Einfluss der Parteienvertreter vor gelehrten Richtern ein zu geringer, um ihre Existenz zu rechtfertigen, so ist er vor den Geschwornen ein zu grosser. Wer sich die Mühe nimmt, jahrelang die Gesichter von Geschwornen während der Verhandlungen zu beobachten, kommt zur Überzeugung, dass die Reden von Staatsanwalt und Verteidiger das Wichtigste im Prozess wird, dass sie den verhältnismässig grössten Teil der Aufmerksamkeit der Geschwornen in Anspruch nehmen und dass die Frage um Schuld oder Nichtschuld sich nicht um Zahl und Gewicht der Beweise, sondern um die mehr oder weniger geschickte Verwertung derselben dreht.[1]) Dies soll kein Vorwurf für die Geschwornen, sondern für jene sein, die von ihnen verlangen, was sie nicht leisten können; man mache sich nur erst einmal klar, wie schwierig die Vorführung einer Verhandlung ist. Die Leitung einer Schwurgerichtsverhandlung an sich ist keine Kunst, und im Vergleiche zu anderen vom Kriminalisten geforderten

1) Dies wurde mir wiederholt gerade von intelligenten Geschwornen gesagt. „Den Wust der Beweisaufnahme, das Durcheinander von Zeugen, Beschuldigten und Sachverständigen verstehen wir nicht — am ersten finden wir uns bei guten Playdoiers zurecht“, hat einmal einer erklärt.

Leistungen vielleicht erst in dritter und vierter Linie zu nennen; schwierig ist nur der Aufbau, die chronologische Reihe der Vorführung der Beweise oder, kurz gesagt, das Ordnen des Aktes. Ist der Akt gut gelegt, baut sich alles logisch und psychologisch gut auf, so wird auch die Verhandlung gut geleitet, diese Ordnung aber richtig zu machen, ist ein grosses und wahrhaftiges Kunststück. Dann gibt es aber nur zwei Möglichkeiten: ist das Kunststück nicht gemacht, ist der Aufbau, die Anordnung nichts nütze, dann läuft die Verhandlung spiessig, unlogisch und unverständlich ab, und die Geschwornen können die Sache nicht begreifen. Ist das Kunststück aber gemacht, dann erfordert es, wie jede Kunst, Vorstudien und Verständnis, um es begreifen zu können; diese haben die Geschworenen aber nicht, und so geht das schönste Kunststück wirkungslos an ihnen vorüber, sie müssen nun, um zu retten, was zu retten ist, ihre Aufmerksamkeit auf die Reden der Parteienvertreter versammeln, die ihnen das Gebrachte möglichst denkgerecht vorführen, und Schuldig oder Nichtschuldig dringt zum Siege, je nachdem, wessen Vertreter der Klügere war. „Die Beredsamkeit auf ihrer Höhe“, sagt Hume, „lässt wenig Raum für Verstand und Überlegung, sie wendet sich ganz an die Phantasie und die Affekte, nimmt die gutwilligen Zuhörer gefangen und überwältigt ihren Verstand. Glücklicherweise wird diese Höhe selten erreicht.“ Allerdings, „diese Höhe“, welche auch den Kenner der Sache überwältigt, wird immer selten sein, aber die Geschwornen sind keine Kenner, und so geschehen „Überwältigungen“ auch bei Proben von Beredsamkeit, die auf gar keiner Höhe stehen, und darin liegt die übergrosse Gefahr.

Die einzige Abhilfe könnte darin gesucht werden, dass der Vorsitzende während der Reden der Parteienvertreter nicht als Jurist, sondern nur als Psychologe mit ängstlicher und gespanntester Aufmerksamkeit die Gesichter der Geschwornen studiert und jeden ungebührlichen und der Sachlage nicht entsprechenden Einfluss der Reden wahrnimmt, um dann den entsprechenden Gegeneinfluss zu nehmen und die Leute auf den richtigen Standpunkt zurückzubringen. Wer das vermag, verdient allerdings die höchste Bewunderung, aber ein solcher Vorgang wäre wieder prozessual nicht recht einzuschachteln.

Studiert wird Beredsamkeit heute kaum mehr, wer es aber empirisch darin doch zu etwas gebracht hat, der ist schliesslich fast instinktmässig auf dieselben Tricks gekommen, welche die Theorie lehrt. Diese muss man aber kennen, wenn man ihnen wirkam begegnen will, weshalb das Studium betreffender Autoren

nicht genug empfohlen werden kann. Abgesehen von den noch immer grössten des Altertums, namentlich Aristoteles und Cicero, sind der alte (aber treffliche) Ernesti [1]), Schott [2]), Ortloff [3]), Wackernagel [4]) und von fremden Blair [5]) und Chaignet [6]) zu nennen.

i) Schluss und Urteil.

In certis fortiter, in dubiis prudenter.

Wir wollen hier nicht vom Urteil im prozessualen Sinne, sondern vom Urteilen als Denktätigkeit sprechen, so wie es beim Konstruieren einer Wahrnehmung vorkommt. Wir selbst ziehen — wenn wir nur unsere Tätigkeit als Kriminalisten im Auge haben — beim einfachsten Falle unzählige Schlüsse, und jeder von uns Vernommene bringt ebenso viele Schlüsse vor, von deren Richtigkeit wieder die Richtigkeit unserer weiteren Arbeit abhängt. Ich habe schon oft [7]) ausgeführt, wie unendlich viel im gemeinen Leben und im Strafverfahren als einfache und widerspruchslose „Sinneswahrnehmung" passiert, obwohl alles nur ein oft sehr komplizierter Gang von Schlüssen ist, bei welch jedem ein logischer Fehler begangen worden sein kann, wenn schon die Wahrnehmung selbst richtig gewesen sein soll. Wie oft sich die angebliche Sinneswahrnehmung in einen Schluss verwandelt, wenn man genauer fragt, ist um so merkwürdiger, als unaufgefordert eine Mehrleistung — die Denkarbeit des Schliessens — geleistet wird, was dem allgemeinen und sonst immer geltenden Gesetze von der Trägheit widerspricht. Vielleicht auch nicht, denn ein rascher Schluss aus ungenügenden Prämissen ist vielleicht doch bequemer, als genaueres Zusehen und Forschen. Dieses rasche Schliessen geht herab bis in die unbedeutendsten Kleinigkeiten, oft kommen wir im Verlauf einer Vernehmung (oder deren Wiederholung) dahinter, dass überhaupt nur geschlossen wurde, und dann haben wir nur einen Teil der Arbeit umsonst gemacht; manchmal entdecken wir dies auch nicht, und dann ist das Ergebnis falsch und der Grund wird selten in einer kleinen Irrung im Schliessen gesucht: Zeuge hat dort eine

1) Johann August Ernesti, „*Initio rhetorica*". Leipzig 1850.
2) Schott, „Theorie der Beredsamkeit". Leipzig 1828.
3) Hermann Friedrich Ortloff, „Die gerichtliche Redekunst". Neuw. 1887.
4) W. Wackernagel, „Poetik, Rhetorik und Stilistik". Halle 1887.
5) Hugh Blair, „Lectures on rhetoric u. s. w." 1783, deutsch v. Schreiter. Liegn. 1785.
6) Anthelme Edouard Chaignet, „La Rhétorique et son historie". Paris 1888.
7) Namentlich im „Handbuch für Untersuchungsrichter".

Uhr gesehen, in Wirklichkeit hat er ein Geräusch gehört, das er für Uhrticken hielt, und daraus schloss er, dass eine Uhr da war, die gesehen zu haben er sich später einbildet. Er behauptet, der X habe viele Hühner, in Wahrheit hat er zwei Hähne krähen zu hören geglaubt, und schliesst deshalb auf viele Hühner; Zeuge hat Spuren von Rindvieh gesehen und erzählt von Herden — er weiss die Stunde des Mordes, weil er zu bestimmter Zeit seufzen gehört hat, und so geht es ins Unendliche fort. Wenn uns die Leute immer sagten, wie sie geschlossen haben, hätte die Sache ja keinerlei Schwierigkeiten, da dann eine Nachprüfung durch sorgsames Fragen stets leicht wäre — das tun sie aber nicht, und wenn wir eine genaue Selbstprüfung vornehmen, so kommen wir dahinter, dass wir es selbst anderen und uns selbst gegenüber auch nicht anders machen und oft glauben und auch versichern, wir hätten etwas gesehen oder gehört oder gerochen oder empfunden, obwohl wir es nur erschlossen haben.[1]) Hierher gehören nicht nur alle jene Fälle, in welchen das Erschlossene ganz oder teilweise richtig war, sondern auch die zahlreichen Schlüsse, die durch falsche Sinneswahrnehmungen erzeugt worden sind. Ich erinnere an die oft zitierte Geschichte, bei welcher die ganze Gerichtskommission anlässlich einer Exhumierung einen entsetzlichen Fäulnisgeruch wahrnahm, bis die Öffnung des Sarges dartat, dass derselbe leer war. Wäre die Öffnung des Sarges aus irgend einem Grunde unterblieben, so hätten doch alle Anwesenden nötigenfalls Eide geschworen, dass sie eine zweifellose Sinneswahrnehmung gemacht haben, obwohl sie dieselbe nur aus dem Vorausgegangenen erschlossen hatten.

Ein vortreffliches Beispiel hierfür gibt Exner[2]), indem er darauf hinweist, dass die Mutter beim Schreien ihres Kindes Angstgefühl bekommt, nicht weil der Schrei als solcher „so schrecklich" klingt, sondern die Kombination mit dem Bewusstsein, dass er vom eigenen Kinde kommt, und dass demselben etwas geschehen sein könnte. Man behauptet, und wie ich glaube, mit Recht, dass diesfalls auch das sprachliche Moment mit eine Rolle spielt. Stricker[3]) bringt dies so zum Ausdruck, dass die Gestalt irgend eines Begriffskomplexes das Wort hervorrufe. Sieht man den Begriffskomplex einer Uhr, so hat man das Wort Uhr, sieht man an einem Menschen

1) Vergl. H. Gross, „Korrigierte Vorstellungen" in H. Gross' Archiv X, 109.

2) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen". I. Teil. Leipzig und Wien 1894.

3) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen". Wien 1883.

ein sicheres Merkmal der Schwindsucht, so taucht sofort das Wort Tuberkulose auf. Das zuletzt genannte Beispiel ist das für uns wichtigere, da dann, wenn der ganze Begriffskomplex auftaucht, eine Irrung ferner liegt, als wenn bloss ein oder das andere „sichere“ Merkmal schon das Auftauchen des betreffenden Wortes auslöst. Was dem einen „sicher“ scheint, muss es nicht dem anderen oder gar objektiv sicher sein, die Auffassung, was für etwas ein „sicheres“ Merkmal ist, wechselt nach Zeit und Ort und Personen, und ein Irrtum ist namentlich dann drohend, wenn einer mit seinem „einen sicheren Merkmal“ so „sicher“ ist, dass er gar nicht erwähnt, wie er zu dem Schlusse kommt. Dieser Schluss knüpft sich aber unmittelbar an das Auftauchen des Wortes an; bleiben wir bei obigem Beispiel und sagen wir, der A habe am B ein sicheres Merkmal der Schwindsucht entdeckt, und es taucht nun in ihm das Wort „Tuberkulose“ auf, so bleibt es nicht bei dem Worte allein, sondern die unmittelbare Anknüpfung ist sofort: „Der B hat Tuberkulose“; mit dem Worte allein fangen wir überhaupt niemals etwas an, wir heften es sofort an etwas Bestehendes, und im vorliegenden Fall ist es, wie meistens, zu einem Urteil geworden. Der Denkvorgang dessen, der dies Urteil aber gehört hat, geht wieder zurück und kommt dahin, dass der Urteilende eine lange Reihe von sinnlichen Wahrnehmungen gemacht habe, aus welchen er zu seinem Schlusse kam — in Wahrheit war es aber nur eine einzige Wahrnehmung, deren Verlässlichkeit eine oft recht fragliche ist.

Als Schwierigkeit kommt hierzu noch, dass in vielen Schlüssen Sprünge gemacht werden, die fast jeder nach seiner Natur und Kultur ausführt, ohne daran zu denken, ob der andere nach seiner Natur und Kultur diese Sprünge überhaupt mitmachen kann, oder ob er sie nicht anders macht. Wenn z. B. ein englischer Philosoph sagt: „Wir können füglich nicht erwarten, dass ein Stück wollenes Tuch bei einem Volke, welches die Astronomie nicht kennt, zur Vollkommenheit gebracht werden könne“ — so wird der eine sagen, dies sei ein Unsinn, der zweite, es sei paradox behauptet, und der dritte erklärt es für vollkommen richtig, denn es fehle nur der Satz, dass eine Kulturstufe, welche Astronomie ermöglicht, das Volk auch in der Textilindustrie weit gebracht haben musste.

„Der einfachste Fall des Überspringens im Reden ist der, wo aus dem Untersatz gleich der Schluss gezogen wird, ohne Obersatz; aber auch mehrere Schlüsse werden weggelassen; dies geschieht beim eigentlichen Denken; bei Mitteilungen nimmt man Rücksicht auf fremdes Denken; Frauen und Ungebildete tun es nicht, daher

das Springende in ihrer Rede" (v. Hartmann[1])). Hierin liegt die Gefahr bei Zeugenvernehmungen, da wir unwillkürlich die fehlenden Glieder in den springenden Schlüssen ersetzen, dies aber so machen, wie wir es nach unserer Kenntnis der Sachlage tun können, wodurch dann eine Prüfung der Richtigkeit des fremden Schlusses entweder ganz entfällt, oder doch falsch durchgeführt wird. Wenn man in den Reden von Zeugen scharf auf springende Schlüsse (und nicht bloss bei Frauen und Ungebildeten) aufmerkt und sofort Ausführung des Gesagten verlangt, so wird man in der grössten Zahl der Fälle dahinter kommen, dass man selbst den Schluss anders gezogen oder mindestens einen anderen Gang vermutet hätte. Werden dann alle Prämissen geprüft, so gelangt man zumeist zu ganz anderen Resultaten, als der Zeuge. Wie verschieden die Leute aus demselben Hergange Deduktionen machen, ist genugsam bekannt.

Bei solchen Schlüssen kommen merkwürdige Dinge vor, die in der Regel mit der Beschäftigung des Betreffenden einen gewissen Zusammenhang haben; so machen mathematisch veranlagte Naturen die grössten Sprünge, und wenn diese verhältnismässig auch noch am öftesten richtig sind, so ist die Gefahr eines Irrtums namentlich dann nicht unbeträchtlich, wenn sich der Betreffende auf ein unmathematisches, ihm also fremdliegendes Gebiet begibt, sich aber dort ebenso benimmt, wie auf seinem eigenen.

In anderer Art gehen Leute vor, die ein gewisses Formgefühl in der Vorstellung besitzen, und deren Schlusssprünge sich darin äussern, dass sie den Ausdruck überspringen und statt des Begriffes die Form interpolieren. Mir erklärte diese merkwürdigen Vorgänge der Buchhalter eines grossen Industrieunternehmens, der die Überprüfung von unzähligen Addierungen zu besorgen hat; er meinte: „Wenn wir tatsächlich addieren wollten: 2 und 3 macht 5 und 6 macht 11 und 7 macht 18, so werden wir erstens mit unserer Arbeit nie fertig und sind zweitens fortwährenden Irrungen ausgesetzt; wir müssen dies so machen, dass das Bild von 2 und 3 sofort das Bild (nicht den Begriff oder die Zahl) 5 hervorruft; dieses nur im Geiste befindliche Bild von 5 mit dem nun tatsächlich dastehenden 6 gibt das Bild von 11 u. s. f. Wir addieren also nicht, sondern sehen nur eine Reihe von Bildern, und das geht so rasch, dass wir nur langsam mit dem Bleistift herunterfahren, um mitgehen zu können; weiters sind aber diese Bilder so fix, dass ein Irrtum aus-

1) E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten". Berlin 1869.

geschlossen ist. Sie wissen doch, wie ein Neuner aussieht? Gut, gerade so sicher wissen wir, wie das Bild von 27 und 4 aussieht, das Bild von 31 tritt unabänderlich vor."

Allerdings können das nur gewisse, eigenartig veranlagte Naturen, solche gibt es aber wieder nicht bloss unter Buchhaltern, und wenn dann solche Leute zwei Gechehnisse sich vereinen lassen, so überlegen sie nicht, was nun daraus werden kann, sondern sehen eben auch nur das Resultatbild, wenn man so sagen darf. Das ist aber nicht so zweifellos sicher, wie bei Zahlen, es kann alle möglichen Formen annehmen, und dass gerade das richtige erraten wurde, ist nicht einmal wahrscheinlich. Also der Zeuge sieht im Dunkeln zwei Gestalten und ein Messer blitzen und hört einen Schrei. Ist er nun eine der gedachten Naturen, so überlegt er nicht, dass sich der eine durch das blinkende Messer so erschreckt haben kann, dass er schrie, oder dass er dem Angriff z. B. mit einem Stock zuvorkam, und dass der andere schrie, oder dass ein Stich, ein Schnitt in allen erdenklichen Gegenden des Körpers vorkam — nein, er sah das Bild der 2 Gestalten und das Messer und hörte den Schrei — Gesamtwirkung als Bild: der eine hat einen Schnitt über der Wange. Und diese Sprünge geschehen so rasch und so sicher, dass der Betreffende oft glaubt das Resultatbild gesehen zu haben, und später darauf schwört.

Ähnliche Vorgänge liegen häufig zugrunde, wenn wir von Eindrücken sprechen, die nur auf raschen und unbewussten Schlüssen beruhen. Sagen wir z. B., man zeigt mir die Photographie eines kleinen Teiles eines Gartens, in welchen ein mit Pferden bespannter Wagen fährt. Obwohl ich, wie gesagt, nur einen kleinen Teil des Gartens abgebildet sehe, daher von seiner Ausdehnung keine Vorstellung habe, so werde ich doch, wenn ich davon spreche, wahrscheinlich erzählen, ich habe die Abbildung eines sehr grossen Gartens gesehen. Ich habe dann ebenso rasch als unbewusst geschlossen: In dem abgebildeten Teile des Gartens ist ein mit Pferden bespannter Wagen zu sehen, dies erfordert aber breite Wege; da in einem, wenn auch ziemlich ausgedehnten Garten die Wege aber nie so breit sind, dass ein Wagen darauf fahren kann, und diese nur in Parken oder sehr grossen Gärten vorkommen, so muss hier ein Teil eines sehr grossen Gartens abgebildet sein. Solche Schlüsse [1]) kommen oft vor, weshalb die Frage, ob und woher

1) Vergl. Berze in H. Gross' Archiv Bd. I, S. 93 und H. Gross in H. Gross' Archiv („Reflektoides Handeln") Bd. II, S. 140; Bd. III, S. 350; Bd. VII, S. 155.

Zeuge dies und jenes positiv wisse, oder ob er bloss den Eindruck davon habe, nicht häufig genug gestellt werden kann. Selbstverständlich mag ein solcher „Eindruck“ richtig sein, er wird es auch oft sein, da die Eindrücke nur nach oft gemachten und wiederholt erprobten Schlüssen eintreten, jedenfalls ist es aber notwendig, die Reihenfolge der Schlüsse, die zu diesem Eindruck geführt haben, nachzuprüfen und auf ihre Richtigkeit zu untersuchen. Leider weiss der Zeuge aber selten, ob er wahrgenommen, oder bloss geschlossen hat.

Besonders wichtig ist dies, wenn der Eindruck nach wenigen oder nur einem und noch dazu nicht wesentlichen Merkmal gewonnen wurde. Im angeführten Beispiele mit Pferd und Wagen mag der Eindruck ja schlüssig gewonnen worden sein, manches Mal wird derselbe aber von einem unwesentlichen, rein persönlich maßgebenden Merkmal gewonnen; „so wie der antike Gastfreund den anderen an den passenden Bruchstücken des Ringes (Symbolon) erkannte, so erkennen wir die Objekte und ihre Beschaffenheit an einem einzigen Merkmale und damit wird die Anschauung des Ganzen sofort lebendig“ (Aubert[1]).

Das ist alles recht gut, wenn in der Festhaltung des Merkmales und in dem Aufsuchen des Momentes, dem jenes Merkmal allein anhaften soll, kein Fehler geschieht. Das ist aber selten genug. Wenn Tertullian sagte: „*credo, quia impossibile est*“, so wollen wir es diesem hochgelehrten Manne angehen lassen, namentlich da er doch in Sachen des Glaubens sprach, und wenn Sokrates von den Schriften des Herakleitos „des Dunkeln“ meinte: „Was ich davon begreife, ist gut, ich denke, das, was ich nicht begreife, ist auch gut“ — so hat er das nicht im Ernste gesprochen — aber gerade so sprechen viele Menschen, die nicht so weise sind, wie Tertullian und Sokrates. Bei zahlreichen Zeugenvernehmungen, wenn die Leute gerade das Unwahrscheinlichste als Tatsache annahmen, dachte ich mir „*credis, quia impossibile est*“, und wenn sie auch das Unverständlichste erklärten, dachte ich: „Und was du nicht begreifst, ist auch gut.“

Niemand hat dieses Verstehenglauben ungebildeter Leute so prächtig geschildert, als Wieland in seinen unsterblichen Abderiten[2]), dieser lebendigen Quelle von Lebensweisheit; dort sagt der (vierte) Philosoph: „Was Ihr Welt nennt, ist eigentlich eine unendliche

1) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“. Breslau 1865.

2) (I, Buch. 9. Kap.).

Reihe von Welten, die wie die Häute einer Zwiebel über einander liegen. ‚Sehr deutlich gegeben', riefen die Abderiten und glaubten den Philosophen verstanden zu haben, weil sie sehr gut wussten, wie eine Zwiebel aussieht."

Dieser Schluss: aus dem Verständnisse des Gleichnisses mit dem Verglichenen ist einer der wichtigsten Gründe für das Vorkommen so vieler Missverständnisse. Man versteht das Beispiel als solches und vergisst die Anwendung auf die Behauptung und die Frage, ob man nun auch diese durch das Beispiel oder nur das letztere verstanden habe. Dadurch erklärt sich die bekannte und überwältigende Gewalt des Beispieles und des Gleichnisses, und deshalb haben die Weisen aller Zeiten zu den Armen im Geiste in Gleichnissen gesprochen; daher die grosse Wirkung derselben, daher aber auch die vielen und groben Missverständnisse, und daher auch das Streben des Ungebildeten und Unverständigen, sich alles, was ihm unklar ist, vorerst durch ein Gleichnis klar zu machen. Zum Glück pflegen sie aber auch dann, wenn sie anderen von der Sache Mitteilung machen, von dem mühselig gefundenen Gleichnisse Gebrauch zu machen, so dass dann der andere, wenn er nur genügend aufmerkt, in die Lage kommt, die Richtigkeit des Schlusses vom Gleichnis auf das Verglichene zu überprüfen. Das erleben wir oft bei Zeugenvernehmungen und entdecken, dass sich der Zeuge, dem ein Vorgang unverständlich war, ein Gleichnis zurechtgelegt hat, und da er dies selbstverständlich aus seiner Begriffssphäre entnimmt, es auch versteht. Das Verglichene bleibt ihm aber so unklar wie zuvor. Die Prüfung, die nun daran geknüpft werden muss, ist stets mühsam und meistens ergebnislos, weil es selten gelingt, den, der mühsam ein Gleichnis gefunden hat, von demselben loszubringen; er kommt immer wieder auf dasselbe zurück, sein Gleichnis versteht er, das Verglichene nicht. Der gewonnene Vorteil ist gleichwohl kein geringer, da man wenigstens sicher ist, dass der Zeuge die Sache nicht versteht, so dass man dann den Wert seiner Aussage bemessen kann. Wielands Abderitenzwiebel ist nie zu vergessen! —

Wichtig ist in dieser Richtung auch noch die Vollständigkeit der Möglichkeiten, unter denen etwas behauptet wird. Der Schluss, dass ein Ding unmöglich sei, wird von den meisten Leuten so gezogen, dass vorerst die einzelnen ihnen bekannten oder im Augenblick gegenwärtigen Eventualitäten in Betracht gezogen werden, und wenn diese unzulässig erscheinen, wird geschlossen, dass die Sache überhaupt unmöglich sei — ob nicht eine oder mehrere Even-

tualitäten ausser Betracht blieben, wird nicht in Erwägung gebracht. Unser seelenguter Physikprofessor sagte uns einmal: „Heute sollte ich euch die schönen Experimente von der Interferenz des Lichtes zeigen — aber bei hellem Tageslicht sieht man nichts, und lasse ich die Fensterläden schliessen, so rauft ihr bloss. Also ist das Herzeigen unmöglich und ich trage die Sachen wieder fort." Daran, dass noch die Eventualität vorliegt, wir könnten veranlasst werden, uns trotz der geschlossenen Läden und der erzeugten Finsternis anständig zu betragen, dachte der gute Mann nicht.

Daher die Regel, dass man sich unter keiner Bedingung mit der Versicherung des Zeugen begnügen darf: „Dies ist unmöglich." Nehmen wir das einfachste Beispiel, der Zeuge versichere, es sei unmöglich, dass der Diebstahl von aussen, durch einen fremden Dieb begangen wurde. Fragt man warum, so erfährt man wahrscheinlich: „Weil die Türe versperrt und die Fenster vergittert waren." Die Eventualitäten, dass der Dieb durch den Schornstein eingedrungen ist, dass er ein Kind durch die Fenstergitterstäbe schlüpfen liess, dass er eine Zigeunerangel benützte u. s. w., wurden nicht in Betracht gezogen, und würden es auch nie werden, wenn jene Frage nach dem Grunde des Schlusses nicht wäre gestellt worden.

Wir dürfen überhaupt nicht vergessen, dass wir Kriminalisten „nicht bei der mathematischen Wahrheit verweilen, sondern historische Wahrheit suchen; wir gehen dabei von einer Masse von Einzelheiten aus, verbinden sie und gelangen durch diese Verbindung und Prüfung zu dem Resultat, nach dem wir ein Urteil über die Existenz und die Beschaffenheit vergangener Ereignisse uns erlauben" (Karl Mittermaier[1]); vergleiche dazu Wolfgang Mittermaier[2]). In dieser „Masse von Einzelheiten" liegt allerdings das Material unserer Arbeit, und wie und mit welcher Verlässlichkeit es geboten wird, darin liegt die Sicherheit unserer Schlüsse.

Sehen wir aber genauer zu, wie dieses Material gewonnen wird, so werden wir mit Hume[3]) sagen:

„Will man in Bezug auf die Natur der Gewissheit über Tatsachen etwas Befriedigendes erreichen, so muss man untersuchen, wie man zur Kenntnis von Ursache und Wirkung gelangt. Ich wage es als einen allgemeinen und ausnahmslosen Satz hinzustellen,

1) K. J. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise". Darmstadt 1834.

2) Wolfgang Mittermaier, „Die Parteistellung der Staatsanwaltschaft". Stuttgart 1897.

3) David Hume, „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes".

dass die Kenntnis dieser Beziehung in keinem Fall durch ein Denken *a priori* erreicht wird, sondern dass sie lediglich aus der Erfahrung stammt, durch die sich ergibt, dass einzelne Gegenstände beständig mit einander verbunden sind.... Unsere Vernunft kann ohne Hilfe der Erfahrung keinen Schluss auf das wirkliche Dasein und auf Tatsachen machen."

Im Verlaufe der Erörterungen stellt Hume dann zwei Sätze auf:

I. Ich habe gefunden, dass dieses Ding immer mit dieser Wirkung verbunden gewesen ist, und

II. Ich sehe voraus, dass andere, scheinbar ähnliche Dinge mit ähnlichen Wirkungen verbunden sein werden.

„Ich erkenne," fährt er fort, „wenn man will, an, dass der eine Satz von dem anderen richtig abgeleitet werden mag, ich weiss auch, dass diese Ableitung tatsächlich geschieht; wenn man aber behauptet, dass diese Ableitung durch eine Kette von Gründen geschieht, so möchte ich diese Gründe kennen lernen. Die Verbindung zwischen diesen beiden Sätzen ist nicht anschaulicher Art; es ist ein Mittelglied notwendig, welches den Verstand zur Ziehung eines solchen Schlusses befähigt, wenn er überhaupt auf Vernunft und Gründen beruhen soll. Nun gestehe ich, was dieses Mittelglied ist, übersteigt meine Begriffe; man soll es mir zeigen, wenn man behauptet, dass es wirklich bestehe."

Sieht man nun die Sache genauer an, so wird man sicherlich sagen können:

Dieses Mittelglied besteht allerdings — freilich nicht für sich, sondern im Übergang.

Wenn ich im Satze I von „diesem Ding" spreche, so habe ich schon „Ähnliches" im Sinne, da es etwas absolut Gleiches nicht gibt, und wenn ich also im Satze I statt „dieses Ding" sage: „ähnliche Dinge" (die wir im gewöhnlichen Leben als „gleich" bezeichnen), so bin ich auch schon in die Behauptung des II. Satzes geraten.

Stellen wir also in Humes Sätze konkrete Beispiele ein:

I. Ich habe gefunden, dass ein aus Korn bereitetes Brot stets mit nährender Wirkung verbunden ist.

II. Ich sehe voraus, dass andere scheinbar ähnliche Dinge z. B. Weizen, mit ähnlicher nährender Wirkung verbunden sein werden.

Nun konnte ich ad I nicht mit demselben Korn verschiedene Versuche machen — ich konnte nur einmal mit Korn von der Bodenfläche A und einmal mit Korn von der Bodenfläche B, also

nur mit sehr ähnlichen Gegenständen Versuche machen; ich kann nun diese Versuche wiederholt haben mit Korn aus immer weiter von einander liegenden Bodenflächen und schliesslich mit solchem aus Bayern und aus Ostafrika, so dass nicht mehr von Gleichheit, sondern nur mehr von Ähnlichkeit die Rede sein kann, ja schliesslich kann ich zwei Gattungen Korn vergleichen, die mit einander weniger Ähnlichkeit haben, als gewisse Gattungen Korn und gewisse Gattungen Weizen, ich kann also im Satze I mit derselben Berechtigung von „gleich“ oder „ähnlich“ sprechen wie im Satze II, die Sätze sind in einander übergegangen und die Verbindung ist gefunden.

Diese „Verbindung“ ist für kriminalistische Arbeit von Wichtigkeit, da die Richtigkeit unserer Schlüsse davon abhängt, ob diese Verbindung gefunden ist oder nicht. So oft wir mit den oben genannten zwei Humeschen Sätzen arbeiten, und das geschieht sozusagen ununterbrochen, behaupten wir immer zuerst, dass etwas sich immer wie Ursache und Wirkung verhalten habe, und gliedern nun das heute Fragliche daran, weil es ähnlich ist; ob es aber wirklich ähnlich ist, ob wir die Verbindung des ersten und zweiten Satzes wirklich und richtig finden, davon hängt die Wahrheit des Erschlossenen ab. — Freilich dürfen wir da nie die unerklärten Merkwürdigkeiten der Zahlenverhältnisse in den Ereignungen mitrechnen; d'Alembert[1]) behauptet: „Es hat den Anschein, als ob in der Natur ein Gesetz existiert, welches regelmässige Kombinationen öfter verhindere, einzutreffen als unregelmässige; erstere seien zwar mathematisch, aber physikalisch weniger wahrscheinlich. Wenn wir sehen, dass mit einem Würfel oft hohe Zahlen geworfen werden, so sind wir sofort geneigt, den Würfel für falsch zu halten.“

John Stuart Mill sagt dazu: „d'Alembert hätte die Frage anders stellen solllen: Wenn wir den Würfel geprüft und echt befunden haben, und es behauptet jemand, es sei mit ihm 10mal 6 geworfen worden — würden wir ihm glauben?“

Man kann da noch weiter gehen und behaupten, dass wir ste geneigt sind, den Schluss auf Unwahrheit zu ziehen, wenn man von zufälligen Dingen behauptet, sie haben sich in einer regelmässigen (runden) Anzahl ereignet. Wer glaubt es, wenn jemand erzählt, er habe in der verflossenen Woche 100 Hasen geschossen, im Spiele 1000 Taler gewonnen, er sei 10mal krank gewesen? Zum mindesten

1) Jean Lerond d'Alembert, „Melanges de littérature d'histoire et de philosophie“. (Paris 1752, V. Band.)

wird man meinen, dass er nur so ungefähr eine „runde“ Zahl nenne; 96 Hasen, 987 Taler und 11 Krankheiten würden entschieden wahrscheinlicher klingen. Das geht so weit, dass Zeugen bei ihren Verhören sich sogar scheuen, solche „unwahrscheinliche“ Zahlen zu nennen, wenn ihnen halbwegs daran liegt, dass man ihre Angaben glaubt, und genug Richter scheuen sich nicht, sofort dreinzufahren, wenn eine solche Zahl genannt wird, und „genaue Angabe“ verlangen, oder gar sofort schliessen, der Zeuge „rede nur so vage herum“. Wie eingewurzelt solche Ansichten sind, beweist der Umstand, dass Bankiers und sonstige Losverkäufer versichern, dass sie Lose mit „schönen Zahlen“ so schwer verkaufen; ein Los mit Serie 1000, Nr. 100 gilt geradezu als unverkäuflich, denn eine solche Nummer „kann unmöglich gezogen werden“. Ebenso: Wenn ich eine Reihe von zufälligen Ziffern zu addieren habe, werde ich sicher annehmen, mich geirrt zu haben, wenn die Summe gerade 1000 ausmacht.

Das sind Tatsachen, die einmal nicht geleugnet werden können, erklärt hat sie auch niemand, und so wollen wir uns lediglich die Lehre nehmen, dass wir weder sogenannt runden Zahlen misstrauen, noch recht unregelmässige als besonders vertrauenswürdig ansehen — der Nachprüfung ist jede gleich wert.

Es möchte sein, dass man die Beurteilung der Richtigkeit eines Schlusses in analoger Weise dahin auf die Zahlen ausgedehnt hat, dass dieselben einen ebenso allgemein zugegebenen, als in der Wirkung bestrittenen Einfluss auf das Urteilen haben. Seit Kant hat man besonders erwogen, wohin die Wahrheit, dass die Dummen stets in der Majorität sind, bei dem Urteilen durch mehrere führen muss — ob es sich um ein juristisches Kollegialurteil, um Abstimmung in Vertretungskörpern oder um sonstige Beurteilung einer Frage durch mehrere handelt, ist da selbstverständlich gleichgültig.

Schiel[1]) sagt: „Man hat öfter behauptet, ein Urteil habe um so mehr Wahrscheinlichkeit auf Richtigkeit, je mehr Richter oder Geschworne sind. Abgesehen davon, dass der Richter weniger aufpasst, sich anstrengt und sich verantwortlich fühlt, wenn viele sind, ist dies ein Fehlschluss aus einem grossen Durchschnitt auf Fälle, die notwendig von einem jeden Durchschnitt entfernt sind. Kommen aber gewisse Vorurteile oder Geistesschwäche in Rechnung, so multipliziert sich der Fehler.“

Wer Abstimmungen genau verfolgt und es sich namentlich

---

1) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung“. Braunschweig 1865.

nicht verdriessen lässt, vereinzelt gebliebene Meinungen deswegen, weil sie einer bedeutenden Majorität gegenüber eben vereinzelt geblieben sind, nicht achtlos beiseite zu schieben, sondern sie gerade deshalb einer kalten und vorurteilsfreien Kritik zu unterziehen, wird häufig zu seltsamen Ergebnissen gelangen. Besonders lehrreich ist es, in Fällen, wo es durch das Wiederaufnahmeverfahren zur Kassierung eines, wie sich später herausstellt, unrichtigen Urteils kommt, das damalige Beratungsprotokoll zu studieren; — überraschend oft findet man, dass eine vereinzelt gebliebene Stimme schon damals das Richtige gesprochen hatte. Es sei dies eine Mahnung an Richter, in solchen Fällen erst noch einmal eine vereinzelte Stimme anzuhören und zu erwägen, ob sie nicht gerade deshalb, weil sie in so auffallender Minorität geblieben ist, Beachtung verdient.

Dasselbe ist zu berücksichtigen, wenn eine grössere Zahl von Zeugen etwas bestätigt hat. Abgesehen davon, dass sich einer auf den anderen verlässt, dass einer den anderen suggeriert, so ist es auch leicht möglich, dass, wenn überhaupt eine Fehlerquelle vorlag, diese gleichmässig auf alle Zeugen gewirkt hat. —

Ob ein Urteil von einem Einzelrichter oder von noch so vielen Geschwornen geschöpft wurde, ist in Rücksicht auf die Zahl derer, die hier gesprochen haben, gleichgültig, die Sicherheit eines Urteils liegt auch bei uns wo anders. Exner[1]) sagt allgemein, aber auch für gerichtliche Urteile in erster Linie geltend: „Ein Urteil hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, zutreffend zu sein, je reicher das Assoziationsgebiet war, das zur Prüfung desselben gedient hat. Darin liegt der Wert der Kenntnisse, denn diese erwerben, heisst das Assoziationsgebiet erweitern. Deshalb sind auch die Kenntnisse um so wertvoller, je reichhaltiger die Assoziation zwischen jeder erkannten Vorstellung und anderen schon vorhandenen gestaltet ist." Das ist eine der wichtigsten Lehren, die uns gegeben wurden, ihre Spitze geht gegen jene, welche meinen, dass unser Wissen mit einigen Dutzend von Paragraphen, einigen Kommentaren und so und soviel oberstgerichtlichen Entscheidungen vollauf gerüstet ist.

Wenn wir noch dazu erwägen, dass „jegliches Urteil eine Gleichung ist, und dass wir in jedem Urteil sagen, dass der Vorstellungsinhalt derselbe sei, trotz zweier verschiedener assoziativer

---

1) Sigmund Exner, „Entwurf einer physiologischen Erklärung der psychischen Anschauungen". Leipzig und Wien 1894.

Verbindungen" (Münsterberg[1])), so muss es klar werden, in welchen Gefahren wir herumirren, wenn sich „die assoziativen Verbindungen" eines Urteilenden in allzu armseligen und eingeschränkten Verhältnissen befinden. Wie sehr es auf die Natur und Kultur der Richter ankommt, auf das hat uns unser grosser Lehrer Mittermaier[2]) vor 70 Jahren gewiesen: „Es gibt genug Fälle, wo das Gewicht der Beweisgründe so gross ist, dass alle Richter auf die nämliche Art zur Überzeugung von Wahrheit kommen; allein stets ist es die Eigentümlichkeit des urteilenden Subjektes, welches bei dieser Urteilsfällung entscheidet." Was er unter „Eigentümlichkeit" verstanden hat, das sagt er anderen Ortes deutlich genug. —

Zu berühren wäre noch die Frage, welchen Wert Schlüsse haben, die ein Zeuge aus seinen Kombinationen oder seinen Aufschreibungen zieht. Es wurde schon oft übersehen, dass in solchen Fällen doppelte und mehrfache Beweisführungen notwendig sind Sagt z. B. jemand, er wisse zwar das Datum eines bestimmten, in der Strafsache wichtigen Ereignisses nicht, aber er kombiniere, dass es am 2. Juni gewesen sein müsse, denn als jenes Ereignis geschah, war der A beim Zeugen, der nur Mittwochs zu kommen pflege, es könne aber kein Mittwoch nach dem 7. Juni gewesen sein, weil Zeuge an diesem Tage auf längere Zeit verreiste; am 26. Mai könne es nicht gewesen sein, da dieser Tag vor einen Feiertag fiel, an Tagen vor Feiertagen werde aber das Geschäft um eine Stunde später geschlossen, was damals nicht der Fall war, und vor dem 20. Mai kann es nicht gewesen sein, weil es am fraglichen Tage sehr warm war und weil es heuer sich erst vom 20. Mai wärmer gestaltet hat. Hiernach muss das Ereignis einzig und allein am 2. Juni gewesen sein.

Solche Kombinationen wirken in der Regel sehr kräftig, weil sie vorsichtig, klug und überzeugend aussehen; sie imponieren auch besonders dem, der für solche Zusammenstellungen nicht veranlagt ist, viel mehr als sie es verdienen, da sie dem, der auf sie eingewöhnt ist, wenig Schwierigkeiten machen und sich ihm fast von selbst ergeben. Wie immer, wenn uns etwas einen grösseren Eindruck macht, pflegen wir dann auch hier keine besonderen Nachforschungen anzustellen, sondern das Ergebnis lediglich staunend und als zweifellos hinzunehmen. Wie sehr es aber nötig ist, in solchen Fällen erst einmal genau zuzusehen, ob die einzelnen Prä-

1) Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie". III. Heft. Freiburg 1889—1892.

2) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vnm Beweise etc." Darmstadt 1834.

missen unanfechtbar sind, das zeigt ein Blick auf das gewählte oder ein sonstiges beliebiges ähnliches Beispiel: die einzelnen Kalenderdaten, die Tatsachen und Annahmen können leicht irrig angesetzt sein, und das kleinste Übersehen kann den Schluss falsch oder wenigstens nicht zwingend machen. Solche Nachprüfungen sind meistens mühsam und zeitraubend, sie müssen aber gemacht werden. —

Viel schwieriger in der Nachprüfung ist das Vorgehen bei Aufschreibungen. Das Geschriebene hat nicht bloss für andere, sondern auch den, von dem es ausging, immer einen gewiss überzeugenden Wert, und so gerne wir an dem eben oder erst vor kurzem Geschriebenen herumzweifeln und bessern, so sehr hat das vor langem Geschriebene immer eine gewisse Autorität, und wir billigen ihm leicht zweifellos Richtigkeit zu, wenn später darum gefragt wird. Allerdings wird in einem solchen Falle regelmässig gefragt, ob die Aufschreibungen wohl richtig sind, und ebenso regelmässig wird dies auch mit dem Tone voller Überzeugung bestätigt.

Wie eine Prüfung solcher Behauptungen gemacht werden soll, ist im allgemeinen nicht zu sagen; in der Regel wird man wenigstens einige Klarheit bekommen, wenn man sich um den Zweck der Aufschreibungen überhaupt, um die Quellen, aus denen sie entnommen wurden, und natürlich auch um die Person dessen, der sie machte, kümmert. Viel liegt auch an der äusseren Form der Aufschreibungen. Nicht als ob besondere Sorgfalt und Zierlichkeit der Notizen ausschlaggebend wäre; ich habe einmal die Aufzeichnungen eines alten Bauern veröffentlicht, der nicht lesen und schreiben konnte, und seine Verrechnungen mit einem Nachbar durch zwar rohe, aber so deutliche Zeichnungen festhielt, dass dieselben (in einem Zivilprozess) als zweifellos angenommen wurden. Maßgebend sind die Sicherheit in der Erscheinung der Aufschreibungen, ihre Zweckmässigkeit, Ordnung, ununterbrochenes Fortlaufen, alles, was darauf hindeutet, dass die Aufschreibung nicht hinterher geschah, die Begründung ihrer Entstehung und selbstverständlich auch die Person des Aufschreibenden.

Über Urteil und Schluss vergleiche noch die Arbeiten von Jerusalem[1]), Eberhard[2]), Siegwart[3]), vornehmlich aber von Jodl[4]).

1) Wilhelm Jerusalem, „Die Urteilsfunktion". Wien 1891.
2) Eug. Eberhard, „Zur Lehre vom Urteil". Breslau 1893.
3) Christoph Siegwart, „Die Lehre vom Urteil". Tübingen 1873.
4) Friedrich Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896.

k) Fehlschlüsse.

„Die Menschheit würde weniger Täuschungen unterworfen sein, als sie es ist, wenn sie sich beständig an ihren Hang zu falschen Urteilen erinnerte, welche auf ungewöhnlichen, entweder künstlichen oder natürlichen Verbindungen wahrer Empfindungen beruhen. Die Menschen sagen: ‚Ich fühlte‘, ‚ich hörte‘, ‚ich sah‘ dies oder das, wenn in 99 von 100 Fällen ihre wahre Meinung ist, dass nach ihrem Urteil gewisse, dem Bewusstsein zugeführte Empfindungen des Gefühls, Gehörs oder Gesichts von diesen oder jenen Dingen verursacht seien“ (Huxley [1])). Mit diesen klaren Worten ist eigentlich die Entstehungsgeschichte der meisten Fehlschlüsse gekennzeichnet. Sie sind in den seltensten Fällen formaler Natur und haben ihre Entstehung selten allein durch mangelhafte Anwendung der Gesetze der Logik gefunden; ihr Grund liegt in der inneren Unwahrheit einer Prämisse, die wieder durch falsche Anschauung oder Auffassung veranlasst wurde.[2]) Mill behauptet gewiss mit Recht:

„Ein grosser Teil des von der Menschheit gehegten Irrtums beruht auf der stillschweigenden Annahme, dass in der Natur dieselbe Ordnung herrsche, wie in unseren Ideen von ihr, dass die Dinge so zusammen existieren müssen, wie wir sie zusammen denken, dass, wenn wir uns zwei Dinge nicht zusammen denken können, sie auch nicht zusammen existieren können, dass alles falsch sein muss, was wir nicht begreifen.“

Was wir aber nicht begreifen, muss nicht etwas absolut Unbegreifliches sein, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit des Begreifens kann eine subjektive, eine momentane sein, die uns den Zusammenhang in einem Vorgange vielleicht nur deshalb nicht verstehen lässt, weil wir irgend ein vielleicht sonst nahe liegendes Moment nicht kennen oder zufällig übersehen haben. Oft ist mir in Strafprozessen, wo ich oder andere sich über etwas sonst sehr Einfaches nicht hinwegsetzen konnten, die bekannte Geschichte eingefallen, wo eine alte Bäuerin durch eine offene Stalltüre das Hinterteil eines Pferdes und durch eine andere, mehrere Meter entfernte zweite Stalltüre den Kopf eines zweiten, mit dem ersten gleichgefärbten Pferdes sieht und verwundert ausruft: „Herr Gott, ist das ein langer Gaul“! Die Alte war zufällig von der Voraussetzung

---

1) Thomas Henry Huxley, „Lessons in elementary physiology“. London 1866.

2) Vergl. Otto Gross, „Soziale Hemmungsvorstellungen“ in H. Gross' Archiv. Bd. VII. S. 123.

ausgegangen, dass Hinterteil und Kopf der zwei Pferde einem einzigen zugehören, und kam dann nicht mehr dazu, die so nahe liegende Lösung für den „unbegreiflich langen Gaul“ mit in Rechnung zu ziehen.

Solche Irrtümer gehen weit, und Brasch [1]) sagt mit Recht:

„Die Geschichte der Wissenschaften ist nur zu reich an Belegen für die Wahrheit des von Lotze (Mikrokosmus I. p. 170) vertretenen Satzes, „dass mit fast unwiderstehlicher Überredungskraft sich im Laufe unserer inneren Entwicklungen gar viele Überzeugungen einstellen, die trotz der siegreichen Klarheit, mit der sie das unbefangene Gemüt überwältigen, doch dem schärferen Nachdenken sich als Fehlschlüsse darstellen.“

Die Einteilung der Fehlschlüsse machen wir am verständlichsten mit J. St. Mill so, dass wir 5 Klassen derselben unterscheiden:

1. Aprioristische Fehler (natürliche Vorurteile);
2. Fehler in der Beobachtung;
3. Fehler in der Generalisation (wenn die Tatsachen richtig sind, aber die Schlüsse falsch gezogen werden);
4. Fehler in der Konfusion (Unbestimmtheit der Worte oder Fehler der Ideenassoziation);
5. Fehler des Syllogismus (fehlerhafte Argumentation).

In unserer Arbeit spielen alle 5 Klassen eine wichtige Rolle.

Mit natürlichen Vorurteilen haben wir oft zu kämpfen; wir halten gewisse Klassen von Menschen für besser, gewisse Klassen für schlechter und sind, ohne es je deutlich zum Ausdruck zu bringen, der Meinung, dass die ersteren nicht leicht etwas Schlechtes, die letzteren nicht leicht etwas Gutes machen. Wir halten vorurteilsmässig an gewissen Lebensanschauungen, an Rechtsauffassungen und Ansichten fest, obwohl wir genugsam Gelegenheit hatten, uns von deren Unrichtigkeit zu überzeugen; ebenso sehr ist es ein Vorurteil, wenn wir unserer Menschenkenntnis, Beurteilung von Eindrücken und Physiognomien u. s. w. zu viel zutrauen, ja es kann so weit kommen, dass uns gewisse Verhältnisse und Zufälligkeiten, unter denen sich jemand eingeführt hat, derart sympathisch oder unsympathisch waren, dass der Betreffende daraus Vorteil ziehen oder Schaden leiden konnte.

Eine wichtige Rolle spielen diesfalls auch alle jene Schluss-

1) Moritz Brasch, „Die Welt- und Lebensanschauung Friedr. Überwegs etc.“ Leipzig 1889.

folgerungen, die wir trotz der Kenntnis ziehen, dass sich die Sache anders verhält; die Macht der Sinne ist stärker als die unserer Überlegung. Glücklich drückt dies v. Hartmann[1]) aus:

„Die aus der Sinnlichkeit entspringenden Vorurteile sind nicht bewusste Schlüsse des Verstandes, sondern instinktive praktisch zureichende Eingebungen und sind deshalb so schwer durch bewusstes Denken zu vernichten und zu beseitigen. Man mag sich 1000mal sagen, dass der Mond am Horizont ebenso gross ist, wie oben am Himmel — man sieht ihn doch oben kleiner."

Solche fixe Eindrücke erhalten wir aber auch fast in jedem Strafprozess, und haben wir uns einmal klar vorgestellt, wie der Verdächtige gerade die Tat verübt hat, so werden wir diesen Eindruck nicht mehr los, und wenn wir noch so genau erfahren haben, dass er an der Tat nicht beteiligt war.

Über Fehler in der Beobachtung wird in einem späteren Kapitel (Sinneswahrnehmung und Dazugehöriges) gesprochen werden.

Unter den „Fehlern in der Generalisation" spielen die wichtigsten Rollen die Vorgänge der Gruppierung, wo die Umgebung oder die begleitenden Umstände so maßgebend wirken, dass aus ihnen allein, ohne das eigentliche Objekt näher zu untersuchen, der Schluss gezogen wird. Die Tanagrafigur im Hause des feinen Kunstkenners halte ich ohne weiteres für echt, den goldenen Chronometer in der Tasche des Landstreichers für gestohlen, einen riesigen Meteoriten, ein Iguanodonskelet, einen links schauenden Nerva halte ich im königl. Museum in Berlin für zweifellos Original, im Gymnasialmuseum einer kleinen Stadt für Imitation. Dasselbe gilt von Vorgängen; höre ich ein Kind im Hause der bösen Schustersfrau heulen, so zweifle ich nicht, dass sie es prügelt, im Hochgebirg deute ich gewisse Pfiffe auf die Anwesenheit von Gemsen, und einen einzigen langgezogenen Ton, der von allem Möglichen herrühren kann, erkläre ich für Orgelton, wenn eine Kirche in der Nähe ist.

Das sind alles Tätigkeiten, die durch Erfahrung, Kombination und, wenn man will, auch durch Vorurteile begründet sind, sie werden oft zu richtigen Schlüssen führen, in vielen Fällen aber auch zum Gegenteil. Es ist eine oft vorkommende Tatsache, dass man sich gerade hier zur genaueren Untersuchung zwingen muss, weil man so sehr „am ersten, angeblich immer richtigen Eindruck" hängt; der Verstand hat einfach und rasch generalisiert, ohne nach der Berechtigung zu fragen.

---

1) E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten". Berlin 1869.

Das einzige Mittel, hier ohne grosse Schäden durchzukommen, besteht darin, dass man jedesmal die Tatsache für sich aus ihrer, uns bestimmenden Umgebung herausschält und sie ohne derselben einer Erwägung unterzieht; die Umgebung ist allerdings dazu ein Beweismittel, aber kein Beweis, und erst dann, wenn wir den Gegenstand, das Vorkommnis an sich geprüft haben, dann dürfen wir ein Beweismittel nach dem anderen heranziehen und darnach unsere Ansicht modifizieren. Wer das nicht tut, kommt immer zu Fehlschlüssen, und was das Schlimmste ist, wenn man dann später doch auf die Vermutung kommt, dass irgend wo ein Fehler geschehen ist, erscheint es fast immer unmöglich, denselben zu entdecken, da er viel zu versteckt in den Kreis unserer Schlussfolgerungen getreten ist, um später wieder kennbar zu werden.

Die Fehler der „Konfusion“ führt Mill hauptsächlich zurück auf die undeutliche Vorstellung dessen, was Beweis macht, also zunächst auf Zweideutigkeit der Worte. Solche Fälle werden uns nicht leicht vorkommen, wohl aber jene, in welchen wir nicht idente Begriffe zusammenlegen und etwa mit Vernachlässigung eines uns irrig als unwichtig scheinenden, differenzierenden Merkmales Gegenstände oder Geschehnisse verbinden, die getrennt bleiben sollten. Ein warnendes Beispiel sind die Schlüsse, die man aus der erfolgten Abstrafung wegen eines „auf der gleichen Triebfeder“ beruhenden Deliktes zieht. — Ebenso gehört hierher die *Petitio principii*, die Diallele, ein speziell logischer Fehler, und die *Ignorantia elenchi* (Fallazie des Irrelevanten), wo vergessen wurde, was zu beweisen ist. Hierüber wurde schon oben gesprochen („Verlassen des Beweisthemas“ Seite 136). — Die Fehler des Syllogismus sind ebenfalls nur logischer Natur.

l) Moralstatistisches.

Ὁ θεὸς ἀριθμητίζει (Gauss.)

Auf den ersten Anblick hin wird man vielleicht behaupten, die Statistik habe mit der Psychologie nichts zu tun; wird aber erwogen, dass die merkwürdigen und unerklärlichen Ergebnisse, die uns die Moralstatistik und die Statistik überhaupt vorführen, unbedingt einen Einfluss auf unser Denken und unsere Überlegungen namentlich in unserem Fache ausüben müssen, so kann ihre Bedeutung auch für die Kriminalpsychologie nicht geleugnet werden. Verantwortlichkeit, Häufigkeit der Delikte, ihre Verteilung nach Zeit, Ort, Personen und Verhältnissen, dann die Regelmässigkeit

des Auftretens wirken in ihrem Wesen und Erscheinen so energisch auf uns, dass sowohl unsere Zurechtlegungen und Entschliessungen, als auch das Denken und Tun der Menschen, über die wir urteilen, sicher unter ihrer Wirkung liegen [1]). Dazu kommt noch, dass Wahrscheinlichkeit und Statistik in so engem und untrennbarem Zusammenhang stehen, dass wir das eine ohne das andere nicht zu verarbeiten und zu verwerten vermögen. Welche Wichtigkeit die Fragen der Statistik für die Psychologie haben, zeigt sich in einer eminent psychologischen Arbeit von Münsterberg [2]), in der er zuletzt vor Überschätzung der Ergebnisse der Moralstatistik warnt, und meint, wir werden es erst viel später sehen, welche Richtung ihrer Vertreter im Recht ist. Allerdings entdeckt man den wahren Wert der statistischen Zusammenstellungen und Raisonnements erst, wenn man ihnen, stets in Absicht auf kriminelle Verhältnisse, ein eingehendes Studium widmet; die Arbeiten von v. Oettingen [3]), Drobisch [4]), Wagner [5]), Buckle [6]), Quételet [7]), Kirchmann [8]), Schnuse [9]), Fick [10]), Knapp [11]), Földes [12]) u.s.w. enthalten für uns Belehrungen, die in keiner Weise durch andere Studien ersetzt werden können; sie sollen auch hier nicht des weiteren besprochen werden, da nur ein systematisches Studium dieser Arbeiten selbst nützen kann; hier sei nur auf die Wichtigkeit der Lehren für unsere Disziplin hingewiesen. Dass in den Zahlen und Zusammenstellungen der

1) Otto Gross, „Zur Phyllogenese der Ethik“ in H. Gross' Archiv. IX, 100.

2) Hugo Münsterberg, „Über Aufgaben und Methoden der Psychologie“, in den Schriften der „Gesellschaft f. psycholog. Forschung“. I. Sammlung. 1893.

3) A. v. Oettingen, „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik“. Erlangen 1869—1874.

4) M. W. Drobisch, „Die moralische Statistik und die menschl. Willensfreiheit“. Leipzig 1867.

5) Adolf Wagner, „Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen“. Hamburg 1864.

6) H. Th. Buckle, „History of civilisation in England“. (7. Aufl. 1878.)

7) L. A. J. Quételet, „Statistique international“. Brüssel 1865.

8) J. H. v. Kirchmann, „Über die Wahrscheinlichkeit“ (Verhandlungen der philos. Gesellschaft. I. Heft 1875, Leipzig).

9) C. H. Schnuse, „Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung“. Braunschweig 1841.

10) Adolf Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten“. Würzburg 1883.

11) Georg Friedr. Knapp, „Über die Ermittelung der Sterblichkeit“. (Leipzig 1868) und „Theorie des Bevölkerungswechsels“. Braunschweig 1874.

12) B. Földes, „Einige Ergebnisse der neueren Kriminalstatistik“. Zeitschrift f. d. ges. Strafrechts-Wissenschaft. XI. Band. 1891.

Statistik Unlöslichkeiten enthalten sind, will niemand ernstlich bestreiten; wir wollen aufrichtig zugeben, dass wir auch heute nicht weiter sind, als damals, als Paul de Decker die Arbeiten Quételets über Moralstatistik in der Brüssler Akademie der Wissenschaften besprach und offen gestand, welch ein Rätsel es sei, dass die menschliche Tätigkeit bis in die kleinsten ihrer Bewegungen konstanten und unveränderlichen Gesetzen in ihrer Totalität gehorcht. Adolf Wagner [1]) hat diese Merkwürdigkeit so veranschaulicht:

„Wenn uns ein Reisender von einem Volke erzählt hätte, wo durch ein Gesetz der Staatsgewalt genau bestimmt würde, wie viel Leute per Jahr heiraten, sterben, sich selbstmorden müssen, wie viele Verbrechen und von welchen Klassen begangen werden, und dass sich das Volk vollkommen fügt — was hätten wir gesagt? Und tatsächlich ist's genau so“.[2])

Freilich werden in der Moralstatistik nur Quantitäten, keine Qualitäten gemessen, aber im Verlaufe der Arbeit wird man auch auf diese kommen und wer z. B. Untersuchungen darüber anstellt, wie die Verbrechen zum Schulbesuche und zur Bildung stehen, welche Menschenklassen die meisten Selbstmordkandidaten stellen u. s. w., der bringt schon die Qualitäten der Menschen mit statistischen Daten in Verbindung. Gewiss ist die Zeit nicht mehr ferne, in der wir bei selten vorkommenden Verbrechen, zweifelhaften Selbstmorden, eigentümlichen psychischen Erscheinungen u. s. w. mit der statistischen Tabelle in der Hand nach Anhaltspunkten für die Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Annahme suchen werden; vielleicht tut das hin und wieder heute schon einer. Dass dies möglich ist, kann bei der unbegreiflichen Konstanz mancher Zahlen nicht bezweifelt werden. Fassen wir z. B. bloss die Selbstmorde ins Auge und betrachten wir die Zahl derselben seit 1819 in Österreich (nach A. v. Oettingen) in Gruppen von je 8 Jahren[3]), so finden wir als (abgerundete) Ziffern: 3000, 5000, 6000, 7000, 9000, 12000, 15000 — also ein so regelmässiges Steigen, dass es einem Gesetze ähnlich ist.[4]) Oder greifen wir die Zahl der Frauen heraus, die sich im Laufe von 10 aufeinander folgenden Jahren in Frankreich erschossen haben, so finden wir: 6, 6, 7, 7, 6, 7, 7, 6, 6, 7; es wechselt also bloss die Zahl zwischen 6 und 7! Würden wir

---

1) Adolf Wagner loco cit.

2) Näcke, „Moralische Werte“ in H. Gross' Archiv. IX, 213.

3) Selbstmorde im deutschen Reich 1895—1897. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deuschen Reiches. 1899, 122.

4) J. Gurnhill, „The morals of Suicide“. London 1900.

nicht aufmerksam werden, wenn sich in einem Jahre der 8. oder 9. Fall ereignete? Würden wir nicht der entfernten Vermutung Raum geben, es handle sich um einen maskierten Selbstmord? Oder: Die Zahl der Männer, die sich in derselben Zeit im gleichen Raumbezirk ertränkt haben: 280, 285, 292, 276, 257, 269, 258, 276, 278, 287 — mit Recht sagt Wagner von solchen Zahlen (aus einer riesigen Tabelle), „sie enthalten die arithmetischen Verhältnisse eines der moralischen Weltordnung angehörenden Mechanismus, die unsere staunende Bewunderung in noch höherem Maße auf sich ziehen, wie der Mechanismus der Himmelskörper."

Vielleicht noch merkwürdiger gestalten sich die Zahlen, wenn man sie so zusammenstellt, dass sie sich durch eine Kurve veranschaulichen lassen. [1])

So stellt Drobisch eine Tabelle zusammen, in welcher die Verbrechen nach dem Alter aufgeteilt werden:

Von 1000 Verbrechen waren gerichtet:

Im Alter von:	gegen das Eigentum:	gegen die Person:
weniger als 16 Jahren	2	0,53
16—21 „	105	28
21—25 „	114	50
25—30 „	101	48
30—35 „	93	41
35—40 „	78	31
40—45 „	63	25
45—50 „	48	19
50—55 „	34	15
55—60 „	24	12
60—65 „	19	11
65—70 „	14	8
70—80 „	8	5
mehr als 80 „	2	2

Durch beide Kolonnen lässt sich eine sichere Kurve legen, sie macht nirgends einen Rückschlag, steigt gleichmässig an und fällt ebenso wieder ab, mehr mathematische Sicherheit lässt sich fast nicht denken.

Von gleich grosser Wichtigkeit ist das Parallelisieren der einflussreichsten Momente. Wenn wir z. B. die Selbstmorde überhaupt

1) A. Heller, „Zur Lehre vom Selbstmord". Münchner med. Wochenschft. S. 1653 ff. 1900.

in Frankreich für die Zeit von 1826—1870 (in Jahrfünfen zusammengefasst) betrachten, so finden wir die Zahlen: 1739, 2263, 2574, 2951, 3446, 3639, 4002, 4661, 5147; da nun während jener Zeit die Bevölkerung nur von 30 Millionen auf 36 Millionen gestiegen ist, so müssen noch andere maßgebende Faktoren gesucht werden.[1])

Bleiben wir noch bei dem Beispiele mit dem Selbstmord, der ja hier für uns wegen der vielen erhobenen Zahlen am belehrendsten ist, so finden wir noch eine Menge von mehr minder schwer erklärlichen Nebenumständen, z. B. die von Gutberlet[2]) aus den Arbeiten von Oettingen, Querry, Wagner, Legoyt u. s. w. zusammengestellte Wahrnehmung, dass sich die meisten Menschen im Juni, die wenigsten im Dezember umbringen; weiter, die meisten nachts (besonders in der Morgendämmerung), die wenigsten mittags (zumal von 12—2 Uhr). Die grösste Frequenz liefern die Halbgebildeten, das Alter zwischen 60 und 70 Jahren und von allen Völkern der Gotteswelt — die guten Sachsen (Oettingen).

Stellt man solche und viele andere bestehenden Beobachtungen zusammen (vergl. dazu das treffliche Werk von Masaryk[3])), so kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Feststellungen fix genug sind, um vorkommenden Falles wenigstens Annahmen aufstellen zu können. Allerdings leistet die Statistik für das Einzelne einstweilen noch wenig; J. Stuart Mill meint richtig, die Sterblichkeitstabellen sind nützlich für Assekuranzgesellschaften, dem einzelnen geben sie über die Dauer seines Lebens wenig Auskunft, und Adolf Wagner stellt die Hauptregel der Statistik dahin auf: Es gelte das Gesetz der grossen Zahlen: nur bei grosser Anzahl von Fällen tritt die konstante Regelmässigkeit uns wahrnehmbar hervor, im einzelnen beobachten wir manche Abweichungen und Ausnahmen von der Regel. Quételet hat uns das prächtige Beispiel mit dem Kreise gegeben. „Zeichnet man mit dicker Kreide auf der Wandtafel einen grossen Kreis, so wird seine Linie in kleinen Abschnitten und genau, etwa gar mit der Lupe, betrachtet, die gröbsten Unregelmässigkeiten zeigen, tritt man aber weit zurück und betrachtet den Kreis als Ganzes, so tritt seine regelmässige, vollkommene Form in aller Deutlichkeit hervor.“ Aber der Kreis muss sorgfältig und richtig gezeichnet sein und weiter, man darf sich keinen Sentimentalitäten hingeben und jammern, wenn man beim Ziehen desselben

1) Näcke in H. Gross' Archiv. XIV, 366 u. Bd. VI. S. 325.

2) Konstantin Gutberlet, „Die Willensfreiheit und ihre Gegner“. Fulda 1893.

3) Thomas Garrigue Masaryk, „Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation“. Wien 1881.

etwa einer Fliege über die Beine gefahren ist. Emil du Bois-Reymond[1]) sagt in befremdlicher Weise: „Wenn uns Herr von Stephan berichtet, dass auf 100000 Briefe jährlich genau so und so viele ohne Adresse kommen, so denken wir uns nichts dabei — wenn aber Quételet berechnet, dass überall und immer auf 100000 Menschen so und so viele Verbrecher fallen, so empört das unser sittliches Gefühl, denn es ist peinlich zu denken, dass wir nur deshalb nicht Verbrecher sind, weil andere statt uns das schwarze Los gezogen haben".[2]) Darin liegt ebensowenig Empörendes, als in der Beobachtung, dass alle Jahre sich so und so viele Menschen die Beine brechen und so und so viele sterben, wobei es immer einer grossen Zahl von Menschen glückt, nicht unter jenen zu sein, die sich heuer die Beine brachen oder starben. Das ist eben die unerbittliche Logik der Tatsachen, an der nichts Kränkendes zu finden ist.

Dass aber unsere Kriminalstatistik anders gearbeitet werden muss, wenn sie uns helfen soll, als wie sie jetzt behandelt wird, das unterliegt keinem Zweifel. An dem Beispiele mit der Selbstmordstatistik war zu sehen, dass sich einst Schlüsse werden ziehen lassen, selbst auf vereinzelte Fälle, wenn man das vorhandene Material sorgfältig und nach allen Seiten hin durchgearbeitet hat. Aber derart verarbeitet wird unser kriminalstatistisches Material heute noch selten; der Tenor dieser Arbeiten ist häufig ein bureaukratischer und nach den Paragraphen des Strafgesetzes und der Strafprozessordnung geordnet. So liefert der Kriminalist dem Statistiker die Zahlen, und dieser kann aus ihnen auch keine grossen Gesetze ableiten. Sehen wir uns einmal einen amtlichen statistischen Jahresbericht über die Tätigkeit der Strafgerichte eines Reiches an. Unter und über den Tausenden und Tausenden von Zahlen und Zahlenreihen schwimmt eine grosse Menge der mühsamsten Arbeit, die sich nur zum kleinsten Teile verzinst. Vor mir liegen die vier Hefte eines Jahres, welche immer die Tätigkeit der österreichischen Gerichte und Strafanstalten behandeln und die wegen ihrer Reichhaltigkeit, Genauigkeit und strengen Übersicht den besten Ruf besitzen. Schlagen wir nun das uns wichtigste Heft: „Die Ergebnisse der Strafrechtspflege in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern" auf: Alles ist verbucht, wie viele da, wie viele dort bestraft wurden und was sie verbrochen haben, die Pro-

1) Emil du Bois-Reymond, „Die sieben Welträtsel". Leipzig 1882.

2) .S den Versuch mit den schwarzen und weissen Kugeln bei W. Lexis, „Abhandlungen zur Theorie der Bevölkerungs- u. Moralstatistik". Jena 1903.

zentsätze der Verurteilten nach Alter, Familienstand, Religion, Beschäftigung, Vermögen u. s. w., dann in endlosen Tabellen die Zahl der Verhafteten, Verurteilten, der Beschwerden und sonstiger Rechtsmittel, der Übertretungen, die Zahl der Monate und Jahre der Verurteilungen, der Vorabstrafungen u. s. w. Das alles hat Wert dafür, um zu wissen, ob die Besetzung der Gerichte die entsprechende war, ob sich eine gewisse Gleichförmigkeit im Vorgang der Behörden entdecken lässt u. s. w. Psychologisch verwertbares Material ist wenig zu finden. Ein energischer Anlauf dazu ist genommen, indem man auf Bildung, Vermögen, Vorstrafen u. s. w. Rücksicht nahm, allerdings nur in den gröbsten Umrissen, und dass man dort, wo Todesurteile gefällt wurden, den Hergang und das Motiv kurz in einer Rubrik aufnahm (z. B. Mord durch Erschiessen des X, den er beim Felddiebstahl betreten hatte). Davon, dass man sich durchwegs mit den Motiven, soweit sie feststellbar sind, befasste, dass man zahlreiche Rubriken für Bildung, Vorleben, Stellung, Erziehung, Familienstand, dann Rückfall der Verurteilten u. s. w. geschaffen hätte, ist heute nur wenig wahrzunehmen. Erst dann, wenn die Statistik sich wirklich und allgemein mit Qualitäten und nicht bloss mit Quantitäten befassen wird, erst dann hat sie nicht bloss bureaukratischen, sondern auch wissenschaftlichen, aber auch hochwissenschaftlichen Wert.

2. Das Wissen.

So wie in jeder Disziplin muss auch im Strafrecht gefragt werden, wann wir sagen dürfen: „Wir wissen es“, und die Antwort ist keineswegs immer dieselbe, obwohl man eigentlich erwarten sollte, dass an die Überzeugung des Wissens immer dieselben Bedingungen geknüpft sind. Der merkwürdige und signifikante Unterschied liegt darin, ob auf das Verdikt „Wir wissen es“ praktische Folgerungen eintreten werden oder nicht. Wenn die Frage erörtert wird, wo die Teutoburger Schlacht geschlagen wurde, ob der Mond Eigenwärme besitzt, oder ob eine gewisse Tierform im Pliocän vertreten ist, so werden wir zuerst annehmen, dass dies sicher zu sagen ist, es werden sich Gründe dafür und dagegen erheben, die ersteren mehren sich und plötzlich finden wir in irgend einem Buche die Versicherung, dass „wir dies wissen“, und von da geht es in so und so viele andere Bücher über; ein wesentlicher Schaden kann nicht eintreten, wenn die Sache auch nicht wahr ist.

Geht aber die Wissenschaft daran, die Qualitäten irgend eines

Materials festzustellen, die Heilkraft eines Giftes, die Möglichkeit eines Verkehrsmittels, die Durchführbarkeit grosser national-ökonomischer Prinzipien u. s. w. zu erproben, da dauert es in der Regel viel länger, bis man den Ausspruch hört: „Wir wissen, dass dies so und nicht anders ist"; man ist sich darüber klar, dass die praktische Verwertung des „Wir wissen" wichtige und unter Umständen gefährdende Folgen nach sich zieht, und deshalb hat man für diese Fälle eine andere Taxation des Wissens eingeführt, als für jene aller anderen Disziplinen, welche nie ins Praktische übersetzt werden.

Zu den ersteren gehört auch die Disziplin unserer Arbeit, und es ist nur noch ein Moment dazu getreten, welches das nicht vollständige Wissen zum Nichtwissen macht: Das ist der Fall am Schlusse unserer Arbeit, bei der Fällung des Urteiles, wo jedes „Nein" jedesmal bedeuten kann: „Wir wissen, dass er es nicht getan hat", aber auch: „Wir wissen es nicht vollkommen sicher, ob er es getan hat." Unser Wissen ist in diesem Fall beschränkt auf die Erkenntnis von der Unklarheit der Sache, und Erkenntnis im weitesten Sinne „ist das Bewusstsein um einen bestimmten Sachverhalt" (Fischer [1])), i. e. hier der Unklarheit. Auch hier, wie überall, ist Wissen nicht ident mit Wahrheit, das Wissen ist nur subjektive Wahrheit, wer etwas weiss, hat alle Gründe für sich, etwas für wahr zu halten, keinen dagegen, so dass er zur Annahme berechtigt ist, es werden ihm alle, die von seinem Wissen Kenntnis erlangen, Recht geben. Aber auch dann, wenn ihm alle recht geben, ist hiermit nur gemeint, nach dem augenblicklichen Stande unserer Kenntnis, es kann alles, was wir heute wissen, morgen anders aussehen; und daher behaupten wir Kriminalisten viel weniger als andere Forscher, dass wir nach Wahrheit streben, denn wenn wir uns erkühnten, das zu behaupten, so hätten wir nicht die Institute der Rechtsmittel, Revision und Wiederaufnahme des Strafverfahrens. So ist unser Wissen, bescheiden ausgedrückt, nur die innerste Überzeugung, dass sich eine Sache nach menschlicher Voraussicht und *rebus sic stantibus* so und nicht anders verhalte — in Parenthesis: Wir geben aber zu, dass sich das „*rebus sic stantibus*" jeden Augenblick ändern kann, und wir erklären uns bereit, die Frage sofort einer neuen Forschung zu unterziehen, *si stat res aliter* — wir beanspruchen materielle, aber nur relative Wahrheit.

---

[1]) Engelb. Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

Einer der schärfsten Denker, Julius Robert von Mayer[1]), der zuerst das bewegende Prinzip von der Erhaltung der Kraft aufgestellt und durchgeführt hat, sagte: „Die wichtigste, wenn nicht einzige Regel für die echte Naturwissenschaft ist die: Eingedenk zu bleiben, dass es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen; ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie damit auch erklärt und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendet."

Der unsterbliche Forscher, der erst der modernen, nach seinem Tode angebrochenen Zeit bedurfte, um verstanden zu werden, hat bei diesem Ausspruche nicht an uns trockene Juristenseelen gedacht, aber wir, die wir heute nur bescheiden versuchen, unsere Disziplin dem grossen Zuge und dem einzig richtigen Arbeitssystem der Naturforscher unterzuordnen, wir nehmen seine Lehre für unsere Arbeit ebenfalls in Anspruch, auch für uns ist jedes einzelne Verbrechen, das wir zu erforschen haben, eine Tatsache, und ist sie nach allen Seiten bekannt, haben wir uns über jede, auch die kleinste Einzelheit Rechenschaft gegeben, dann ist sie auch erklärt und auch unsere Aufgabe ist beendet.

„Mit dem Worte ‚erklären' kommen wir nicht weit, es handelt sich immer darum, das Unerklärliche in seinen kleinsten Raum zurückzudämmen und auf seinen einfachsten Ausdruck zu bringen" (Paul du Bois-Reymond[2])).

Ja, wenn es uns gelänge, „das Unerklärliche in seinen kleinsten Raum zurückzudämmen" — in den meisten Fällen setzen wir statt eines oft recht bekannten Wortes nicht ein noch bekannteres, sondern ein so fremdes, dass sich jedermann etwas anderes darunter denken kann, und damit ist jeder Streit allerdings unmöglich gemacht. Ebenso ist es mit den Vorgängen, die wir dadurch erklären, dass wir andere, viel schwierigere Vorgänge heranziehen, die oft nur durch ihre Plötzlichkeit zum Schweigen bringen; das Ah! der Zuschauer wird durch den Knall der Rakete ausgelöst, nicht durch ihr glänzendes Farbenspiel.

Leider s nd gerade wir Juristen am meisten geneigt, unbrauchbare Erklärungen zu geben, weil wir aus unseren Strafgesetzen unsinnige Definitionen gewohnt sind, die uns der Frage selten näher bringen, sondern stets nur eine Anzahl schwierig zu deutender

---

1) J. R. v. Mayer, „Bemerkungen über u. s. w.". Heilbronn 1851.
2) Paul du Bois-Reymond, „Über die Grundlagen u. s. w.". Tübingen 1890.

Worte statt des einzigen, oft leicht verständlichen hinstellen. Dann kommen wir einerseits zu unmöglichen, schwer zu fassenden Erklärungen, die wir oft selbst nicht glauben, und andererseits deuten und definieren wir Vorgänge, die ohnehin jedermann verstanden hat, wobei dann erst Zweifel und Unsicherheiten entstehen, weil man zu erklären versucht hat. Besonders schlimm wird die Sache, wenn wir uns selbst unsicher fühlen, oder wenn wir Widerspruch erfahren haben oder solchen erwarten. Dann trachten wir häufig uns selbst zu beweisen, dass wir etwas wissen, obwohl wir im Anfange ganz gut darüber klar waren, dass dies nicht der Fall ist; wir sollen nicht vergessen, dass „unser Wissen sich nur auf Ideen erstrecken kann; es besteht eben nur in der Perzeption der Verknüpfung und Übereinstimmung (die Summe der Winkel in einem Dreieck beträgt 180°) oder der Nichtübereinstimmung und des Widerstreites irgend welcher von unseren Ideen (Weiss ist nicht Schwarz)." [1]) Gerade in der Ausarbeitung dieser „Ideen" liegt aber unsere Tätigkeit, und je eingehender sich diese gestaltet, um so grösser und sicherer ist der Erfolg. Nie aber dürfen wir unserer eigenen Idee allein vertrauen. „Wenn der Theologe, der sich mit dem Übersinnlichen beschäftigt, alles gesagt hat, was von seinem Standpunkte zu sagen ist, wenn der Jurist, der die Grundsätze vertritt, welche die Resultate sozialer Wissenschaft sind, wiederum alle Gründe von seinem Standpunkte dargelegt hat, so muss in bestimmten Fällen der Arzt, der sich mit dem körperlichen Leben befasst, die letzte Instanz sein."

Diese allgemein gehaltenen Worte Maudsleys [2]) sollen uns nur erinnern, dass unser Wissen ein sehr einseitiges und beschränktes sei, und dass wir einen Vorgang nur dann kennen und ein Wissen von demselben haben, wenn alle gesprochen, die überhaupt Kenntnisse über solche Vorgänge besitzen. Daher abermals die Mahnung an jeden Kriminalisten, sein Wissen auf einen Stab von möglichst vielen Sachverständigen zu gründen, über nichts urteilen und sprechen zu wollen, was irgendwie besondere Kenntnisse erfordert, sondern immer solche zu befragen, deren Sache es ist, sich in der fraglichen Richtung auszukennen. Nur der Pfuscher weiss alles, der Unterrichtete sieht ein, wie wenig der Geist des einzelnen zu umfassen vermag und wie viele zusammen helfen müssen, um auch nur kleine Fragen zu erledigen.

Die Kompliziertheit derselben liegt im Wesen des Begriffes

1) Alexius v. Meinong, „Hume-Studien". Wien 1877 und 1882.
2) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

„sein“. „Das Wort sein gebrauchen wir, um den Inbegriff von allem Wahrgenommenen und Wahrnehmbaren zu bezeichnen. Sein und Wissen sind identisch, insofern sie gleichen Inhalt haben und der Inhalt des Seienden gewusst werden kann“ (Jessen [1])).

Über die philosophische Begriffsbestimmung des Begriffes Wissen siehe Kirchmann, „Die Lehre vom Wissen“.[2])

---

1) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie“. Berlin 1855.

2) J. H. v. Kirchmann, „Die Lehre vom Wissen“. Berlin 1868.

II. Objektiv.

Die psychische Tätigkeit des Vernommenen.

A. Gemeinsame Momente.

1. Sinneswahrnehmungen.

Quod non fuit in sensu non est in intellectu (Aristoteles).

Unsere Feststellungen beruhen auf den Wahrnehmungen, die wir selbst und andere machen; sind die Wahrnehmungen gut, so können unser Urteile gut sein, sind sie schlecht, so müssen die Urteile schlecht sein. Wenn wir uns daher mit der Art, wie wir mit den Sinnen aufnehmen, befassen so beschäftigen wir uns mit den Grundbedingungen der Rechtssprechung, und je grösser die verwendete Aufmerksamkeit ist, desto sicherer ist die Rechtssprechung.

Wenn nun im folgenden über Sinneswahrnehmungen gesprochen wird, so soll selbstverständlich keine erschöpfende Theorie derselben ausgearbeitet, sondern nur jene Momente derselben herausgegriffen werden, welche die in kriminalistischer Beziehung wichtigen Umstände betreffen und an welchen gezeigt werden kann, wie wir selbst und die von uns Vernommenen auffassen.

Ein eingehendes Studium der vielen über diese Frage im allgemeinen bestehenden Arbeiten kann nicht dringend genug empfohlen werden. Die Wissenschaft ist namentlich in der letzten Zeit in dieser Richtung weit vorgedrungen, das Meiste, was da geleistet wurde, ist für uns von grosser Wichtigkeit, und wer das, was hier gearbeitet wurde, ignorieren will, der ist auf die groben Anschauungen angewiesen, die sich von selbst ergeben und die dann aber eine Beurteilung der eigenen und fremden Wahrnehmungen nur nach den äussersten Umrissen gestalten; so findet sich eine Menge von Unbegreiflichkeiten und Unverständlichkeiten, man registriert verschiedene Beobachtungen, die eigentlich dasselbe beweisen, man

findet scheinbar übereinstimmende Wahrnehmungen, die aber Verschiedenes behaupten, und so gelangt man dazu, dass man wertvolles Material ignoriert, weil es angeblich nicht stimmt, und was noch schlimmer ist, man findet „Übereinstimmendes, also Beweisendes", was, richtig verstanden, belanglos wäre.

Ausser den weiterhin zitierten Arbeiten möchte ich zum Studium empfehlen die Werke von Wundt[1]), Müller[2]), Böse[3]), Washburn[4]), Tortual[5]), Zwaardemaker[6]), Höring[7]), Panum[8]), Renz und Wolf[9]), Kundt[10]), Camerer[11]), Kottenkamp[12]), Vierordt[13]), Nagel[14]), Betzold[15]), Höfler[16]), Hering[17]), Schopenhauer[18]), Jodl[19]), Lucae[20]) Magnus[21]), Stumpf[22]), Wolff[23]), Mach[24]), Conte[25]),

1) Wilhem Wundt, „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung".

2) G. E. Müller, „Zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit". Leipzig 1873.

3) K. G. Böse, „Über Sinneswahrnehmung und deren Entwicklung zur Intelligenz". Braunschweig 1872.

4) Marg. Floy Washburn, „Über den Einfluss von Gesichtsassoziationen etc.". Leipzig 1895.

5) Tortual, „Die Sinne des Menschen". Münster 1827.

6) H. Zwaardemaker, „Der Umfang des Gehöres in den verschiedenen Lebensaltern". Zeitschrift für Psychologie etc. v. Ebbinghaus und König. Band VI.

7) Höring, „Versuche über das Unterscheidungsvermögen des Hörsinns". Tübingen 1864.

8) Panum, „Über des Sehen mit zwei Augen". Kiel 1858.

9) Renz und Wolf, „Über das Schallmaß". Vierordts Archiv. 1856. H. 2.

10) August Kundt, „Untersuchungen über das Augenmaß". Poggendorfs, Ann. der Physik. Bd. 120.

11) W. Camerer, „Versuche über den Raumsinn". Zeitschrift für Biologie. Bd. XIX.

12) R. Kottenkamp und H. Ullrich, „Versuche über den Raumsinn der Haut". Zeitschrift für Biologie. VI. Band.

13) H. Vierordt, Über dasselbe Thema im selben Band.

14) A. E. Nagel, „Das Sehen mit zwei Augen". Leipzig 1861.

15) Friedrich Betzold, „Das Hörvermögen der Taubstummen". Wiesbaden 1896.

16) Al. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

17) Hering, „Zur Lehre vom Lichtsinn".

18) Schopenhauer, „Sehen und Farben".

19) Friedrich Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896.

20) Lucae, „Zur Entstehung und Behandlung der subjektiven Gehörsempfindungen". Berlin 1884.

21) A. Magnus, „Gehör und Sprache". Virchow und Holtzendorff'sche Vorträge Nr. 280.

22) Karl Stumpf, „Tonpsychologie". Leipzig 1883.

23) O. J. B. Wolff, „Die Mechanik des Riechens". Berlin 1878.

24) Ernst Mach, „Untersuchungen über den Zeitsinn des Ohres". Wiener Akademie. Februar 1865.

25) Jos. Le Conte, „Die Lehre vom Sehen". Intern. wiss. Bibliothek. Bd. 54.

George[1]), Hensen[2]), Czermak[3]), Chodin[4]), Böhmer[5]), Frank[6]), Cornelius[7]), Vaschide und Vürpass[8]), Wreschner[9]), Schneikert[10]), Gross[11]), Gloss[12]), Wertheimer und Klein[13]), Passow[14]), die Arbeiten von W. Stern u. s. w.

a) Allgemeines.

Befasst sich der Kriminalist mit jenem Teil der modernen physiologischen Psychologie, der von den Sinnen und ihren Funktionen handelt, so tut er dies in der Absicht, darüber klar zu werden, was die Sinne überhaupt leisten, wie diese Leistungen zustande kommen, wie sie auf die Entstehung von Vorstellungen und Begriffen wirken, was wir ihnen zutrauen können, unter welchen Verhältnissen wir dem durch die Sinne Aufgenommenen mehr oder weniger Sicherheit zuschreiben dürfen und in welchem Verhältnis die sinnliche Wahrnehmung zu den Objekten steht. Ob es sich da um die eigenen Sinne des Richters, die des Geschwornen, des Sachverständigen, des Zeugen oder selbst des Beschuldigten handelt, wird im ganzen gleichgültig sein; ist man einmal über das Wesen der Sinne, ihre Funktionen und Verhältnisse überhaupt klar, so ist die Anwendung dessen, worüber man sich belehrt hat, auf den einzelnen Menschen, sei er in dieser oder jener augenblicklichen Stellung, nicht mehr schwer.

---

1) Leopold George, „Die fünf Sinne“. Berlin 1846.

2) V. Hensen, „Physiologie des Gehöres“. Hermanns Handbuch der Physiologie“.

3) Czermak, „Das Ohr und das Hören“. Populäre physiologische Vorträge. Nr. 2.

4) Chodin, „Über die Abhängigkeit der Farbenempfindung von der Lichtstärke“. Preyers Sammlung. I. Reihe, Nr. 7.

5) Heinrich Böhmer, „Die Sinneswahrnehmung etc.“ Erlangen 1863.

6) Angell Frank, „Über die Schätzung von Schallintensitäten“. Philos. Studien. 7. Band.

7) Karl Sebastian Cornelius, „Die Theorie des Sehens“. Halle 1861.

8) „Recherches expérim.“ in „Revue de Psych“. Jan. u. Febr. 1903.

9) „Zur Psych. d. Aussage“ im „Arch. f. ges. d. Psych.“ I. 1903.

10) „Die Zeugenvernehmung“ in „Beiträge zur Psychol. d. Aussage“. 1904. 4. Heft.

11) „Zur Wahrnehmungsfrage“; ibid. 1903. 2. Heft.

12) In H. Gross’ Archiv. XIV, 83.

13) In H. Gross’ Archiv. XV, 72.

14) Ibidem. XV, 151.

Die Wichtigkeit der sinnlichen Wahrnehmung braucht nicht erst bewiesen zu werden. „Fragen wir", sagt Mittermaier [1]), „nach welchen Gründen wir in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens unsere Überzeugung von der Wahrheit der Tatsachen bestimmen und worauf nach der Erfahrung aller Zeiten die Urteile über das Dasein von Tatsachen auch von dem vorsichtigsten Menschen gebaut werden, so überzeugen wir uns leicht, dass das Zeugnis unserer Sinne als das zuverlässigste betrachtet wird, und die sinnliche Evidenz scheint daher die einzige wahre Quelle der Gewissheit zu sein."

Freilich hat es zu allen Zeiten Streit darüber gegeben, inwieweit das, was uns die Sinne geben, objektiv und verlässlich ist, was es überhaupt darstellt. v. Volkmar [2]) hat dies einmal in grossen Zügen zusammengestellt.

Dass die Sinne nicht betrügen, „nicht weil sie immer richtig, sondern weil sie gar nicht urteilen", ist ein oft zitierter Ausspruch Kants [3]). Er ist aber älter, da schon die Cyrenäische Schule durch ihre Behauptung: Lust und Schmerz seien allein von zweifelloser Wahrheit, dies aussprach [4]). Aristoteles [5]) beschränkt die Untrüglichkeit der Empfindung auf deren eigentümlichen Inhalt; damit stimmt Epikur [6]). Cicero sagt auch: *opinionis mendacium est, non oculorum.* Dass keine Vorstellung an sich als blosse Veränderung des Gemütes wahr oder falsch heissen könne, haben auch Descartes [7]), Locke [8]) und Leibniz [9]) hervorgehoben. Darüber hinaus war der Sensualismus bemüht, die Sinne gegen den Vorwurf der Trüglichkeit in Schutz zu nehmen, wie es namentlich Gassendi [10]), Condillac [11]), Helvetius [12]) u. a. getan haben, wobei in der Regel gegen den Vorwurf des Widerspruches in den Aussagen der einzelnen Sinne an

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise". Darmstadt 1834.
2) Wilhelm Volkmann von Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.
3) Im. Kant, „Kritik der reinen Vernunft".
4) Vergl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen". 3 Teile. 1856—1865.
5) Aristoteles, „De anima" II⁶, III¹, „de sens". 4; „de insomn." 1 und bes. Metaph. IV, 6.
6) Epikur Diog. L. X.
7) René Descartes, „Meditationes de prima philosophia", herausg. von Barach. Wien 1862.
8) John Locke, „The Works 6. ed. 3. vol.", London 1759.
9) Gottf. Leibniz, „Theod. disc." 65 Opp.
10) Petrus Gassendi, „Objectiones ad meditationes Cartesii" (Leyden 1658).
11) Etienne de Condillac, „Essai sur l'origine des connaissances humaines (Amsterdam 1746) und „Traité des sensations", deutsch v. Johnson. Berlin 1870.
12) Claude Adrien Helvetius, „De l'esprit". Paris 1758, neu 1880.

die Unfehlbarkeit des Tastsinnes appelliert wurde. — Reid[1]) ging wieder auf Aristoteles zurück, indem er zwischen den spezifischen Objekten der verschiedenen Sinne unterschied und für jeden Sinn innerhalb seiner Domaine Untrüglichkeit in Anspruch nahm; darin stimmt ihm auch Garnier[2]) bei.

Dass diese verschiedenen Auffassungen sich ausgleichen werden, ist nicht anzunehmen, wenn man auch heute einen entschiedeneren Standpunkt wahrnehmen kann, seitdem das Messen und Zählen in der Psychologie Raum und Beachtung gefunden hat. Eigentlich wurde diese moderne Arbeit von Herbart begonnen, der ein mathematisches System dadurch aufstellte, dass er völlig unempirische Voraussetzungen über das Wesen der Vorstellungen einführte und über die numerische Grösse der Hemmungen gewisse einfache Prämissen aufstellte. Dann kam Fechner, der voraussetzt, dass sich eine starke Empfindung aus schwachen zusammensetzt, wie der Meter aus Zentimetern. Es fanden diese Anschauungen eine Fixierung im vielfach besprochenen E. H. Weberschen Gesetz, nach welchem mit wachsender Grösse des Reizes und der Empfindung stets grössere Reizzuwüchse nötig sind, um einen eben noch merklichen Empfindungsunterschied zweier Reizgrössen (denselben Empfindungszuwachs) auszulösen, oder, wie es Fechner[3]) ausdrückt: „dass gleiche relative Reizzuwüchse gleichen Empfindungszuwüchsen entsprechen". Dieses Gesetz, welches für die Auffassungen des Kriminalisten dann, wenn es sich um die Wahrnehmungen von Sinneseindrücken (namentlich bei Zeugen) handelt, von grösster Wichtigkeit ist, hat durch die geniale Arbeit A. Meinongs[4]) eine, ich glaube abschliessende Behandlung erfahren[5]).

„Die neuere Physiologie betrachtet die äusserlich wahrgenommenen Qualitäten als etwas an sich Subjektives, das erst durch unsere Beziehung nach aussen einen objektiven Charakter empfängt .... Der qualitative Charakter dessen, was durch die Einwirkung von aussen in unseren Sinnen hervorgebracht wird, hängt wesentlich und hauptsächlich von der Organisation der letzteren

1) Thomas Reid, „An Inquiry into the human mind on theprinciple of common sense". Edinburg 1765.

2) Garnier, „Traité des facultés de l'ame". Paris 1865.

3) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leizig 1889.

4) Alexius von Meinong, „Über die Bedeutung des Weberschen Gesetzes". Hamburg und Leipzig 1896.

5) Vgl. E. Stransky, „Konjugierte Empfindungen". Wr. klin. Rundschau S. 421. 1901.

selbst ab. Dies ist der Grundgedanke der Wahrnehmungslehre der neueren Physiologie, der wohl in verschiedenen Variationen zum Ausdrucke kommt, aber doch in fast allen physiologischen Darstellungen wie ein feststehendes Axiom wiederkehrt“ (Tilman Pesch [1])).

Man stützt sich hier namentlich auf die grundlegenden Arbeiten von Helmholtz [2]), der u. a. feststellte:

Die physiologische Optik ist die Lehre von den Wahrnehmungen durch den Gesichtssinn. Wir sehen die Objekte der Aussenwelt durch Vermittelung des Lichtes, welches von ihnen her in unser Auge fällt. Das Licht trifft die Netzhaut und regt in ihr Empfindungen an. Die Empfindungen, durch den Sehnerven dem Gehirn zugeleitet, werden die Veranlassung, dass unser Bewusstsein die Vorstellung von gewissen im Raume verteilten Gegenständen fasst .... Wir benützen die Empfindungen, welche das Licht in unserem Sehnervenapparat erregt, um aus ihnen Vorstellungen über die Existenz, die Form und die Lage äusserer Objekte zu bilden. Desgleichen: Vorstellungen nennen wir Gesichtswahrnehmungen. (Unsere Sinneswahrnehmungen bestehen also nach dieser Theorie wesentlich aus Empfindungen; die letzteren bilden den Stoff oder den Inhalt, aus dem die ersteren aufgebaut werden.)

Unsere Empfindungen sind Wirkungen, welche durch äussere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden, und wie eine solche Wirkung sich äussert, hängt natürlich wesentlich von der Art des Apparates ab, auf den gewirkt wird.[3])

Wirkliche bewusste Schlüsse sind es z. B., wenn der Astronom aus den perspektivischen Bildern der Gestirne die Lage derselben im Weltraum u. s. w. berechnet. Der Astronom stützt seine Schlüsse auf eine bewusste Kenntnis der Sätze der Optik. Eine solche Kenntnis der Optik fehlt bei den gewöhnlichen Akten des Sehens; indessen mag es erlaubt sein, die psychischen Akte der gewöhnlichen Wahrnehmungen als unbewusste Schlüsse zu bezeichnen, da dieser Name sie hinreichend von den gewöhnlich sogenannten bewussten Schlüssen unterscheidet.

Namentlich das letztgenannte Moment ist für uns von Be-

---

1) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen“. Freiburg 1881.

2) H. Helmholtz, „Handbuch der physiol. Optik“ (in Karstens allgem. Enzyklopädie der Physik 1867), dann: „Die Lehre von den Tonempfindungen“. Braunschweig 1863. — „Die Tatsachen der Wahrnehmung“. Braunschweig 1878.

3) Korn, „Über Sinneswahrnehmungen u. Sinnestäuschung“. Berlin 1901.

deutung. Es fehlt an Untersuchungen, welche feststellen, inwieweit die Kenntnis der optischen, akustischen u. s. w. Gesetze auf die Wahrnehmung von Einfluss ist. Dass dies der Fall ist, kann nicht bezweifelt werden, wenn wir uns die einfachsten, jedermann aus der Erfahrung bekannten Gesetze in Erinnerung bringen. Wer z. B. nicht wüsste, dass der Schall häufig zurückgeworfen wird, der würde dann, wenn er zu sagen hätte, ob sich ein Wagen in einer Querstrasse von rechts oder links genähert hat, unbedingt die Seite angeben, von der er ihn rollen hörte; so aber, da jedes Kind weiss, dass Schallreflexionen oft täuschen, wird jeder, den man z. B. vor Gericht fragt, erklären, er glaube zwar, dass der Wagen von rechts zu hören war, es könne aber auch ebensogut von links gewesen sein. Oder wenn jemand nicht wüsste, dass das Licht vom Wasser anders gebrochen wird als von der Luft, würde er erklären, dass ein in das Wasser ragender Stab im stumpfen Winkel gebogen war; da aber jedermann dies Experiment kennt, so wird er sagen: Der Stab sah zwar gebrochen aus, wird aber sicherlich gerade gewesen sein.

Von diesen einfachsten, die Sinneswahrnehmung betreffenden Gesetzen bis zu den kompliziertesten, die vielleicht nur einem halben Dutzend der ersten Physiker bekannt sind, läuft aber eine endlos lange Reihe von derartigen Gesetzen und bei jeder Etappe derselben steht wieder eine Gruppe von Menschen, die in ihren physikalischen Kenntnissen gerade bis hierher und nicht weiter gelangt ist; man muss also auch annehmen, dass ihre Wahrnehmungen je nach der Zahl und Art ihrer Kenntnisse verschieden gestaltet sind, und so käme man zur Überzeugung, dass man eigentlich mit jedem zu Vernehmenden, der sich über sinnliche Wahrnehmungen zu äussern hätte — und wer hat nicht wenigstens auch über solche zu sprechen — ein physikalisches Examen zu machen hätte, um sich über den Stand seiner Kenntnisse und somit über den Wert seiner Angaben klar zu stellen. So schlimm ist es aber in praxi nicht. Vor allem urteilen wir doch schon nach dem Eindruck, den der Mensch macht, ungefähr auf seine Natur und Kultur und von da auf den Stand seiner Kenntnisse, wobei allerdings oft grobe Fehler unterlaufen. Weiters aber spitzt sich die Aussage doch immer auf einen oder einige physikalische Vorgänge zu, so dass man durch eine einfache Zwischenfrage sicher wird, ob der Betreffende das in Frage kommende physikalische Gesetz kennt und beachtet hat. Im allgemeinen wird aber hierin viel gesündigt, alles viel zu gleichmässig abgetan und dem Umstande, mit welchen Mitteln und Kennt-

nissen einer zu einer bestimmten Wahrnehmung gekommen ist, zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn dann alle Augenblicke „unbegreifliche Widersprüche" zutage kommen, so ist der Schaden noch verhältnismässig gering, denn wo nichts Sicheres vorliegt, werden doch, gottlob, nur selten weitere Schlüsse aufgebaut. Wenn aber bloss einer beobachtet hat, oder wenn zwar mehrere deponieren, aber alle zufällig mit denselben Kenntnissen versehen sind und daher denselben Fehler gemacht haben, dann kommt kein Widerspruch zum Vorschein, dann liegt „sichere, von mehreren Zeugen bestätigte Wahrheit" vor und dann wird lustig darauf los argumentiert. Wir vergessen häufig, dass die Widersprüche unsere einzige Rettung vor gläubigem Hinnehmen des Falschen sind — wo keine Widersprüche, da fehlt in der Regel der Anhaltspunkt zu weiterer Forschung. —

Die Arbeiten der Modernen fordern uns da noch nach mehreren Seiten zur Vorsicht auf. Das Wichtigste ist der Umstand, dass die Wahrnehmungen selten rein gestaltet werden. Es ist sehr einfach, wenn z. B. Fischer [1]) sagt: „(Sinnes)-Wahrnehmungen sind ‚rein', wenn sie keine anderen Bestandteile als bloss Wahrnehmungen enthalten; sie sind ‚gemischt', wenn sie mit Vorstellungen, Urteilen, Strebungen, Willensakten verbunden sind."

Ich habe schon oft nachzuweisen versucht, wie selten eine Wahrnehmung „rein" ist, und wie beinahe immer Urteile u. s. w. mitlaufen, und ich spreche auch hier die Überzeugung aus, dass das Verkennen dieses Umstandes unzählige Male Zeugenaussagen total falsch verwerten macht. Dies zeigt sich in vielen anderen Beobachtungen und Behauptungen. Wenn z. B. Fick [2]) sagt: „In dem Bewusstsein des Subjekts, dessen Sinnesnervenenden gereizt werden, tritt der Zustand ein, den wir Empfindung nennen", so meint er nicht, dass der, vielleicht an sich höchst unbedeutende „Sinnesnervenendenreiz", der augenblicklich eingetreten ist, allein vermöge, den bewussten „Zustand" zu erzeugen; dieser eine Reiz ist nur ein Ton im Geräusche der unzähligen Reize, die früher und gleichzeitig auf uns eingewirkt haben, dies spielt aber bei jedem Menschen etwas anderes, und so wird auch der eine dazu klingende Ton in jedem anders wirken. — Oder wenn Bernstein [3]) meint: „Die Sinnesempfindung, d. h. die Erregung des Sinnesorgans

1) Engelbert Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

2) Adolf Fick, „Die Welt als Vorstellung". Würzburg 1870.

3) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen". Leipzig 1889.

und die Leitung dieser Erregung zum Gehirn, schliesst es noch nicht in sich, dass die Empfindung auch schon mit einer Wahrnehmung eines Objektes oder Vorganges in der Aussenwelt verbunden ist" — so wird es erst recht klar, dass häufig nicht einmal die Objektivität der Wahrnehmung korrigierend einwirkt — dann hängt alles wieder von der Natur und Kultur des Subjekts ab.

Noch persönlicher werden die Empfindungen nach der Auffassung Auberts[1]):

„Die Empfindungen sind spezifische Tätigkeiten der Sinnesorgane (also nichts Passives, wie Helmholtz sagt, sondern etwas Aktives, Funktionen in den Sinnesorganen) — die Wahrnehmungen entstehen dadurch, dass wir unsere Einzelempfindungen mit reinen Vorstellungen der Seele oder Schematen des Verstandes, besonders mit der reinen Vorstellung des Raumes kombinieren.

Das sogenannte Projizieren oder nach aussen Setzen der Empfindungen ist immer nur die Auslegung und die Beziehung derselben auf die Einheit eines Objektes."

So lange etwas als „Passives" aufgefasst wird, kann es immerhin gleichförmiger auftreten, als wenn es aktiv wird: dann wirkt die Individualität des Einzelnen mit, die Wahrnehmung wird in noch weit höherem Grade individuell und gestaltet sich so, wie der Träger der betreffenden Sinne beschaffen ist. Ob Aubert recht hat oder nicht, wollen wir nicht untersuchen, hat er aber recht, dann sind die Sinneswahrnehmungen so verschieden wie die Menschen selbst.

Vermehrt wird diese Verschiedenheit noch durch die komprehensive Tätigkeit, welche Fischer[2]) voraussetzt:

„Die Gesichtswahrnehmung hat eine zusammenfassende Tätigkeit oder Komprehension. Wir sehen nie etwas absolut Einfaches, nehmen deshalb die Elemente der Dinge nicht wahr; wir sehen stets ein räumliches Continuum, was nur durch komprehensive Tätigkeit möglich ist. Dies sehen wir besonders bei Bewegung, wo wir Gegenstand der Bewegung und Umgebung zugleich auffassen müssen."

Wie aber die „Komprehension" bei dem einzelnen Individuum vor sich geht, das ist sehr verschieden; ob dies rein körperlich wirkt, ob vielleicht nur das Gedächtnis mithilft, so dass man sich noch den zuletzt wahrgenommenen Teil gemerkt hat, wenn man

1) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut". 1865.

2) E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

einen neuen Teil in Betracht zieht, ob Phantasievorstellung im Spiele ist oder ob eine besondere seelische Tätigkeit vorausgesetzt werden muss, die einen grösseren Teil aufzufassen gestattet und das gibt, was wir den „weiteren Blick" nennen, ist nicht sicher; Tatsache ist es, dass die Menschen verschieden viel mit einem Blick zu fassen vermögen. Meistens wird es wohl Hand in Hand gehen damit, ob der eine gescheiter ist, als der andere. Den ängstlichen, kleinen, am einzelnen haftenden Blick hat der Dümmere, den weiten, umfassenden, stets vergleichenden Blick hat der Klügere. Dies wird namentlich dann klar, wenn die Zeitspanne, während welcher einer etwas beobachten konnte, eine kurze war. Der eine hat nur ein klein wenig, gewöhnlich das Unwichtigste wahrgenommen, der andere, der auch nicht länger beobachten konnte, hat das Ganze von oben bis unten gesehen, hat das Wichtige vom Unbedeutenden geschieden, das erstere verhältnismässig länger beobachtet als das letztere, und wenn man beide Beobachter darum fragt, was sie wahrgenommen haben, so wird die Schilderung sehr verschieden ausfallen, obwohl beide dasselbe, beide vom selben Standpunkt, beide gleich lange Zeit gesehen haben. Wir wundern uns aber dann, wenn wir so verschiedene Schilderungen bekommen, und behaupten leichthin, einer habe gelogen.[1])

Die Geschwindigkeit der Apperzeptionszeit hat man sogar zu messen versucht, und die Versuche von Auerbach und Kries[2]), von Baxt[3]), von Tigerstedt und Bergqvist[4]), die neuesten psychologischen Versuche von Stern, Vaschide, Vurpass etc. haben für zusammengesetzte Vorstellungen, z. B. einer ein- bis dreistelligen Zahl 0,015 bis 0,035 Sekunden ergeben. Leider haben alle diese Versuche noch zu wenig vergleichend gearbeitet und z. B. die Apperzeptionszeit bei sehr klugen mit der von sehr schwerfälligen und dummen Leuten zusammengestellt; gerade solche komperative Arbeiten hätten für uns Interesse. In der Verschiedenheit der Wahrnehmung liegt ja auch die Gestaltungskraft unserer Sinne; freilich wirken da zumeist andere Kräfte mit, wenn wir aber in Betracht ziehen, wie die Sinne in der Auffassung mitwirken, dann müssen wir auch zu dem Schlusse kommen, sie gestalten selbst. „Wollte man sagen, die Sinneserfah-

1) Vergl. meine Besprechung der Sternschen Arbeiten in H. Gross' Archiv XVI. 371.

2) Auerbach und v. Kries im „Archiv für Anatomie und Physiologie". 1877.

3) Baxt (unter Helmholtz's Leitung) im Archiv für die ges. Physiologie. Bd. 4.

4) Tigerstedt und Bergqvist im XIX. Bd. der Zeitschrift für Biologie.

rung belehre uns über die Mannigfaltigkeit der Dinge, so ist das nur richtig, wenn wir zugleich in Betracht ziehen, dass ohne Synthesis auch von vielen einzelnen Dingen nicht die Rede sein kann". (Dorner [1]). Fassen wir die Sache aber noch von anderer Seite an, dann muss es uns nur Wunder nehmen, dass wir überhaupt das, von verschiedenen Menschen Wahrgenommene in irgend welchen Vergleich bringen können. Hermann Schwarz [2]) unterscheidet:

„Nach der physikalischen Auffassung gewinnen wir von den äusseren Vorgängen unmittelbare Kunde durch das Organ, wobei die Nerven nur passiv dazu dienen, das Bewusstsein in der Wahrnehmung der äusseren Vorgänge zu unterstützen. Nach der Auffassung der meisten Physiologen dagegen greifen die Nervenfasern aktiv in den Gang der äusseren Geschehnisse ein, sie modifizieren es, gestalten es bis zur Unkenntlichkeit um, und vermitteln es erst dann an das Bewusstsein, nachdem vorher in den Ganglienzellen der Gehirnrinde vielleicht abermals eine Transformation der ursprünglichen Prozesse in neue Formen mechanischer Energie stattgefunden hat.

Dies der Unterschied der physikalischen Wahrnehmungstheorie vor der physiologischen."

Hierzu kommen noch einige Momente, die zur allgemeinen Sinneswahrnehmung gehören.

Vor allem das sogenannte Sinnenvikariat, welches in der Vorstellung einen Sinn für den anderen eintreten lässt. Nicht eigentlich hierher gehörig ist das wirkliche Ersetzen eines Sinnes durch den anderen, wie es vornehmlich nur zwischen Tastsinn und Gesicht stattfindet. Bei Gehör und Gesicht kommt dies nur scheinbar vor; wenn ich z. B. wiederholt die halbwegs markierte Stimme eines Menschen gehört habe, ohne ihn je zu sehen, so werde ich mir dazu eine bestimmte Gestalt und Erscheinung bilden, das ist aber lediglich Phantasiearbeit; ebenso, wenn ich in der Nähe eines Gewässers Hilferufe höre, so sehe ich mehr minder deutlich die Gestalt eines Ertrinkenden u. s. w. Anders beim Tasten und Sehen. Wenn man mich bei geschlossenen Augen eine Kugel, einen Würfel, eine Katze, ein Tuch u. s. w. tasten lässt, so werde ich, bis auf die Farbe, den Gegenstand fast so vor mir haben, als ob ich ihn gesehen hätte; das ist aber nur ein mehr oder minder genügendes Ersetzen eines Sinnes durch den anderen.

---

1) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen". Berlin 1887.

2) Herm. Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem etc." Leipzig 1892.

Das eigentliche Vikariat tritt ein, wenn man vermeint, etwas mit dem einen Sinne wahrgenommen zu haben, während es mit einem anderen geschehen ist. Dies kommt namentlich dann vor, wenn man nicht ganz bei der Sache war, wenn die Wahrnehmung in halbwachem Zustande oder vor langer Zeit geschehen ist, endlich auch, wenn dabei gleichzeitig eine Menge anderer Eindrücke mitgewirkt hat, so dass man keine rechte Zeit hatte, den Sinneseindruck gehörig zu verzeichnen — wenn man so sagen darf[1]). So kann man z. B. jemanden (namentlich gut Bekannten) bloss sprechen gehört haben, und man ist später davon überzeugt, ihn damals gesehen zu haben. Sensitive Leute, die überhaupt schärferen Geruch haben als andere, knüpfen regelmässig an einen wahrgenommenen Geruch die dazu gehörige Erscheinung. Besonders häufig und für uns wichtig ist das Vikariat des Empfindens für das Sehen. Wenn jemand einen Stoss, Schlag bekommen hat, und er hat ihn bloss gefühlt, so wird er namentlich dann, wenn der Impuls kräftig war und wenn er aus anderen Umständen schliessen konnte, von wem derselbe ausgegangen ist, überzeugt sein, gesehen zu haben, wer ihn stiess und wie dies geschehen ist. Das geht so weit, dass Leute, auf die geschossen wurde, die Kugel fliegen sahen; ebenso haben sie oft den in finsterer Nacht ziemlich ferne fahrenden Wagen gesehen, obwohl sie nur den Lärm gehört und die Erschütterung gefühlt haben. Das Gute an der Sache ist noch, dass sich die Leute in der Regel des Rechten besinnen, wenn man sie direkt fragt, ob sie nicht eine Sinneswahrnehmung für die andere eintreten liessen, weshalb es sich dringend empfiehlt, möglichst oft darnach zu fragen, ob wohl der vom Zeugen behauptete, und nicht etwa ein anderer Sinn die betreffende Wahrnehmung vermittelt hat. Dass es zu bedeutenden Irrungen führen kann, wenn diesfalls eine falsche Angabe gemacht wird, braucht nicht erörtert zu werden. Dass dies alles bei nervösen, phantasiereichen Leuten häufiger vorkommt, ist selbstverständlich.

Von weiterer Bedeutung ist ein eigentümlicher, für uns wichtiger Vorgang, den ich retrospektive Aufhellung der Wahrnehmung nennen möchte. Er besteht darin, dass ein aus irgend einem Grunde nicht zur sinnlichen Wahrnehmung gelangter Sinnenreiz dann doch aufgefasst wird, wenn eine auffallende Unterbrechung stattgefunden hat. Ich will das einfache Beispiel schildern, an welchem mir die

---

1) Vergl. E. Bleuler u. K. Lehmann, „Zwangsmässige Lichtempfindung durch Schall". Leipzig 1881.

Sache zum ersten Male aufgefallen ist. In meinem Schlafzimmer hängt seit meiner frühesten Kindheit eine Pendeluhr, deren lautes Ticken ich durch die viele Jahre lange Gewohnheit begreiflicherweise nie mehr höre. Einmal lag ich wach im Bette und hörte die bewusste Uhr plötzlich laut dreimal ticken, dann war es still, die Uhr stand. Die Sache interessierte mich, ich machte rasch Licht und sah die Uhr in der Nähe an: Das Pendel bewegte sich noch, aber lautlos, die Zeit stimmte, die Uhr musste also vor wenigen Augenblicken zu gehen aufgehört haben. Der Grund war bald gefunden; die Uhr befindet sich nicht in einem Kasten, sondern das Gewicht hängt frei; unter der Uhr steht immer ein Sessel, diesmal hatte man aber einen solchen mit mehr nach rückwärts geneigter Lehne hingestellt, das Gewicht stand nach und nach auf der Lehne an, und so wurde der Stillstand bewirkt.

Ich machte sofort Versuche, liess die Uhr wieder gehen und das Gewicht wieder anstehen. Die letzten Schläge des Pendels waren nicht rascher, nicht langsamer, nicht lauter, nicht leiser, sie waren so wie alle anderen, plötzlich war es wieder aus. Ich glaube, dass die Sache so war: Wie man gewohnte Geräusche überhaupt nicht hört[1]), so hörte ich den Pendelschlag der Uhr auch nicht; plötzlich war sie stehen geblieben, wodurch im Lautgleichgewichte, welches bis dahin im Zimmer geherrscht hatte, eine Störung eingetreten war; dies machte mich auf die Ursache der Störung, den nun fehlenden Pendelschlag aufmerksam, und nun wurde die Wahrnehmung nach zurück aufgehellt und ich hörte die letzten Pendelschläge, die ich früher nicht wahrgenommen hatte, noch nachträglich; der latente Sinnenreiz durch diese Pendelschläge wirkte nun nach zurück. Aufmerksam wurde ich natürlich erst nach dem letzten Schlage, aber wahrgenommen hatte ich noch nachträglich.

Bald nach dieser Beobachtung konnte ich die Sache von jemandem anderen in praxi hören. Es war in ein Haus geschossen worden und eine alte Bäuerin, die im Zimmer mit Nähen beschäftigt gewesen war, behauptete, sie habe unmittelbar vor dem Schusse einige wenige Schritte (aus der Richtung, aus der der Schuss gekommen sein musste) gehört. Niemand wollte ihr das

---

1) A. Höfler hat in einer Besprechung der ersten Aufl. dieses Buches (Ebbinghaussche Ztschft. IXX, 288) vollkommen recht, wenn er sagt, dies sei nicht exakt ausgedrückt: man hört in einem solchen Falle als Empfindung, man knüpft aber keine Auffassung daran. Höfler bezweifelt auch die „retrospektive Aufhellung der Wahrnehmung“ — es sei das „Erinnerungsbild“ (Fechner) aufgehellt worden.

gelten lassen, da kein Grund zur Annahme vorlag, dass der Heranschleichende gerade die letzten Schritte stärker gemacht haben soll. Doch ich bin überzeugt, dass die Zeugin richtig ausgesagt hat. Die Schritte des Herankommenden gelangten bloss in ihr Unterbewusstsein, ein weiteres Auftauchen dieser Sinneswahrnehmung hinderte ihre Beschäftigung mit der Näharbeit — erst als sie durch den Schuss aufgeschreckt war, wurde auch das Oberbewusstsein aufgehellt und es traten die Geräusche, die schon durch das Ohr in das Unterbewusstsein gelangt waren, über dessen Schwelle in das eigentliche Bewusstsein.

Ein besonders kennzeichnender Fall zeigte mir endlich auch, dass derselbe Vorgang beim Sehen möglich ist. Ein Kind wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers überfahren und getötet; ein pensionierter Offizier war vom Fenster aus Zeuge des Vorfalles. Er schilderte seine Wahrnehmung höchst charakteristisch. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Königgrätz; der alte Herr stand am Fenster, gedachte der heute vor so und so vielen Jahren neben ihm gefallenen Kameraden und sah „mit leeren Blicken“ auf die Strasse, bis er durch den entsetzlichen Schrei des niedergerannten Kindes auffuhr und deutlich hinsah; nun bemerkte er, dass er eigentlich alles gesehen hatte, was vor dem Niederstossen des Kindes geschehen war, nämlich dass sich der Kutscher aus irgend einem Grunde umgesehen hatte, wobei er die Pferde verriss, so dass diese einen Seitensprung gerade gegen das hierdurch erschreckte Kind hin machten, wodurch das Unglück geschah. Der General drückte sich richtig so aus: „Ich hatte das alles gesehen, aber wahrgenommen und gewusst, dass ich es gesehen, habe ich es erst nach dem Schrei des Kindes, also später.“ Er meinte auch, zum Beweise der Richtigkeit des Gesagten, dass er, als alter Kavallerist, das kommende Unheil hätte bemerken müssen, wenn er die Bewegungen des Kutschers bewusst gesehen hätte, dann hätte er sich auch schon deshalb schrecken müssen; er wisse aber bestimmt, dass er sich erst geschreckt habe, als das Kind geschrieen hatte — er konnte das Vorausgegangene also nicht eher geistig wahrgenommen haben. Der vom General geschilderte Hergang wurde übrigens auch später von anderen Zeugen übereinstimmend geschildert.[1])

Ich glaube, dass dieser psychologische Vorgang von kriminalistischer Bedeutung ist, da ja viele strafbare Handlungen mit

1) Vergl. K. Haselbrunner, „Die Lehre von der Aufmerksamkeit“. Wien 1901.

irgend einem plötzlichen und unvermuteten Ereignisse eingeleitet werden, so dass dann retrospektive Aufhellungen häufig eintreten; was da wahrgenommen wird, dürfte meistens von Wichtigkeit sein, und ob wir die betreffende Behauptung für wahr halten dürfen oder nicht, ist nie gleichgültig. —

Der Vollständigkeit wegen sei noch der Sinne der Verbrecher gedacht, von welchen manche seit Lombroso und Ottolenghi behaupten, sie seien stumpfer als die der anderen Menschen. Im allgemeinen hat Lombroso nur eine Menge von Beispielen dafür angeführt, dass Verbrecher bisweilen grosse Gleichgültigkeit gegen Schmerzen an den Tag legen, und hat auch hier übersehen, dass nur eine dritte Eigenschaft die Ursache der beiden anderen ist. Rohes Leben und rohe Sitten stumpfen überhaupt ab, und so ist Gleichgültigkeit gegen Schmerz lediglich eine Eigentümlichkeit roher Völker und Naturen, und da aber auch unter rohen Menschen viele Verbrecher zu finden sind, so fällt natürlich Rohheit, Verbrechertum und Gleichgültigkeit gegen Schmerz häufig zusammen. Daran ist aber nichts Merkwürdiges, und ein direkter Zusammenhang zwischen Verbrechen und Stumpfheit der Sinne ist nirgends nachzuweisen.

b) Gesichtssinn.

1. Allgemeines.

So wie überhaupt der Gesichtssinn der vornehmste aller Sinne ist, so erscheint er auch in prozessualer Richtung als der wichtigste, da das Meiste, was uns von Zeugen berichtet wird, durch das Sehen wahrgenommen wurde.[1] Vergleichen wir dieses mit dem zunächst wichtigen Sinne, dem Gehörsinn, so kommen wir zur bekannten Tatsache, dass das Gesehene viel sicherer und mehrwertiger ist, als das Gehörte. „Einmal sehen ist besser als zehnmal hören“, sagt das Sprichwort, und dies ist richtig, von der allergewöhnlichsten Wahrnehmung bis zu den Sicherstellungen der exakten Forschung. Keine Beschreibung, keine Schilderung, keine Komplikation mit den Daten anderer Sinne kann auch nur halbwegs das ersetzen, was ein flüchtiger Blick bieten kann. Daher kommt es auch, dass uns kein Sinn solche Überraschung bieten kann, wie der Gesichtssinn. Ich stelle mir das Rauschen des Niagarafalles,

1) M. J. Schleidern, „Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn“. Leipzig 1861.

die Stimme der Lucca, den Knall von 10000 Zentner explodierenden Schiesspulvers u.s.w., was ich alles nicht gehört habe, sicher nicht richtig vor, aber meine Vorstellung wird von der Wirklichkeit doch nur dem Grade nach verschieden sein. Anders aber beim Sehen. Hier brauchen wir nicht als Beispiel das Grossartige heranzuziehen, wie den Anblick der Pyramiden, einer Tropennacht, eines Seesturmes oder berühmter Kunstwerke, nein, das Unbedeutendste, das wir noch nie gesehen, mit dessen Vorstellung wir uns aber wiederholt befasst haben, wird beim ersten Anblick gewöhnlich mit den Worten begrüsst: „Das habe ich mir denn doch anders vorgestellt.“ Daher die nie genug hoch zu veranschlagende Wichtigkeit jedes Lokal- oder Sachbefundes, sowie des Studiums der Realien des Strafrechtes. Jeder von uns weiss, wie verschieden er sich regelmässig den Tatort von der Wirklichkeit vorgestellt hat, wie schwer die Verständigung mit Zeugen über etwas Lokales ist, wenn man es nicht gesehen hat, und wie viele Fehler lediglich aus falschen Vorstellungen von etwas nicht Gesehenem entstanden sind. Jedesmal, wenn ich das Grazer Kriminalmuseum vorzeigte und erklärte, aber jedesmal, hörte ich ausrufen: „So sieht dies und jenes aus“? — „Das Ding dachte ich mir aber ganz anders“! — und dabei sind dies Sachen, über die der erstaunte Besucher hundertmal schon gesprochen, geschrieben und oft — leider auch geurteilt hat.

Dasselbe Verhältnis bietet sich auch dar, wenn Zeugen über eine Wahrnehmung sich äussern. Vor allem glaubt man immer eher an ein Missverständnis, wenn es sich um etwas Gehörtes handelt; von optischen Täuschungen und falschen Gesichtswahrnehmungen wissen die Leute überhaupt nicht viel, dass man aber unrichtig hört, ist bekannt und tatsächlich auch richtig. Weiter aber hängen an dem angeblich Gehörten immer oder häufig mehr oder minder sichere Urteile. Wenn jemand z. B. einen Schuss, schleichende Schritte, knisternde Flammen gehört hat, so nehmen wir dies immer nur als etwas ungefähr Gesagtes, als möglich hin; anders, wenn er versichert, dass er gesehen hat, wie einer schoss, wie ein Mann heranschlich, wie die Flammen emporschlugen. Das sind — gewisse Beobachtungsfehler abgerechnet — zweifellose Wahrnehmungen, an denen es nichts misszuverstehen und zu deuten gibt.

Darin liegt auch das Misstrauen, dass wir jedem entgegenbringen, der nur deponiert, er habe etwas von einem anderen gehört. Allerdings macht es uns schon unsicher, dass wir den „anderen“ nicht hier haben, seinen Wert nicht beurteilen und mit ihm

nicht sprechen können, aber ein Teil des Misstrauens liegt auch darin, dass es sich nicht bloss um das Sehen, sondern auch um das in Mitte liegende, immer etwas angezweifelte Hören handelt, man ist nicht sicher, ob der Zeuge wohl recht gehört hat, und damit hat die Beruhigung über die Richtigkeit des Übermittelten ihr Ende erreicht. Ist doch auch die Lüge überhaupt ein Erzeugnis des Wortes; freilich gibt es auch Lügen, die für das Auge bestimmt sind (Fälschungen, Verstellungen, Täuschungen u. s. w.), aber diese sind in der verschwindenden Minderzahl gegen die Lügen, die gehört werden.

Fragen wir nun weiter, worin denn die Sicherheit dafür liegt, dass das richtig ist, was wir sehen, so kommen wir doch dahin, dass die Überprüfung mit dem Tastsinn geschieht, d. h. in der Adaptierung unseres körperlichen Wesens an die sonst existierenden Dinge. Helmholtz [1]) drückt dies so aus:

„Die Übereinstimmung zwischen den Gesichtswahrnehmungen und der Aussenwelt beruht, wenigstens in der Hauptsache, auf demselben Grunde, auf dem alle unsere Kenntnis der wirklichen Welt beruht: auf der Erfahrung und der fortdauernden Prüfung ihrer Richtigkeit mittels des Experiments, i. e. jede Bewegung unseres Körpers.“

Das hätte fast den Anschein, als ob der oberste Richter unter den Sinnen der Tastsinn wäre, das wird aber nicht behauptet, da wir zur Genüge wissen, welchen Täuschungen wir ausgesetzt sind, wenn wir dem Tastsinn allein vertrauen; gleichwohl müssen wir annehmen, dass es sich ja hier gerade um die Frage der Körperlichkeit handelt, und diese kann wieder nur mit dem gleichen Masse, also wieder mit Körperlichkeit unseres Wesens gemessen werden, aber immer unter der Kontrolle der anderen Sinne, namentlich des Gesichtssinnes.

Der Sehvorgang selbst besteht nach Fischer [2]) „aus einer zusammengesetzten Kette von Ereignissen, die ausserordentlich schnell aufeinander folgen und in kausaler Beziehung zu einander stehen. In dieser Kette lassen sich folgende Hauptglieder unterscheiden:

1. der physikalisch-chemische Prozess,
2. der physiologisch-sensorische,
3. der psychologische,
4. der physiologisch-motorische und
5. der Perzeptionsprozess.“

1) H. Helmholtz, „Die neuen Fortschritte in der Theorie des Sehens“.
2) E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung“. Mainz 1891.

Die vier ersten der genannten zu untersuchen, ist nicht unsere Sache, wir haben uns hauptsächlich mit dem letzteren zu befassen, um uns über die Verschiedenheit klar zu werden, wie die Leute auffassen. Ich habe einmal[1]) versucht, diesen Umstand mit den Erscheinungen der Momentphotographien zu erklären. Sehen wir eine solche an, die einen Augenblick aus einer raschen Bewegung wiedergibt, z. B. aus der eines galoppierenden Pferdes, so werden wir erklären, dass wir solche Stellungen des Pferdes und namentlich seiner Beine auch bei grosser Aufmerksamkeit niemals wahrgenommen haben; dies beweist, dass wir langsamer sehen als der photographische Apparat, dass wir also nicht die einzelnen kleinsten Momente auffassen, sondern dass wir jedesmal (natürlich, ohne dass uns diese Tätigkeit zum Bewusstsein kommt) eine Gruppe von von kleinsten Momenten zusammenfassen und daraus den sogenannten momentanen Eindruck bilden.[2]) Wenn wir also eine grosse Reihe von Momentaufnahmen aus einem Galoppsprunge machen würden, so müssten wir eine Anzahl derselben mengen und zusammenfassen, um jenes Bild zu bekommen, welches wir als angebliches Augenblicksbild mit unseren Augen aufzugreifen vermögen. Wir werden also sagen, dass das kürzeste Momentbild, das wir mit den Augen fassen, noch immer aus mehreren Teilen besteht, die der photographische Apparat einzeln hätte festhalten können, nicht aber unser Auge. Nennen wir diese einzelnen Momente, aus denen sich noch ein sinnlich wahrnehmbares Moment zusammensetzt: a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, so ist es selbstverständlich, dass die Art der Zusammensetzung bei den verschiedenen Individuen verschieden sein muss. Der erste fasst seine Momente z. B. zusammen aus abc, def, ghi, klm; der zweite fasst rascher und bildet schon aus: ab, cd, ef, gh, ik, lm; der dritte hat einen unmerklichen Moment später hingesehen, fasst aber ebenso wie der erste und bildet also: bcd, efg, hik, lmn; der vierte fasst langsam und ausserdem einzelne Momente ungenau oder gar nicht, er bildet also: acd, fhi, kmn. Solche verschiedene Variationen und Kombinationen lassen sich natürlich in grosser Menge denken, und wenn dann die verschiedenen Beobachter desselben Vorfalles davon Schilderungen geben, so tun sie es nach den von ihnen zusammengefassten Momenten und ebenso verschieden, wie die obigen Buch-

1) „Handbuch für Untersuchungsrichter". 4. Aufl. München 1904.
2) J. v. Kries und F. Auerbach, „Die Zeitdauer einfachster Vorgänge". 1877.

stabenzusammensetzungen verschieden sind. Setzen wir statt der Buchstaben Zahlenwerte ein, so werden die Unterschiede noch deutlicher.

Die relative Langsamkeit unserer Aufnahme des sinnlich Gesehenen hat noch eine weitere Folge dahin, dass wir die entstehenden Lücken so ausfüllen, wie wir sie als ausgefüllt erwarten. Das beste Beispiel hierfür dürfte die Wahrnehmung von Wurf und Schlag sein. Wenn zehn Menschen im Gasthause sehen, wie der A ein Bierglas gegen den Kopf des B erhebt, so erwarten fünf: „Jetzt wird er schlagen", und fünf erwarten: „Jetzt wird er werfen". Hat dann der B das Glas am Kopfe, so haben alle zehn Beobachter die rasche Bewegung gar nicht gesehen, aber die ersten fünf beschwören, „der A hat mit dem Glase geschlagen", und die zweiten fünf beschwören, „er hat das Glas geworfen". Und alle zehn haben dies wirklich gesehen, so fest sind sie von der Richtigkeit ihres damaligen raschen Erwartungsurteiles überzeugt. Bevor wir dann den Zeugen etwa Verlogenheit, Unaufmerksamkeit, Leichtsinn oder sonst was Gutes vorhalten, sollten wir erst überlegen, ob die Sache nicht so gewesen ist, wie es eben geschildert wurde, und ob an der Verwirrung nicht lediglich die Unvollkommenheit und Langsamkeit unserer Sinnesvorgänge schuld ist. Darin liegt auch ein Teil dessen, was Liebmann[1]) „anthroprozentrisches Sehen" nennt, d. h. man sieht nur so, wie es dem im Mittelpunkte der Umgebung stehenden Menschen vorkommt. Liebmann führt dies noch weiter dahin aus, dass wir die Objekte nur als Winkelgrössen sehen, d. h. unter einem bestimmten, „bei ihrer Annäherung, Entfernung und dem Lagewechsel sich ändernden Gesichtswinkel, keineswegs als bestimmte Linear- oder Flächengrössen. Scheinbare Grösse eines Gegenstandes nennen wir einen Gesichtswinkel bei gewisser Entfernung. Die hiervon unterschiedene wahre Grösse — was ist sie wohl? Wir kennen nur Grössen-Relation." Diese Feststellung ist immer dann von Wichtigkeit, wenn es sich um die Angabe der Grösse eines Gegenstandes handelt.[2]) Es scheint selbstverständlich, dass man jeden Zeugen, der eine derartige Mitteilung bringt, auch fragt, von wo aus er beobachtet hat; gleichwohl geschehen da unerwartet viele Fehler, besonders wenn es sich um die Feststellung der Grösse eines Gegenstandes in gleich-

---

1) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit". Strassburg 1880.

2) F. Hillebrand, „Theorie der scheinbaren Grösse bei binokulärem Sehen". Denkschr. der Akad. der Wissenschaften. 1902. S. 53.

mässiger Ebene handelt. Man erinnere sich nur an das Zusammenlaufen von Eisenbahnschienen, Strassen, Alleen u. s. w., und bedenke dann, wie verschieden ein darauf befindlicher Körper nach seiner Grösse aussehen muss, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem er erscheint. Dass entfernte Gegenstände kleiner aussehen, als nahe, das weiss jeder, aber fast keiner weiss, wie viel dieser Unterschied ausmacht, namentlich wenn Vergleichsobjekte fehlen.[1]) Beispiele hierfür gibt Lotze[2]) genug.

Dazu kommt noch, dass wir oft Deutlichkeit der Erscheinung mit der Entfernung zusammenwerfen und erstere allein als Mass der letzteren ansehen. Die Deutlichkeit des Objektes, d. h. die Wahrnehmbarkeit eines Lichteindruckes, hängt aber ausser dem Gesichtswinkel (also Entfernung) noch von der absoluten Helligkeit und dem Helligkeitsunterschied (Aubert[3])) ab. Dieser letztere ist wichtiger, als man glaubt. Man erwäge einmal, auf welch grosse Entfernung man z. B. ein Schlüsselloch sehen kann, wenn die Wand, in der sich die betreffende Tür befindet, im Dunkeln ist und wenn hinter dem Schlüsselloch auf der entgegengesetzten Seite ein Fenster angebracht ist. Einen dunkeln Gegenstand von der Grösse eines Schlüsselloches würde man auf dunkelm Grunde vielleicht auf eine hundertmal kleinere Entfernung nicht mehr sehen, auf die man noch jenes Schlüsselloch wahrnimmt. Dabei handelt es sich übrigens nicht bloss um den Unterschied allein, sondern auch um die Helligkeit des Gegenstandes auf dem Hintergrunde. Ebenfalls Aubert hat gemessen, dass die Genauigkeit der Unterscheidung gleich ist, wenn man ein Quadrat von weissem Papier auf schwarzem Grund unter einem Gesichtswinkel von 18″ sieht, und wenn man umgekehrt ein schwarzes Quadrat auf weissem Grunde, aber unter einem Gesichtswinkel von 35″ betrachtet. Die Farbe halten wir dabei aber fest.

„Wenn wir ein graues Blatt Papier in Sonnenschein legen, so kann es objektiv heller werden als weisses Papier, das im Schatten liegt. Das hindert uns aber nicht, das erste für grau, das letztere für reinweiss zu halten. Wir trennen das Grau des Grundes von der Helligkeit des auffallenden Lichtes“ (Helmholtz[4])) — aber immer ist dies nicht so einfach, da wir nur im vorliegenden Falle wissen,

1) A. Lalande, „Sur l'apparence objective de l'espace visuel“. Rev. philos. 1902. LIII, 489.

2) Rudolf Hermann Lotze, „Medizinische Psychologie“. Leipzig 1852.

3) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“. Berlin 1865.

4) Helmholtz, „Physiologische Optik“.

welches das graue und welches das weisse Papier ist, welches in der Sonne und welches im Schatten lag; ist das nicht so ohne weiteres sicher, so treten oft Verwechslungen ein, und es kann vorkommen, dass der beleuchtete dunkel gekleidete Mann als heller gekleidet geschildert wird, als der im Dunkeln gestandene licht angezogene.

Die Beleuchtungsdifferenzen erzeugen manche nicht leicht zu erklärende Erscheinungen. Fechner [1]) macht z. B. auf das Wahrnehmen der Sterne aufmerksam: „Bei Nacht sieht jeder die Sterne, bei vollem Tageslicht sieht er nicht einmal Sirius und Jupiter. Doch ist der absolute Unterschied der Helligkeit zwischen den Stellen des Himmels, wo die Sterne stehen, und den umgebenden Stellen ebenso gross als bei Nacht. Es ist nur ein Plus an Licht zugefügt."

Für uns noch wichtiger ist der Umstand, den Bernstein [2]) bespricht, aber auch nicht erklärt: Wenn wir bei Tag in ein ebenerdiges Zimmer von aussen hineinsehen, so nehmen wir nahezu nichts wahr, es ist alles finster, wie ja auch die Fenster untertags überhaupt, von der Strasse gesehen, den Eindruck des Schwarzen machen. Ist aber abends ein Zimmer, wenn auch nur mit einer einzigen Kerze beleuchtet und wir sehen von aussen hinein, so sehen wir sogar recht kleine Gegenstände vollkommen deutlich. Gleichwohl war es aber im betreffenden Zimmer untertags weitaus heller, als es die einzige Kerze abends machen konnte. Es wird nun behauptet, dass auch hier der Unterschied massgebend sei. Untertags ist das Auge im Freien an die herrschende Helligkeit gewöhnt, weshalb die gedämpfte Beleuchtung im Zimmer noch relativ dunkel erscheint. Abends steht man aber im Dunkeln und sieht dann schon bei dem geringen Lichte einer Kerze. Dass diese Erklärung nicht die richtige ist, beweist der Umstand, dass die Erscheinung noch die gleiche bleibt, wenn man den fraglichen Unterschied ausgleicht. Geht man nämlich untertags mit geschlossenen Augen auf das betreffende Fenster zu, lehnt die Stirn an die Scheiben, hält das Licht seitwärts mit den Händen ab und öffnet die Augen, so sieht man im Zimmer fast ebenso wenig, wie dann, wenn man unvermittelt hineinsah. Ebenso, wenn man abends zuerst in eine in der Nähe befindliche Gaslaterne schaut und dann in das Zimmer blickt, so sieht man höchstens einige Augenblicke nicht

---

1) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889.
2) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen". Leipzig 1875.

deutlich, dann aber genügt die Kerze wieder. Der Grund muss also wo anders liegen — wo, das mag uns gleichgültig sein, wir wollen nur daran festhalten, dass in den unzähligen Fällen, wo derartige Behauptungen ausgesprochen werden, eine sofortige Entscheidung meistens übereilt sein wird. Es wird oft behauptet, dass ein Zeuge unter diesen und jenen Beleuchtungseffekten dies und jenes nicht habe sehen können, obwohl er es behauptet, oder dass er es hätte sehen müssen, obwohl er es in Abrede stellt. In solchen Fällen hilft ebenfalls nur das Experiment: Man muss selbst oder durch eine vollkommen verlässliche Mittelsperson versuchen lassen, ob etwas an Ort und Stelle unter denselben Beleuchtungsverhältnissen gesehen werden kann oder nicht.

Dasselbe gilt überhaupt davon, was man noch in der Ferne sehen kann. Vor allem ist das Auge der Menschen so überaus verschieden, und wenn man auch seit den scharfsinnigen Forschungen über das, was man von jeher z. B. vom Sternbild der Pleiaden sah, sicher weiss, dass das mittlere Sehvermögen zur Zeit des klassischen Altertums kein anderes war, als das heutige, so gab es doch immer grosse Unterschiede im Sehvermögen; es ist ja bekannt, welche Sehleistungen man von halbkultivierten Leuten, namentlich von Indianern, Eskimos u. s. w. erzählt. Ebenso haben wir unter Jägern, Bergführern u. s. w. Leute, die so scharf in die Ferne sehen, dass man die blossen Erzählungen davon für Fabeln halten könnte. Im bosnischen Feldzuge von 1878 hatten wir einen Soldaten mit, der in den zahlreichen Fällen, in welchen uns sehr daran lag, feindliche Besetzungen auf grosse Entfernung zu sehen, besser und sicherer unterschied, als wir es mit guten Feldstechern vermochten. Er war der Sohn eines Köhlers aus dem steirischen Hochgebirge und ein ganz klein wenig blödsinnig.[1]) Nebstbei sei gesagt, dass er auch ein unglaubliches, geradzu tierisches Orientierungsvermögen besass. —

So wenig wir derart scharfes Sehen begreifen, so wenig ist uns klar, was kurzsichtige Personen zu unterscheiden vermögen. Dadurch, dass sie eben nicht weit sehen, sind sie gezwungen, sich durch Kombinationen zu helfen; sie merken z. B. auf Gestalt, Bewegungen und Kleider von Menschen genauer als scharf sehende Menschen, und erkennen daher Bekannte auf grössere Entfernungen als dies scharf sehende Menschen tun. Bevor man einem Kurzsichtigen eine von ihm behauptete Wahrnehmung abstreitet, sollte man

1) P. Obarrio, „Maximum der Sehschärfe". Ztschft. f. Augenheilkunde, Ergänz.-Bd. 1899. S. 72.

zum mindesten ihn selbst eine Probe machen lassen oder wenigstens einen vertrauenwürdigen anderen Kurzsichtigen um seine Meinung fragen.

Bedeutende Verschiedenheiten über Gesichtswahrnehmungen bewirkt auch der Hintergrund, vor welchem etwas beobachtet wurde, die Bewegung des Objektes, seine Farbe und seine Form. In letzter Richtung ist es namentlich eine alte Beobachtung, dass langgestreckte Gegenstände (Stangen, Stricke, Drähte etc.) auf ungleich grössere Entfernung gesehen werden, als z. B. Quadrate mit derselben Seitenlänge wie der Durchmesser des gestreckten Gegenstandes in der Quere. Hiermit hat sich namentlich die ältere Literatur befasst, so Adams[1]), Humboldt[2]), Jurin[3]), Volkmann[4]) u. s. w. Seitdem ist man in der Bestimmung des kleinstdenkbaren Gesichtswinkels immer weiter herabgegangen (Arago, Robert Hooke, Tobias Mayer, Leeuwenhoek, Hueck u. s. w.), ja man kann überhaupt nicht recht sagen, wo die Grenze ist, über die hinaus man nicht mehr deutlich wahrnehmen kann. Ich kenne eine Stelle, auf der man unter günstigen Beleuchtungsverhältnissen gespannte, blanke und sehr dünne Telephondrähte auf die Entfernung von mehr als einem Kilometer deutlich sieht. Wie klein mag der Gesichtswinkel da sein!

Bei der Besprechung des wichtigen Themas vom Sehen macht Humboldt, nebenbei gesagt, darauf aufmerksam, wie viele „optische Märchen“ es gibt; er versichert, dass es gewiss unwahr ist, dass man am Tage aus tiefen Brunnen, Bergwerken u. s. w. oder von hohen Bergen aus Sterne sehen kann, obwohl dies seit Aristoteles hundertmal behauptet wurde — wie viele ähnliche unwahre Geschichten mag es noch geben?

Die Erklärung der genannten Erscheinung, dass wir sehr dünne lange Körper so viel weiter sehen, ist nicht unsere Sache, sie ist aber doch für uns wichtig, weil sie die Erklärung für eine Menge von ähnlichen Behauptungen sein kann, die uns von Zeugen gemacht werden; entweder glauben wir sie unrichtiger Weise nicht, weil wir sie nicht verstehen, oder aber wir lassen uns manches vormachen, was zurückzuweisen wäre. Wir werden also z. B. von der bekannten Tatsache ausgehen, dass ein längere Zeit fixierter Punkt leicht der Wahrnehmung entschwinden kann. Das haben

---

1) Adams, „Philosophical transactions“. 1710.
2) A. v. Humboldt, „Kosmos“. III.
3) Jurin (Smith-Kästner), „Lehrbegriff der Optik“. 1755.
4) Volkmann, „Neue Beiträge“. 1836.

namentlich Helmholtz, Aubert und Schwarz untersucht, und ersterer hat mit Nachdruck hervorgehoben, wie schwer es ist, einen bestimmten Punkt im Gesichtsfelde auch nur 10—20 Sekunden lang zu fixieren; Aubert unterzieht auch die älteren Ansichten über diese Erscheinung, namentlich die von Troxler[1]), Purkynje[2]), Brewster[3]), Förster[4]), einer Kritik und kommt zur Meinung, dass unter Umständen allerdings das Verschwinden oder Undeutlichwerden beim Fixieren eines Punktes von der Peripherie ausgeht, dass aber das Fixieren eines kleinen Punktes immer schwierig ist. Wollen wir also einen ferne gelegenen Punkt fixieren, so verschwindet er uns alle Augenblick, so dass ein sicheres Wahrnehmen nicht möglich ist; fixieren wir aber einen langen, dünnen Körper, z. B. einen gespannten blanken Draht, so ist ein Fixieren eines Punktes nicht nötig, sondern wir können an dem Gegenstande mit dem Blick auf und ab gleiten, und weil wir nicht fixieren müssen, verlieren wir ihn nicht und können ihn deutlicher wahrnehmen.

Helmholtz sagt noch, dass schwache objektive Bilder verschwinden, wie ein nasser Fleck auf erwärmtem Blech, wenn man einen Punkt starr fixiert — z. B. eine Landschaft in der Nacht betrachtet. Gerade die letzte Beobachtung, von deren Richtigkeit man sich täglich überzeugen kann, ist für uns von Interesse, und manche Aussage, die darauf hinaus geht, dass irgend etwas bei Nacht plötzlich verschwunden sei, beruht hierauf. Mir ist wenigstens bei vielen Vernehmungen, bei welchen es sich um bei Nacht geschehene Beobachtungen handelte, Helmholtzs „nasser Fleck auf erwärmtem Blech“ eingefallen, immer zum Vorteil der Sache.

Hierbei ist auch nicht zu vergessen, wie sehr die Kraft der Mondbeleuchtung überschätzt wird; nach Wollaston, sagt Helmholtz[5]), ist die Beleuchtung durch den Vollmond nicht mehr, als die durch eine in 12 Fuss Entfernung aufgestellte Kerze! Und was will man alles bei Mondlicht gesehen haben! Dr. Vincent[6]) behauptet, dass ein Erkennen von Menschen im ersten Viertel auf 2—6 m im Vollmond auf 7—10 m, im hellsten Vollmondlichte bei sehr gut Bekannten höchstens auf 15—16 m möglich ist. Das ist

1) Ophthalmologische Bibliothek. Bd. II. Stück 2. 1802.

2) Purkynje, „Beiträge zur Kenntnis des Sehens“.

3) Brewster, „Briefe über die natürliche Magie“. Berlin 1835 und „Handbuch der Optik“. 1835.

4) Förster, „Untersuchungen über das indirekte Sehen“. 1855.

5) Helmholtz, „Optisches über die Malerei“.

6) Vincent, „Traité de médecin légale de Légrand du Saule“.

auch, wenigstens ungefähr für Mittelwerte richtig, jedenfalls wird die Wirkung des Mondlichtes im allgemeinen bedeutend überschätzt.

Aber ausser den natürlichen Unterschieden, die bei verschiedenen Beobachtungen vorkommen, gibt es auch künstlich erzeugte. Wie viel wir uns selbst helfen können, wenn wir Unterschiede künstlich hervorrufen, beweist der jedem bekannte und oft zitierte Vorgang beim Lesen undeutlicher Schriften; wir trachten, die Sinneswahrnehmung zugunsten der Vorstellung zu schwächen, d. h. undeutlicher zu machen, damit wir eine grössere Anzahl von Vorstellungen gewissermaßen darauf probieren können: wir entfernen die Schrift, betrachten sie indirekt, mit zugekniffenen Augen, in anderem Licht, und endlich lesen wir sie. Aber auch das Umgekehrte findet statt: Haben wir etwas mit der Lupe angesehen, so erkennen wir Einzelheiten, die wir nur mit Hilfe der Vergrösserung gefunden haben, später auch ohne Lupe (Aubert). Ebenso können bestimmte Lagen grosse Unterschiede hervorbringen; so sagt Wheatstone[1]), dass ein Körper nahe vor dem Gesicht und in der Medianebene anders erscheint, wenn er mit einem Auge oder mit beiden betrachtet wird. Das haben schon Euclid, Galen, Aquilonius, Smith, Porter, Field und Elliot gewusst, und es erklärt dies auch die abenteuerlichen Beschreibungen, die man uns von Gegenständen (namentlich von Waffen und waffenähnlichen Dingen) gibt, wenn sie einem plötzlich vor das Gesicht gehalten werden. Besonders bei gewalttätigen Überfällen sind da, sicherlich bei bestem Willen, die ungeheuerlichsten Dinge erzählt worden, die man mit Angst, Schrecken[2]), totaler Verwirrung oder auch absichtlicher Lüge erklärte, obwohl sie in jenem rein optischen Vorgange die einfachste Erklärung finden.

Im Übrigen ist, wie ich glaube, das binokuläre Sehen trotz der grossen Literatur, die über dasselbe besteht, für unsere Zwecke von wenig Wert, ich wüsste für das gewöhnliche Schauen keinen Fall, in welchem es von Bedeutung ist, ob jemand mit einem oder beiden Augen geschaut hat; es ist ja richtig, dass ich z. B. von der vertikal gestellten Hand mehr vom Rücken derselben oder mehr von der Innenfläche sehe, je nachdem ich bloss mit dem rechten oder bloss mit dem linken Auge schaue, das macht aber nicht so viel aus, dass es für unsere Zwecke einen grossen Unterschied abgeben könnte. Festzuhaltan wäre lediglich, dass wir immer einen

1) Wheatstone, „Philosophical transactions“ (Poggendorfs Annalen, Ergänzungsband I).

2) Diehl in H. Gross' Archiv. Bd. XI. S. 240.

Teil dessen, was wir wahrnehmen, nur mit einem Auge sehen; Hering[1]) erklärt dies so:

„Verdecke ich, während mein Blick auf dem Himmel ruht, ein Auge, so verschwinden nun gewisse Teile des Sternenheeres; in der Lage der übrigen bemerke ich keine Änderung. Beim Verdecken des anderen Auges verschwinden andere Gestirne als früher. Also kann ich beim doppeläugigen Sehen gewisse Gestirne nur einäugig gesehen haben."

Das könnte wichtig werden, wenn ein Vorgang mit zwei Augen und mit einem beobachtet wurde, so dass es sich um die Erklärung der Unterschiede in der Beobachtung handelt — so etwas wird aber selten vorkommen. —

Auf zwei Momente sei noch aufmerksam gemacht. Das eine betrifft die Frage, inwieweit man sich an Dunkelheit gewöhnen, also nach längerer Zeit im Dunkeln mehr sehen kann als sonst. Diese Fähigkeit wird in der Regel unterschätzt. Bei vollständiger Finsternis sieht natürlich kein Mensch und kein Thier auch nur das Geringste; wie weit man es aber bringen kann, um bei grosser Dunkelheit noch etwas zu sehen, das grenzt ans Unglaubliche. Vor allem werden da immer wieder zahlreiche Geschichten von Gefangenen erzählt, die in unterirdischen Gefängnissen schmachteten und zuletzt wirklich dort recht gut sahen, so z. B. dass sich einer derselben jahrelang damit beschäftigen konnte, sieben Stecknadeln im Kerker herumzuwerfen und sie dann wieder zu suchen; ich glaube Trenk war's. Ein anderer, der Naturforscher Quatremère-Disjonval, konnte in einem sehr finsteren Kerker an den dort hausenden Spinnen solche Beobachtungen machen, dass diese die Grundlage für seine später verfasste berühmte „Aranéologie" werden konnten, und Aubert[2]) erzählt, er habe wegen der Masern lange im Finstern liegen müssen, wobei das Zimmer so verfinstert war, dass Eintretende herumtappten; trotzdem las er in Büchern und wurde dabei nie erwischt, weil die Eintretenden die Bücher nicht sahen.

Dass man sich beim Eintreten in finstere Räume rasch gewöhnt und bald mehr sieht als zuerst, ist jedem bekannt, es ist aber auch sicher, dass längere Zeit des Aufenthaltes im Finstern immer mehr dazu beiträgt, besser zu sehen. Wer tagelang in einem finsteren Raume war, wird mehr sehen, als einer, der dort stundenlang war,

---

1) Ewald Hering, „Zur Lehre vom Ortssinne der Netzhaut". Leipzig 1861.
2) Moleschott's Untersuchungen V.

und wer sich jahrelang dort aufhielt, wird noch mehr sehen, das Auge gestaltet sich vielleicht in gewissen Partien darauf hin um; dass allzulanger Aufenthalt den Sehapparat atrophieren oder hypertrophieren dürfte, beweisen wohl die Tiefseethiere.

Jedenfalls wird man vorsichtig im Bestreiten dessen sein müssen, was Vernommene, die sich lange im Finstern befanden, gesehen haben wollen — ich glaube, dass man hierbei unter Umständen grosses Unrecht zufügen könnte, zumal schon überhaupt die Fähigkeit, im Dunkeln, zum mindesten in der Dämmerung zu sehen, bei den einzelnen Leuten eine wesentlich verschiedene ist. Es ist allgemein bekannt, dass manche Menschen schon in der Dämmerung fast nichts sehen, manche sehen in der Nacht so gut wie die Katzen.

Das zweite wichtige Element ist die Muskelinnervation als Folge von nur gesehenen Bewegungen. Das hat Stricker[1]) herausgebracht. Er sagt, wenn er einen Mann sehe, der eine schwere Last schiebt, so innerviere er die entsprechenden Muskeln. Er fährt dann fort: „Wenn ich in geeigneter körperlicher Verfassung in einiger Entfernung zusehe, wie Truppen exerzieren, ohne dass ich das Kommando verstehe, so werde ich mir gewisser Muskelgefühle so lebhaft bewusst, dass ich bestrebt bin, dem nicht gehörten Kommando Folge zu leisten; wenn die Truppe marschiert so begleite ich sie taktmässig mit Gefühlen in den unteren Extremitäten, Armschwenken — im Arm, ‚Kehrt euch' im Rücken."

Diese Darstellung wird den meisten unwahrscheinlich klingen, wer aber darauf hin seine Aufmerksamkeit richtet, wird bemerken, dass jeder, vielleicht die ganz Phlegmatischen ausgenommen, diese Innervationen mitmacht. Er wird aber auch dahinter kommen, dass die Frage für unser Fach wenigstens bei einem Delikt, den Raufereien und Schlägereien, von Wichtigkeit sein kann. Seitdem ich das genannte Buch Strickers kenne, habe ich wiederholt bemerkt, dass bei derartigen Verhandlungen, von der harmlosen Balgerei bis zum Totschlag — oft Leute der Mittäterschaft beschuldigt wurden, da man zwar nicht gesehen hatte, dass sie mit zuschlugen, wohl aber, dass sie verdächtige Bewegungen machten, die auf eine bald darauf folgende Betheiligung schliessen liessen: „Sie griffen etwa in die Hosentasche um das Messer, ballten die Fäuste, sahen aus, wie zum Losspringen gerichtet, sie schwangen etwas, was sie eben in der Hand hatten u. s. w." In vielen dieser

1) S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen". Wien 1882.

Fälle liess es sich beweisen, in den anderen vermuten, dass diese Verdächtigten harmlose Zuschauer waren, die, sonst vielleicht lebhafte Menschen, mit grossem Eifer der Rauferei zusahen und dann jene „Muskeln innervierten", die sich gerade bei den Raufenden in kräftiger Inanspruchnahme befunden haben. Ich möchte auf Strickers Beobachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht haben, sie entlastet vielleicht manchen Unschuldigen.[1])

2. Das Sehen von Farben.

Hierüber sollen nur einzelne Tatsachen flüchtig berührt werden:

1. Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn man sich über die Realexistenz der Farbe orientiert. Liebmann[2]) führt durch, dass, wenn alle Leute rotblind (Daltonisten) wären, so existierte Rot überhaupt nicht; die rote Farbe wäre ein „Hirngespinnst", eine „Täuschung". So ist es mit Licht, Schall, Wärme, Geschmack u. s. w. „Gieb mir andere Sinne, und es existiert eine andere Welt."

Helmholtz[3]) behauptet:

„Die Frage zu stellen, ob der Zinnober wirklich rot sei, wie wir ihn sehen, oder ob dies nur sinnliche Täuschung sei, ist sinnlos Die Empfindung von Rot ist die normale Reaktion normal gebildeter Augen für das von Zinnober reflektierte Licht — ein Rotblinder wird den Zinnober schwarz oder dunkelgraugelb sehen; auch dies ist die richtige Reaktion für ein besonders geartetes Auge. Er muss nur wissen, dass sein Auge eben anders geartet ist, als das anderer Menschen. An sich ist die eine Empfindung nicht richtiger und nicht falscher als die andere, wenn auch die Rotsehenden grosse Majorität für sich haben. Überhaupt existiert die rote Farbe des Zinnobers nur, insofern es Augen gibt, die denen der Majorität der Menschen ähnlich beschaffen sind. Überhaupt ist das vom Zinnober zurückgeworfene Licht an sich durchaus nicht rot zu nennen, es ist nur für besondere Arten von Augen rot." — Das ist so unbedingt hin gewiss nicht richtig, da wir hierfür einen unparteiischen Richter in der Photographie besitzen, die bekanntlich alles, was normale Augen blau und violett nennen, sehr hell, alles, was dieselben grün und rot nennen, wieder sehr, dunkel gibt.[4]) Dem Rotblinden wird also in der Natur z. B. gewisses Rot, gewisses Grün und gewisses Graugelb gleich, auch

1) Schleidern, „Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn". Lpzg. 1861.

2) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit". Strassburg 1880.

3) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik". (1867.)

4) W. Heinrich, „Übersicht der Methoden bei Untersuchung der Farbenwahrnehmungen". Krakau 1900.

nicht der Schattierung nach verschieden erscheinen, auf der Photographie wird er aber deutlich die Helligkeitsunterschiede wahrnehmen, die jetzt die drei ihm sonst gleichscheinenden Farben hervorgerufen haben. Wir können also doch annehmen, dass die Farben **objektive** Verschiedenheiten besitzen und dass diese objektiven Unterschiede auch von den normal Sehenden empfunden werden. Ob aber ich von Rot genau dieselbe Wirkung empfinde, die ein anderer davon empfindet, und ob ich nicht, wenn ich plötzlich die Sinne eines anderen hätte, das blau nennen würde, was ich früher rot nannte, ist ebenso unmöglich zu ergründen, als auch gleichgültig. Wir werden uns daher jedesmal, wenn es sich um eine Feststellung einer Farbe handelt, darum erkundigen, ob der Betreffende die Farben normal sieht, ob er nicht überhaupt farbenblind oder teilweise farbenblind ist oder wenigstens Farben schwach sieht — alles Andere kann uns aber gleichgültig sein.

2. Nicht unwichtig ist es, zu wissen, ob wir die einzelnen Farben in gleicher Entfernung als solche erkennen.[1]) Hierüber sind wiederholt Untersuchungen angestellt worden, so von der schlesischen Gesellschaft[2]), von Moleschott[3]) und namentlich von Aubert[4]). Dieser machte Doppelquadrate von je 10 mm Seitenlänge und bestimmte dann den Gesichtswinkel, wann er die Farbe als solche erkannte; es ergab sich:

Farbe des Quadrats	Auf weissem Grund	Auf schwarzem Grund
weiss	—	0′ 39″
rot	1′ 43″	0′ 59″
schmutzig-rot	3′ 27″	1′ 23″
braun	4′ 55″	1′ 23″
orange	1′ 8″	0′ 39″
rosa	2′ 18″	3′ 49″
gelb	3′ 27″	0′ 39″
hellgrün	1′ 54″	1′ 49″
blau	5′ 43″	4′ 17″
hellblau	2′ 17″	1′ 23″
grau	4′ 17″	1′ 23″

1) P. Schultz, „Artur Schopenhauers Abhdlg.: „Über das Sehen und die Farben". Arch. f. Anat. u. Physiol. Suppl.-Bd. 1899. S. 510.

2) Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für Naturwissenschaft und Medizin. Heft I.

3) Moleschott, „Untersuchungen". Bd. VIII.

4) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut". Breslau 1865.

Das sind doch beträchtliche Unterschiede, da der Winkel bei Blau auf weissem Grunde fast 9mal so gross ist, als der von Weiss, Orange oder Gelb auf schwarzem Grunde; es wird also in jedem Falle, in dem es sich um Farbenangaben handelt, immer zu erwägen sein, welcher Art die Farbe war, und von welchem Hintergrunde sie sich abhob, bevor man urteilt, ob der Betreffende die Farbe richtig angegeben haben kann oder nicht.

3. Es ist bekannt, dass bei Herabsetzung des Beleuchtungsgrades die roten Farben früher verschwinden als die blauen, und in dunkler Nacht, wenn alle Farben ausfallen, sieht man noch das Blau des Himmels (v. Volkmar[1]). Wenn also jemand z. B. behaupten würde, er habe bei Nacht noch die Farbe des Rockes des Blaugekleideten wahrnehmen können, nicht aber die des Rotbraungekleideten, so ist das wenigstens möglich — sagt er es umgekehrt, so dürfte seine Aussage erlogen sein. Leider existieren keine übereinstimmenden und verlässlichen Angaben darüber, in welcher Reihenfolge die Farben bei zunehmender Dunkelheit verschwinden; dies zu wissen, könnte für uns in manchen Fällen (namentlich zur Nachprüfung der Richtigkeit von Zeugenangaben) nützlich sein.

4. Die Netzhaut ist an den Rändern für Rot unempfindlich, weil hier rotempfindende Fasern fehlen. Eine Stange Siegellack von rechts nach links am Auge vorbeibewegt, erscheint am Rande des Gesichtsfeldes schwarz. Hat also jemand einen deutlich roten Gegenstand nicht direkt angeschaut und hat er ihn nur von der Seite gesehen, so hat er dessen Farbe gewiss nicht wahrgenommen. Wer darauf merkt, wird sehen, wie oft dies vorkommt (vergl. Bernstein[2]).

5. Nach Quantz[3]) werden Gegenstände in weniger brechbaren Farben (Rot, Orange, Gelb, Purpur) gegen Weiss hinsichtlich ihrer Grösse um 0,2—3,6 Proz. überschätzt, dagegen in brechbaren Farben (Blau, Blaugrün, Violett) um 0,2—2,2 Proz. unterschätzt. Dass dunkle und langgestreifte Gegenstände länger, helle und quergestreifte breiter aussehen, ist bekannt; jedenfalls sind diese Umstände bei Grössenschätzungen durch Zeugen von Bedeutung.

6. Betrachtet man Farben durch kleine Öffnungen, namentlich durch sehr schmale Spalten, so ändern sich die Nuancen wesentlich,

---

1) W. Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.

2) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen". Leipzig 1875.

3) J. O. Quantz, „The influence of the color of surfaces on our estimation of theyr magnitude" (American Journ. of Psychologie. VII. 95).

ja Grün kann bis zu einer eigentümlichen Farblosigkeit kommen (vergl. Weber[1]) und Gräfes Archiv[2])).

7. Nach Aubert[3]) besteht Glanz darin, dass der Körper an einer Stelle sehr hell ist, worauf die Helligkeit rasch abnimmt; z. B. glänzender Draht hat eine schmale, helle Linie, daneben tiefe Dunkelheit; Thermometerkugel glänzenden Punkt (Fenster), daneben tiefe Dunkelheit. Sehen wir das, so sagen wir, es glänzt, weil wir eine Summe von ähnlichen Beobachtungen verbinden. Dadurch wird es begreiflich, dass wir besonders bei grösserer Entfernung, scharfer oder zufälliger Beleuchtung u. s. w. Gegenstände für glänzend halten, die es nicht im mindesten sind. Mit dem Begriff „glänzend" verbinden wir aber, wenigstens unter gewissen Umständen, bestimmte Vorstellungen, und so kommt es, dass oft blinkende Waffen dort gesehen wurden, wo sich harmlose, durchaus nicht glänzende Gegenstände befanden. Ebenso wird auch oft irrig Metallgeld „glänzen gesehen", wo sich keines befand.

3. Der blinde Fleck.

Was der „blinde Fleck" ist, weiss jeder, und in jeder Psychologie und Physiologie ist genug davon gesprochen; in der Regel denkt man aber nur an den kleinen Punkt und das winzige Kreuzchen, wie sie in den Lehrbüchern abgebildet sind, und meint dann freilich, es werde nichts Grosses dahinter sein, wenn man unter bestimmten Verhältnissen einmal das Kreuzchen nicht sieht. Nun darf aber nicht vergessen werden, dass die Grösse des blinden Fleckes proportional mit der Entfernung zunimmt, so dass auf eine halbwegs grössere Entfernung, etwa die Länge eines halben Zimmers, der blinde Fleck so gross ist, dass z. B. der Kopf eines Menschen verschwindet. Auch hierüber hat sich Helmholtz[4]) (in einem Vortrage) am klarsten ausgesprochen:

„Die Wirkung des ‚blinden Fleckes' im Auge ist sehr bedeutend. Wenn wir auf dem Papier ein Kreuzchen machen und zwei Zoll davon rechts einen linsengrossen Fleck, und wenn wir mit geschlossenem linken Auge auf 7" Entfernung das Kreuz fixieren, so verschwindet der Fleck. Die Grösse des blinden Fleckes ist gross genug, um uns am Himmel eine Scheibe, die einen 12 mal

1) E. W. Weber in Müller's Archiv 1849.
2) Gräfes Archiv für Ophthalmologie. III. 2.
3) Aubert loco cit.
4) H. Helmholtz, „Das Sehen des Menschen" (Vortrag v. 27. Februar 1855).

grösseren Durchmesser hat als der Mond, zu verdecken. Ein menschliches Gesicht kann er verdecken, wenn sich dieses in 6′ Entfernung befindet. Das bemerken wir aber nicht, weil wir gewohnheitsmässig die Lücke ausfüllen. Sehen wir an entsprechender Stelle eine Linie, so sehen wir sie ununterbrochen, weil wir wissen, dass sie es ist, und deshalb füllen wir aus."

Seither sind zahlreiche Versuche gemacht worden, das Nichtbemerken des blinden Fleckes zu erklären, mit mehr oder minder Glück. Für uns mag es genügen, wenn wir sagen: Wir schauen ja gewöhnlich mit zwei Augen, und der „linsengrosse Fleck" verschwindet nur, wenn wir das Kreuz fixieren; fixieren wir aber etwas, so wollen wir uns gerade um dieses, nicht aber um alles andere kümmern; es ist uns aber auch gleichgültig, wenn etwas verschwindet, für das wir uns nicht interessieren, und sobald wir uns wieder um den „linsengrossen Fleck" kümmern, ist er ja ohnehin wieder da, so dass keine Ergänzung nötig ist. Wendet man nun ein, dass „Fixieren" und „Interessieren" nicht dasselbe ist, so werden wir sagen, dass nur beim Experiment hier ein Unterschied gemacht wird: Man fixiert den einen Punkt und interessiert sich aber gerade für den anderen, weil man sein Verschwinden erwartet. Dieses Experiment hat aber, wie sich jeder sofort überzeugen kann, sogar seine Schwierigkeit, und man muss sich zusammennehmen, wenn man auf den Punkt, der uns interessiert, nicht hinsehen soll. So ist es aber im Leben niemals, und man wird nicht leicht einen anderen Punkt fixieren, als den, für den man sich interessiert.

Gleichwohl lassen sich Fälle denken, in welchen doch die seitlich gesehenen Gegenstände wichtig werden können, und wo dann beim Fixieren eines Punktes alles nicht gesehen wird, was in den blinden Fleck fällt, also bei geeigneter Entfernung eine menschliche Gestalt, die im blinden Fleck ruhig steht. Mir ist kein praktischer Fall vorgekommen, in welchem eine Erscheinung, eine Aussage u. s. w. nur durch den „blinden Fleck" zu erklären gewesen wäre, denkbar sind solche Fälle aber.

c) Der Gehörsinn.

Die Frage des Hörens und Richtighörens beschäftigt uns in zwei Richtungen: ob die Vernommenen richtig gehört haben, und ob wir sie richtig hören. Zwischen beiden liegen wieder andere Faktoren: das richtige Verständnis, die Treue des Gedächtnisses,

das Zutun von Phantasie, die verschiedenen Beeinflussungen, die Grösse der Aufrichtkeit u. s. w. — vor allem wichtig ist es aber, ob der Vernommene überhaupt richtig gehört hat. Im allgemeinen können wir sagen, dass wir auf vollendet genaue Wiedergabe des von Zeugen Gehörten in der grossen Mehrzahl der Fälle verzichten müssen; hier sind namentlich Verhandlungen über Ehrenbeleidigungen belehrend: Handelt es sich um die Wiedergabe von Beschimpfungen, so werden wir den Wortlaut derselben in so vielen verschiedenen Variationen wiedergegeben erhalten, als Zeugen anwesend waren. Wir machen die Erfahrung, dass der Sinn, die Tendenz der Beschimpfung nicht leicht verwechselt wird, ich habe es wenigstens nicht bemerkt; der Zeuge wird z. B. die Worte: „Lump", „Gauner", „Betrüger" u. s. w. unter einander verwechseln, und ebenso wieder die Worte: „Ochs", „Esel", „Schafskopf" u. s. w.; er wird aber nicht behaupten, das Wort „Gauner" gehört zu haben, wenn das Wort „Esel" gefallen ist. Er hat sich einfach gemerkt: „Der A hat den B durch ein Schimpfwort der Schlechtigkeit oder aber der Dummheit geziehen", und interpoliert bei der Vernehmung dann irgend ein ihm gerade einfallendes, entsprechendes Schimpfwort. Überhaupt hören die Leute oft nur dem Sinne nach, und das ist auch der Grund, warum es schwer fällt, sie zur wörtlichen, direkten Wiedergabe von etwas von einem dritten Gesagten zu verhalten, immer kommen sie in indirektes Erzählen, weil sie nur den Sinn gehört haben, nicht die Worte. Das Gedächtniss hat hierbei nichts zu tun, denn wenn man, z. B. zur Probe, während einer Verhandlung von einem Zeugen verlangt, er solle das im selben Augenblick Gehörte in direkter Rede wiedergeben, so wird er auch hier indirekt und nur dem Sinne nach erzählen. Es gehört schon ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstand und Bildung dazu, wenn einer nicht so vorgeht.

Im grossen und ganzen läge ja nicht viel daran, wenn uns die Zeugen wirklich den Sinn des Gehörten wiedergeben würden, aber sie sagen nur das, was sie für den Sinn des Gesagten gehalten haben, und dann bekommen wir wohl nur Falsches wiedergegeben[1]); man hat den Eindruck, als ob Ungebildete und Halbgebildete ihren Gehörsinn für alles verschliessen könnten, was sie nicht verstehen, und nur das hören, was sie verstehen; schon das

---

1) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv I, 340; VI, 334; VII, 161; XV, 125; E. Lohsing, ibidem VI, 206; Göbel ibid. VI, 297; Lelewer ibid. IX, 194. Dann H. Gross in Kohlers Archiv IXL, 184.

rein sinnliche Wahrnehmen wird nach dem Verständnis eingerichtet.

Hält man daran fest, so wird man im allgemeinen Zeugenaussagen selbst dann richtig verwerten, wenn es sich um die schwierigen Fälle handelt, in welchen einer darüber aussagt, was ihm ein anderer als von ihm gehört erzählt hat, und wo man nicht einmal imstande ist, die Natur und Kultur dieser Mittelsperson zu beurteilen. Im übrigen wird man noch auf einige besondere Momente zu achten haben.

Handelt es sich darum, herauszubekommen, ob einer etwas hören konnte und ob dies unter bestimmten Verhältnissen möglich war, so wird man sich, wenn der Fall ein halbwegs wichtiger ist, niemals darauf verlassen, dass man die Hörschärfe des Betreffenden durch leiseres oder stärkeres Sprechen u. s. w. prüft; dies muss durch Sachverständige geschehen, und ist der Fall wirklich subtil, so muss die Prüfung unter denselben Verhältnissen durchgeführt werden, unter denen seinerzeit die fragliche Wahrnehmung geschehen ist, also an Ort und Stelle, von denselben Leuten u. s. w. Sicheres ist sonst nie zu erzielen.

Aber mit der Feststellung der Hörschärfe allein ist es nicht abgetan, da sich das Hörvermögen der Menschen auch dadurch unterscheidet, ob und inwieweit einer es vermag, aus einer Anzahl von Lauten, aus einem Tongewirre, wie es ja häufig besteht, einen bestimmten Ton herauszufinden, ihn allein zu hören und festzuhalten. Das ist nicht nur bei den einzelnen Menschen verschieden, sondern auch bei jedem zu verschiedenen Zeiten, Orten, Stimmungen u. s. w. anders. Ich habe z. B. in meinem Schlafzimmer und in drei benachbarten Zimmern je eine gehende Wanduhr, die Türen sind nach rechts und links stets offen. Wenn nun nachts alles ruhig ist, so kann ich an manchen Tagen das Ticken jeder dieser Uhren sofort heraushören, scharf isolieren, und diesem Ticken so zuhören, dass das Ticken der drei anderen Uhren einfach verschwindet. Ich kann mir dann beliebig kommandieren, dass ich das bis jetzt gehörte Ticken nicht mehr höre, wohl aber das einer der drei anderen Uhren; dies lässt sich wechseln, wie ich will (nur zwei Uhren zugleich zu hören gelingt nie vollständig). An einem anderen Tage, unter gleichen Verhältnissen geht das alles nicht; entweder höre ich gar keine Uhr genau heraus, oder nur für kurze Zeit, worauf das Ticken der gewünschten Uhr sofort im allgemeinen Geräusch wieder untergeht, oder ich erwische wohl das Ticken einer Uhr, aber nie jener, die ich gerade wollte.

Dieser Versuch lässt sich natürlich auf alle verschiedenen Arten und auch mit verschiedenen Personen zugleich wiederholen, er zeigt nur immer wieder, dass das Vermögen dieses Heraushörens ein sehr verschiedenes ist, man ist niemals berechtigt, besondere Hörleistungen von vorneweg zu bezweifeln. Wie man da Kontrollversuche machen könnte, ist freilich schwer zu sagen.

Dazu kommen noch andere Merkwürdigkeiten. Es wurde wiederholt, z. B. von Tyndall[1]), nachgewiesen, dass verhältnismässig viele Menschen sehr hohe Töne, z. B. das Zirpen der Grillen, nicht hören, obwohl sie sonst normal scharf hören[2]), andere wieder vernehmen sehr tiefe Töne zwar wohl, unterscheiden sie aber schwer, es bleibt ihnen nur ein Gesurre oder Gebrumm, aber die einzelnen Töne hören sie nicht heraus. Im allgemeinen giebt es noch für fast alle Menschen nicht unbedeutende Schwierigkeiten bezüglich der richtigen Schätzung der Schallrichtung. Wundt[3]) sagt, dass wir stärkere Schalle nach vorne verlegen, und übrigens links und rechts besser beurteilen als vorne und hinten. Über diese gerade für uns so wichtigen Umstände wurden vielfache Untersuchungen angestellt. Die eben genannte Wahrnehmung Wundts wurde durch die von W. Preyer[4]) mit K. Schäfer gemachten Versuche bestätigt; die genannten Forscher fanden, dass man am besten rechts und links unterscheidet, am wenigsten vorn unten, vorn unten rechts und links, unten rechts und links. Diese Versuche wurden fortgesetzt von F. Arnheim[5]), dann Münsterberg[6]) und Kries[7]).

Alle diese Arbeiten bringen gewisse konstante Tendenzen zu bestimmten Irrtümern zur Geltung; vorn wird gern nach hinten verlegt und höher angegeben, was in Kopfhöhe oder tiefer war.

---

1) Tyndall, „Der Schall". Deutsch, 2. Aufl. Braunschweig 1874.

2) Auch im höheren Alter verlieren viele Leute die Fähigkeit, hohe Töne zu hören. Rechtsanwalt Wilke teilt mir mit, dass dies z. B. beim Komponisten Robert Franz der Fall gewesen sei.

3) W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie".

4) W. Preyer, „Die Wahrnehmung der Schallrichtung" (Pflügers Archiv 1887. Bd. XL).

5) F. Arnheim, „Beiträge zur Theorie der Lokalisation von Schallempfindungen". Inaug.-Diss. Jena 1887.

6) Hugo Münsterberg, „Raumsinn des Ohres". Beiträge zur experimentellen Psychologie. Heft 2. 1889.

7) J. v. Kries, „Über das Erkennen der Schallrichtung". Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Bd. I. 1890.

Ebenso wird allgemein behauptet, dass zur Erkennung der Schallrichtung das binaurale Hören von grosser Wichtigkeit ist; mit einem Ohre allein erkennt man die Schallrichtung jedenfalls noch viel schwerer. Wir erproben dies immer dadurch, dass wir dann, wenn wir uns eine Schallrichtung sichern wollen, den Kopf hin und her wenden, wodurch wir Vergleichsproben zuwege bringen. Diese Wichtigkeit des binauralen Hörens (die übrigens schon Valsalva und Morgagni gekannt haben) wird noch bestätigt von Bloch[1]), Politzer[2]), Ant. Steinhauser[3]) u. a.

Im allgemeinen wird man also jedesmal, wenn es sich darum handelt, ob ein Zeuge die Schallrichtung richtig angiebt — und das ist oft wichtig — denselben gerichtsärztlich darauf untersuchen lassen, ob er mit beiden Ohren, und zwar gleich gut hört. Man macht übrigens die Beobachtung, dass viele Leute, die auf beiden Ohren vortrefflich hören, doch in der Beurteilung der Schallrichtung unglücklich urteilen; andere wieder entwickeln in dieser Richtung eine grosse Geschicklichkeit; es mag da vielleicht Übung, Ortssinn u. s. w. mit einwirken. Jedenfalls erübrigt in solchen Fällen zur Sicherheit nur das Experiment.

Bezüglich der Schallzuleitung wäre zu bemerken, dass diese mit Hilfe fester Körper erstaunlich weit gehen kann. Bekannt sind die Erzählungen, wie weit man Pferdegetrappel, Kanonendonner u. s. w. hören kann, wenn man das Ohr fest auf die Erde legt; behauptet daher jemand in dieser Weise oder dadurch, dass er in einem Gebäude das Ohr an die Wand legte, etwas auf grosse Entfernung noch deutlich vernommen zu haben, so verhalte man sich dagegen von Haus aus nicht ablehnend. Kontrollexperimente werden im schon gegebenen Falle schwer auszuführen sein, nützlich ist es aber, schon im voraus diesfalls Versuche zu machen, man weiss dann doch ungefähr, was da noch möglich ist. —

Unter Umständen kann es auch wichtig sein, zu wissen, was man zu hören vermag, wenn man den Kopf oder wenigstens die Ohren unter Wasser hat. Man kann das leicht versuchen, wenn man in der Badewanne das Hinterhaupt so unter Wasser bringt, dass die Ohren vollkommen davon bedeckt, Mund und Nase aber frei sind. Der Mund muss fest geschlossen sein, damit nicht Schall-

1) E. Bloch, „Das binaurale Hören". Zeitschrift für Ohrenheilkunde von Knapp und Moos. XXIV. Bd. 1893.

2) A. Politzer, „Studien über die Paracusis loci" (Arch. für Ohrenheilkunde. Bd. XI).

3) Anton Steinhauser, „Die Theorie des binauralen Hörens". Wien 1877.

wellen durch die Eustachische Röhre zum Gehörapparat dringen. In dieser Stellung hört man nun nahezu nichts von allen Schallwirkungen, die **zuerst durch die Luft dringen müssen**; wenn also z. B. jemand in nächster Nähe noch so laut spricht, so hört man davon nur das Wenigste. Wohl aber hört man Geräusche, die durch feste Körper, also z. B. via Wand, Wanne und Wasser, vermittelt werden, mit überraschender Deutlichkeit, namentlich wenn die Wanne nicht freisteht, sondern eingemauert ist. Wird dann in irgend einem entfernten Teile des Gebäudes, z. B. an der Wand geklopft, so hört man dies sehr gut, während ein neben der Wanne Stehender davon nichts vernimmt. Bei Unfällen, bei gewissen Arten von Versuchen, jemanden zu ertränken, oder bei absichtlichem oder zufälligem Belauschen kann dies von Bedeutung sein. —

Bei Tauben oder Schwerhörigen muss ebenfalls einiges beachtet werden; nach Fechner[1]) verliert man bei beginnender Taubheit zuerst die Empfänglichkeit für hohe Töne, viel später die für tiefe[2]), so dass man den Leuten häufig ihre Schwerhörigkeit nicht glaubt, weil sie ja noch tiefe Töne vernehmen. Ebenso führt es zu Irrungen, wenn Taube durch das Aufmerken auf die Lippenbewegungen manches, oft auch recht viel verstehen; hierüber haben namentlich schon Abercrombie[3]) und Taine[4]) berichtet; heute weiss davon jeder Taubstummenlehrer zu erzählen, da das Ablesen von den Lippen die Grundlage für das sogenannte Taubstummenhören ist. Man kennt Beispiele, wo Taube hierdurch und durch die ihnen notwendige, daher von ihnen sehr geübte Kombination mehr vernommen haben, als gut Hörende.

Von Wichtigkeit sind für uns die Unterschiede, die das Gehör im Alter erfährt. Eingehende Untersuchungen hierüber hat Bezold[5]) gemacht. Er hat eine grosse Zahl Hörorgane von Menschen verschiedenen Alters untersucht und stellt fest, dass vom 50. Lebensjahr an nicht nur eine successive Abnahme in der Zahl der noch annähernd normal Hörenden, sondern auch eine successiv wachsende Steigerung im Grade der Hörbeschränkung auftritt, die das Ohr

---

1) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1860.

2) Vergl. die Anmerkg. auf S. 261 über Robert Franz.

3) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual powers".

4) H. Taine, „Der Verstand". Deutsch v. L. Siegfried. Bonn 1880.

5) Fr. Bezold, „Untersuchungen über das durchschnittliche Hörvermögen im Alter". Zeitschrift f. Ohrenheilkunde von Knapp und Moos. XXIV. Bd. 1893.

mit zunehmendem Alter erfährt. Die Resultate sind überraschender, als man glaubt.

Von 100 über 50 Jahre alten Leuten ist niemand verzeichnet, der über 16 m „Konversationssprache“ verstand — in der Entfernung von 16—8 m verstanden 10,5 Proz. Bei Schulkindern im Alter von 7—18 Jahren (1918 Stück) verstanden auf Entfernung von 20 m und mehr: 46,5 Proz. und auf Entfernung von 16—8 m 32,7 Proz.; es steht also einem Prozentsatz von 10,5 Proz. bei Leuten von über 50 Jahren gegenüber ein Prozentsatz von 79,2 Proz. bei Leuten im Alter von 7—18 Jahren.

Bei alten Weibern steht die Gehörserhaltung besser als bei Männern; es hörten auf die Entfernung von 4—16 m noch 34 Proz. Weiber und nur 17 Proz. Männer. Bei den Kindern ist es anders, da auf 20 m und mehr 49,9 Proz. Knaben und nur 43,2 Proz. Mädcher hörten — es sind also die schädigenden Einflüsse, Handwerke und andere lärmende Beschäftigungen, Witterungsinsulte u. s. w. daran schuld.

Diese Vergleiche können dann wichtig sein, wenn es sich um die Feststellung handelt, was und um wie viel ein Zeuge mehr gehört haben kann als der andere von verschiedenem Alter.

d) Geschmacksinn.

Der Geschmack hat für unsere Zwecke selten Wichtigkeit, wenn diese aber eintritt, so ist sie regelmässig eine bedeutende, da sie meist nur bei Vergiftungen zur Geltung kommt.[1]) Leicht und sicher sind die diesfälligen Erhebungen wohl niemals, vor allem, weil wir nicht gut in die Lage kommen können, die Feinheit und Schärfe des Geschmackes bei einem Menschen zu prüfen, wie es wenigstens im gröbsten auch der Laie bezüglich des Sehens und Hörens eines anderen machen kann. Ausserdem muss man sich bei solchen Prüfungen auf allgemeine und keineswegs feststehende Ausdrücke verlassen, und unter „stechendem, prickelndem, metallischem, brenzlichem“ Geschmack verstehen nicht viele dasselbe, wenn dies schon bei den gewöhnlichsten Bezeichnungen: „süss, sauer, bitter, salzig“ ungefähr angenommen werden darf. Am wenigsten kann man damit machen, wenn ein Geschmack mit gut, schlecht, ausgezeichnet oder abscheulich bezeichnet wird, da der Geschmack bekanntlich in jeder Richtung verschieden ist, und Alter, Gewohnheit, Gesundheits-

1) D. P. Hänig, „Zur Psychophysik des Geschmacksinnes“. Diss. Lpzg. 1901.

zustand und Stimmung einen grossen Einfluss ausüben. Ebenfalls unverlässlich sind Bezeichnungen, wie fad, süsslich, zusammenziehend, lehmig, pappig, selbst sandig, da dies alles oft vom augenblicklichen Wohlbefinden diktiert wird.

Will man sich aber auf irgend welche Bezeichnungen einlassen – und schliesslich muss man dies auf alle Fälle auch tun, so ist es nötig, festzustellen, ob die genannte Wahrnehmung gemacht wurde, als der fragliche Körper die Zungenwurzel oder die Zungenspitze berührt hat.[1]) Darüber hat namentlich Longet[2]) nach den Experimenten von Guyot und Admyrault und dann W. Preyer[3]) wichtige Untersuchungen angestellt. Der letztere stellte die Ergebnisse derselben in folgender Tabelle zusammen:

Es schmeckt	an der Zungenspitze:	an der Zungenwurzel:
Glaubersalz	salzig	bitter
Jodkalium	"	"
Alaun	sauer	süss
Glyzerin	gar nicht	"
Rohrzucker	" "	"
Salpetersaures Strychnin	" "	"
Kohlensaures Natrium	" "	alkalisch.

Auch in diesen Fällen wird man regelmässig bei einiger Wichtigkeit den Arzt zu Rate ziehen, da krankhafte Zustände und persönliche Eigentümlichkeiten des Betreffenden mitspielen können.

Eine sorgfältige Untersuchung über den (Haut- und) Geschmacksinn hat Dehn[4]) gemacht und kommt zu dem Ergebnisse, dass der Geschmacksinn der Frau feiner ist, als der des Mannes, ebenso wieder, dass der Geschmacksinn des gebildeten Mannes feiner ist, als der des ungebildeten, während bei der Frau diesfalls die Bildung keinen Unterschied macht (!).

Vergleiche hierzu die Arbeiten von Kamerer[5]), v. Vintschgau[6]), v. Adducco und Mosso[7]), Berthold[8]), Keppler[9]), Oerwall[10]),

1) A. Strindberg, „Zur Physiologie des Geschmacks". Wien. Rundschau S. 338 ff. 1900.
2) Longet, „Traité de physiologie".
3) W. Preyer, „Aus Natur und Menschenleben". Berlin 1885.
4) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen u. s. w." Dorpat 1894.
5) Kamerer, „Über Abhängigkeit des Geschmackes". Zeitschr. f. Biolog. VI.
6) M. v. Vintschgau, „Beitr. z. Physiol. d. Geschmackes". Pflügers Arch. XX.
7) v. Adduco u. Mosso, Ref. Zentralblatt für mediz. Wissenschaften. 1886.
8) Berthold, Ref. Zentralblatt für medizinische Wissenschaften. 1888.
9) Fr. Keppler, „Das Unterscheidungsvermögen u. s. w." Pflügers Arch. II.
10) Oerwall, „Untersuchungen über den Geschmacksinn". Ref. Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane. I.

Ziehen[1]), Vierordt[2]) u. s. w., dann die auf Seite 228 und 229 verzeichneten Schriften.

e) Geruchsinn.

Das Riechen hätte für unsere Arbeit grosse Bedeutung, wenn dieselbe dieser Sinnestätigkeit nach Gebühr beigelegt würde[3]). Es darf behauptet werden, dass manche Menschen viel schärfer riechen, als sie es wissen, und dass sie dadurch oft mehr feststellen könnten, als durch ihre anderen Sinne. Von praktischer Bedeutung ist der Geruch nicht besonders, vielen Menschen dient er nur dazu, um ihnen dann und wann unangenehme Eindrücke zu verschaffen, und was sich dem Menschen zum Gebrauche nicht geradezu aufdrängt, das benutzt er auch nicht leicht. Vor allem könnte der Geruch sich durch seine Treue[4]) und die hierdurch bedingte assoziierende Tätigkeit desselben nützlich machen. Aber wer merkt darauf; selbst dann, wenn der Geruchsinn Assoziationen hervorruft, werden diese nicht jenem zugeschrieben, sondern es ist „etwas zufällig eingefallen". Solche Assoziationen kennt jeder, ich will zur Klarlegung dessen, was ich meine, nur ein Beispiel anführen. Ich hatte als Kind von etwa acht Jahren ein einziges Mal mit meinen Eltern einen Pfarrer besucht, der ein Schulfreund meines Vaters war; der im Pfarrhaus verlebte Tag bot durchaus nichts Merkwürdiges, und so habe ich in den vielen seither verflossenen Jahren desselben kaum mehr gedacht. Vor kurzem fiel mir nun plötzlich der Pfarrer, das Pfarrhaus mit all seinen Bäumen, die sonstigen menschlichen und tierischen Bewohner des Hofes, kurz alle Einzelheiten mit grosser Lebhaftigkeit ein, und da diese plötzliche Erinnerung grundlos war, beschäftigte ich mich eingehend damit, herauszubringen, wodurch mir die längst entschwundene Erinnerung wieder zuging. Vergebens. Kurze Zeit darauf fiel mir das Pfarrhaus wieder lebhaft ein, und da beide Erinnerungsauffrischungen am selben Orte geschahen, so gelang es, den Zusammenhang zu entdecken. Ich hatte damals im Pfarrhofe mit der kleinen Nichte des Pfarrers Forschungsreisen unternommen, wobei wir in eine Obstkammer gerieten; in der-

1) Th. Ziehen, „Leidfaden der physiologischen Psychologie". Jena 1891.

2) H. Vierordt, „Anatom., physiolog. u. physikal. Daten u. s. w." Jena 1888.

3) C. M. Giessler, „Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches". Hamburg u. Lpzg. 1894; Zwaardemaker, „Geruch". Ergebnisse der Physiologie von Ascher-Spiro 1, 897. (1902).

4) W. v. Tschisch, „Über das Gedächtnis von Sinneswahrnehmungen". III. intern. Kongr. f. Psych. S. 95.

selben waren grosse Mengen von Äpfeln auf Stroh gelagert und an der Wand hingen in namhafter Zahl die juchtenen Jagdstiefel des Pfarrherrn. Die Mischung aus den Gerüchen der Äpfel, des Strohes und des Juchtenleders bildeten einen eigentümlichen, von mir bislang noch nicht genossenen Parfüm, der sich offenbar meinem Riechgedächtnisse gut eingeprägt hatte. Und als ich nun nach so langer Zeit an einer Kammer vorbeikam, wo aus denselben Riech-Ingredienzien ein ähnlicher Geruch erzeugt wurde, so assoziierte sich damit sofort alles wieder, was damals zugleich mit diesem Geruche beisammen war.

Solche Assoziationen geschehen jedem in grosser Zahl, und wenn man sich Mühe gibt, so gelingt es bei Vernehmungen nicht selten, sie anzuregen, namentlich dann, wenn es sich um länger verflossene Vorgänge handelt, und ein Zeuge erzählt davon, es sei ihm „zufällig eingefallen“, ist es öfters möglich, dadurch weitere Anhaltspunkte zu gewinnen, dass man den fraglichen Zufall als Assoziation betrachtet, und endlich dadurch, dass man auf Geruchserinnerungen abzielt, in die richtige Bahn zu kommen.[1])

So treu aber auch der Geruchsinn ist, so wenig Beachtung wird ihm in der Regel geschenkt, und wenn man (z. B. bei Brandlegungen in Richtung auf den vor dem Ausbruche bestandenen Brandgeruch) um Geruchswahrnehmungen fragt, so lautet die Antwort meistens verneinend. Nirgends lässt sich aber den Leuten so leicht etwas abhandeln als gerade hier, und wenn man sie auch nicht im mindesten suggeriert, so gelingt es doch oft, die Zeugen darauf zu bringen, dass sie wirklich etwas gerochen haben. Es kommt dabei vornehmlich darauf an, Erinnerungen an solche Vorgänge zu wecken, welche entweder nicht vollkommen über die Schwelle des Bewusstseins getreten sind, oder die durch eine flüchtige Erklärung beruhigt und beiseite geschoben wurden. Sagen wir, der Zeuge habe wirklich Brandgeruch wahrgenommen, derselbe kam ihm aber, da er anderweitig beschäftigt war, nicht vollständig zum Bewusstsein, oder er habe ihn wohl vollkommen aufgefasst, aber damit erklärt, er rühre aus der Küche oder von der schlechten Zigarre u. s. w. her. Solche Wahrnehmungen werden später vergessen, lassen sich aber durch geeignete Fragen wieder treu und vollständig ins Gedächtnis rufen.

Selbstverständlich kommt viel darauf an, ob jemand sich eines

---

1) E. Erdmann, „Über den Geruchsinn“. Ztsch. f. Naturwissenschaften. LXXII, 351 (1900).

feinen Geruches erfreut oder nicht. Im allgemeinen kann man sagen, dass feiner Geruchsinn, wenigstens oft, mit Nervosität zusammenhängt[1]); dann haben Leute mit weiten Nüstern, entwickelter Mittelstirn, die den Mund meistens geschlossen tragen, sicher feinen Geruch; Leute lymphatischer Natur, mit verschleierter, unreiner Stimme haben keinen scharfen Geruch; natürlich noch weniger Schnupfer und starke Raucher. Übung kann bis zu einem gewissen Grade viel tun, zu grosse Benützung der Riechorgane stumpft sie ab; Fleischer, Tabakhändler, Parfumeriewaarenverkäufer nehmen nicht bloss die in ihren Laden herrschenden Gerüche nicht mehr wahr, sondern haben überhaupt abgestumpften Geruchsinn. Dagegen bringen es andere, die in ihrem Berufe feine Wahrnehmungen machen müssen (Apotheker, Teehändler, Bierbrauer, Weinkenner u. s. w.) zu grosser Übung. Ich erinnere mich, dass ich zu einer Zeit, als ich bei einem grösseren Gerichte der östlichen Steiermark fortwährend mit Zigeunern zu tun hatte, es des Morgens beim Betreten des Gerichtsgebäudes sofort gerochen habe, wenn des Nachts Zigeuner eingeliefert worden waren.

Wie weit man den zahlreichen Beispielen glauben kann, die Reichenbach[2]) für besondere Riechleistungen aufführt, wollen wir nicht untersuchen, sicher ist nur, dass sehr nervöse Personen eine Feinheit und Schärfe des Geruches entwickeln, von der andere Menschen keine Vorstellung haben. Dazu kommt noch, dass wir eigentlich keine rechte Kenntnis davon haben, wie die Gerüche durchwegs entstehen; dass es mit der „Verflüchtigung kleinster Teile“ nicht recht ausgeht, beweist der Umstand, dass auch Körper riechen, die sich bestimmt nicht verflüchtigen. Duttenhofer[3]) führt als Beispiel hierfür das Zinn an, aber auch andere solche Körper, z. B. Kupfer, Schwefel, Eisen, geben deutlich Geruch von sich: letzteres z. B. namentlich dann, wenn es durch fortwährende Reibung blank erhalten wird — gescheuerte Ketten, Schlüsselbund in der Tasche getragen u. s. w.

Die grössten Schwierigkeiten hat es immer mit dem Bezeichnen der Geruchseindrücke; auch normale Menschen haben oft eine fast leidenschaftliche Verehrung für Gerüche, die anderen gleichgültig oder widerlich sind (faule Äpfel, nasser Badeschwamm, Kuhdünger und Pferdestallgeruch, Knoblauch, *Asa foetida*, sehr abgelegenes

1) A. Rollett, „Beiträge zur Physiologie des Geruchs etc“. Pflügers Archiv. LXXIV, 383 (1899).

2) Karl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch“. Leipzig 1854.

3) Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen“. Nördlingen 1858.

Wildfleisch u. s. w.); derselbe Mensch findet Speisengeruch im hungrigen Zustande schön, im satten unangenehm, und hat er etwa Migräne, unerträglich. Eine genau differenzierende Beschreibung mit Berücksichtigung aller begleitenden Umstände wird also stets nötig sein.

Vergl. noch Landois[1]), Cloquet[2]), Vintschgau[3]), Hack[4]).

Was die Feinheit des Geruchsinnes in Bezug auf die Geschlechter anlangt, so sollen laut Lombroso[5]) die Versuche der Amerikaner Nichols und Balley (wo?) ergeben haben, dass die Männer doppelt (!) so feinen Geruchsinn haben als die Weiber. Dies wird bestätigt durch (Lombrosos Schüler) Ottolenghi und Sicard[6]), Roncoroni und Galton[7]). Die gewöhnliche Erfahrung bestätigt dies durchaus nicht, zumal doch die vielen Raucher unter den Männern selten feinen Geruch besitzen, wodurch der Prozentsatz zugunsten der Frauen wesentlich erhöht wird.

f) Tastsinn.

Ich fasse der Einfachheit wegen Ortsinn, Drucksinn, Temperatursinn u. s. w. unter dem alten allgemeinen Ausdruck Tastsinn zusammen. Die Wichtigkeit der Fragen, die hier in Betracht kommen, ist keine geringe, da uns Zeugen häufig über Wahrnehmungen berichten, die sie im Finstern, oder weil sie nicht hinsehen konnten, gemacht haben, und weil es bei Angriffen, Verletzungen und Berührungen durch dritte darauf ankommt, was der Betreffende hiebei wahrnahm. In den meisten Fällen hat er nicht dorthin sehen können, wo sein Körper berührt wurde, so dass wir uns auf das Zeugnis des Tastsinnes allein verlassen müssen. Eine volle Sicherheit hätten wir bei Derartigem aber nur, wenn Gesichtssinn und Tastsinn zusammen gewirkt und einander kontrolliert haben; namentlich Schwarz[8]) hat nachgewiesen, dass ursprünglich von einem Auf-

---

1) L. Landois, „Lehrb. der Physiologie des Menschen“. Wien u. Leipzig 1889.

2) Cloquet, „Osphresiologie“. Weimar 1823.

3) v. Vintschgau, „Physiologie des Geruchsinnes“ (Handbuch der Physiologie. Leipzig 1880).

4) Hack „Riechen und Geruchsorgan“. Wiesbaden 1885.

5) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte“ (deutsch v. H. Kurella). Hamburg 1894.

6) Sicard, „L'evolution sexuelle dans l'espèce humaine“. Paris 1892.

7) Francis Galton, „Inquiries into human faculty and its development“ New-York 1883.

8) Hermann Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem“. Leipzig 1892.

fassen der dritten, der Tiefendimension durch den Gesichtssinn nicht die Rede sein kann[1]); diese Wahrnehmung haben wir anfänglich nur durch den Tastsinn und dann durch Erfahrung und Gewohnheit erhalten; das wird auch durch die Belehrungen bestätigt, die wir von operierten Blindgeborenen erhalten, namentlich durch die unzählige Male zitierte operierte Blinde Wardrops, die z. B. einen silbernen Bleistifthalter von einem grossen Schlüssel durch blosses Ansehen nicht zu unterscheiden vermochte; sie konnte nur sagen, dass es verschiedene Dinge sind; erst als sie dieselben betasten durfte, erkannte sie ihre Natur. Dass aber der Tastsinn allein auch nicht verlässlich ist, beweisen die bekannten Irrungen, denen man ausgesetzt ist, wenn man bloss tastet; gleichwohl kann man es im Tasten namentlich durch Übung zu einer grossen Genauigkeit bringen, ja in manchen Beziehungen trauen wir dem Tastsinn mehr zu als unseren Augen, indem wir gewisse Prüfungen auf Feinheit eines Gegenstandes nur mit den Fingerspitzen vornehmen, obwohl wir dies mit den Augen auch tun könnten; die Feinheit von Stoffen, Papier, Leder, die Glätte einer Fläche, das Vorhandensein einer Spitze (etwa eines in der Haut steckenden Splitters), prüfen wir immer mit dem Finger. Ja, wenn uns ein Zeuge diesfalls eine Angabe macht und versichert, dies und jenes sei sehr glatt gewesen, es habe keine Hervorragung da sein können, oder aber, die Fläche sei rauh gewesen u. s. w., so werden wir der Sicherheit wegen regelmässig fragen, ob er die Sache auch berührt und mit dem Finger geprüft habe — erst wenn dies bejaht wird, sind wir beruhigt.

Wer auf Tastempfindungen besonders angewiesen ist, steigert im Laufe der Zeit seine Empfänglichkeit für solche Eindrücke wesentlich, wie wir aus der Feinheit des Tastens bei Blinden wissen; diesfällige Behauptungen Blinder können wir noch glauben, wenn sie auch für uns schon unwahrscheinlich sind; es gibt Blinde, die sogar die Farbe von Kleiderstoffen (natürlich auch im vollkommen Finstern) heraustasten, weil die verschiedenen Farbstoffe und ihre Bindemittel die Oberfläche eines Stoffes verschieden ändern.

In anderer Richtung sind wieder Taube besonders gegen Erschütterungen sehr empfänglich, und Abercrombie[2]) versichert, dass

1) E. Storch, „Das räumliche Sehen". Allgem. med. Zentralzeitung 1901. S. 729 u. Ebbinghaussche Ztschft. 1902. 29, 32. R. Bayersdorf, „Die Raumvorstellungen". Berlin 1879.

2) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual powers".

er in seiner ärztlichen Praxis oft beobachtet habe, wie Taube das Rollen eines nahenden Wagens oder das Nähertreten einer Person eher wahrnahmen, als guthörende Menschen. Ich besass lange eine Angorakatze, die wie alle echten Angorakatzen vollkommen taub war (durch Ärzte auf ihre absolute Taubheit geprüft); trotzdem merkte das Tier, wenn es mit abgewandtem Kopfe irgendwo schlummerte, sofort die Tritte von nahenden Personen, ja sie musste den Schritt derselben unterscheiden können, da sie erschreckt aufsprang, wenn sich Unbekannte näherten, sich aber behaglich dehnte, um ein Streicheln zu erwarten, wenn sie bekannte Schritte fühlte. Das leiseste Berühren des Gegenstandes, auf dem die Katze lag (Bank, Fensterbrett, Sopha), bemerkte sie sofort, besonders auch leises Kratzen auf dem Stoffe, auf dem sie sich befand, z. B. eines Tuches u. s. w. Darauf beruhen gewiss oft die Wahrnehmungen Schwerhöriger, die wir zweifelnd entgegennehmen, obwohl sie richtig sein können.

Merkwürdigerweise schärft aber den Tastsinn nicht bloss die direkte Übung, sondern auch die Übung der Muskeln überhaupt.[1]) Wenigstens behauptet Stricker[2]), er habe oft beobachtet, dass die Beobachtungsfähigkeit, namentlich was das Muskelgefühl anlangt, bei Menschen, die turnen oder arbeiten, grösser ist, als z. B. bei Gelehrten, die bloss beim Tische sitzen. Dieser Behauptung entsprechen die umfassenden Untersuchungen von Dehn[3]) keineswegs, der nach Verwertung der vollständigen Literatur (die dort nachzusehen wäre) und auf Grund vielfacher Prüfungen findet, dass der gebildete Mann auf allen Gebieten der sensiblen Sphäre über dem ungebildeten steht. Dehn hat weiter, in Übereinstimmung mit Pacht[4]) und entgegen den bekannten Behauptungen Lombrosos gefunden, dass die Frau einen besser entwickelten Tastsinn hat, als der Mann (nur der Raumsinn und Drucksinn sei bei beiden Geschlechtern gleich entwickelt). Hierher gehören auch die Wirkungen von Injektionen; Kremer[5]) fand, dass Morphiuminjektionen den

1) Vergl. Hänel, „Sensibilitätsstörungen der Haut bei Erkrankung innerer Organe". Münchner medizin. Wochenschrift. Bd. 14—19 (1901).

2) S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen". Wien 1882.

3) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen über den Haut- und Geschmackssinn". Dorpat 1894.

4) Walter Pacht, „Über kutane Sensibilität". Diss. Dorpat 1879.

5) Felix Kremer, „Über die Einwirkung der Narkotica auf den Raumsinn". Bonn 1884.

Raumsinn der Haut, *Cannabinum tannicum* die Sensibilität herabsetzen; Alkohol übt eine rasche und nicht unbeträchtliche Einwirkung aus.

Vergl. auch die Untersuchungen von Israel [1]), Eulenburg [2]), Hillsmann und Jolly [3]) u. a.

Selbstverständlich erzählt Reichenbach [4]) von seinen „sensitiven" Leuten das Äusserste und behauptet, dass die besten von ihnen es sofort merken, wenn sich jemand ihnen nähert, sich hinter sie stellt, oder wenn im selben finsteren Raum ausser ihnen noch jemand sich befindet. — Dass sehr nervöse Menschen vielleich den Luftdruck, feine Erschütterungen u. s. w. in auffallend deutlicher Weise wahrnehmen, ist wohl richtig; überhaupt wurde mehrfach bewiesen, so von Valentin [5]), dass wir eigentlich eine grosse Anzahl von Tasteindrücken unterscheiden können. —

Verhältnismässig hoch entwickelt ist der Temperatursinn [6]), und zwar, wie der wiederholt genannte Dehn nachwies, bei der Frau noch mehr als beim Mann; Unterschiede werden schon bei 0,2° C. wahrgenommen (namentlich auf den Lippen und mit den Fingerspitzen). Handelt es sich aber nicht am Unterschiedswahrnehmung, sondern um absolute Schätzung, so kommt es im allgemeinen (nach Bernstein) nicht viel unter 4° Unterschied; z. B. eine Temperatur von 19° R. werden wir auf 17—21° schätzen. Ich glaube aber, dass man das Schätzen von sehr eingeübten Temperaturen ausnehmen muss. Wer z. B. gewohnt ist, im Winter in seinem Zimmer 14° R. zu haben, wird es sofort bemerken und richtig schätzen, wenn die Temperatur um einen Grad gefallen oder gestiegen ist. Ebenso wer im Sommer täglich kalt badet, merkt es sicher, wenn das Wasser heute um einen Grad kälter oder wärmer ist, als gestern. Unter Umständen wird man also die Angabe von sehr eng eingegrenzten Temperaturen glauben können, nur muss man sich auch hier die maßgebenden Verhältnisse angeben lassen, da doch auf-

1) Ludwig Israel, „Über die Veränderung der Tastempfindlichkeit durch Heilmittel". Würzburg 1887.

2) Al. Eulenburg, „Die hypodermatische Injektion von Arzneimitteln". Zentralblatt für d. medizinischen Wissenschaften. 1863.

3) Hillsmann und Jolly, „Beitrag zur hypodermatischen Injektion des Morphium". Strassburg 1874.

4) Karl Freiherr von Reichenbach, „Der sensitive Mensch". Leipzig 1854.

5) G. Valentin, „Über die Dauer der Tasteindrücke". Archiv für physiologische Heilkunde, K. Vierordt. 11. Jahrgang.

6) M. Rosenfeld, „Die Störungen des Temperatursinnes etc." Deutsche Ztschft. f. Nervenheilkunde. IXX, 127 (1901).

fallende Unterschiede vorkommen. So hat Weber[1]) nachgewiesen, dass Wasser von 29° R., in das man die ganze Hand taucht, uns wärmer scheint, als solches von 32° R., das wir bloss mit dem Finger prüfen; „es ist nämlich stets dieselbe Seele, welche die Summe gleichartiger Erschütterungen auf vielen Wegen erhält und sie kombiniert".

Weiters sagt Weber[2]): „Wenn wir zwei neben einander liegende Finger, z. B. Daumen und Zeigefinger, in zwei verschieden warme Flüssigkeiten tauchen, so fliessen die Empfindungen so zusammen, dass Unterschiede schwer wahrzunehmen sind. Benützen wir aber zwei Hände zu dieser Prüfung, so geht es namentlich dann, wenn wir abwechselnd dieselbe Hand in beide Flüssigkeiten tauchen. Je näher die Hautstellen einander liegen, auf welche die Eindrücke gleichzeitig gemacht werden, und vermutlich also auch, je näher einander die Teile des Gehirns liegen, zu welchen die Eindrücke fortgepflanzt werden, desto leichter fliessen die Empfindungen in eine zusammen; je entfernter sie aber von einander sind, desto weniger ist das der Fall."

Genau in dieser oder sehr ähnlicher Weise werden derartige Dinge in der Strafpraxis nicht vorkommen, aber Temperaturschätzungen überhaupt kommen häufig vor, und wie weit die Verlässlichkeit geht, ist wichtig. —

Von grosser Bedeutung ist aber die Frage, was ein Verletzter und der Verletzende im ersten Augenblick empfinden, und wie weit man sich auf deren Angaben verlassen kann.[3]) Vor allem ist wieder den unübertroffenen Beobachtungen Webers die Feststellung zu danken, dass wir (mit geschlossenen Augen) sehr schwer den Winkel zu bestimmen vermögen, den ein gegen den Körper gedrücktes Stäbchen bildet; folglich hat es dieselben Schwierigkeiten mit der Bestimmung, aus welcher Richtung ein gegen den Körper geführter Stoss oder Schlag gekommen ist. Dass dies so schwer ist, findet Weber deshalb um so merkwürdiger, als wir genau sagen können, in welcher Richtung ein Bündel Haare gezogen wird.[4])

Was die Zeit anlangt, in der wir Berührung und Schmerz

---

1) Ernst Heinrich Weber, „Die Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühl". Braunschweig 1851.

2) Derselbe in Wagner's Handwörterbuch. III.

3) Vergl. Wilke in H. Gross' Archiv III, 117 u. Lelewer ibidem VI, 300.

4) M. v. Frey, „Über den Ortsinn der Haut". Wzbg. 1899 u. O. Förster, „Untersuchungen über das Lokalisationsvermögen etc." Monatschrift f. Psychiatrie u. Neurologie IX, 31.

empfinden, so behauptet Beau: Wenn man sich mit einem Lineale z. B. auf ein Hühnerauge einen kurzen, kräftigen Schlag versetzt, so empfindet man sofort den Schlag, aber erst 1—2 Sekunden später den Schmerz; vielleicht haben Hühneraugen eine besondere Konstitution, aber für sonstige Schläge ist die angegebene Zeit entschieden viel zu lang (vielleicht entsteht der Schmerz wirklich viel später). Helmholtz hat bei seinen genauen, schon 1850 vorgenommenen Messungen erhoben, dass der Nervenstrang 90 Fuss pro Sekunde durchleitet; steche man sich also in den Finger, so verspüre man dies ein Dreissigstelsekunden später. Den gröbsten Versuchen, die ein Laie diesfalls machen kann, die aber der Wirklichkeit am besten entsprechen dürften, ist dies wieder zu wenig; wir werden vielleicht am richtigsten sagen: die Wahrnehmung eines Schmerzes an der Peripherie geschieht um ein merkliches, also etwa ein Drittelsekunden, später als dessen Entstehung.

Die Empfindung selbst schildert Lotze [1]) bei einem Stich als „Berührung mit einem heissen Körper", und Landry [2]) behauptet, der Verwundete fühle neben dem Schmerz, der den Stoss oder den Schnitt des Messers begleitet, oft noch die Kälte der Klinge und ihre Anwesenheit in der Tiefe des Gewebes.[3]) So viel ich von Verletzten erfahren habe, werden diese Behauptungen durchaus nicht bestätigt; abgesehen von Leuten, die sichtlich übertreiben und sich interessant machen oder mehr Entschädigung herauspressen wollen, gehen alle Antworten dahin, dass man Stiche, Schüsse und Hiebe nur als Stoss empfindet; man fühlt mitunter fast sofort das rieselnde Blut, aber weiter nichts, und der Schmerz entsteht viel später. Couleurstudenten, die eine grössere Anzahl von Mensuren hinter sich haben, sagen einstimmig, dass man „sitzende Hiebe", auch wenn sie vom schärfsten Säbel kommen, nur als schmerzlosen oder fast schmerzlosen Schlag oder Stoss empfindet; merkwürdigerweise sagen alle, man habe die Empfindung, als ob dieser Schlag von einem sehr breiten, stumpfen Werkzeuge, etwa einem armdicken Prügel oder einer mit der Fläche auffallenden Dachlatte herrühre. Die „Kälte der eindringenden Klinge" und ähnliches hat keiner verspürt.[4])

---

1) Rud. Herm. Lotze, „Medizinische Psychologie". Leipzig 1852.

2) Landry, „Traités des Paralysies".

3) E. Stransky, „Zur Pathologie des Schmerzsinnes". Monatschrift f. Psych. u. Neurol. XII, 531. (1902).

4) Wilke in H. Gross' Archiv. Bd. III. S. 117.

Auch Soldaten, die ich nach erhaltenen Schüssen, oft wenige Minuten nach der Verwundung, befragt habe, sagten einstimmig, sie haben nur einen „argen Stoss" verspürt.[1])

Anders verhält es sich mit dem, der die Verletzung zugefügt hat. Lotze hat richtig hierzu darauf aufmerksam gemacht, dass man beim Besteigen einer Leiter mit elastischen Sprossen deutlich die Befestigungsstellen der Sprossen an den Holmen wahrnimmt; auch die Befestigungsplätze eines elastischen Gitters spürt man, wenn man daran rüttelt, und den Widerstand des Holzes, wenn man mit der Axt darauf schlägt. Ebenso empfinde der Soldat deutlich das Einschneiden der Säbelspitze oder Schneide in den Körper des Gegners.[2]) Das letztere bestätigt jeder Couleurstudent man unterscheidet deutlich, ob man bloss die Haut durchgeschlagen hat, ob man tief eingedrungen ist, oder ob man bis auf den Knochen schlug, und zwar konzentriert sich diese Tastempfindung im rechten Daumen, der knapp unter dem Säbelkorb auf der gerauhten Stelle des Heftes aufruht.

Die Wichtigkeit des letzteren Umstandes, dass der Verletzende den Erfolg spürt, liegt darin, dass er in den allerdings seltenen Fällen, wo er die Wahrheit sagen will, in der Tat verlässlich angeben kann, ob und inwieweit er den Gegner verletzt hat. Für die Aussagen des Verletzten liegt aber die Wichtigkeit darin, dass es sich ja oft um die Feststellung handelt, welche Verletzung jedem der einzelnen Angreifer, wenn eben ihrer mehrere waren, zugeschrieben werden kann. Man hört oft von Verwundeten, die gern die Wahrheit sagen möchten, und die von mehreren Leuten angegriffen wurden, z. B.: „Ich wäre fest überzeugt, dass mir der X die schwere Stichverletzung an der Achsel zugefügt hat, er hat mich aber bloss gestossen und nicht gestochen, ich habe von einem Stich nichts wahrgenommen". Gleichwohl war es gerade der X, der ihn gestochen hat, und wenn der vernehmende Richter den Verletzten darüber aufklärt, dass diese subjektive Auffassung nicht maßgebend ist, so wird er seine Angaben anders zu machen vermögen. —

Ausser den angegebenen Wahrnehmungen sind noch einige Momente von Bedeutung.

1. Es ist eine bekannte Tatsache, dass ein Hautteil, der einen Knochen deckt und der so verschoben wird, dass er nun auf einem Weichteil liegt, es schwierig macht, die Stelle des Körpers anzu-

1) W. v. Tschisch, „Der Schmerz". Ztsch. f. Psych. XXVI, 14. (1901.)

2) A. Goldscheider, „Physiologie der Hautsinnnerven". Lpzg. 1898.

geben, die jetzt wirklich gereizt wird. Solche Verschiebungen können absichtlich zur Durchführung dieser Probe gemacht werden, sie geschehen aber auch häufig durch kräftige Drehungen des Körpers; wenn z. B. beim Sitzen der Oberkörper nach rückwärts gedreht wird, so ergeben sich eine Menge derartiger Verschiebungen, und ein erhaltener Stoss oder Stich wird schwer und unrichtig lokalisiert. Ebenso, wenn ein Arm nach rückwärts gehalten wird, etwa gar so, dass die innere Handfläche nach oben steht. Noch ärgere Verschiebungen treten ein, wenn ein Körperteil von jemandem festgehalten und die Haut verschoben wird; kommt es dann zu einer Verletzung, so weiss der Verletzte sicher nicht zu sagen, wo ihn die Verletzung getroffen hat (Lotze l. c.).

2. Die Tastempfindung des Nassen setzt sich zusammen aus der des kalten und des leichten Gleitens über die Oberfläche. Wenn wir deshalb unvermutet ein kaltes, glattes Metallstück berühren, so glauben wir, etwas Nasses berührt zu haben (Helmholtz [1]). Aber auch das Umgekehrte ist richtig: Wir glauben etwas Kaltes, Glattes berührt zu haben, in Wahrheit war es aber etwas Nasses. Daher kommen die häufigen Irrungen bei Blutungen nach Verletzungen. Der Verwundete oder sein Begleiter glauben, dass sie Blut mit der Hand getastet haben, während es nur ein glatter Metallgegenstand war, oder aber sie haben wirklich Blut berührt und haben es für etwas Glattes, Kaltes gehalten. Die falsche Vorstellung darüber, ob etwas Blut war oder nicht, hat schon zu vielen Konfusionen Anlass gegeben.

3. Alle Tastempfindungen werden deutlicher und kräftiger empfunden, wenn sie wiederholt werden und sich so gewissermaßen addieren. Daher kommt es, dass wir dann, wenn wir etwas durch Tasten prüfen wollen, den betreffenden Gegenstand wiederholt befühlen, mit dem Finger auf- und abfahren, und wenn es die Form zulässt, ihn zwischen zwei Fingern auf- und abgleiten lassen (Stoffe, Papier, Fäden u. s. w.). Aus demselben Grunde befühlen wir auch Gegenstände, deren Aussenseite uns angenehm ist, wiederholt; wir lieben es, auf einer glatten oder weich-rauhen Oberfläche (feine Haut, Samt, gewisse Tierfelle u. s. w.) auf- und abzustreichen und machen dabei die Wahrnehmung, dass die Empfindung deutlicher oder, was wichtig ist, geändert erscheint, wenn sie durch längere Zeit hervorgerufen und unterhalten wird. Deshalb ist es von Bedeutung, dass man jedesmal, wenn es sich um eine Feststellung

1) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik". Leipzig 1865.

durch Tasten handelt, darum fragt, ob bloss eine einzige Berührung oder eine wiederholten Betastung stattfand. Das Verhältnis ist hierbei nicht dasselbe, wie zwischen flüchtigem Hinsehen und genauem Anschauen, da beim often Tasten essentielle Unterschiede zum Vorschein kommen.

4. Die Vorstellung von gerade und krumm, eben und konvex oder konkav ist durch Tasten allein nur schwer festzustellen. Weber hat gezeigt, dass eine Glasplatte, die an dem ruhenden Finger so vorbeigeführt wird, dass man zuerst schwach, dann stark, dann wieder schwach andrückt, konvex erscheint, im Widerspiel aber konkav; distanzierend ist eben in beiden Fällen dasselbe zu merken.

5. Vierordt[1]) erklärt: Bewege ich mit konstanter Geschwindigkeit die Spitze eines Stäbchens über eine grössere Hautstrecke, z. B. von der Handwurzel gegen die Fingerspitze, und schaue ich nicht hin, so habe ich auf das deutlichste die Empfindung zunehmender Geschwindigkeit. Nicht so deutlich in verkehrter Richtung, sehr stark bei grossen Strecken: Schulter bis Fingerspitze.

Das kann bei Verletzungen (Schneiden, Kratzen, dann bei Unfällen) zu vielleicht wichtigen Irrungen führen.

6. Unter Umständen kann es sich auch darum fragen, welche Verlässlichkeit Angaben zuzuschreiben ist, die über ausgeübten Druck gemacht werden. Die ersten Versuche sind von Weber; Fechner[2]) stellte fest: Gewichte werden sehr verschieden empfunden. Am empfindlichsten sind Stirn, Schläfe, Augenlider, Dorsalseite des Vorderarmes, wo schon 0,002 Gramm verspürt werden.

Am unempfindlichsten sind: Lippen, Bauch (0,05 Gramm), dann Fingernägel und Ferse (1 Gramm).

Wenn man auf verschiedene Körperteile je 6 Taler legte und nach und nach wegnahm, so wurde der Unterschied verschieden bemerkt. Es mussten, um bemerkt zu werden, weggenommen werden von:

Volarfläche der Finger . .	1	Taler
Fusssohle	1	„
Volarfläche der Hand . . .	2	„
Schulterblatt	2	„
Ferse	3	„
Hinterkopf	4	„

1) Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen". Tübingen 1868.

2) Gustav Theodor Fechner, „Die Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889.

Brust	4	Taler
Medianlinie Rücken . . .	5	„
„ Bauch . . .	5	„

Diese Untersuchungen wurden von Aubert und Kammler durchaus bestätigt, und auch die vervollkommneten Versuche von Bastelberger[1]) und Goltz[2]) ergaben keine wesentlich anderen Tatsachen.

Deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen, Gebildeten und Ungebildeten bezüglich der Schärfe des Drucksinnes hat Dehn[3]) nicht festzustellen vermocht.

Verwendbar wären solche Erhebungen etwa in Fällen, wo es sich um Würgen, Festhalten, Andrücken u. s. w. handelt.

2. Wahrnehmung und Auffassung.

Si rogas, quid sit tempus: nescio, si non rogas: intelligo.
Heil. Augustinus.

Für uns ist nur von Wichtigkeit der Übergang von der rein sinnlichen Wahrnehmung zur geistigen Auffassung, also die Aufnahme eines Gegenstandes oder eines Vorganges so weit, dass das Aufgenommene später wiedergegeben werden kann. Auch für die wissenschaftliche Psychologie sind manche, früher streng festgehaltene Unterschiede verschwunden. „Die moderne Psychologie", sagt Dessoir[4]), „findet keine scharfe Grenze zwischen Wahrnehmung und Erinnerung"; und Fischer[5]): „Wer das Wahrnehmungsproblem gelöst hat, hat das Erkenntnisproblem gelöst." Besonders klarstellend ist in dieser Richtung die Zusammenstellung, die Goswink Uphues[6]) über die Begriffsbestimmung der „Empfindung" gegeben hat. Reid[7]) und Göring[8]) lassen Empfindung nicht als Teil der Wahrnehmung gelten; Bergmann[9]) und Ulrici[10]) betrachten die Em-

1) Bastelberger, „Experimentelle Prüfung der zur Drucksinnmessung angewandten Methoden". 1861.

2) Goltz, „Ein neues Verfahren, die Schärfe des Drucksinnes zu prüfen". Zentralblatt für medizinische Wissenschaften. 1863.

3) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen u. s. w." Dorpat (Jurjew) 1894.

4) Max Dessoir, „Bibliographie des modernen Hypnotismus".

5) E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

6) Goswink Uphues, „Wahrnehmung und Empfindung". Leipzig 1888.

7) Thomas Reid works edit. by Hamilton.

8) Karl Göring, „System der kritischen Philosophie".

9) Julius Bergmann, „Grundlinien einer Theorie des Bewusstseins". Berlin 1870.

10) Ulrici, „Leib und Seele".

pfindung als etwas Unbewusstes, sie bilde einen Gegenstand der Wahrnehmung, und wird so bewusst.[1]) Dewey[2]) und Plato[3]) halten die Empfindung für einen Bewusstseinsvorgang (nicht Erkenntnistätigkeit, sondern Erkenntnisvorgang). Lotze[4]) und Brentano[5]) scheiden Empfindung und Empfindungsinhalt, während Tongiorgi[6]) und Gutberlet[7]) Empfindung und Wahrnehmung als verschiedene Seiten desselben Vorganges betrachten. Sully[8]) und Höffding[9]) erklären sie als verschiedene Stufen derselben gleichartigen Tätigkeit. Dabei vertritt Tongiorgi ungefähr, Höffding entschieden die Ansicht, dass das Objekt der äusseren Wahrnehmung ein Bewusstseinszustand sei. So auch Stuart Mill und Bain[10]): Die Empfindung (auch als Wahrnehmung) wird mit ihrem Inhalt identifiziert und ist sich selbst Objekt. — Vergl. noch besonders die Bücher von Jodl[11]) und Höfler[12]).

Was das eigentliche Bewusstsein anlangt, so wollen wir mit Fischer[13]) unterscheiden:

Es giebt zwei Arten von Bewusstseinssphären, die Empfindungs- und äussere Wahrnehmungssphäre; erstere umfasst die inneren Zustände des eigenen Organismus, die letztere geht über den eigenen Organismus in die objektive Welt. Das Bewusstsein hat eine Aktionssphäre, wobei es sich auf die Aussendinge durch den Willen mittelst der motorischen Nerven und Muskelbewegungen richtet, und eine Perzeptionssphäre, was die Sinneswahrnehmungen betrifft.

Die äussere Wahrnehmung schliesst 3 Hauptfunktionen in sich: Auffassung, Unterscheidung und Zusammenfassung. Perzeption im engeren Sinne ist die einfache sinnliche Bewusstseinsauffassung eines gegenwärtigen, auf unser Auge einwirkenden Objektes. Durch

---

1) Vergl. H. Gross, „Das Wahrnehmungsproblem u. der Zeuge im Strafprozess" in Kohlers Archiv f. Strafrecht. Bd. IXL. 184 ff.

2) John Dewey, „Psychology".

3) Platos Theätet.

4) H. Lotze, „Mikrokosmos". „System der Philosophie". „Grundzüge der Psychologie".

5) Franz Brentano, „Psychologie vom empir. Standpunkt". Leipzig 1874.

6) Tongiorgi, „*Institutiones Philosophicae*".

7) Const. Gutberlet, „Psychologie".

8) James Sully, „Autlines of Psychologie".

9) Harald Höffding, „Psychologie".

10) Alex. Bain, „Mental und Moral Science". (2. Aufl. 1872.)

11) Friedrich Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1895.

12) Alois Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

13) E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

sie erfahren wir weder, was die Gegenstände sind, noch in welcher Beziehung sie zu uns und anderen Dingen stehen, noch wie weit entfernt sie sind, noch, wie sie heissen — sie ist die einfache sinnliche Bewusstseinsauffassung.

Der nächste Schritt ist der für uns wichtigste, das Erkennen; Erkennen besagt weiter nichts, als die im Subjekt verbleibende Ausprägung irgend eines Objekts, durch welche das Subjekt sich des Objektes bewusst wird (Tilman Pesch[1]). Was das Erkannte seinem Wesen nach ist, kann uns gleichgültig sein. Hume[2]) findet bezüglich der Dinge nur zwei Möglichkeiten: entweder, die Dinge sind, was der gemeine Mann glaubt, fortdauernd und unabhängig von uns (non interrupted and non dependent on the mind), oder sie sind identisch mit der Wahrnemung selber. Wir betrachten die Wahrnehmungsvorstellung als Urteil im logischen Sinne: „Ganze Urteile sind, gleicherweise wie das Existenzialurteil ‚es regnet', oder wie Sinnenurteile, nichts weiter als die Anerkennung von Wahrnehmungsvorstellungen" (Oetzelt-Nevin[3]), und diese Urteile, die uns von den Vernommenen geboten werden, sind dasjenige, was von uns geprüft und verwertet werden muss. Hiebei haben wir zwei Gesichtspunkte festzuhalten; der eine ist der, dass wir zuerst nur beobachtend und sammelnd vorgehen, so wie es die moderne Wissenschaft tut und zu ihrem Hauptprinzip gemacht hat. Mit Unrecht wird dem fortwährenden Aufspeichern von blossen Beschreibungen der Beobachtungen zweifelndes Achselzucken entgegengebracht: wenn der Sprachforscher rastlos Handschriften, der Arzt verschiedene Erkrankungen, der Zoolog unzählige Tierspezies gewissenhaft, aber bloss verzeichnend und registrierend beschreibt, ohne sich an Deduktionen zu wagen, so arbeitet er wirklich wissenschaftlich, denn er macht eine verlässliche Deduktion, die nach ihm ein anderer durchführen wird, überhaupt erst möglich. Verfahren wir **nicht** auch so, sammeln wir nicht auch genügende Mengen von Beobachtungen, so muss die Deduktion, die wir dann vornehmen, zum mindesten eine unverlässliche, meistens eine falsche sein. Einfach sagt Mach[4]): „Sind einmal alle Tatsachen einer Naturwissenschaft durch Beobachtung festgestellt, so beginnt für diese Wissenschaft eine neue Periode, die Deduktive." Eine so wissenschaftliche Natur, wie es

---

1) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen". Freiburg 1881.
2) D. Hume, „Treatise", ed. by Green and Grosse.
3) Anton Oetzelt-Nevin, „Über Phantasie-Vorstellungen". Graz 1889.
4) Ernst Mach, „Die Mechanik in ihrer Entwicklung". Leipzig 1883, 1889.

Mach ist, setzt es als selbstverständlich voraus, dass alle Tatsachen durch Beobachtung festgestellt werden, bevor deduziert wird — wie oft tun denn wir dies in unseren Prozessen?

Der zweite wichtige Punkt nebst der Zahl der Beobachtungen ist das Vorkommen von Irrtümern in denselben. Der eigentliche Irrtum wird richtig von Schiel[1]) in zwei Teile geschieden:

Irrtum der Beobachtung ist positiv oder negativ: schlechte Beobachtung oder Übersehen, und letztere liegt zumeist in vorgefasster Meinung. Die Gegner von Kopernikus schlossen, dass die Erde sich nicht bewegt, weil sonst ein Stein, den man von der Spitze eines Turmes fallen lässt, etwas westlich vom Fusse fallen müsste. Hätten Kopernikus' Anhänger dies versucht, so hätten sie gefunden, dass der Stein ohnehin so fällt, wie es die Theorie verlangt.

Dies geschieht uns hundertmal: Wir lassen uns von anderen Einwände machen oder werfen sie selbst auf, wir werden dadurch vom schon betretenen richtigen Pfade abgedrängt und selten ist es uns eingefallen, zu fragen, ob es wohl wahr ist. Mir ist in kriminalistischer Arbeit viele Male die Geschichte von einem englischen König, irgend einem Georg, eingefallen, der die Gelehrten nicht leiden mochte und einer Anzahl von Philosophen und Physikern die Frage vorlegte: „Wenn ich in eine Tonne mit Wasser, die 100 Pfund wiegt, einen Stein mit 10 Pfund lege, so wiegt das Ganze 110 Pfund lege ich aber einen lebenden Fisch mit 10 Pfund hinein, so wiegt das Ganze doch nur 100 Pfund. Wie ist das zu erklären?" Ein Gelehrter nach dem anderen erklärte die Sache, jeder auf eine andere Art, aber jeder gelehrt und überzeugend. Endlich fragte der König einen aufwartenden Lakai um seine Meinung, und dieser wagte zu sagen, er möchte den Versuch erst einmal sehen, ob die Geschichte wohl wahr sei. — Ich erinnere mich eines Prozesses, in welchem ein Bauer beschuldigt war, sein Gehöft (ob der Versicherungssumme) selbst angezündet zu haben. Er behauptete, er sei mit einem Lichte in eine Kammer gegangen, dort habe ein langes Spinnengewebe herabgehangen, dieses habe sich am Lichte zufällig entzündet und emporbrennend dem Stroh, das von der Decke hing, das Feuer mitgeteilt; so sei das Feuer durch unglücklichen Zufall entstanden. Erst im Wiederaufnahmeverfahren kam man auf den Gedanken, zu fragen, ob denn Spinnengewebe überhaupt brennt, und der erste Versuch zeigte, dass dies gar nicht der Fall sei. —

1) I. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung". Braunschweig 1865.

Die häufigen derartigen Erlebnisse beruhen darauf, dass wir in unserer Erkenntnis immer nur einen kleinen Schritt, keinen Sprung machen dürfen und dass wir stets an der schon vorhandenen Erkenntnis nur wieder ausbauen können. Der heilige Thomas von Aquin[1]) sagt, wie es der modernste Philosoph nicht besser ausdrücken könnte: „*Omnis cognitio fit secundum similitudinem cogniti in cognoscente.*" Würde diese Weisheit bei Vernehmungen von Zeugen immer festgehalten, so würden dieselben einfacher und besser geschehen als bisher. Nur dann, wenn man an die vorhandene Erkenntnis anknüpft, ist man imstande, ein Begreifen des Neuverlangten zu erzielen, tut man dies nicht, so wird der Vernommene entweder zu gar keiner Antwort zu bringen sein, weil er nirgends Anlehnung findet, oder aber er sucht sich selbst eine solche und muss naturgemäss eine falsche finden, weil ihm die richtige nicht geboten wurde, und demgemäss wird auch die nun entwickelte Antwort sein. Diese Erfahrung findet sich auch anderwärts; so meint J. Stuart Mill:

„Die Kenntnisse, die ein gewöhnlicher Reisender heimbringt, sind meist derart, dass sie jene Ansichten bestätigen, womit er weggegangen war; nur für das, was er zu sehen erwartete, hatte er Auge und Ohren. — Wie lange glaubte nicht bloss der Neger, dass die Krankheit die Koralle blass macht, die er trägt. Hätte er nur einmal aufgepasst, so hätte er den Unsinn gesehen. — Wie fest hatte lange Zeit Adam Smiths Idee Geltung, dass die Industrie durch Verschwendung Nutzen zieht! Man sieht oft nur einen Teil des Phänomens und hält es für das ganze. Wie lange behaupteten die Leute, Kopernikus kann nicht recht haben, da man ja sieht, wie die Sonne auf- und untergeht."

Dasselbe legt Benneke[2]) dar: „Wenn mir jemand ein Tier, eine Gegend, ein Kunstwerk beschreibt, von einer Begebenheit erzählt u. s. w., so kommen ja durch die Wörter, welche ich höre, unmittelbar keine Auffassungen von dem Beschriebenen oder Erzählten in mich hinein. Es wird mir nur durch die Wörter, als Zeichen, die Aufgabe der inneren Bildung oder Einbildung desselben gestellt, und es kommt darauf an, in welcher Vollkommenheit frühere Auffassungen von gleichen oder doch von ähnlichen Dingen und Erfolgen, welche zur Verwendung dafür geeignet sind, in mir fortexistieren. Diese sind dann eben die inneren Auffassungsvermögen oder die Einbildungskraft dafür."

1) Thomas von Aquin, contr. Gent. lib. 2. c. 77.
2) Ed. Benneke, „Pragmatische Psychologie". Berlin 1850.

Es kommt natürlich nicht darauf an, dass jemand, der etwas erzählt, immer wieder gefragt wird, ob er das betreffende Ding schon einmal gesehen hat, und dass man sich durch ein Examen die Überzeugung verschafft, dass der Betreffende wirklich auch schon eine genaue Kenntnis von dem besitzt, was er zu erzählen hat, wohl aber muss sich der Vernehmende Klarheit darüber verschaffen, auf welchen Boden er sich stellen muss, wenn er sich mit dem anderen verständigen will. Im möchte sagen, wir alle, Gebildete und Ungebildete, haben von allem, was wir gesehen oder gehört haben oder auch nur aus Schilderungen kennen, gewisse mehr oder weniger deutliche und bestimmte Bilder aufgefasst und im Gedächtnis behalten. Bekommen wir nun eine neue Mitteilung, so wird das neu erhaltene Bild entweder bloss in das alte eingefügt, oder es muss ein Teil des alten weggelöscht werden und das neue an dessen Stelle kommen, oder es wird vom alten nur ein mehr oder weniger starker Hauch unter dem neuen bleiben. Solche Bilder gehen weit zurück, sogar die Tiere haben sie. Mein Sohn kam einmal als kleiner Junge mit der überraschenden Nachricht, dass seine Meerschweinchen (bekanntlich hervorragend dumme Tiere) zählen können. Er suchte dies so zu beweisen, dass er ein altes Meerschweinchenweibchen von seinen sechs Jungen wegnahm und so verbarg, dass es nicht sehen konnte, was mit seinen Jungen vorgehe. Dann nahm er eines von den Sechsen, versteckte dieses und brachte die Alte wieder zu den fünf restlichen Jungen. Die Alte beschnüffelte eines nach dem anderen und tat dann sehr entsetzt, weil statt der sechs nur mehr fünf waren. Die Alte wurde wieder beseitigt, das fehlende sechste wieder zurückgebracht, die Alte dazugesetzt, sie beschnüffelte wieder alle sechs, und nun war sie höchst vergnügt — „sie konnte also zum mindesten bis sechs zählen“. Natürlich hatte das Tier bloss ein fixes Gesamtbild von seinem Jungenschatz, und da eines fehlte, war das Bild gestört und unrichtig, gleichwohl ist das Bild doch ein solches, welches die Auffassung des Vorganges oder Zustandes herstellte, es ist von den Bildern eines tiefstehenden Menschen nicht weit und von jenen des hoch- und höchststehenden Menschen nur dem Grade nach verschieden.

Auf der Existenz der Bilder und der Assoziation der neu gewonnenen beruht der Umstand, dass häufig das von jemandem Mitgeteilte unrichtig und doch nicht bewusst unwahr ist; der Redende hatte andere Vorausbilder als der Hörende; der erstere fügt das Neue anders ein, als es der letztere gemacht haben würde, und so

kann dann freilich beides nicht stimmen.[1]) Die schwierige Aufgabe des Vernehmenden besteht dann darin, das Gesagte so zu adaptieren, wie es im Besitze richtiger Vorbilder hätte gesagt werden sollen, ohne aber irgend etwas Unrechtes hinein zu interpretieren. Wenn wir einen stadtbekannten Wucherer als Zeugen über ein unredliches Wuchergeschäft, ein Stadtfräulein über eine Rauferei in einem Bauernwirtshaus, einen Couleurstudenten über ein Duell, einen Jagdpächter über einen Wilddiebstahl vernehmen, so werden deren Vorausbilder eine böse Unterlage für die neugewonnenen Wahrnehmungen abgeben, es wird aber auch nicht schwer sein, in diesen markanten Fällen richtig zu abstrahieren; solche Schulfälle kommen aber nicht immer vor, und die grosse Mühe besteht darin, erst einmal herauszubekommen, welche Bilder im Erinnern der Vernommenen bestanden haben, bevor er das heute Fragliche wahrgenommen hat: „Zum Erkennen oder zu Vorstellungen von äusseren Objekten führen die Wahrnehmungen erst durch ihre Assoziationen mit Gedächtnisbildern“ (Exner[2])).

Es darf hierbei nicht vergessen werden, dass wir im Festhalten dieser Gedächnisbilder ziemlich pedantisch sind und auf Kleinigkeiten bestehen; bei der Grazer Staatsanwaltschaft steht ein Fächerschrank mit 36 Abteilungen für die einlaufenden 36 verschiedenen Zeitungen; auf jeder Abteilung war mit sehr deutlicher Schrift der Namen der betreffenden Zeitung vermerkt und trotz der Sauberkeit der Schrift machte das Einlegen und Suchen stets eine gewisse Mühe, da man die Aufschrift stets lesen musste und nicht rasch fassen konnte. Später schnitt man aus je einer Nummer der Zeitungen die Aufschrift, den Titel, heraus und klebte diesen auf — trotz der verschiedenen, oft krausen und verschnörkelten Drucklettern macht es die gewohnte Form des Bildes des Zeitungstitels so leicht, ihn zu fassen, dass das Einlegen und Ausheben geradezu mechanisch geschieht; man ist das Beständige und Gleichförmige derart gewohnt, dass es uns leichter in der Auffassung wird, als das an sich Deutlichere.

„Wir machen für die Erfahrung das Beständige und Gleichförmige in den Erscheinungen zum Wesen derselben, weil wir nur auf Grund von Beständigkeit und Gleichförmigkeit die Erscheinungen überhaupt begreifen können“ (Riehl[3])). Was aber für ein Individuum

1) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv. XV, 125.

2) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychologischen Erscheinungen“. Leipzig und Wien 1894.

3) Alois Riehl, „Der philosophische Kritizismus u. s. w.“. Leipzig 1876, 1887.

das „Beständige und Gleichförmige" ist, das ist eben nach seinen Erlebnissen und Erfahrungen verschieden, und wollen wir wissen, was für ihn das „Wesen" der Erscheinung ist, müssen wir eigentlich immer erst wissen, was er erlebt und erfahren hat.

„Sehen wir einen Würfel, von dem wir doch zugleich höchstens 3 Seiten, 10 Kanten und 7 Ecken sehen, so wird sofort die Vorstellung oder das Schema eines Würfels induziert, und die weiteren Sinneswahrnehmungen beziehen wir auf dieses Schema. So bekommen wir eine Reihe von Schemas, die wir aber auch umgestalten können (Schema Hund z. B. auf Fuchs)" (Aubert[1])). Daher knüpfen wir auch bei Beschreibungen von dem Hörer Unbekanntem an irgend etwas an, was wir bei ihm als bekannt voraussetzen dürfen („der Wal ist ein fischförmiges Säugetier") — und davon, ob wir bei Nennung des Vergleichsobjektes einen richtigen Griff getan haben, hängt auch das richtige Verständnis ab. Umgekehrt ist es aber auch zu bedenken nötig, dass jeder das Vergleichsobjekt aus seiner Kenntnissphäre entnimmt, so dass wir auch wieder letztere kennen müssen, um uns das Verglichene vorstellen zu können. „Ich denke Gott mir, sprach die Mücke, viel tausendmal so gross als mich; in ewigem Glanz, in ewigem Glück susurrend, tanzt und sonnt er sich."[2])

Wie sich aber einer seinen Gott vorstellt, oder ob er das Schema eines Würfels induzieren kann, das ist für unsere Fragen nicht gleichgültig, und wer z. B. viel mit Bauern zu tun hat, die ja gern in kräftigen Vergleichen sprechen, muss sich erst in ihr Wesen hineingelebt haben, bis er es versteht, ihre Vergleiche auf das Richtige zu reduzieren, dann aber wird er finden, dass gerade ihre Vergleiche und Bilder die deutlichsten und verständlichsten sind.

Freilich macht die sinnliche Wahrnehmung bei dem Auffassen immer viel aus, und niemand vermag die Grenze zu bestimmen, wo die sinnliche Tätigkeit aufhört und die geistige beginnt. Ich erinnere mich nicht, wer die interessante Tatsache verzeichnet hat, dass bei einem Gange durch das egyptische Museum keiner von zwanzig Studenten gewusst hat, warum die Hände der Figuren auf den egyptischen Wandgemälden einen „unrichtigen Eindruck machen" — keiner hatte bemerkt, dass alle Figuren zwei rechte Hände haben.

Ich habe mich seinerzeit viel mit falschem Kartenspiel befasst

1) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut". Berlin 1865.

2) Josef Victor v. Scheffel, „Trompeter von Säkkingen" (Lieder des Katers).

und die einzelnen Tricks, wie ich sie las oder von geübten Falschspielern gelernt hatte, jungen Kriminalisten vorgemacht. Ich wollte es lange nicht recht glauben, was mir ein berüchtigter alter Grec gesagt hatte: „Je dümmer und plumper ein Trick ist, desto sicherer kann man ihn machen — die Leute sehen ja nichts.“ Der Mann hat in der Tat recht; wenn ich meinen Schülern ausdrücklich gesagt habe: „Jetzt betrüge ich“, so konnte ich sicher „falsche Coupe“ machen, falsch abziehen, hohl legen, die Karten in der vor mir liegenden blanken und spiegelnden Zigarettendose ablesen und wie diese plumpen Dinge alle heissen — keiner sah es, und wenn man es nur halbwegs versteht, das Augenmerk auf etwas anderes zu lenken, kann man Karten auf den Schoss legen, in den Ärmel stecken, aus der Tasche nehmen und Gott weiss was noch tun, ohne erwischt zu werden. Wer vermag da zu sagen, ob der sinnliche Blick oder das geistige Auffassungsvermögen ungeschickt oder ungeübt war? Stricker[1]) meint zwar: „Gerade aus dem Verhältnis von Mathematik, Physik und dem Umstande, dass in letzerer manches behauptet wurde, was sich dann als falsch erwies, ist zu sehen, dass die Hauptfehlerquelle in der Unvollkommenheit der sinnlichen Nachrichten liegt“ — aber ob dies wohl nur in den sinnlichen Nachrichten lag, und ob der Fehler nicht einen Moment später geschieht, in jenem geheimnisvollen, unerklärten Momente, in welchem die sinnliche Wahrnehmung in die geistige übergeht, das weiss niemand zu sagen.

Mein Lieblingsexperiment, um zu zeigen, wie überraschend wenig die Leute wahrnehmen, ist ein recht einfaches.[2]) Ich stelle eine Tasse mit einer Flasche Wasser und mehreren Gläsern auf den Tisch, verlange ausdrücklich Aufmerksamkeit für das nun Geschehende und giesse aus der Flasche etwas Wasser in ein Glas. Dann wird der ganze Apparat entfernt und nun die mit Erstaunen aufgenommene Frage gestellt, was ich getan habe. Alle Zuseher antworten *uni sono* und prompt: „Sie haben Wasser in ein Glas gegossen.“ Nun frage ich weiter: „Mit welcher Hand habe ich das getan? Wie viel Gläser waren da? Wo stand das Glas, in welches ich Wasser goss? Wie viel goss ich hinein? Habe ich wohl überhaupt gegossen oder bloss markiert? Wie viel Wasser war im Glas? Wie weit war die Flasche voll? War es wohl gewiss Wasser

1) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen“. Wien 1883.

2) Vergl. E. E. Müller u. A. Pilzecker, „Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gedächtnis“. Lpzg. 1900.

und nicht etwa Wein? Vielleicht gar roter? Was tat ich mit der Hand nach dem Eingiessen? Welches Gesicht habe ich dabei gemacht? Haben Sie wirklich nicht bemerkt, dass ich dabei die Augen schloss? Wirklich nicht, dass ich dabei die Zunge herausstreckte? Habe ich daneben gegossen? Zuerst oder zuletzt? Habe ich mit der Hand gezittert? Schnell oder langsam gegossen? Hatte ich einen Ring an der Hand? War die Manschette sichtbar? Wie war die Fingerstellung beim Halten des Glases?" Und noch zahlreiche ähnliche Fragen. Es ist nun ebenso erstaunlich als lustig, wahrzunehmen, wie wenig von den Fragen richtig beantwortet werden, wie die Leute über die Beantwortung streiten, und welch abenteuerliche Dinge behauptet werden. Und was verlangen wir von Zeugen, die viel kompliziertere Dinge beschreiben sollen, die nicht vor der Beobachtung um Aufmerksamkeit ersucht wurden, und die nicht sofort, sondern viel später befragt werden, die sich vielleicht im Zustande von Furcht, Schrecken, Staunen, Angst oder aber der vollen Gleichgültigkeit gegenüber dem erst später wichtig gewordenen Vorgange befanden! Ich finde das an Zeugen häufig geübte Herumpressen geradezu lächerlich, das Schlüsse-Ziehen aus dem Erpressten aber oft gewissenlos.[1]) Einleitungen wie: „Aber Sie werden doch wissen —", „Erinnern Sie sich doch nur an das eine —", „Sie werden doch nicht so stumpfsinnig sein, dass Sie nicht bemerkten, ob —", „Aber liebe Frau, Sie haben doch Augen —" und wie diese Liebenswürdigkeiten sonst noch heissen mögen, erreichen schliesslich meistens eine Antwort — aber was ist sie wert?

Ich kam einmal am hellen Tage von einer Amtshandlung heim und sah aus einem Maisacker einen Mann treten, der dann einige Zeit in meinem Gesichtsfelde blieb und wieder verschwand. „Eine gute Obrigkeit vermutet immer", heisst es in einem Lustspiel, und so vermutete ich auch, dass der Mann etwas Verdächtiges getan habe, und fragte mich sofort, wie er ausgesehen habe. Ich wusste kein Stück seiner Kleidung, nicht sein Alter, seinen Bart, seine Grösse — kurz gar nichts. Wie hätte ich aber einen Zeugen gequält, der ebenso nichts gewusst hätte!

Dass wir eine Menge von Dingen eben einfach nicht sehen, obwohl sie sich im Bereiche der Wahrnehmbarkeit befanden, wird im

---

1) Vergl. Borst u. Claparède, „Sur divers caractères du temoignage". Arch. des Sc. phys. et nat. XVII; Diehl, „Zum Studium der Merkfähigkeit". Beitr. zur Psych. d. Aussage. II. 1903.

Verlaufe dieser Untersuchungen oft berührt werden. Ich will hier nur auf den bekannten Fall hinweisen, den v. Hofmann[1]) erzählt. Bei einer Gerichtsverhandlung wurde umständlich und genau erörtert, ob es eine „auffallende Verunstaltung" sei, wenn jemandem, wie es im vorliegenden Falle geschehen war, ein Ohr abgebissen wurde. Gerichtshof, Ärzte, Zeugen u. s. w. befassten sich mit dem „Verunstalteten", bis endlich der Verletzte selbst darauf hinwies, dass ihm schon früher (vor vielen Jahren) das andere Ohr abgebissen wurde — niemand hatte das gesehen! —

Allerdings müssten wir, um beurteilen zu können, was der andere gesehen und aufgefasst hat, vor allem auch wissen, wie er denkt, das ist uns aber für ewige Zeiten verschlossen. Wir sagen oft von einem anderen, er müsse sich dies und jenes gedacht oder diesen oder jenen Denkvorgang eingeschlagen haben, aber wie der Vorgang im anderen Hirn ist, das können wir nie beobachten. In seiner schwungvollen Weise sagte du Bois-Reymond[2]): „Und wenn Laplaces ‚Geist' nach der Leibnizschen Fiktion Atom auf Atom, Molekül auf Molekül bildend, einen Homunculus zusammensetzen könnte, so würde er ihn zwar denkend machen, aber nicht begreifen, wie er dächte!" Wissen wir aber noch ungefähr wenigstens die Art des Denkvorganges bei einem Menschen, der uns in Geschlecht, Alter, Bildung, Stellung, Erfahrung u. s. w. möglichst nahe steht, klarzustellen, so verlieren wir dies Vermögen Schritt für Schritt bei Menschen, die uns in einer oder mehreren Richtungen fern stehen. Dass da verschiedene Begabung, Anlagen, Kenntnisse, Interessen und Auffassungen die grösste Rolle spielen, ist bekannt, es gibt aber noch zahlreiche andere Fragen, die da Einfluss nehmen. Betrachten wir z. B. die Qualitäten der Dinge, so erfahren wir, wie u. a. Tilman Pesch[3]) durchführt, dass wir dieselben nie abstrakt, sondern immer konkret auffassen; nicht Farbe, sondern Farbiges, nicht Wärme, sondern Warmes, nicht Härte, sondern Hartes unterscheiden wir.

Den Begriff „warm" kann sich kein Mensch als solchen vorstellen, sondern es wird jeder beim Nennen des Wortes „warm" ein ihm geläufiges „Warmes" aufgreifen: der erste seinen Ofen zu Hause, der zweite einen heissen Tag auf seiner Italienreise, der dritte ein Stück heisses Eisen, an dem er sich einmal verbrannte. Aber auch der einzelne hält daran nicht fest: heute hat er dies

1) Gerichtl. Medizin. Wien 1898. S. 447.
2) Emil du Bois-Reymond, „Die sieben Welträtsel". Leipzig 1882.
3) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen". Freiburg 1881.

Konkrete im Sinn, morgen etwas anderes, und auch bei verschiedenen Nennungen macht er andere Verbindungen. Was ich mir aber Konkretes dachte, das hat auf die neue Auffassung die grosse Wirkung, und mein Zuhörer — vielleicht ich selbst — weiss nicht, was ich mir Konkretes vorgestellt habe. Und obwohl schon George Berkeley[1]) gewusst hat, dass man sich keine Farbe ohne Ausdehnung, keine Ausdehnung ohne Farbe vorstellen kann, so wird es doch hundertmal übersehen, es sich erst einmal klarzustellen, an was der Sprechende seine Qualitäten, von denen er spricht, angeknüpft hat.

Von Wichtigkeit ist es weiter noch, dass jeder die Dinge, von denen er spricht, zumeist wiederholt kennen gelernt hat und dass hierbei verschiedene Verhältnisse ihm die Sache auch verschieden erscheinen liessen. Benneke[2]) sagt hierüber: „Hat sich uns derselbe Gegenstand (Gegend, Mensch) einmal mit wohltuendem und einmal mit unangenehmem Eindruck dargestellt, so können wir in der Gesammtempfindung, die durch das Hinzufliessen der von diesen verschiedenen Eindrücken zurückgebliebenen Spuren entsteht, den gegenwärtigen Eindruck, von welcher Art er auch sein mag, nicht so innig empfinden.“ Das ist richtig, und wir selbst sind oft wegen der zusammenfliessenden früheren Eindrücke nicht mehr fähig, sie auseinanderzuhalten und ihre Wirkung auf den heutigen Eindruck zu untersuchen, ja oft wissen wir gar nicht, warum sich dieser Eindruck so lebhaft kundgibt; wissen wir das aber bei uns selbst nicht, wie viel weniger können wir es bei anderen beurteilen.

Mit Recht behauptet Exner[3]), dass gerade in dieser Richtung die „dunkeln Wahrnehmungen“ eine grosse Rolle spielen: „In der Fähigkeit, dieselben, selbst ohne anderweitig darauf aufmerksam gemacht zu sein, in den Bereich des Bewusstseins zu ziehen, beruht ein grosser Teil der Intelligenz. Es gibt Menschen, welche die Vögel z. B. am Fluge erkennen, ohne sich darüber klar zu sein, was das Charakteristische des Fluges für den bestimmten Vogel ist. Andere, Intelligentere, wissen, in welchen Intervallen er Flügelschläge macht, denn sie können es mit den Händen nachmachen. Bei noch grösserer Intelligenz kommt die Fähigkeit einer korrekten Beschreibnug in Worten dazu.“

---

1) Georg Berkeley, „Treatise on the principles of human knowledge“. 1710.

2) Ed. Benneke, „Pragmatische Psychologie“. Berlin 1850.

3) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung u. s. w.“ Leipzig und Wien 1894.

Stellen wir uns noch vor, dass bei einem strafrechtlich wichtigen Vorgang einige Menschen von verschiedener Bildung und Intelligenz Beobachtungen gemacht haben. Wir nehmen an, sie haben alle den Willen, die volle Wahrheit zu sagen, wir nehmen auch an, dass sie richtig beobachtet und aufgefasst haben, aber wie verschieden werden sie dies darstellen. Im selben Grade, in dem die Intelligenz der Zeugen zunimmt, nimmt die Wirkung der „dunkeln Wahrnehmungen" ab, es tritt deutlichere Darstellung und Begründung des Angegebenen hinzu, die blossen Behauptungen und Andeutungen werden zu geordneten Wahrnehmungen, zu einer wirklichen Darstellung. Wir aber begehen dann den Fehler, dass wir die vielfachen Wiedergaben entweder auf verschiedene Auffassung oder auf fehlende Wahrhaftigkeit schieben.

Die Übereinstimmung solcher verschiedenen Daten herzustellen, oder zu prüfen, ob diese Übereinstimmung vorliegt, ist nicht leicht. Am bequemsten ginge man vor, wenn man die vom Intelligentesten der betreffenden Zeugengruppe gegebene Erklärung oder Auffassung den anderen, immer zum minder Intelligenten absteigend, zur Ausserung vorlegt. In der Regel wird jemand, der von der Sache eine „dunkle Wahrnehmung" gemacht hat, es gern aufgreifen, wenn man ihm die Erklärung oder, besser gesagt, „Ausdrucksform" dafür gibt, aber die Gefahr der Suggerierung ist doch so gross, dass man dieses Mittel nur im äussersten Fall anwenden wird. Besser ist ein langsames Daraufhelfen, wobei man wieder darauf achthaben muss, um nicht sich selbst zu suggerieren und mehrere Aussagen reimen zu machen, die wirklich verschieden waren und etwa nur den Anschein hatten, als ob sie wegen „dunkler Wahrnehmungen" nicht stimmen. Am besten wird man vielleicht fahren, wenn man die Aussagen nimmt und lässt, wie sie gegeben werden, und sie erst später, wenn ein grosses Material vorliegt und Klarheit in die Sache gekommen ist, einer neuerlichen und sorgfältigen Prüfung darauf hin unterzieht, ob die minder intelligenten Zeugen nur wegen mangelhafter Ausdrucksfähigkeit ihre Aussagen anders formten, oder ob sie wirklich anders wahrgenommen haben und anders sagen wollten. —

Von Bedeutung ist es, wenn Zeugen vernommen werden, die gerade in dem Punkte, über den sie aussagen sollen, vom Fache, Sachverständige, sind. Ich bin überzeugt, dass der Glaube: Dies müssen die besten Zeugen sein, wenigstens in seiner Allgemeinheit falsch ist. Bennecke (loco cit.) hat das auch im einzelnen gefunden: „Wenn der Chemiker einen chemischen Prozess, der Kunst-

kenner Gemälde, der Musiker Tonstücke wahrnimmt, so ist die Kraft der Aufmerksamkeit grösser als beim Laien, aber die wirkliche Aufmerksamkeit kann beim letzteren grösser sein.“ Ich möchte das für unsere Fälle dahin fixieren, dass das Urteil des Sachverständigen natürlich das bessere sein wird, als das des Laien, die Auffassung des Sachverständigen ist aber in der Regel einseitiger, weniger überblickend und weniger unbeeinflusst. Es ist naheliegend, dass jeder Sachverständige, namentlich wenn er ernstlich bei seinem Fache ist, sich um jene Seite eines Vorganges am meisten interessiert, die sein Fach betrifft, und so kommt es dann, dass er das andere, für den Kriminalisten ebenfalls Wichtige übersehen hat. Ich erinnere mich, dass ein junger, eifriger Mediziner einmal Zeuge eines Todschlages war; er hatte gesehen, wie in einem Wirtshause der Täter längere Zeit einen schweren porzellanenen Zündhölzchenständer drohend über dem Haupte des anderen hielt. „Da kann ein Bruch des *os parietale* daraus werden,“ dachte der Mediziner, und während er sich die Folgen eines solchen Schlages vom chirurgischen Standpunkte aus klarlegte, war der Schlag gefallen, und der Mediziner hatte nicht gesehen, wie geschlagen wurde, ob der Verletzte im letzten Augenblick ein Messer gezogen u. s. w. Ebenso: Nach einem Einbruch in eine Tischlade (die später nicht mehr zu Gericht geschafft werden konnte) hatten mehrere Personen dieselbe besichtigt, und von diesen gab die schlechteste Auskunft der Tischler. Diesen hatte die fremdartige Art der Verzinkung der Ladenteile und das merkwürdige Holz so interessiert, dass er von dem uns Wichtigen, wie erbrochen wurde, wie der Eindruck des erbrechenden Werkzeuges war u. s. w., nichts zu sagen wusste. Solche Erfahrungen mit „sachverständigen Zeugen“ hat jeder von uns gemacht, und die meisten haben auch bemerkt, dass dieselben oft geradezu falsch aussagen, weil sie sich den Hergang nach ihrem Verständnis zurecht legen und überzeugt sind, das müsse sich gerade so zutragen, wie es nach ihren Kenntnissen sein soll. Ob es dann so oder anders geschieht oder gewesen ist, sie fassen es einmal nach ihrer Meinung auf oder modeln es nachher so lange um, bis es ihrer Auffassung entspricht. —

Die „dunkeln Wahrnehmungen“ in etwas geänderter Form lässt Exner (loco cit.) noch eine Rolle spielen bei der sogenannten Orientierung. Ob sich jemand zu orientieren, d. h. im Lokalen sich zurechtfinden und die Richtung festhalten kann, ist bei seiner Vernehmung als Zeuge mitunter von Wesenheit, da sich darnach seine Mitteilungen anders gestalten, auch anderen Wert erhalten

können. Exner sagt z. B. von sich, dass er beim Besteigen des Markusturmes in jedem Moment weiss, in welcher Richtung er sich gerade befindet. Von mir weiss ich, dass ich mich z. B. in einer fremden Stadt nicht mehr zurecht finde, wenn ich mich einmal um die Axe gedreht habe. Wie verschieden müssen da unsere örtlichen Auffassungen und der Wert dessen sein, was wir, etwa als Zeugen vernommen, über örtliche Verhältnisse anzugeben vermögen. Es wird aber kaum einer vor seiner Vernehmung versichern, er orientiere sich im allgemeinen gut oder schlecht.

Am deutlichsten bringt Exner die Frage damit zum Ausdruck, dass er sagt: „Wenn ich bei einem Spaziergange plötzlich vor einem Haus stehen bleibe und es ansehe, so bin ich u. a. auch darüber orientiert, wie weit es vom Ausgangspunkte meines Weges liegt — es spielen die dunkeln Wahrnehmungen vom zurückgelegten Wege eine Rolle“. Man könnte sie in gewisser Art mit dem Unterbewusstsein vergleichen, in welchem sich Reihen von Prozessen abspielen, ohne dass wir uns derselben klar werden (also z. B. alles, was wir nebstbei korrekt tun, obwohl wir in Gedanken versunken sind).

Die lokale Orientierung hat aber keineswegs dort ein Ende, wo es sich nur um sozusagen Terrainfragen handelt, sie kommt auch in Wirkung, wo es sich um das sogenannte Ortsgedächtnis im kleinen dreht, also auch im Ortssinn beim Auswendiglernen, bei dem Wissen, auf welcher Seite und in welcher Höhe etwas gedruckt steht, bei dem Finden von aufbewahrten Dingen u. s. w. Diese Fragen sind bei der Auffassung und Wahrnehmung von Wichtigkeit, es gibt Menschen, deren ganze Wahrnehmung mit dem Ortssinn zusammenhängt, und von denen man vieles erfahren kann, wenn man auf diese Spezialität eingeht, aus denen man rein nichts herausbringt, wenn man dieselbe übersieht. Wie weit das bei manchen Menschen geht — gewöhnlich sind die mit Ortssinn begabten die intelligenteren — zeigte sich mir vor kurzem, als mir der Germanist Bernhardt Seuffert sagte, wenn er nicht wisse, wie etwas geschrieben wird, so stelle er sich das Schriftbild vor, und wenn das nicht hilft, so schreibe er beide Formen, zwischen denen er zweifle, auf, und wisse dann, was das Richtige ist. Auf meine Frage, wie er sich das Schriftbild vorstelle, gedruckt oder geschrieben und in welchen Typen, antwortete er bezeichnend genug: „So, wie es mein Schreiblehrer schrieb.“ Er lokalisiert also fix die Vorstellung auf das Schreibheft, das er vor so vielen Jahren

hatte, und liest von diesem im Geiste ab. Auch auf solche Spezialitäten ist bei Vernehmungen zu achten.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, was Mac Keen Cattell [1]) über die Zeit, die wir zur Auffassung brauchen [2]), sagt:

Je besser ein Mensch eine Sprache kennt, desto schneller kann er die Worte in derselben lesen und sagen.[3]) Dadurch erklärt sich, dass wir glauben, der Fremde redet rascher als wir. Cattell findet das so sicher, dass er das Raschlesen als Prüfungsmittel in den Schulen bei Prüfungen für fremde Sprachen verwenden will.

Die Zeit, die man braucht, um einen Buchstaben zu benennen beträgt $1/4''$, die Zeit, ihn auszusprechen $1/10''$, für Farben und Bilder braucht man bedeutend länger, nicht weil man sie nicht erkennt, sondern weil man sich besinnen muss, um die richtige Benennung zu finden. Das Lesen von Worten sind wir eben viel mehr gewohnt.

Ich möchte diese Beobachtung, namentlich über das Raschsprechen und -lesen noch um einen Schritt ausdehnen und sagen, je deutlicher einem ein zu schildernder Vorgang, je klarer die Deduktion und je sicherer die Erinnerung ist, desto rascher kann man es wiedergeben; es wird also das — natürlich der Individualität entsprechende — Reden eines Zeugen in Bezug auf seine Schnelligkeit dann von Wichtigkeit sein, wenn wir wissen wollen, inwieweit er mit der Frage vertraut und darüber sicher ist, was er sagen soll. Eigentlich liegt die Sache sehr nahe, und es ist begreiflich, dass man stotternd und langsam oder doch wenigstens zögernd sprechen wird, wenn man sich erst an den genauen Hergang erinnern, allenfalls verschiedene Möglichkeiten erwägen und Ausschliessungen vornehmen muss oder gar, wenn es nötig ist, auf Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zu merken, in die man sich verwickeln könnte. Ist der Vorgang aber sicher und wahr vor den Augen des Erzählenden, so dass er ihn im Geiste fliessend und ohne Störungen ablesen kann, so wird er ihn so rasch erzählen, als er überhaupt dies tun kann. Schön lässt sich dies beobachten bei Rednern, die man oft hört und auch sonst kennt, also für Justizleute bei Staatsanwälten und Verteidigern; ist einem

---

1) James Mac Keen Cattell, „Über die Zeit der Erkennung und Benennung von Schriftzeichen, Bildern und Farben" (in Wundts philosophischen Studien. Bd. II. 1885).

2) Vergl. auch v. Hayn in H. Gross' Archiv. I, 189 (Wahrnehmen rascher Vorgänge.)

3) A. Wreschner, „Wie lesen wir?" „Die Wage". Heft 28. 1900.

solchen das von ihm Vertretene dem Hergange nach vollkommen klar und auch mit seiner Überzeugung stimmend, so spricht er rasch — hat er Zweifel in objektiver oder subjektiver Richtung, so geht es langsam. Dasselbe bestätigen Stenographen, welche die Reden in Vertretungskörpern mitschreiben und zugleich auch sonst aufmerken.

3. Vorstellungen.

Was wir vom Zeugen erfahren, das hat vorher in seiner Vorstellung existiert und von dem Wie dieser Existenz hängt auch das Quale des Gebotenen zum grossen Teile ab. Dass uns daher die Frage der Vorstellung interessieren muss, ist begreiflich, ebenso aber auch, dass wir uns um das Verhältnis zwischen Wesen und Vorstellung nicht weiter zu kümmern haben; mit Recht fragt Moritz Brasch[1]):

„Könnten nicht die Dinge, wie sie an sich oder abgesehen von unseren objektiven Anschauungsformen sind, in ganz anderen und vielleicht dem Menschen unerkennbaren Formen existieren? Diese Frage, zuerst von Kant in der ‚transzendentalen Ästhetik' aufgeworfen, ist später durch das Axiom der Identität von Denken und Sein mehr gewaltsam beseitigt, als wissenschaftlich beantwortet worden."

Auf diese wissenschaftliche Beantwortung kommt es, wenigstens so weit wir uns mit der Sache befassen, nicht an, wir interessieren uns für die Verlässlichkeit der Vorstellung, für die Identifizierung derselben mit dem, was wir als existent und geschehen annehmen. Goswin K. Uphues[2]) meint, die Sinnesdinge sind in der äusseren Wahrnehmung etwas Äusseres und Inneres zugleich; etwas Äusseres in ihrer Beziehung zu einander, etwas Inneres in ihrer Beziehung zum Bewusstsein. Schon Augustin[3]) und Benno Erdmann[4]) machen darauf aufmerksam, dass die Unterscheidung von Vorstellung und Gegenstand keinen Bestandteil des Wahrnehmungsaktes bildet, nehmen aber beide an, dass in ihm eine Vorstellung vorhanden sei. Nach Augustin soll sie als Bild zur Erkenntnis des Gegenstandes dienen, nach Erdmann wird sie objektiviert. —

---

1) Moritz Brasch, „Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Überwegs u. s. w." Leipzig 1889.

2) Goswin K. Uphues, „Über die Erinnerung". Leipzig 1889.

3) Augustin de tr. l IX c. 2.

4) Benno Erdmann, „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie". X.

Von grosser Bedeutung für uns ist die Provenienz der Vorstellung; ich stelle mir z. B. meinen abwesenden Hund vor, aber auch den Hund Bismarcks, den ich nur aus Abbildungen kenne, und endlich den Hund des Alkibiades, von dem kein Mensch weiss, wie er ausgesehen hat, nur dass er sehr schön war und dass ihm sein Herr den Schweif abschnitt. In diesen Fällen wird der Wert der Wiedergabe dieser Vorstellungen ein bestimmbarer sein, denn jedermann weiss, dass ich mir meinen eigenen Hund sehr korrekt vorstelle, dass die Vorstellung von Bismarcks „Tyras" auch ziemlich gut sein wird, da dieses Tier oft abgebildet und beschrieben wurde, während die Vorstellung von Alkibiades' Hund in Bezug auf Verlässlichkeit viel zu wünschen übrig lassen wird, obwohl ich mir dieses historische Vieh seit Knabenjahren mit Lebhaftigkeit vorstelle. Also: wenn ich von einem dieser drei Tiere spreche, so wird jedermann die Richtigkeit meiner Vorstellung korrekt abschätzen, weil ihm die Verhältnisse bekannt sind. Sprechen wir aber mit dem Zeugen, so sind uns die Verhältnisse, unter denen er die Vorstellung gewonnen hat, selten bekannt, meistens erfahren wir nur durch ihn selbst, wie er zur Vorstellung gekommen ist; nun tritt aber dazu, dass wir durch die Schilderungen des Zeugen auch eine Vorstellung von der Sache bekommen, und unsere Vorstellung und die seine sollen nun in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden. Aus den einzelnen Vorstellungen sämtlicher Beteiligten soll eine Vorstellung geschaffen werden, die dem Bilde des Herganges entspricht. „Vorstellungen können nur mit Vorstellungen verglichen werden, oder Vorstellungen sind nur Bilder von Vorstellungen." [1])

Die Schwierigkeit, welche in dieser Überlieferung gelegen ist, hat ihren Hauptgrund in der Natur der Vorstellung, die niemals mit dem Vorgestellten ident sein kann. Am besten hat dies Helmholtz [2]) zum Ausdruck gebracht:

„Unsere Anschauungen und Vorstellungen sind Wirkungen, die die angeschauten und vorgestellten Objekte auf unser Nervensystem und unser Bewusstsein hervorgebracht haben. Jede Wirkung hängt ihrer Natur nach ganz notwendig ab sowohl von der Natur des Wirkenden als von der desjenigen, auf welchen gewirkt wird. Eine Vorstellung verlangen, die unverändert die Natur des Vor-

---

1) Windelband, „Präludien".

2) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik". (Karstens allgemeine Enzyklopädie der Physik. 1867.)

gestellten wiedergäbe, also in absolutem Sinne wahr wäre, würde heissen, eine Wirkung verlangen, welche vollkommen unabhängig wäre von der Natur desjenigen Objektes, auf welche eingewirkt wird, was ein handgreiflicher Widerspruch wäre.“

Worin der Unterschied gelegen ist, ob er ein bloss formeller oder ein materieller ist, wie viel er ausmacht, das ist noch nicht wissenschaftlich festgestellt worden und wird es auch kaum jemals werden; das eine dürfen wir annehmen, dass das Bestehen dieses Unterschiedes allgemein bekannt ist, und dass jedermann in sich ein Korrektiv besitzt, mit dessen Hilfe er nach einer bestimmten Skala Vorstellung und Vorgestelltes auf die richtige Höhe schiebt, d. h. er weiss ungefähr, worin der Unterschied zwischen beiden besteht; die Schwierigkeit liegt nur darin, dass nicht alle Menschen den gleichen Maßstab besitzen, und dass über dessen Beschaffenheit nicht nur Verstand und Erfahrung, Phantasie und Gutmütigkeit, sondern überhaupt fast alle Eigenschaften entscheiden, die ein Mensch nur besitzen kann. Diese Verschiedenheit ist aber wieder eine doppelte: einerseits liegt sie im Wesen der Vorstellung und des Dinges selbst, andererseits aber in der Veränderung, welche die Vorstellung sowohl bei der Wahrnehmung als dann im Laufe der Zeit erleidet. Diesen Unterschied kennt jeder: wer etwas in einer gewissen Stimmung oder in einem gewissen Abschnitte seines Lebens, etwa in der Jugend, oft gesehen hat, reproduziert dann öfter eine Vorstellung davon, die, vielleicht wechselnd im einzelnen, im ganzen doch zu etwas Fixem wird. Sieht er dasselbe dann später in anderer Stimmung, in einem anderen Lebensalter, als schon Gedächtnis und Einbildungskraft ihre ändernden Wirkungen geltend gemacht haben, so stimmt die Vorstellung mit der Sache in vielen Richtungen nicht mehr. Noch viel anders ist dies aber bei Vorstellungen von Dingen und Vorgängen, die man nie gesehen hat. Ich stelle mir die Belagerung von Troja, einen Drachen, die Polarnacht und Alexander den Grossen auch vor, wie würde sich aber meine Vorstellung mit der Wirklichkeit reimen?

Besonders kräftig tritt dies hervor, wenn wir etwas wahrgenommen haben, was uns nicht völlig richtig geschienen hat. Man verbessert die Sache, d. h. man überlegt, wie es etwa besser sein sollte, und stellt sich dann in der Erinnerung die Sache *bereits im verbesserten Zustande* vor, und je öfter sich diese Vorstellung wiederholt, desto fixer wird sie, nicht in ihrer wirklichen Gestalt, sondern in der vorgestellt verbesserten. Dies sehen wir besonders deutlich bei Gemälden, an welchen uns irgend etwas miss-

fällt; sagen wir, mir passte auf einem Bilde das rote Kleid einer Frau nicht und ich sähe sie lieber braun bekleidet. Erinnere ich mich dann später an das Bild, so wird das Kleid immer brauner und brauner in der Vorstellung, und mit der Zeit schildere ich das Bild bereits mit „Braun", und sehe ich dasselbe wieder, so wundere ich mich über das „rote" Kleid.[1])

Im kleinen sehen wir dies jedesmal, wenn wir von einem Verbrechen hören, selbst wenn die Nachricht noch so dürftig, etwa nur eine telegraphische Anzeige, sein sollte. Natürlich muss der Vorgang von einiger Wichtigkeit sein, denn wenn ich bloss höre, dass jemandem eine silberne Uhr gestohlen wurde, so mache ich mir davon keine grossen Vorstellungen. Höre ich aber, in der Nähe eines Gasthauses in X sei ein Bauer von zwei reisenden Handwerksburschen beraubt worden, so entsteht sofort eine Vorstellung, die nicht nur die mir unbekannte Lokalität, sondern auch den Hergang des Raubes, vielleicht sogar die Physiognomien deutlich umfasst. Daran, dass diese Vorstellung bis auf weniges vollkommen falsch ist, liegt nicht viel, weil sie in der Mehrzahl der Fälle korrigiert werden wird, die Gefahr liegt nur darin, dass diese Richtigstellung oft schlecht, oft aber gar nicht erfolgt und dass dann, wenn diese nicht energisch auftritt, die erste Vorstellung sich immer wieder durchdrängt und die haftbarste bleibt.[2]) Dies ist um so häufiger, als wir solche Vorstellungen stets an etwas doch wirklich oder ungefähr so Bestandenes anknüpfen, und da das letztere entweder wirklich gesehen oder doch wenigstens energisch vorgestellt wurde, so hat es immer wieder die Kraft aufzutauchen. Theodor Lipps[3]) sagt:

„Reproduktive Vorstellungen setzen Dispositionen voraus. Dispositionen entstehen auf Grund entsprechender Wahrnehmungen, und doch gibt es reproduktive Vorstellungen und Vorstellungsganze, denen keine entsprechende Wahrnehmung voranging. Dieser Widerspruch löst sich, wenn Dispositionen in anderen zugleich mitenthalten sind. Eine endliche Anzahl von Dispositionen kann auf diese Weise zugleich eine unendliche sein .... Dispositionen sind die umgewandelten Vermögen selbst, umgewandelt in der Weise, dass sie nun auch auf Grund innerer Reize zur Aktivität gerufen werden können."

Ähnlich ist der Vorgang beim Sprechen, wenn Vorstellungen

---

1) H. Gross, „Korrigierte Vorstellungen" in H. Gross' Archiv. Bd. X. S. 109.
2) C. de Lagrave, „L'autosuggestion naturelle". Rev. d'Hypnot. 1899. XIV, 257.
3) Theodor Lipps, „Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.

reproduziert werden. Darauf, dass mittelbar reproduziert wird, d. h. eines aus dem anderen, beruht, wie schon oft besprochen wurde, die breite Redseligkeit der Kinder, Greise und ungebildeter Leute, die, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste kommen und sich bemühen, den Komplex der Angliederungen, die sich an eine bestimmte Vorstellung machen lassen, vorzubringen. So entstehen dann jene Vorgänge, die den Richter zur Verzweiflung bringen, nicht bloss wegen des Zeitverlustes, sondern hauptsächlich wegen der deutlich in die Augen springenden Gefahr, den Faden und das eigentlich Maßgebende zu verlieren. Dieselbe Wahrnehmung macht man auch in den gerichtlichen Feststellungen, den Protokollen, in welchen man oft bemerken kann, dass der Diktierende entweder sich vom ungeschickten Zeugen zu abstrusen mittelbaren Reproduktionen verleiten liess, oder aber diese selbst gemacht hat. Der eigentliche Denker wird fast immer wortkarg werden, weil er unter den unzähligen Reproduktionen, die sich seinen Vorstellungen anschliessen, immer nur die nächstverwandte und zum vorgesteckten Ziele führende festhält. Daher sind auch gute Protokolle immer verhältnismässig kurz. Es ist ebenso lehrreich als unterhaltend, gewisse Protokolle vorzunehmen, sich zuerst klar zu legen, auf was es in denselben hinaus sollte, und dann mit Rotstift die unmittelbaren Reproduktionen, also alles, was zur eigentlichen Entwicklung der Frage gehört, anzuzeichnen: es ist erstaunlich, wie viel da nicht bezeichnet wird und, was noch bedenklicher ist, wie oft der rote Strich blind ausgeht, wo also das eigentlich Wichtige vergessen wurde und verloren ging.

Hierbei ist allerdings zuzugeben, dass im Wesen des Vorstellens gerade die grössten Schwierigkeiten bestehen. Wir wollen nur, um diese zu ermessen, einige Beispiele herausgreifen. Nehmen wir als das Gewöhnlichste die Frage der dritten Dimension, so kommen wir zur Überzeugung, dass schon diese allein ihrer Natur nach viel komplizierter ist, als es den Anschein hat. Man muss daran festhalten, dass nicht einmal die Distanz Empfindungstatsache ist, und dass man[1]) sogar zu Erklärungen hat greifen müssen, wie: „Das Bild im Spiegel mit zwei Dimensionen ist dasselbe, wie das im Gehirn — an und für sich hat es nur zwei Dimensionen“, und Theodor Lipps[2]) sieht sich zur Erkläruug veranlasst:

„Das Bewusstsein der 3. Dimension entsteht nicht aus dem Be-

1) Lazar B. Hellenbach, „Die Vorurteile der Menschheit“. Wien 1879.
2) Theodor Lipps, „Psychologische Studien“. Heidelberg 1885.

wusstsein des objektiven Vorhandenseins von Raumgrössen, die aus dem flächenhaften Raum der Gesichtswahrnehmungen herausfallen, sondern es **besteht** eben darin. Es ist also wie jenes Bewusstsein lediglich Gedanke, Überzeugung, Wissen, nicht Wahrnehmung."

Daraus soll nur geschlossen werden, welche Schwierigkeit uns die Vorstellung der dritten Dimension böte, wenn uns nicht die Erfahrung zu Hilfe käme.[1]) Erfahrung ist aber etwas Relatives, wir wissen nicht, welches Quantum von Erfahrung einer besitzt und welches Quale sie bei ihm hat, und so sind wir darüber, wie weit er richtig körperlich gesehen hat, nie im Klaren, wenn wir uns darüber nicht anderweitig Sicherheit zu schaffen suchen. —

Die Schwierigkeit der Frage tritt uns vor Augen, wenn wir bedenken, welche Verschiebung in den Annahmen die Idee von der vierten Dimension zum Vorschein gebracht hat. Seitdem Henry More[2]) zum ersten Male die vierte Dimension des Raumes erwähnte, über Kant, Gauss, Riemann, Grassmann und Helmholtz bis auf Killing[3]), sucht diese Idee unsere Auffassungen über den Raum total zu ändern; wie viele unbewusst ihr anhängen, wissen wir nicht, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen, dass keiner von den Raumvorstellungen des anderen Kenntnis hat.[4])

Eine ähnliche Vorstellungsschwierigkeit ergibt die Bewegung; jeder kann es im Augenblick untersuchen, ob er sich eine halbwegs komplizierte Bewegung vorstellen kann. Ich vermag mir **einzelne** Momente einer Bewegung nach einander, aber nicht das **Nacheinander** vorzustellen. Herbart sagt irgendwo: „Ein successives Vorstellen ist keine vorgestellte Succession." Können wir aber die letztere nicht zu einer Vorstellung bringen, so ist das, was wir uns vorstellen, etwas anderes, als was es sein sollte. Scharf hat das Stricker[5]) durchgeführt; er behauptet, seine neue Theorie laute dahin, dass die Bewegungsvorstellung eine Qual sei, welches uns durch keine andere sinnliche Qualität ersetzt werden kann, und indem er behauptet, dass man sich in der Erinnerung keine Bewegung vorstellen könne, ohne dabei das Muskelgefühl aktuell durch

1) Em. Jaesche, „Das räumliche Sehen". Stttgt. 1879.

2) Henry More, „Enchiridion metaphysicum". 28. Kap. § 7. Edit. 1674, London.

3) Killing, „Einführung in die Grundlagen der Geometrie". Petersburg 1893.

4) R. Beyersdorf, „Die Raumvorstellungen". Berlin 1879; E. Storch, „Über das räumliche Sehen" in Ztschft. v. Ebbinghaus u. Nagel XXIX, 22 (1902).

5) S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen". Tübingen 1868.

zentrifugale Impulse wachzurufen, gibt er uns ein wichtiges Mittel an die Hand, die Wahrheit von Schilderungen prüfen zu können. Diese Beobachtung Strickers wird durch Erfahrungen, wie wir sie in der Praxis machen, durchaus bestätigt. Diese „Wachrufung des Muskelgefühls“ macht sich bei der betreffenden Innervierung oft deutlich sichtbar, und wir können dann wahrnehmen, wie bei der Erwähnung oder Schilderung einer Bewegung, die jemand gemacht hat, die entsprechende Innervierung infolge der betreffenden Vorstellung eintritt. Diese Innervierung ist immer wahr, sie stimmt wenigstens mit dem, was der Betreffende seinerzeit wahrgenommen hat und jetzt in der Vorstellung aufleben lässt. Wenn wir ihm z. B. auseinandersetzen, wie einer gewürgt wurde, so können wir an seinen Händen Bewegungen sehen, die, wenn auch leise und undeutlich, doch genau dem entsprechen, was er sich, als damals geschehen, jetzt vorstellt — mag er auch erzählen, was er will. Hierbei ist man imstande, den Wechsel der Vorstellungen im betreffenden Individuum zu beobachten, der immer dann eintritt, wenn die Vorstellungen Bezug auf Bewegungen haben.

Eine weitere Folge davon, dass sich Bewegungen so schwer vorstellen lassen, ist auch die, dass man von den Zeugen nicht verlangen kann, dass sie uns dieselben getreu wiedergeben. Stricker sagt (l. c.), er konnte sich lange nicht ein Schneegestöber vorstellen. immer umfasste die Vorstellung nur eine einzige Phase desselben. Was ich aber nicht in der Vorstellung besitze, kann ich auch nicht gut wiedergeben, und so machen wir die Erfahrung, dass es grosse Mühe erheischt, wenn wir von den Zeugen die Schilderung eines. wenn auch einfachen bewegten Vorganges Punkt für Punkt verlangen. Der Zeuge hat nur „successives Vorstellen“, und wenn auch die einzelnen Vorstellungen richtig sind, so hat er doch für die Succession nichts Objektives, nichts im Vorgange selbst Begründetes, sondern es hilft ihm nur Logik des Herganges und sein Gedächtnis — ist darin ein Mangel, so ist auch die Succession im Vorgestellten und somit auch die Wiedergabe mangelhaft. Dieser Mangel ist daher ebenso wenig merkwürdig als die Verschiedenheit der Erzählung bei mehreren Zeugen, da die Anreihung der Momente eine subjektive ist.

Einen Beleg dafür, dass wir uns im Bewegten immer nur einen Augenblick vorstellen, gibt uns die Malerei, die doch nie eine Bewegung, sondern nur einen Moment aus derselben darstellen kann. Gleichwohl sind wir mit dem vom Bilde Geleisteten zufrieden, weil auch wir in der Vorstellung nie mehr haben, als was uns das Bild

bietet: einen einzigen Moment aus der Bewegung — „das Gesehene oder Gehörte ist unmittelbar mit seiner ganzen Bestimmtheit Inhalt des Bewusstseins“ (Schuppe[1]) — aber ohne Bewegung. —

Nicht gleichgültig ist ferner die Rolle, welche die Zeit in Bezug auf Vorstellungen spielt; hierbei ist zu unterscheiden die Zeit, die zur Bildung einer Vorstellung nötig ist, und die Zeit, durch welche eine Vorstellung mit der gleichen Lebhaftigkeit andauert. Die erste Frage wird von Maudsley[2]) als schwierig zu beantworten bezeichnet. Begreiflich. Er bezieht sich auf Darwin, der darauf hinweist, dass Musiker so rasch spielen, als sie die Noten überfliegen können — andererseits merken wir es beim Lidschlag nicht, dass wir während des Blinzelns im Finstern waren. Für uns hat dies nur insofern Bedeutung, als wir unter gewissen Umständen darnach fragen werden, ob der Zeit nach bei einem gewissen Vorgange eine Vorstellung entstehen konnte, wobei, wie die genannten Beispiele zeigen, auf die Individualität gebührende Rücksicht zu nehmen ist. Etwas anderes, als Beispiele, kann hier nicht zur Verwendung kommen, denn an der Vorstellungsentstehung scheitern auch die Messkünste der modernsten Psychophysik.

Von mehr Bedeutung ist die zweite Frage. Nicht als ob ihre Ergebnisse direkt praktisch verwertbar wären, aber zu Überlegungen gibt sie Anlass. Exner[3]) hat an sich beobachtet, dass die gleichmässige Lebhaftigkeit einer Vorstellung kaum eine Sekunde dauert; nicht die Vorstellung überhaupt verschwindet in diesem Zeitraum, aber der Inhalt erleidet nur höchstens durch eine Sekunde keine Veränderung; dann „verblasst sie wellenförmig“. Dass dies richtig ist, kann jeder erproben — ich glaube, dass die Beobachtung nicht besser geschildert sein könnte, als es Exner getan hat; ich möchte nur beifügen, dass ich beobachtet zu haben meine, dass bei einer fortgesetzten Wiederholung des Vorrufens einer Vorstellung ihr Inhalt nicht ganz gleich zum Vorstellen gelangt. Ich glaube weiter, dass in diesem Wechseln des Vorstellungsinhaltes keine wesentlichen Sprünge vorkommen, sondern dass die Änderung in irgend einer bestimmten Richtung vor sich geht. Wenn ich also die Vorstellung eines Gegenstandes oft nach einander hervorrufe, so

---

1) Wilhelm Schuppe, „Erkenntnistheoretische Logik“. Bonn 1878.

2) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele“. 2. Aufl., übersetzt von Dr. R. Böhm. Würzburg 1870.

3) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen“. Leipzig und Wien 1894.

werde ich mir denselben z. B. nicht einmal grösser, dann kleiner, dann wieder viel grösser u. s. w. vorstellen, sondern es wird die Reihe der Vorstellungen so beschaffen sein, dass der Gegenstand bei jeder neuen Vorstellung z. B. um etwas grösser, immer grösser und grösser erscheint.[1])

Wenn ich das überhaupt richtig beobachtet habe und die Erscheinung nicht subjektiv ist, so ist Exners Anregung für unsere Vernehmungen von grossem Wert, da durch die Länge derselben (namentlich durch das damit unvermeidlich verbundene Diktieren) das wiederholte Hervorrufen der maßgebenden Vorstellungen nötig wird, wodurch wieder eine Änderung des Vorstellungsinhaltes bedingt erschiene. Wir machen oft die Bemerkung, dass sich ein Zeuge im Verlaufe seiner Vernehmung in irgend eine bestimmte Vorstellung „hineinredet", indem er zuletzt in einer gewissen Richtung mehr und schärfer behauptet, als zu Anfang. Es mag sein, dass dies manches Mal mit dieser „Änderung oft wiederholter Vorstellungen" zusammenhängt. Abzuhelfen wäre durch den — überhaupt anzuratenden — Vorgang, nach welchem man die Vorstellung reproduzieren lässt, sie bespricht und dann nicht wieder endlos auf das schon Erörterte zurückkommt.

Wie sich der andere die Vorstellung gebildet hat, wissen wir ja, wie schon früher erörtert, nicht; wie schwer es ist, sich in fremde Vorstellungen hineinzudenken, darüber geben gute und zahlreiche Beispiele namentlich Schubert[2]), Carus[3]) und Jessen[4]). Über Zwangsvorstellungen s. namentlich E. Mendel[5]), H. Gross[6]) u. M. Friedmann[7]).

4. Denkvorgänge.

a) Allgemeines.

Der unverdient vergessene Denker und Stilist Georg Christoph Lichtenberg[8]) hat vor mehr als 100 Jahren in seiner unvergleich-

1) Vergl. Näcke in H. Gross' Archiv. Bd. VII. S. 340.

2) Schubert, Symb. der Tr. pag. 151.

3) F. A. Carus, „Vergleichende Psychologie". Wien 1866.

4) Jessen, „Physiologie des Denkens".

5) E. Mendel, „Über Zwangsvorstellungen". Neurol. Zentralblatt. XVII. 7. (1898.)

6) in H. Gross' Archiv. II. 140.

7) M. Friedmann, „Über die Grundlage der Zwangsvorstellungen". Psychiatr. Wochenschrift 1901. S. 395.

8) Georg Christoph Lichtenberg, „Physische und mathematische Schriften". Göttingen 1800.

lichen Weise gesagt: „Ich habe Leute gekannt, von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden, selbst in guter Ordnung zusammenlagen; aber ich weiss nicht, wie es zuging, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren: es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfes lag Salpeter, im anderen Schwefel, im dritten Kohle genug, aber Schiesspulver wird nicht daraus. Hingegen gibt es wieder Menschen, in deren Kopf sich alles sucht, alles findet, alles paart, und läge es auch anfangs um Kopfesbreite auseinander." Im weiteren Verlaufe seiner Auseinandersetzungen sucht Lichtenberg dann darzutun, dass die Ursache dieser günstigen Gestaltung bei den letztgenannten Köpfen im Besitze von Phantasie gelegen sei. Dass dies mitwirkt, ist wohl gewiss, aber ebenso sicher möchte es sein, dass die Konstruktion des Verstandes bei den Menschen so verschieden ist, dass dadurch solche Erscheinungen entstehen, wie sie Lichtenberg anschaulich geschildert hat. Ich will hier absehen von dem Quantum des Verstandes, das einer hat (diese Unterschiede werden später im Kapitel „Verstand und Dummheit" besprochen), sondern spreche vom Quale desselben, wodurch dann die Verschiedenheit der Leistungen erklärbar wird. Man dürfte aber fehl gehen, wenn man sich den Verstand an sich so vorstellt, dass derselbe verschiedene Formen annehmen könnte, denn wollte man dies, so würden aus dem Begriff Verstand eine Menge von verschiedenen Kräften zu bilden sein, deren Gemeinsames uns abhanden käme — wir können nur von einem Mehr oder Weniger an Verstand sprechen und müssen uns den Unterschied im Effekt lediglich durch die Verschiedenheit im Vorgange seiner Anwendung denken. Wir sehen nur die Wirkungen des Verstandes, nicht ihn selbst, und so verschieden eine Brandstätte, geschmiedetes Eisen, eine Brandwunde und dampfendes Wasser sind, so wissen wir trotz der Differenz der Wirkung, dass alles das ein und dasselbe Feuer bewirkt hat. Die Verschiedenheit in der Leistung des Verstandes liegt also lediglich im Vorgange seiner Verwendung, und deshalb haben die verschieddenen Denkvorgänge für uns Interesse, und aus ihrer Beobachtung lernen wir erst den Wert des uns Gebotenen beurteilen. Die erste Frage, die sich uns aufdrängen muss, wenn wir es mit einem wichtigen Zeugen zu tun haben, der beobachtet und geschlossen hat, ist daher die: „Wie viel Verstand hat er und wie verwertet er ihn, d. h. wie sind seine Denkvorgänge?"[1])

---

1) Vergl. Klausmann in H. Gross' Archiv. Bd. I. S. 39.

Von einem alten Diplomaten, dessen historischer Name ebenso bedeutend war als seine Lebenserfahrung, hörte ich, dass er durch viele Jahre ein eigenes Mittel anwendete, wenn er rasch erfahren wollte, wes Geistes Kind jemand sei. Er sagte, er habe da dem Betreffenden immer dieselbe Geschichte erzählt: Ein Herr steigt mit einem kleinen, seltsam geformten Koffer in den Eisenbahnwagen, wo ein zudringlicher Handlungsreisender ihn sofort fragt, was er denn in diesem Kofferchen berge. „Darin ist mein Mungo." — „Mungo — was ist das?" — „Wissen Sie, ich leide an Säuferwahnsinn, und wenn mir da so abenteuerliche Gestalten und Figuren erscheinen, so lasse ich meinen Mungo heraus, und dieser frisst sie." — „Aber diese Gestalten und Figuren existieren doch nicht wirklich?" — „Freilich existieren sie nicht wirklich, aber mein Mungo existiert eben auch nicht wirklich, und so geht es dann."

Der alte Herr behauptete nun, dass er jedesmal aus der Art, wie der auf seinen Verstand zu Untersuchende die Geschichte aufnahm, sofort beurteilen konnte, wie hoch derselbe zu veranschlagen sei.

Sicherlich kann man nicht jedem wichtigen Zeugen die Geschichte vom Mungo erzählen, wohl aber kann man sich in ähnlicher und nie versagender Weise helfen, wenn man aus den Materialien der in Frage stehenden Strafsache ein schwieriges Thema heraussucht (das muss allerdings eher vorbereitet sein) und dies dem Zeugen in passender Weise vorlegt. Wer auch nur eine gerade nennenswerte Übung hat, muss daraus entnehmen können, wie sich der Betreffende zur Sache stellt, und namentlich, wie hoch seine Geistesgaben zu veranschlagen sind. Man glaube nur ja nicht, dass es da grossartiger Deduktionen bedarf, man halte sich an das einfach Tatsächliche; auch heute ist Goethes goldnes Wort noch wahr: „Das Höchste wäre, zu begreifen, dass alles Faktische schon Theorie ist . . . . man suche nur nichts hinter den Phänomen; sie selbst sind die Lehre." Wir gehen also in einem solchen Falle von einer einfachen Tatsache, die sich im Prozess ereignet hat, aus, und wollen dann sehen, was der Zeuge damit macht, die Entscheidung ist nie schwer: „Man kann eine Sache auf hundert Arten schlecht, aber nur auf eine einzige gut machen" — findet er sich mit der gegebenen Tatsache gut ab, so können wir auch dem Weiteren trauen, was er uns vorbringt. Dabei sehen wir auch sofort, wie weit objektiv der Mann sein kann; seine Wahrnehmung als Zeuge bedeutet für ihn nichts anderes als eine Erfahrung, und „es vermag der menschliche Geist nicht Erfahrungen zu sammeln, ohne sie

gleichzeitig mit seiner Spekulation zu verweben" (Wundt [1])). Es tut dies also jeder, aber auch das in verschiedenem Grade und immer nach seiner Natur und Kultur. Es gibt wenig, was so signifikant ist als gerade der Umstand, wie, wie stark und in welcher Richtung jemand bei Mitteilung seiner Erfahrungen seine Spekulation einbezieht — ganze Breitseiten eines Menschen können da mit einer kleinen Darstellung klar werden. Kant [2]) hat dies dadurch zum Ausdruck gebracht, dass er die menschliche Vernunft „architektonisch" nannte, weil sie alle Erkenntnisse als zu einem (schon im Menschen existierenden) möglichen System gehörig betrachtet. Und das geht nach so glatten fixen Regeln und Systemen, wie sie die gewöhnlichen Sterblichen notwendig haben. „Nur der Genius hat wie die Natur sein eigenes, unbewusstes System" (Maudsley [3])) — auf diese seltensten Ausnahmen brauchen wir nicht zu rechnen.

Viel wichtiger sind die unbedeutenden Menschen für uns, die so wesentlich dazu beitragen, uns die grösste und komplizierteste Arbeit zu machen. Mit vollem Recht hat David Hume [4]) auf den Propheten Alexander hingewiesen. Es war eine kluge Berechnung des falschen Propheten Alexander, dass er zur ersten Szene seiner Betrügereien Paphlagonien wählte, wo das Volk ausserordentlich unwissend und töricht war und selbst die gröbsten Betrügereien bereitwillig verschlang. In der Ferne hörten die Leute die Sachen schon als sicher und bestimmt, die Gescheiten belachten sie, die Narren glaubten und verbreiteten sie, die Sache bekam Anhänger auch unter gebildeteren Leuten, und schliesslich schenkte selbst der weise Marc Aurel ihr so viel Aufmerksamkeit, dass er auf die Prophezeiungen des Alexander den Erfolg eines militärischen Unternehmens baute. Tacitus erzählt, wie Vespasian einen Blinden mit seinem Speichel heilte. Sueton erzählt es auch.

Man vergesse nur nicht, dass „sich für jede Dummheit, und sei sie noch so gross, einer findet, der sie macht", und ebenfalls Hume ist es, der gut den Hergang schildert, wenn einer abenteuerliche Sachen erzählt und dabei kritiklose Zuhörer hat; ihre Leichtgläubigkeit erhöht seine Unverschämtheit und seine Unverschämtheit überwältigt ihre Leichtgläubigkeit. Das eigentliche Denken ist eine rare Sache, je mehr man in wichtigen Dingen mit vielen

1) W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie". Lpzg. 1893.
2) Im. Kant, „Kritik der reinen Vernunft".
3) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele".
4) David Hume, „Inquiry concerning human understanding". London 1748.

Menschen zu tun hat, desto mehr wird man von dieser Rarheit überzeugt, und doch ist es so wenig, was man vom Denken verlangt: „Die Röte des Blutes von dem Gesamteindruck abstrahieren, an einer Beere wieder denselben Begriff auffinden und dann die so verschiedenen Dinge: Blut und Beere, Milch und Schnee in dieser einen Beziehung zusammenfassen: das tut kein Tier, das heisst Denken“ (Geiger[1]).

Ich möchte hierzu nur Zweierlei bemerken: erstens tut solches doch wirklich manches Tier, und zweitens tun es viele Menschen nicht, und der grosse, grosse Fehler, den wir bei der Konstruktion unserer kriminalistischen Gebäude machen, ist immer der, dass wir voraussetzen, es habe sich jeder, der etwas getan hat, dabei auch etwas gedacht. Das ist namentlich dann der Fall, wenn wir bemerken, dass viele Menschen genau denselben Vorgang eingeschlagen haben und immer wieder einschlagen, so dass wir zur Meinung gezwungen werden, es müsse da doch ein vernünftiger Gedanke zugrunde liegen — aber, „so schmal ein Weg auch ist, hinter einander können ihn unzählige zurücklegen“.

Wir gehen aber endlich auch dann fehl, wenn wir den Mangel an Denken regelmässig nur bei Ungebildeten voraussetzen und alles, was uns Leute sagen, die z. B. akademische Bildung besitzen, als wohl durchdacht hinnehmen. Aber nicht jeder von ihnen ist einer, „den Gott dazu verdammt, Philosoph zu sein“[2], und unbedingt gedacht wird von ihnen auch nicht ausnahmslos. Über die Fehler unseres Studiums auf der Hochschule und im Gymnasium ist sattsam genug geschrieben worden, am klarsten hat aber wohl Helmholtz in seinem berühmten Vortrag „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft“ die Gründe aufgedeckt, warum dem Material, welches das Gymnasium der Hochschule liefert, Fehler anhaften; dass diese Fehler auf der Universität nur zum geringsten Teile verbessert werden und somit weiter ins Leben mitgenommen werden, das hat Helmholtz nicht gesagt, aber zu verstehen ist es aus seinen Worten:

„Die Schüler, die aus unseren grammatischen Schulen zu exakten Studien übergehen, haben zwei Fehler: 1. eine gewisse Laxheit in der Anwendung streng allgemeingültiger Gesetze. Die grammatischen Gesetze, an denen sie sich geübt haben, sind in der Tat meist mit langen Verzeichnissen von Ausnahmen versehen; sie sind

1) Lazar Geiger, „Der Ursprung der Sprache“. Stuttgart 1869.
2) „Briefe von und an Hegel“, herausgegeben von Karl Hegel. Leipzig 1887.

deshalb nicht gewöhnt, auf die Sicherheit einer legitimen Konsequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu trauen. 2. sind sie meist zu sehr geneigt, sich auf Autoritäten zu stützen, auch wo sie sich ein eigenes Urteil bilden könnten.“

Wenn Helmholtz mit diesen Worten auch vielfach recht hat, so muss mit Rücksicht auf unsere Arbeit doch darauf hingewiesen werden, welch grosser Unterschied zwischen dem Zeugen ist, der ein Gymnasium hinter sich hat, und dem Gebildeten, der sich ohne demselben beholfen hat. Unsere Zeit, die den „Maschindoktor“ erfunden hat, die alles Heil auf die Realschule verlegen will und gern die Gymnasialbildung verunglimpft, sie hat total vergessen, dass der unvergleichliche Wert der letzteren nicht in dem bischen Latein und Griechisch gelegen ist, welches der Gymnasiast erlernt hat, sondern in dem disziplinierenden Denkdrill, der in der Grammatik der antiken Sprache enthalten ist. Es ist überflüssig, sich darüber lustig zu machen, dass der Techniker auf seine Karte schreibt stud. ing. oder stud. mech. und die Abkürzung nicht aussprechen kann, dass er Doktor wird und das Wort nicht übersetzen kann — das sind Nebensachen, aber man vergisst, dass eine „Ergänzungsprüfung“, in der der Realschüler etwas rasch zusammengerafftes Latein und Griechisch vorlegt, nie die mühsame Erziehung in der aufnahmsfähigsten Zeit ersetzt, und so macht der Kriminalist immer wieder die Erfahrung: geschult denken kann nur der mit griechischer und lateinischer Grammatik 8 Jahre lang gedrillte Mensch. Wir Kriminalisten haben in dieser Frage genug Erfahrung. —

Den ersten von Helmholtz erwähnten Punkt möchte ich in Bezug auf den Begriff „allgemeingültige Gesetze“ möglichst weit gefasst sehen und namentlich auch Gesetze im juridischen Sinne darunter begreifen. Man hat schon oft behauptet: „In Österreich werden Gesetze gegeben, damit sie nicht gehalten werden“ und: „Polizeiliche Vorschriften gelten im Publikum höchstens sieben Wochen“. Das ist aber nicht bloss in Österreich so, sondern überall, es scheint, als ob die Achtung vor den Gesetzen allerorts im Abnehmen begriffen wäre, und tritt eine solche Erscheinung auf einem Gebiete auf, so bleiben auch die anderen von ihr nicht frei. Es macht sich da auch eine eigentümliche subjektive oder (vielleicht besser gesagt) egoistische Auffassung geltend, indem einer häufigen Ansicht begegnet wird, als ob die Gesetze immer nur für andere bestimmt seien, für sich selbst will jeder eine Ausnahme geltend machen. Das stramme, unbedingte Festhalten und Geltenlassen allgemeiner Normen ist nicht mehr modern, und das finden wir nicht

nur bei den Verantwortungen, sondern auch bei den Äusserungen von Zeugen, die von anderen nur ungefähr, von sich selbst aber fast gar nicht die strikte Befolgung von Vorschriften erwarten. Das übt auf Auffassungen und Konstruktionen einen bedeutenden Einfluss aus, und wer dies nicht in Rechnung zieht, geht vielfach irre.

Nicht unwichtiger ist der zweite Punkt, der auch im Begriffe der „Autoritäten" weit gefasst sein will. Das „sich ein eigenes Urteil Bilden" ist nicht jedermanns Sache, es wäre aber fast von jedermann zu verlangen, und wenn es auch niemandem einfallen wird, zu wünschen, dass sich niemand der besseren Einsicht anderer verschliessen soll, so führt doch das Unselbständige, das sich immer mehr Bahn brechen will, zu bedenklichen Folgen. Die drei wichtigen Faktoren: Schule, Zeitung und Theater haben eine früher ungeahnte nivellierende Gewalt erlangt, man fasst auf, denkt und fühlt, wie man es von diesen dreien gelernt hat, dieser Vorgang wird zur zweiten Natur, das furchtbar starke „Gesetz der kleinsten Anstrengung" — principe du moindre effort —, dem die Natur überall huldigt, macht sich auch im Menschen geltend und so kommt es, dass er immer und überall nach Anlehnung sucht, und statt selbst zu denken, das denkt, was die anderen für ihn denken. Was das für unsere Vernehmungen bedeutet, dass wissen wir genugsam, und jeder kann Erfahrungen darüber mitteilen, wie Zeugen uns Mitteilungen entwickeln, von denen wir glauben, sie beruhen auf eigener Anschauung, bis es sich endlich herausstellt, dass ein anderer „so gemeint hat"; wir konstruieren oft auf die „merkwürdige und beweisende Übereinstimmung" dessen, was so und so viele Zeugen gesagt haben, und sehen wir genauer zu, so lässt sich entdecken, dass alles aus einer einzigen Quelle geflossen ist. Kommen wir darauf, so ist es noch gut, es ist dann nur Zeit und Mühe verloren, aber kein Fehler begangen worden; finden wir dies aber nicht heraus, dann bleibt die „Übereinstimmung" vielleicht als wichtiges, in Wahrheit aber gar nicht bestehendes Beweismittel.

b) Mechanisches.

Seit dem denkwürdigen Vortrage, den W. Ostwald[1]) am 20. September 1895 gehalten hat, stehen wir an einem Wende-

1) W. Ostwald, „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus". Vortrag in der 3. Sitzung der 67. Versammlung deutscher Naturforscher in Lübeck (Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 44 vom 2. November 1895).

punkt, der eine neue Weltanschauung bedeutet; ob Emil du Bois-Reymond Recht behält, als er auf Grund der mechanischen Weltanschauung vor fast einem Vierteljahrhundert[1]) sein historisch gewordenes „*Ignorabimus*" ausrief, oder ob ein vielleicht auch wieder kurzes Zeitalter heranbricht, in welchem wir energetisch konstruieren werden, auch das wissen wir nicht, wir beobachten nur, dass an den vor kurzem noch für unerschütterlich gehaltenen Grundlagen des wissenschaflichen Materialismus gerüttelt wird.

Der grosse Friedrich soll (in einem Briefe an Voltaire) der erste gewesen sein, der auf eine rein mechanische Entstehung der Gedanken hingewiesen hat; Cabanis[2]) hat es zuerst kurzweg ausgesprochen: „Das Gehirn sezerniere die Gedanken, wie die Leber die Galle"; dann verwertete Karl Vogt[3]) diese Auffassung in seiner Weise, und wie populär sie wurde, ist bekannt genug. Tyndall[4]) drückte sich schon vorsichtiger aus und verlangte bloss das Zugeständnis, dass jeder Akt des Bewusstseins einem bestimmten molekularen Zustand des Gehirns entspricht, während du Bois-Reymond im genannten Vortrage erklärt, dass wir durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen nicht verständlich machen können. „Du sollst dir kein Bildnis oder Gleichnis machen, keinen getrübten Spiegel, sondern so unmittelbar sehen, als es die Beschaffenheit unseres Geistes nur irgend erlauben will", ruft Ostwald uns zu, und daran wollen wir festhalten; wir brauchen die mechanische Weltanschauung nicht zu verwerfen und die energetische nicht zu vertreten, keines von beiden steht uns zu, wohl aber werden wir, nach der Lehre der letzteren, in der Bestimmung der wirklichen Fälle aus den möglichen die Bedeutung der Naturgesetze erkennen und einsehen, dass die Gestalt, auf die sich alle Naturgesetze zurückführen lassen, die Ermittelung einer Invariante ist, einer Grösse, die unveränderlich bleibt, wenn auch alle übrigen Bestimmungsstücke innerhalb der möglichen und durch das Gesetz ausgesprochenen Grenzen sich ändern. (Über die Frage der Energien und die Ansichten von Hertz, v. Ehrenfels, Boltzmann u. s. w. siehe Höfler[5])).

---

1) Emil du Bois-Reymond, „Über die Grenzen des Naturerkennens". Leipzig 1882.

2) P. J. G. Cabanis, „Rapports du physique du moral de l'homme". Sec. ed. Paris 1805.

3) Karl Vogt, „Physiolog. Briefe für Gebildete aller Stände". Giessen 1847.

4) Tyndall, „Vortrag über die physischen Kräfte und den Gedanken".

5) Alois Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

„Jede Wissenschaft muss sich ihre Philosophie selber schaffen", sagte der Bruder Emil du Bois-Reymonds, Paul[1]), und so müssen auch wir sie uns zurechtlegen und uns klar machen, wie weit wir einen Zusammenhang wahrnehmen können aus der körperlichen Beschaffenheit eines von uns Vernommenen mit seinem geistigen Wesen. Selbst wollen wir keine Schlüsse ziehen, wir wollen aber alles verzeichnen, was sich nicht von selbst klärt, und Sachverständige auch hier fragen, wenn wir den Zusammenhang zwischen Geist und Körper nicht verstehen; gerade hier ist jene schwer zu findende Grenze gelegen, an der sich das Ergebnis des normal wirkenden Geistes mit dem des erkrankten berührt.

Normale Wirkungen, die hier zur Sprache kommen könnten, gibt es viele; nur einige sollen als Beispiel genannt sein.

Eine wichtige Erscheinung ist die Verbindung von Zeichen und Bezeichnetem. Volkmar[2]) sagt dazu:

„Der Umstand, dass das Zeichen seinerseits die Verschmelzung in vollem Klarheitsgrade, das Bezeichnete nur in abgestuftem eingegangen ist, erklärt uns die bekannte Erscheinung, dass das Zeichen schneller an die Sache erinnert als diese an jenes (wie z. B. auch das Werkzeug schneller an seine Bedeutung erinnert, als der Zweck an das Mittel). Der Name erweckt schneller und zuverlässiger die Vorstellung der Person, das Wort weist energischer auf den Gegenstand hin, als umgekehrt diese auf jene."

Diese Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Anblick erscheint, da die Zeitpartikelchen, um die es sich da handelt, grösser sind als jene, mit denen die modernen Psychologen zu rechnen pflegen, so gross, dass sie auch in der Praxis wahrnehmbar erscheinen. Wir legen bei Vernehmungen namentlich dann, wenn wir wegen der Richtigkeit der zu erwartenden Antwort nicht im Sicheren sind, begründeter Weise darauf Gewicht, ob eine Antwort prompt und rasch gegeben wird; zögernde, tastende und unsichere Antworten halten wir für Zeichen dafür, dass die Antwort nicht sicher gegeben werden kann oder will. Liegen aber, psychologisch genommen, wirklich Gründe dafür vor, dass die Antwort einmal rascher, einmal zögernder gegeben wird, ohne dass dies mit ihrer Richtigkeit zusammenhängt, so ist dies für unsere Erkenntnis nicht gleichgültig. Nehmen wir das oben gegebene Beispiel wieder vor, nach welchem der Name schneller und zuverlässiger die Vorstellung

1) Paul du Bois-Reymond, „Über die Grundlagen der Erkenntnis in den exakten Wissenschaften". Tübingen 1890.

2) Wilhelm von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.

der Person erweckt als umgekehrt, so ist mit diesem Beispiel das Gesagte am besten klargestellt. Jedem von uns geschieht es häufig, dass ihm der Name einer Person, die er vielleicht gut kennt, entweder durchaus nicht oder durch längere Zeit nicht einfällt. Umgekehrt kommt es aber doch selten vor, dass uns bei Nennung eines Namens nicht einfallen will, wie die dazu gehörige Person aussieht. Freilich darf man dies nicht auf gewisse Ereignisse beziehen, die nur scheinbar widersprechen. Wenn ich z. B. alte Akten vornehme, in denen ich selbst gearbeitet habe, und die Namen der Reihe nach durchsehe, so erinnere ich mich allerdings daran, dass ich mit diesem Maier, Müller, Schwarz und Weiss zu tun hatte, und auch an das, um was es sich handelte, aber die zu den Genannten gehörigen Gesichter fallen mir nicht mehr ein. Da sind aber andere Gründe maßgebend. Vorerst waren im Strafprozess die Namen gleichgültig, sie dienten lediglich zur Unterscheidung und waren nicht viel mehr wert, als wenn die Leute A, B, C geheissen hätten; es fiel daher niemandem ein, sie mit den Gesichtern in bestimmte Verbindung zu setzen, so wie wir es tun, wenn wir sonst jemanden neu kennen lernen. Weiter aber ist dieses Nichterinnern lediglich ein Verwechseln der vielen Tanti quanti, die uns in der Arbeit unterkommen, und wenn wir uns mit einem Menschen wegen der Schwierigkeit oder Wichtigkeit des Falles besonders befasst haben, dann erinnern wir uns auch bei Nennung seines Namens an sein Aussehen ebenso, wie es sonst in solchen Fällen geschieht.

Wenn also ein Vernommener den Namen eines ihm etwa Vorgestellten nicht rasch weiss, dagegen aber jenen sofort herausfindet, dessen Namen ihm genannt wurde, so ist dies eine natürliche psychologische Erscheinung, die an sich allein mit der Wahrheit oder Unwahrheit des Gesagten nichts zu tun hat.

Dasselbe Verhältnis ergibt sich natürlich bei allen Parallelerscheinungen, bei Benennungen, Zeichen, Darstellungen u. s. w. Hierher gehört auch die Frage über die Geschwindigkeitsveränderungen der psychischen Prozesse zu verschiedenen Tageszeiten, über welche namentlich Bechterew[1]) und Higier[2]) Beobachtungen gemacht haben. Sie behaupten ein Ansteigen der psychischen Leistungsfähigkeit vom Morgen bis Mittag, dann ein Sinken bis etwa 5 Uhr nachmittags, dann Ansteigen bis gegen 9 Uhr abends und endlich Sinken bis 12 Uhr nachts. Dass die Genannten richtig an ihrem Material beobachtet haben, soll natürlich nicht bezweifelt werden, dass die

1) W. v. Bechterew im Neurologischen Zentralblatt. XII, Nr. 9.

2) H. Higier, ebenda Nr. 13.

Angaben aber auf allgemeine Gültigkeit Anspruch hätten, kann nicht als sicher bezeichnet werden, da dies zu sehr von individueller Beschaffenheit, aber auch beim einzelnen von augenblicklicher Verfassung abhängt. Man hört zu verschiedene Behauptungen einzelner Menschen, wann sie am leichtesten auffassen und am besten arbeiten, um da eine allgemeine Regel aufstellen zu können: einer ist am Morgen, der andere vormittags, der dritte in der Nacht am meisten aufgeräumt, und zur selben Zeit, als einer am besten leistet, kann der andere nichts tun. Ebenso geschieht es jedem, dass er an verschiedenen Tagen zu verschiedenen Zeiten am besten disponiert ist. Das Einzige ist, soviel ich beobachtet habe, ziemlich unwidersprochen, dass die Zeit von Mittag bis etwa 5 Uhr nachmittags ungünstig wirkt. Dass man dies richtiger so ausdrücken würde, man arbeitet einige Stunden nach der Mittagsmahlzeit am schlechtesten, glaube ich nicht, da auch Leute, die erst um 4 oder 5 Uhr die Mittagsmahlzeit nehmen, ebenso wie andere versichern, die Zeit von 1 bis 5 Uhr nachmittags sei der geistigen Arbeit ungünstig.

Für uns könnte dies insofern Wert haben, als man eine wichtige Vernehmung, bei der es sich um besonderes Nachdenken des Betreffenden handelt, nicht für die genannte Zeit ansetzen wird.

c) Unbewusstes.

Die Wichtigkeit, welche unbewusste Handlungen[1]) für uns haben, wird nach meiner Ansicht unterschätzt. Wir könnten häufig viel Signifikantes für einen Menschen feststellen, wenn wir wissen, was gerade er unbewusst tut, denn unbewusst tut man in der Regel doch nur etwas sehr Gewohntes, also erstens das, was alle Menschen tun: gehen, grüssen, ausweichen, essen u. s. w., oder zweitens das, was einer nach seinem besonderen Wesen oft zu tun gewohnt ist.[2]) Wenn ich während der Arbeit aufstehe, mir ein Glas Wasser hole, es austrinke und das Glas wieder zur Seite stelle, ohne später auch nur eine Ahnung davon zu haben, dass ich dies tat, so konnte ich das in meiner bekannten Wohnung in bekannter Umgebung tun, ein anderer kann es da nicht. Der Kutscher stellt vielleicht die Pferde in den Stall, schirrt sie ab, hängt sie an,

---

1) Theod. Lipps, „Der Begriff des Unbewussten in der Psychologie". München 1986.

2) F. X. Pfeifer, „Gibt es im Menschen unbewusste psychische Vorgänge?" Philos. Jahrb. XIV, 113. (1901.)

und denkt an etwas anderes, er hat das unbewusst getan, ein anderer kann es nicht. Es kann mir passieren, dass ich während der Arbeit eine Zigarette drehe und sie hinlege; nach einiger Zeit drehe ich eine zweite, eine dritte und manchesmal liegen vier intakte Zigaretten neben einander. Ich hatte also das Bedürfnis zu rauchen, hatte eine Zigarette angefertigt und sie, weil ich offenbar die Hände zum Schreiben u. s. w. brauchte, beiseite gelegt. Das Rauchbedürfnis wurde also nicht gestillt, und so ging das Gleiche von vorne an. Dieses Beispiel (übrigens jedes andere ebenso) zeigt, dass man unbewusst recht komplizierte Dinge treiben kann, wenn man nur die Verhältnisse genau kennt, es zeigt aber auch, welche Grenzen dem unbewussten Handeln gezogen sind: Ich habe nämlich nicht vergessen, wodurch man das Rauchbedürfnis stillt, wo meine Zigarettenbüchse ist und wie man eine Zigarette macht — wohl aber habe ich vergessen, dass ich eine Zigarette machte, ohne sie geraucht zu haben. Die erstgenannten Tätigkeiten sind tausende von Malen geübte, die letztere war eine eben erst vollzogene, also noch nicht mechanisch gewordene.[1])

Auf ein anderes Moment machte Lipps[2]) aufmerksam: „Ich bin vielleicht imstande, kein Wort einer Rede mir entgehen zu lassen und dabei die die Reden begleitenden Mienen irgend welcher Zuhörer zu beobachten. Ich wäre ebenso imstande, ein Geräusch, das auf der Strasse entsteht, zu verfolgen und dabei doch der Rede genügende Aufmerksamkeit zu widmen. Dagegen würde ich den Faden der Rede verlieren, wenn man mir zumutete, gleichzeitig noch dem Mienenspiel und dem Geräusche meine Gedanken zuzuwenden; allgemeiner ausgedrückt, mit Vorstellungen *a* können sich Vorstellungen *b* und ebenso Vorstellungen *c* möglicherweise leidlich vertragen; dagegen machen die *b* und *c* zusammen die *a* unmöglich. Offenbar setzt dies voraus, dass auch schon die *b* und *c* für sich der *a* in gewissem Grade widerstanden, dass aber erst die Summierung ihrer Widerstände genügte, die *a* wirklich auszuschliessen.“

Das ist gewiss richtig und kann vielleicht öfter verwertet werden, wenn man beurteilen will, wie viel einer gleichzeitig und was er davon unbewusst getan haben will; in Umrissen lässt sich das noch Mögliche immer berechnen.

Solch komplizierte Vorgänge gehen herunter bis zu den ein-

---

1) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv: „Reflektoides Handeln u. Strafrecht“. II, 140.

2) Theodor Lipps, „Grundtatsachen des Seelenlebens“. Bonn 1883.

fachsten Verrichtungen; Aubert[1]) weist z. B. darauf hin, dass man beim Reiten ein Pferd in Galopp einsprengt und erst später nachsehen muss, ob man es rechts oder links einsprengte, und der Arzt Förster teilte Aubert mit, dass die Patienten es oft nicht wissen, wie sie es anstellen sollen, um nach links oder rechts zu schauen. Gleichwohl weiss es jeder, wenn er es unbewusst zu tun hat, ja man kann oft beobachten, dass die Leute erst das Kreuzzeichen oder die Geste des (mit dem Löffel) Essens machen müssen, um zu entdecken, was rechts und links ist, obwohl sie es unbewusst handelnd genau wissen. Mit dieser unbewussten Geistesarbeit sind aber auch ausgebreitete Tätigkeiten in Verbindung, die für uns dann Bedeutung haben, wenn z. B. Beschuldigte oder auch Zeugen später andere und bessere Darstellungen und Erklärungen geben, als anfangs, und wenn sie nicht Gelegenheit hatten, sich mittlerweile belehren zu lassen, Erfahrungen zu machen oder viel darüber nachzudenken. Sie sagen dann oft ehrlich: es sei ihnen die nun recht wahrscheinliche Darlegung „urplötzlich eingefallen“. In der Regel glauben wir ihnen das nicht und tun dann häufig unrecht, denn wenn dies „urplötzliche Einfallen“ auch unwahrscheinlich ist und nicht leicht vorkommt, so haben es die Leute nur so gesagt, weil sie den eigentlichen psychologischen Hergang nicht kennen, der in Wahrheit in unbewusster Gedankenarbeit bestand.

„Das Gehirn empfängt nicht bloss unbewusst Eindrücke, es registriert dieselben ohne Mitwirkung des Bewusstseins, verarbeitet unbewusst dieses Material, ruft ohne das Bewusstsein die latenten Residua wieder wach, es reagiert auch als ein mit organischem Leben begabtes Organ auf die inneren Stimuli, die es von anderen Organen des Körpers unbewusst empfängt“ (Maudsley[2])).

Dass dies auch auf die Tätigkeit der Phantasie Einfluss nimmt, hat uns Goethe[3]) bestätigt, indem er an Schiller schreibt: „Bei mir müssen Eindrücke sehr lange im Stillen wirken, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen.“

Diese unbewusste Gedankenarbeit kennt übrigens jeder; wir plagen uns oft nachdrücklich, um in den Gedankenfluss Ordnung zu bringen, und es bleibt vergeblich. Ohne dass wir die Sache wieder aufgenommen haben, ist alles geglättet und klar, wenn wir wieder daran gehen. Darauf beruhen verschiedene Redensarten, z. B. man müsse sich etwas überlegen oder erst einmal eine Nacht

1) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“. Breslau 1865.
2) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele“.
3) Goethe, „Campagne in Frankreich“.

darüber schlafen, die Sache müsse sich „setzen, abklären, auskochen“ u. s. w. — alles nichts anderes als unbewusste Gedankentätigkeit, die einen grossen Teil des angeblich Ausgedachten darstellt.

Eine eigentümliche Rolle spielt noch das Zusammentreffen der bewussten Aufmerksamkeit mit der unbewussten. Eine Klarlegung dieser Vorgänge lässt uns vielleicht manches Unverständliche und Unwahrscheinliche einsehen. „Auch die unbewussten seelischen Tätigkeiten, die das Auf- und Abgehen, Rauchen, Spielen mit den Händen u. s. w. unterhalten, konkurrieren mit den bewussten oder mit anderen unbewussten Tätigkeiten um die seelische Kraft. Darum kann ein plötzlich auftauchender wichtiger Gedanke, ein fesselndes Schauspiel uns dazu bringen, im Gehen einzuhalten, überhaupt regellos zu bleiben, es kann der Raucher das Rauchen sein lassen u. s. w.“ (Theodor Lipps).

Das erklärt sich wohl so:

Ich besitze, sagen wir, 100 Einheiten geistiger Kraft, die ich zur Aufmerksamkeit verwenden könnte. Nun ist es uns schon schwer, auch nur 20 Sekunden auf einen Punkt zu sehen (Helmholtz), um so mehr, unsere Denkkraft auf eine Sache zu wenden. Deshalb verwende ich nur z. B. 90 Einheiten auf den fraglichen Gegenstand und verwende etwa 10 Einheiten auf das (unbewusste) Spielen u. s. w. Erfordert nun der erste Gegenstand plötzlich noch mehr Aufmerksamkeit, so werden jetzt diese 10 Einheiten herangezogen, und ich muss aufhören zu spielen, denn ganz ohne, wenn auch unbewusste Aufmerksamkeit, kann ich gar nichts tun.

Diese häufige und bekannte Erscheinung zeigt uns vorerst die unbewussten Tätigkeiten in ihrer Übereinstimmung mit den bewussten, da wir uns beim Unterbrechen beider gleich benehmen, wenn etwas anderes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; wenn vor dem Fenster plötzlich Lärm entsteht, so werde ich z. B. ein unbewusstes Trommeln mit den Fingern ebenso unterbrechen, wie ein bewusstes Lesen, so dass wir aus diesem Unterbrechen oder aus der Art desselben einen Schluss auf die Natur dieser Tätigkeit nicht ziehen können. Diese Ähnlichkeit ist auch ein Mitgrund dafür, dass die Natur des unbewusst Getanen eine vielseitige sein kann; eine Grenze lässt sich absolut nicht ziehen und so können wir aus der Sache selbst, d. h. daraus, was einer als unbewusst getan hinstellt, keinen Beweis auf die Unrichtigkeit der Behauptung ziehen. Maßgebend ist nur die Natur des Menschen, seine Gewohnheit und die besonderen ihn damals umgebenden Verhältnisse.

Vergleiche hierüber Jodls Lehrbuch der Psychologie.

d) Subjektives.

Dass wir zentral vorstellen, d. h. dass wir wenigstens bis zu einem gewissen Grade uns selbst in die Mitte der Vorgänge stellen und alles wieder auf uns selbst zurückbeziehen, ist schon früher erwähnt worden, und dass jenes Denken, welches aber ausschliesslich alle Vorgänge auf das bezieht, was dem eigenen Ich zunächst liegt, nach Erdmann das Wesen der Dummheit ausmacht, soll später erörtert werden. Es gibt aber eine Reihe von Denkvorgängen, in welchen der Denkende mit mehr oder minder Recht sein eigenes Ich in den Vordergrund stellt, von da alles andere betrachtet und beurteilt, von anderen dasselbe voraussetzt, was er bei sich findet, und für sich ein grösseres Interesse zeigt, als ihm vielleicht zukommt. Derlei Denkvorgänge finden wir häufig bei hochbedeutenden Naturen; ich kenne einen genialen Hochschullehrer, einen der Ersten in seinem Gebiet, der stets so sehr in seinem Denken vertieft ist, dass er niemals Geld, Uhr, Schlüssel bei sich trägt, da er diese Dinge liegen lässt und verliert. Wenn er nun bei Vorführung eines klinischen Falles zum Experiment eines Geldstückes bedarf, so wendet er sich an seine Hörer mit der Frage: „Hat vielleicht einer der Herren zufällig einen Kreuzer bei sich?" Er geht also so sehr von seiner Gewohnheit, kein Geld bei sich zu haben, aus, dass er es nur als ein „vielleicht" voraussetzt, dass im dichtgedrängten Auditorium „zufällig" ein Kreuzer aufzutreiben ist.

Das geht aber dann herab bis zu den gewöhnlichsten Vorgängen bei den gewöhnlichsten Menschen: wenn jemand ein Namensverzeichnis sieht, in dem sein Name genannt sein muss, sucht er diesen auf und studiert ihn, sieht er eine Gruppenphotographie, auf der er erscheint, sucht er sein Ebenbild auf, und wenn sich der Hochstapler und der miserabelste Gauner, der unter falschem Namen reist, diesen auswählt, so wird er diesen immer aus seiner Umgebung suchen, entweder seinen echten Namen verändern oder den Mädchennamen seiner Mutter etwas anders nehmen oder ihn von seinem Geburtsorte ableiten oder doch den Vornamen beibehalten — ganz entfernt er sich von seinem Ich nicht leicht.

Dass ähnliche Momente auch für die Lektüre gelten, hat uns schon Goethe gesagt, indem er darauf hinwies, dass alles, was einer liest, ihn erst dann interessiert, wenn er sich selbst darin findet (oder wenn seine Sphären berührt werden); ebenso hat Goethe[1])

---

1) Goethe, „Campagne in Frankreich".

erklärt, dass Geschäfts- und Weltleute einen wissenschaftlichen Vortrag meistens besser fassen, als eigentliche Gelehrte, „die daraus gewöhnlich nichts weiter hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihresgleichen übereingekommen sind.“

Mit Recht wird auch betont, dass in allen Sprachen jene Dinge die meisten Bezeichnungen haben, die den Leuten das Wichtigste sind; so sagen Hammer-Purgstall[1]) und Pott[2]), dass der Araber fast 6000 Worte für Kameel, 2000 für Pferd und 50 für Löwe besitzt. Formenreichtum und Gebrauch hängen immer zusammen, das beweist der Umstand, dass die Hilfszeitworte und jene Verba, die am öftesten benützt werden, überall die unregelmässigsten sind. Dies kann bei Vernehmungen oft recht bezeichnend werden, da man aus der Art, wie jemandem Worte geläufig sind, und ob er über besonderen Formenreichtum in bestimmter Richtung verfügt, häufig Schlüsse darüber ziehen kann, wer er ist und womit er sich befasst.

Dies geht noch dahin über, dass wir auch die Auffassungen so konstruieren, wie wir die Dinge gesehen haben, und uns so fest in eine gewisse einseitige Darstellung hineinleben, dass wir uns manchesmal über Erscheinungen wundern, ohne zu behaupten, dass sie anders zu erwarten seien. Wie ich, noch als Student, das erste Mal nach Strassburg kam, wunderte ich mich, allerdings nur im Unterbewusstsein, jedesmal, wenn ich zerlumpte kleine Strassenjungen fliessend französisch reden hörte. Ich wusste ja, dass es ihre Muttersprache sei, aber ich war es so gewöhnt, die Kenntnis der französischen Sprache als Zeichen grösserer Bildung anzusehen, dass mich diese Kenntnis bei solchen Burschen wundernahm. Als Kind musste ich einmal zeitlich früh vor einer Reise meinem Grossvater Adieu sagen, als er noch im Bette lag. Ich erinnere mich heute noch des lebhaften Erstaunens, als ich wahrnahm, dass Grossvater nicht mit seinen gewohnten Brillen auf der Nase aus dem Schlafe erwachte. Ich musste doch wissen, dass Brillen im Schlafe ebenso überflüssig als unbequem und gefährlich wären, ich hätte auch bei der flüchtigsten Überlegung nie angenommen, dass er die Brillen über Nacht behalten wird; weil ich aber gewohnt war, meinen Grossvater stets mit Brillen zu sehen, so wunderte ich mich, als er sie nicht hatte.

Solche Momente sind namentlich bei eigenen Beobachtungen

1) Jos. v. Hammer-Purgstall, „Das Kameel bei den Arabern“. Wien 1854 und „Das Pferd bei den Arabern“. Wien 1856.

2) A. F. Pott, „Zeitschrift für Völkerpsychologie“. I.

(Lokalaugenschein, Besichtigung von *corpora delicti* u. s. w.) von Bedeutung, weil wir oft etwas Fremdartiges und Unrichtiges zu sehen vermeinen, bloss weil wir es anders zu sehen gewohnt waren. Nach diesem Gewohnten konstruieren und benennen wir sogar. Taine [1]) erzählt die belehrende Geschichte von einem kleinen Mädchen, welches eine geweihte Medaille um den Hals trägt, von der man ihm sagte: „c'est le bon Dieu". Als die Kleine einmal sah, dass ihr Onkel ein Lorgnon um den Hals trug, sagte sie: „c'est le bon Dieu de mon oncle". Seitdem ich diese Geschichte kenne, hatte ich wiederholt Gelegenheit, mir zu denken: „c'est aussi le bon Dieu de cet homme" — ein einziges Wort, welches zeigt, mit was einer etwas bezeichnet, legt uns seine Natur, sein Wesen und seine Verhältnisse vollkommen klar.

Aus demselben Grunde, aus dem uns alles um so mehr interessiert, je mehr wir uns im Getriebe finden, aus demselben Grunde berücksichtigen wir Tatsachen nicht und übersehen sie auch völlig, die zwar als feststehend erwiesen sind, bei denen wir aber nicht imstande sind, eine Aufklärung über ihren Kausalnexus zu schaffen; kennen wir aber Ursachen und Beziehungen, so werden diese Tatsachen Bestandteile unseres gewohnheitsgemässen Denkens und Vorstellens. Maudsley [2]) hat das gut durchgeführt und jeder Praktiker kann ihm die volle Richtigkeit dieser Argumentation bestätigen. Wir nehmen dies namentlich bei Zeugenvernehmungen wahr, wenn dieselben Tatsachen ignorieren, die uns nach der Natur des Vorfalles als wichtig und ausschlaggebend vorkommen; in solchen Fällen dürfen wir vor allem nicht annehmen, dass sich diese Tatsachen nicht ereignet haben, weil sie der Zeuge nicht erwähnte oder übersah, wir müssen aber auch in der angedeuteten Weise verfahren, um die relevanten Umstände durch den Zeugen zur Geltung bringen zu lassen — d. h. wir müssen ihn die „Ursachen und Beziehungen kennen lehren, bis sie Bestandteile eines gewohnheitsgemässen Denkens und Vorstellens" geworden sind. Dass dies leicht sei, behaupte ich nicht — im Gegenteile, ich sage, wer das kann, das ist der Tüchtigste im Vernehmen und er beweist abermals, dass der Zeuge nichts anderes ist als ein Instrument, das wertlos ist in der Hand des Stümpers, mit dem alles geleistet werden kann in der Hand des Meisters.

Aber man hüte sich, hierbei das bequemste Mittel, das der Bei-

---

1) H. Taine, „Der Verstand". Deutsch v. L. Siegfried. Bonn 1880.
2) H. Maudsley loco cit.

spiele, allzu ausgiebig zu gebrauchen; als Newton sagte: *„In addiscendis scientiis exempla plus prosunt, quam praecepta“*, hat er nicht zu Kriminalisten gesprochen, wohl war es aber auf unsere Verhältnisse passend, als Kant[1]) darauf hinwies, dass das Denken in Beispielen dadurch Gefahren bringe, dass es der Anstrengung des eigentlichen Denkens, das es doch nicht zu ersetzen vermag, entwöhnt. Dass dies ein Grund ist, warum die Beispiele gefährlich sind, ist gewiss, der Hauptgrund ist aber, wenigstens bei unserer Arbeit, der, dass ein Beispiel, um mathematisch zu reden, nur Ähnlichkeit, nicht Gleichheit beansprucht; wie gross die Ähnlichkeit aber ist, das wird nicht ausgedrückt, und der Hörende hat keinen Maßstab dafür, welchen Grad von Ähnlichkeit der Sprechende im Auge hat; *„omnis analogia claudicat“* ist richtig, und so kann es geschehen, dass das Beispiel falsch aufgefasst wird, dass man die Ähnlichkeit für Gleichheit nahm, oder zum mindesten, dass man nicht wusste, worin die Ungleichheit lag. Das Beispiel ist also gerade hier nur im äussersten Falle und da nur in der Weise anzuwenden, dass die Natur des Beispieles streng hervorgehoben und auf seine Unrichtigkeit hingewiesen wird. (Vergl. S. 205.)

Nicht zu übersehen sind einige spezielle Momente. So der Einfluss der Erwartungen, auf den Nahlowsky[2]) nachdrücklich hinweist. Wer etwas erwartet, der sieht, hört, beobachtet und konstruiert nur im Sinne dieser Erwartung, er vernachlässigt auch alles Konkurrierende in überraschender Weise.[3]) Wer jemanden dringend erwartet, hat nur Sinn für das Knarren der Gartentüre, ihn interessieren alle Geräusche, die diesem ähnlich sind und die er bald mit sonst ungewohnter Schärfe davon zu unterscheiden weiss, alles andere verschwindet daneben so, dass sogar starke Geräusche, jedenfalls viel stärkere als das der knarrenden Türe, überhört werden. Es mag das vielleicht mit ein Erklärungsgrund für die so verschiedenen Aussagen sein, die wir oft von zahlreichen Beobachtern desselben Vorganges bekommen: jeder hat etwas anderes erwartet und daher etwas anderes wahrgenommen, etwas anderes ignoriert.[4]) (Vergl. S. 245.)

Merkwürdig ist weiter das Entgegensetzen von Ich und Du

---

1) Im. Kant, „Kr. d. r. Vern.“

2) Jos. Nahlowsky, „Das Gefühlsleben“. Leipzig 1862 und „Allgemeine praktische Philosophie“. Leipzig 1871.

3) Christian Aars, „Die Erwartung“ in Ebbinghaus Ztschft. XXII, 401 (1900).

4) Vergl. den Gegenfall bei „Korrigierte Vorstellungen“. H. Gross in H. Gross' Archiv. Bd. X. S. 109.

in der Person selbst. Noel[1]) führt aus, dass man dies hauptsächlich tut, wenn man sein unrichtiges Handeln einsieht: „Wie hast Du so töricht handeln können!" Man kann dies aber allgemeiner fassen und annehmen, dass man zu sich immer dann „Du" sagt, wenn die zweifache Natur unseres Ich zutage getreten ist, also wenn man nicht mehr derselben Meinung ist, der man früher war, oder wenn man unschlüssig ist und widerstreitende Meinungen in sich trägt, oder wenn man sich zu etwas zwingen will; also: „Wie hast Du dies tun können?" — „Sollst Du das tun oder sollst Du das unterlassen?" — „Du wirst einfach die Wahrheit sagen!" In den Erzählungen mehr naiv angelegter Naturen kommt es oft vor, dass sie solche Selbstgespräche treu und ohne zu bedenken wiedergeben, dass sie sich dadurch verraten, da man zum mindesten weiss, dass damals, als das Ich zum Ich „Du" sagte, das handelnde Ich dem denkenden Ich fremd war, durch welchen Umstand die subjektiven damaligen Verhältnisse aufgeklärt sein können. —

Charakteristisch ist es, was einer Tugenden nennt; dies sind für jeden jene Eigenschaften, von denen die anderen die meisten Vorteile haben. Wohltätigkeit, Aufopferung, Mildtätigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Tapferkeit, Genügsamkeit, Fleiss und wie alles Gute und Brave sonst noch heissen mag, nützt ja doch den anderen, selten und nur indirekt dem, der diese Tugenden übt; deshalb loben und preisen wir den, der sie hat und spornen die anderen dazu an, Gleiches (zu unseren Gunsten) zu tun. Das ist sehr nüchtern und prosaisch, aber wahr. Natürlich haben nicht alle von denselben Tugenden anderer Vorteile, sondern nur von jenen, die ihnen nach ihrer individuellen Stellung nützen — dem Reichen nützt der Wohltätige nicht, und der sich selbst durch seine Stärke schützen kann, der braucht den Schutz des Tapfern nicht. Diesfalls äussert man sich aber öfter, als es den Anschein hat, und wenn man auch mit Zeugen und Beschuldigten keinen innigen Austausch über Lebensanschauungen pflegt, so kommen doch genug Äusserungen zum Vorschein, aus denen man entnimmt, was einer für Tugend hält und was nicht.

Hartenstein[2]) charakterisiert Hegel dahin, er setze sich einen Gegner aus Stroh und Lumpen zusammen, um ihn desto leichter

---

1) R. R. Noel, „Die materielle Grundlage des Seelenlebens". Deutsch von Cotta. Leipzig 1874.

2) Gustav Hartenstein, „Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften". Leipzig 1844.

niederzuschlagen. Das tat nicht bloss Hegel, sondern eine Menge von Leuten macht das alle Tage, und wir finden dies oft in Anzeigen. So wie es zwischen Gesundheit und Narrheit überhaupt nirgends eine feste Grenze gibt und alles fliessend in einander übergeht, so ist es mit den Anzeigen eines normalen Menschen und denen eines Querulanten. Von den nüchternen, klaren und wahren Angaben des ersteren bis zu den erfundenen und unmöglichen Behauptungen des letzteren ist ein ausgeglichener, langsam ansteigender Weg, auf dem sich die Anzeigen immer unwahrer, immer unmöglicher gestalten; wo das Ergebnis der Narrheit beginnt, kein Mensch kann es sagen, Nervosität, Aufgeregtheit, Hysterie, Ueberspanntheit, Einbildung, Phantasie und pathoformes Lügen sind die Schattierungen, die man da unterscheidet, und die Quantität von Unwahrheit in solchen Anzeigen liesse sich von 1 % bis 100 % nachweisen, ohne dass eine einzige Ziffer ausgefallen wäre. Ignorieren und einfach beiseite legen dürfen wir aber auch die Anzeige des gerichtlich entmündigten, zweifellosen Querulanten nicht, weil auch sie noch Wahres enthalten kann, um wie viel mehr müssen wir uns mit Anzeigen befassen, die noch so und so viel Prozent Wahrheit enthalten; nun kommen aber die von sogenannten Gescheiten, die aber überspannt sind, und diese sind es, von welchen die eigentlichen „Gestalten aus Stroh und Lumpen“ aufgestellt werden, die uns so viel Mühe und Arbeit geben. Die Form ist ja richtig, aber der Inhalt ist Stroh, und gefährlich erscheint die Figur subjektiv nur dem, der sie geschaffen. Und geschaffen hat er sie, weil er Lust zum Kämpfen hat, aber er will leicht siegen und deshalb schafft er solche Figuren; die Sucht, sie zu bilden und sie den Behörden vorzustellen, ist eine verbreitete und deshalb gefährlich, weil man gewohnt ist, immer nach einem „besonderen Motiv“ zu forschen, etwa Hass, Eifersucht, vorausgegangener Streit, Rache u. s. w. Findet man solches nicht, so wird konstatiert, dass ein derartiges bedenkliches Motiv nicht vorliegt, und die Anzeige wird, wenigstens vorläufig, für wahr gehalten. Man vergesse nicht, dass oft kein anderes Motiv massgebend sein kann als die Lust, sich „eine Figur aus Stroh und Lumpen zu bilden und diese zu bekämpfen“. — Reicht diese Erklärung nicht aus, so kann man endlich zu einer merkwürdigen Erscheinung greifen, die Lazarus [1]) das „Herostratentum“ nennt, welches sich in verschiedenen Abstufungen und verjüngten Maßen häufig im Leben wiederholt. Nimmt man diesen

1) M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

Begriff im weitesten Sinn, so umfasst man darunter alle jene Gestalten, die das fast unwiderstehliche Verlangen haben, aufzufallen, von sich reden zu machen oder berühmt zu werden, die aber weder die Veranlagung noch die Ausdauer haben, etwas Besonderes zu leisten, und die dann zu unerlaubten, sogar verbrecherischen Mitteln greifen, um ihre Person in den Vordergrund zu schieben und so ihren Zweck zu erreichen. Hierher gehören die zahlreichen halbwüchsigen Mädchen, welche Entführungen und Vergewaltigungen behaupten, die an ihrer Person begangen worden sein sollen und mit denen sie sich interessant machen wollen, die Frauen, welche allerlei Verfolgungen angeben, durch die sie besprochen und bemitleidet werden wollen, die zahlreichen Leute, welche etwas Merkwürdiges tun wollen und Brandlegungen begehen, dann gewisse politische Verbrecher aller Zeiten, die durch einen einzigen Stich „unsterblich“ wurden und dafür nur ihr, ihnen ohnehin gerade wertloses Leben hingaben, endlich sogar alle jene, welche dann, wenn an ihnen ein Verbrechen — Diebstahl, Brandlegung, Körperbeschädigung — begangen wurde, ihren Schaden bedeutend grösser hinstellen, als er tatsächlich ist, nicht um Ersatz zu bekommen, sondern nur, um besprochen und bemitleidet zu werden.

In der Regel ist es nicht schwer, dieses „Herostratentum“ zu entdecken, da es sich durch das Fehlen sonstiger Motive verrät und entschieden hervortritt, wenn man auf die Absicht eingeht und dann Übertreibungen begegnet, die anderenfalls nicht auftreten würden.

5. Ideenassoziationen.

Die Frage der Ideenassoziation ist für uns insofern von wesentlicher Bedeutung, als es in vielen Fällen nur mit ihrer Hilfe gelingt, die Entstehung gewisser Auffassungen zu entdecken, die zu vernehmenden Zeugen auf das Richtige zu bringen, ihnen zur Erinnerung zu verhelfen, ohne sie zu suggerieren und auch die Richtigkeit des von ihnen Gesagten zu überprüfen.

Wir wollen uns flüchtig mit der Sache im allgemeinen befassen. Nach Liebmann[1]) ist das Wort Ideenassoziation verhältnismässig jung, es stammt von Locke, der das 33. Kap. des 2. Buches seines Versuches über den menschlichen Verstand mit „of the Association of Ideas“ überschrieben hat.

1) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit“. Strassburg 1880.

Mit der Sache selbst war schon der Vater der Psychologie, Aristoteles, vertraut. Wenn man nämlich von gewissen Andeutungen des Plato in Theätet und anderwärts absieht, so findet sich die älteste Stelle, welche das Phänomen mit voller Klarheit und Schärfe schildert, in Aristoteles' Schrift „*de Memoria*"[1]), wo er dartut, dass die Gleichheit, die Gleichartigkeit, der Kontrast und die (räumliche und zeitliche) Nachbarschaft die psychischen Bänder oder Vehikel sind, mittelst deren ein Gedanke vom anderen ins Bewusstsein gezogen wird. Später brachte David Hume Ähnliches, ohne zu wissen, dass Aristoteles dasselbe schon entdeckte (Resemblance, continuity in time or place and causation). Die weitere Entwicklung der Frage gaben Hissmann, Hartley[2]), Pristley[3]), Home[4]), Gerard[5]), Stewart[6]), Brown[7]), Bonnet[8]), Condillac[9]), Maass[10]), Platner[11]), Ward[12]), Stricker[13]), F. H. Bradley[14]), Höffding[15]), Scripture[16]), Schenkel[17]), Jodl[18]), Jost[19]), Höfler[20]), etc.

Ueber die Gesetze der Assoziation ist man im allgemeinen seit

1) *Περὶ Μνήμης καὶ 'Αναμνήσεως* cap. II.

2) David Hartley, „Observations on man". London 1749.

3) Josef Pristley, „Disquisitions relating to matter and sprit". London 1777.

4) Henry Home, „Elements of criticism". London 1762.

5) Alexander Gerard, „Versuch über das Genie"; übersetzt von Garve. Leipzig 1777.

6) Dugald Stewart, „Elements of the philosophy of the human mind". London 1792.

7) Th. Brown, „Lectures on the philosophy of human mind". London 1820.

8) Charles Bonnet, „Essai analytique sur les facultés de l'ame". Copenhague et Genève 1769.

9) E. B. de Condillac, „Traité des sensations". Paris 1754.

10) J. G. E. Maass, „Versuch über die Einbildungskraft". Halle und Leipzig 1797.

11) Ernst Platner, „Philosoph. Aphorismen". Leipzig 1793.

12) James Ward, „Assimilation and Association". Mind. N. 5. II. Juli und Oktober III. 1894.

13) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen". Wien 1883.

14) F. H. Bradley, „Association and thought". Mind. 1887. 11. Bd.

15) Harald Höffding, „Über Wiedererkennen, Assoziationen u. s. w." Schriften für wissenschaftliche Philosophie 1889, 1890.

16) E. W. Scripture, „Über den assoziativen Verlauf der Vorstellungen". Philosophische Studien. 7. Bd.

17) A. Schenkel, „Über die Assoziation von Worten mit Farben". Prager medizinische Wochenschrift. 1883.

18) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896.

19) „Die Assoziationsfähigkeit". Ztschft. f. Psychol. XIV, 1897.

20) „Psychologie" von Al. Höfler. Wien und Prag 1897.

Aristoteles nicht viel weiter hinausgekommen. Esser[1]) nahm als solche an:

1. Die Aehnlichkeit (Gemeinschaftlichkeit der Merkmale).

2. Der Kontrast (weil sich jede Vorstellung innerhalb ihrer extremen Gegensätze bewegt).

3. Die Koexistenz (Zusammensein der äusseren und inneren Objekte im Raum).

4. Die Sukzession (Vorstellungen wecken sich in derselben Ordnung, wie sie herantraten).

Hume[2]) hatte nur drei Assoziationsgründe anerkannt: den der Aehnlichkeit, den der Berührung in Zeit und Raum und die Ursächlichkeit, und Theodor Lipps[3]) findet, dass die Assoziationen auf Grund der Aehnlichkeit und die auf Grund der Gleichzeitigkeit (der Gleichzeitigkeit ihres Vorhandenseins in der Seele nämlich) überhaupt die einzigen sind.

Will man aber die Gleichzeitigkeit in diesem Sinne auffassen, so kann man dann die Gleichzeitigkeit überhaupt allein als Assoziationsgrund gelten lassen, denn sind die Vorstellungen nicht gleichzeitig, so kann von einem Assoziieren nie die Rede sein; die Gleichzeitigkeit in der Seele ist aber immer erst der zweite Vorgang, denn die Vorstellungen treten erst gleichzeitig in der Seele auf, weil sie sich gleichzeitig ereignet haben, im selben Raume waren, ähnlich sind u. s. w.

Münsterberg[4]), der sich mit der Frage in bedeutender Weise befasst hat, führt aus, dass sich alle sogenannten inneren Assoziationen, wie Aehnlichkeit, Kontrast u. s. w. auf äussere zurückführen lassen; alle äusseren, auch die der zeitlichen Folge lassen sich auf Koexistenz zurückführen und alle Koexistenz-Assoziationen sind psychophysisch verständlich.

Weiter: „Der Grundfehler aller zu unrichtigen Vorstellungsverbindungen führenden Assoziationsprozesse muss in ihrer Unvollständigkeit stecken. Eine Vorstellung war mit einer zweiten, diese mit einer dritten assoziiert, und wir verbinden die erste mit der dritten . . . was wir aber nicht sollten, weil die erste, als sie mit der zweiten koexistierte, auch mit vielen anderen verbunden war."

1) Wilhelm Esser, „Psychologie". Münster 1854.

2) David Hume, „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand". Deutsch v. Kirchmann. Heidelberg 1888.

3) Theodor Lipps, „Die Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.

4) Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie". Freiburg 1889—1892. Heft I—IV.

Ebenso begegnet aber die Assoziation wieder dadurch Schwierigkeiten, dass sie einfach zurückgewiesen wird, obwohl sie sich hätte ergeben dürfen. „Der Mensch ist einmal geneigt, neue Assoziationen, die seinem Vorrat von Komplexen nicht entsprechen, von der Hand zu weisen“ (Stricker loco cit.).

Findet man aber direkten Widerstand bezüglich der Assoziation, so ist die Hilfe nie leicht; es muss dann auf ziemlich weitem Umweg vorerst getrachtet werden, in den „Vorrat von Komplexen“ erst jene Momente einzuführen, an welchen die Assoziation geschehen soll; darin liegt aber oft ein gutes Stück Unterricht, und diesen dem Zeugen zu erteilen, sind wir selten in der Lage.

Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass auch uns jene Umstände oft unbekannt sind, mit deren Hilfe der andere assoziiert hat. Thomas Hobbes hat einmal die von einem Lehrbuch in das andere übergegangene Assoziation erzählt, bei welcher vom englischen Bürgerkrieg gesprochen wurde, und ein Anwesender fragt, was unter Kaiser Tiberius ein Denar gegolten hat. Der Vorgang war so: Der Bürgerkrieg war unter Karl I., dieser wurde um 200000 £ von den Schotten ausgeliefert; Christus wurde um 30 Denare unter Kaiser Tiberius ausgeliefert; was ist ein Denar damals wert gewesen? Um nun einer solchen Assoziation nachzukommen, bedarf man eines allerdings nur bescheidenen Quantums historischer Kenntnisse, aber dieses Quantum muss man doch haben; dies sind nun allgemeine Dinge, die jedermann wissen kann, die persönlichen Verhältnisse und bloss subjektiven Erlebnisse, die dem einzelnen zu Gebote stehen, sind dem anderen aber fremd, und sich in diese hinein zu fragen, ist oft recht schwer.[1] Am einfachsten ist es noch, wenn man dem Gedächtnisse eines Zeugen zu Hilfe kommen will, um ihn auf einzelne Daten zu bringen: Also z. B. wenn man zu Zeitbestimmungen zu kommen sucht und ihn an Ereignisse erinnert, die sich zur fraglichen Zeit abspielten und mit deren Hilfe man zu einer Kalenderfixierung gelangt, oder wenn man ihn an Ort und Stelle der Tat bringt und die einzelnen Momente sich mit den lokalen Verhältnissen assoziieren lässt. Sollen sich aber nicht bloss einzelne Daten, sondern ganze Ereignisse assoziieren, so muss eine eingehende Kenntnis der Verhältnisse vorausgehen, sonst gelingt keine Assoziation, oder man kommt sogar zu verkehrten Ergebnissen. Die Schwierigkeiten, die sich hierbei ergeben, beruhen

1) A. Mayer u. J. Orth, „Zur qualitativen Untersuchung der Assoziation“. Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane. XXVI, 1. (1901.)

namentlich in der wirklich ungeheuren Menge von „Kenntnissen“, die jeder im Gebrauche seiner Sinne befindliche Mensch besitzt. Alles, was einer in der Schule, aus den Tagesblättern, den Ereignissen etc. gelernt hat, das wissen wir ungefähr, keine Kenntnis haben wir aber davon, was sich der Mensch ausgedacht und was er erlebt hat, von seinem lokalen Wissen (Heimat, Wohnung, Reisen), von seiner Verwandtschaft und deren Erlebnissen etc. — das alles macht viel aus, und wir haben keine Möglichkeit, daran anzuknüpfen. —

Von Wichtigkeit sind, allerdings nur in vereinzelten Fällen, jene Assoziationen, welche sich körperlich äussern, also dass man am ganzen Leibe Ameisen spürt, wenn man nur glaubt, neben einem Ameisenhaufen gewesen zu sein, oder dass man bei anschaulichen Schilderungen von Wunden selbst an der betreffenden Körperstelle Schmerz empfindet. Es soll geradezu drollig sein, wie sich in den Vorlesungen der Dermatologen die gesammte Zuhörerschaft an jener Körperstelle krazt, wo es den jeweilig vorgestellten Patienten juckt.

Für unsere Zwecke können solche Erscheinungen, die doch nur durch Assoziationen zu erklären sind, in der Weise verwertbar sein, dass oft leugnende Beschuldigte von Beschädigungen derart assoziativ berührt werden, dass sie unwillkürlich Bewegungen machen, die den erwähnten Verletzungen entsprechen. Allerdings muss man da vorsichtig sein, weil oft nur die genaue Beschreibung einer Wunde, namentlich bei sehr nervösen Personen dasselbe bewirken kann, wie der Anblick derselben; wenn man aber die Verletzung nicht beschreibt, vielleicht ihren Sitz nicht erwähnt, und nur von „Verwundung“ im allgemeinen spricht, und der Beschuldigte greift z. B. nach jener Stelle seines Körpers, an der beim Verletzten die Wunde gesessen ist, so hat man zum mindesten eine Mahnung, aufmerksam zu sein. Viel mehr ist ein solches Indiz allerdings nicht wert, mitunter ist aber schon eine solche Mahnung wichtig.

Im grossen und ganzen können wir sagen, dass in der für uns bedeutenden Richtung des Assoziierens die Assoziation zusammenfällt mit dem „Einfallen“, wir brauchen die Assoziation, um für uns ein Bild des Herganges, eine Aufklärung eines einzelnen Momentes in demselben zu schaffen, es muss uns „etwas einfallen“, um zu wissen, wie etwas gewesen ist; wir brauchen die Assoziationen aber auch dazu, um zu erreichen, dass dem Zeugen etwas einfällt.[1])

1) E. Hübner, „Ideenassoziation“. Ber. der Senckenbergischen naturf. Ges. in Frankfurt a. M. I, 130. (1901.)

Das „Einfallen“ ist seinem Entstehen nach nicht immer dasselbe; wir wollen unterscheiden:

1. Das **konstruktive** Einfallen, bei welchem im Wege von Kombinieren, von Schliessen, von Vergleichen und Prüfen das Richtige zu finden getrachtet wird. Man assoziiert also absichtlich und bringt solche Vorstellungen zu einer feststehenden Vorstellung, welche in irgend einer Weise mit ihr assoziiert werden können und ein Resultat erwarten lassen. Sagen wir z. B., es handle sich um eine Brandlegung mit unbekanntem Täter, so werden wir den Beschädigten veranlassen, dass er lokale, temporale, ähnliche, kontrastierende u. s. w. Assoziationen mit der Vorstellung aller ihm feindlich gesinnten Menschen oder entlassenen Dienstboten, Bettlern u. s. w. vornimmt, um so auf weitere Vorstellungen zu kommen, die Anlass zur Gewinnung von Anhaltspunkten sein könnten.

2. Das **spontane** Einfallen, bei welchem plötzlich **scheinbar** ohne irgend einen besondern Anlass ein Gedanke auftaucht. In Wirklichkeit geschieht dies aber immer im Wege von bewusster, meistens aber unbewusster Assoziation, deren Weg später nicht mehr nachgewiesen werden kann, weil er unbewusst oder so rasch und sprunghaft zurückgelegt wurde, dass er nicht mehr verfolgt werden kann. Oft wirken da vereinzelte Sinneswahrnehmungen mit, welche gleichzeitig Ideen verbunden haben, und die jetzt wieder verbunden werden. Sagen wir, ich hätte einmal bei einem nicht gewöhnlichen Geräusch, z. B. bei einem Glockenton, den ich nicht häufig höre, jemanden gesehen, so wird mir derselbe wieder einfallen, wenn ich jenen bestimmten Glockenton höre, ohne dass mir vielleicht die bestimmte Assoziation bewusst wird, d. h. ich weiss gar nicht, warum er mir einfällt, die Verbindung dieses Menschen mit dem Glockenton geschieht unbewusst. Das kann noch viel weiter gehen. Jener Mensch hatte beim ersten Sehen z. B. eine rote Kravatte, sagen wir von mohnblumenroter Farbe — es kann daher geschehen, dass mir jedesmal beim Hören jenes Glockentones ein blühendes Mohnfeld einfällt — wer kann diesen Weg immer nachverfolgen!

3. Das **akkludierende** Einfallen, bei welchem man lediglich durch **möglichst langes ruhiges Festhalten einer Vorstellung** von selbst eine andere daneben auftauchen und sich mit ihr assoziieren lässt. Mir begegnet z. B. ein Mann, der mich grüsst, ohne dass ich ihn kenne; ich möchte aber wissen, wer er ist; spontan fällt mir nichts ein, konstruktiv ob mangels von Material auch nichts, ich erwarte vom akkludierendem Einfallen etwas und suche

nun, am besten bei geschlossenen Augen, die Vorstellung des Mannes möglichst lange festzuhalten. Plötzlich sehe ich ihn vor mir mit ernstem Gesicht und gefalteten Händen sitzen, rechts neben ihm ein ähnlicher Mann, links ebenfalls, darüber ein hohes Fenster mit eigenem Dämmerlicht — das Licht unseres Schwurgerichtssaales, der Mann sass mir als Geschworener gegenüber. Aber damit ist die Erinnerung nicht erschöpft. Ich suche sein sitzendes Bild zu verbannen und halte ihn wieder vor Augen. Ich sehe eine Türverkleidung um ihn, Rebenranken schliessen sich daran, es ist das Bild eines Krämers in einem kleinen Orte, der vor seiner Ladentüre steht; ich halte das Bild angestrengt vor Augen — plötzlich fährt in der Vorstellung ein Wagen vor, mit eigentümlicher Bespannung, wie ich sie nur einmal an den Equipagen eines Gutsbesitzers sah; wer der ist, weiss ich wohl, wie die kleine Stadt neben seinem Gute heisst, weiss ich auch, und nun weiss ich plötzlich, dass jener Mann, dessen Namen ich wissen will, der Kaufmann X in Y ist, der mir auch einmal als Geschworener gegenübersass. —

Dieses Mittel des möglichst langen Festhaltens einer Vorstellung habe ich oft bei intelligenteren Zeugen (bei Frauen gelingt es ob ihrer Unruhe nicht oft) angewendet, und häufig mit überraschendem Erfolge — irgend eine weitere Vorstellung hat sich hierbei meistens angeknüpft.[1])

4. Das retrospektive Einfallen, das darin besteht, dass auffallenderweise auch Assoziationen nach zurück geschehen können; mir fällt z. B. der Name eines Menschen durchaus nicht ein, ich weiss aber, dass er ein Adelsprädikat besitzt, gleichlautend mit dem Namen einer kleinen Stadt in der Oberpfalz; ich komme endlich auf diese Stadt, sie heisst Hirschau, und nun assoziiere ich nach rückwärts ganz leicht: „Schaller von Hirschau". Dass sich Wortreihen nach vorne leicht gewohnheitsmässig abrollen, ist natürlich, aber nach rückwärts ist es nur denkbar, wenn wir uns das erinnerliche Wort geschrieben denken und dann im Schriftbilde das Ganze assoziieren. Leider ist es schwierig, hierbei einem anderen behilflich zu sein.

6. Erinnern und Gedächtnis.

In unmittelbarer Verbindung mit den Ideenassoziationen steht das Erinnern und Gedächtnis, welches nebst der Wahrnehmung für

1) G. Cordes, „Experimentelle Untersuchungen über Assoziationen". Philos. Studien. XVII, 30. (1901.)

uns das wichtigste Moment bei dem Können eines Zeugen darstellt. Ob er uns die Wahrheit sagen **will**, ist eine andere Frage, ob er sie aber sagen **kann**, hängt von Wahrnehmung und Gedächtnis ab. Das letztere ist aber eine höchst komplizierte und verschieden organisierte Funktion, die zu verstehen uns schon im gewöhnlichen Leben schwer fällt, um so mehr aber dann, wenn alles davon abhängt, ob sich der Zeuge etwas gemerkt hat, wie, auf wie lange dies geschah, welchen Teil des Eindruckes (etwa Namen, Zahlen, Örtlichkeit u. s. w.) er sich besser eingeprägt hat und in welcher Richtung die Erinnerungsfehler zu suchen sind. Sich darum nicht zu kümmern und alle Erscheinungen, die uns da entgegentreten, gleichmässig über einen Leisten zu schlagen, ist für einen Richter geradezu unverzeihlich, und wenn man die reichhaltige Literatur und die grosse Arbeit, die diesem Gegenstande gewidmet wurde, überblickt, so gelangt man unwillkürlich zur Frage, für wen denn das alles eigentlich gemacht wurde; notwendiger als wir hat niemand eine eingehende Kenntnis über das Wesen des Gedächtnisses.

Ich rate jedem Kriminalisten, sich mit der Literatur über das Gedächtnis zu befassen, und empfehle z. B. die Arbeiten von Stiedenroth [1]), Meinong [2]), Biunde [3]), Hartenbach [4]), Huber [5]), Carus [6]), Gratacap [7]), Hering [8]), Bergemann [9]), Hensen [10]), Lewy [11]), Müller und Schuhmann [12]), Münsterberg [13]), Höffding [14]), Ribot [15]),

1) Stiedenroth, „Psychologie zur Erklärung der Seelenzustände". Berlin 1824.

2) „Zur erkenntnistheoretischen Würdigung des Gedächtnisses". Lpzg. 1886.

3) Biunde, „Versuch einer systematischen Behandlung der emp. Psychologie". 3 Bände, Trier 1831.

4) E. Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen". Quedlinburg 1837.

5) Joh. Huber, „Das Gedächtnis". München 1878.

6) Friedrich August Carus, „Psychologie", herausgegeben von F. Hand. Leipzig 1823.

7) Gratacap, „Théorie de la mémoire". Paris 1866.

8) E. Hering, „Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organischen Materie". Wien 1870.

9) Bergemann, „Gedächtnistheoretische Untersuchungen". Archiv für Geschichte der Philosophie. Bd. I.

10) Hensen, „Über das Gedächtnis". Rektoratsrede. Kiel 1877.

11) Waldemar Lewy, „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane von Ebbinghaus und König". Hamburg und Leipzig. Bd. 8.

12) G. E. Müller und F. Schuhmann, Ebenda. Bd. VI.

13) Hugo Münsterberg, „Die Assoziation sukzessiver Vorstellungen". Ebenda. Bd. I.

14) H. Höffding, „Psychologie". Leipzig 1887.

15) Ribot, „Les maladies de la mémoire". Paris 1881.

Alexander[1]), Ebbinghaus[2]), Cattell[3]), Scripture[4]), Gerber[5]), Wolfe[6]), Uphues[7]), Bourdon[8]), Kräpelin[9]), Delboeuf[10]), Lasson[11]), Nicolai Lange[12]), Arréat[13]), Richet[14]), Forel[15]), Galton[16]), Biervliet[17]), Paneth[18]), Fauth[19]), Sander[20]), Münsterberg[21]), Koch[22]), Lehmann[23]), Féré[24]), Jodl[25]), Diehl[26]), Tschirsch[27]) etc.

a) Das Wesen des Gedächtnisses.

So wichtig das Gedächtnis für jedermann ist, so viel jeder mmer damit zu tun hat und so sehr wir ihm eigentlich fast alles

---

1) Bernhard Alexander, „Kants Lehre vom Erkennen". Budapest 1876.

2) Hermann Ebcinghaus, „Über das Gedächtnis". Leipzig 1885.

3) Cattell, J. Mc. Keen in „Mind". 11. 12. 13. 14. 15. Band.

4) E. W. Scripture, „Über den assoziativen Verlauf der Vorstellungen". Philosophische Studien. 7. Band.

5) Gustav Gerber, „Die Sprache und das Erkennen". Berlin 1884.

6) H. K. Wolfe, „Untersuchungen über das Tongedächtnis". Wundts philosophische Studien. Band III.

7) Goswin K. Uphues, „Über die Erinnerung". Leipzig 1889.

8) Bourdon, „Influence de l'âge sur la mémoire immediate". Rev. philos. Band 38.

9) Kräpelin, „Über Erinnerungstäuschungen". Archiv für Psychiatrie XVII. 3.

10) Delboeuf, „Rev. Philos." IX.

11) Lasson, „Das Gedächtnis". Berlin 1894.

12) Nicolai Lange, „Beiträge zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit". Wundts philosophische Studien. IV.

13) Lucien Arréat, „Mémoire et imagination". Paris 1894.

14) Richet, „Les origines et les modalités de la mémoire". Rev. philos. 1886.

15) August Forel, „Das Gedächtnis und seine Abnormitäten". Zürich 1885.

16) Galton, „Brain". II. July 1879.

17) J. J. van Biervliet, „La mémoire". Gand et Paris 1893.

18) J. Paneth, „Versuche über den zeitlichen Verlauf des Gedächtnisbildes". Zentralblatt für Physiologie. Bd. IV.

19) Fauth, „Das Gedächtnis". Gütersleben 1888.

20) Sander, „Erinnerungstäuschungen". Archiv für Psychiatrie. Band IV, Wien.

21) Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie". II, IV.

22) J. L. A. Koch, „Über das Gedächtnis". Zeitschrift für Philosophie 1881. 78. Band.

23) Alfred Lehmann, „Über Wiedererkennen". Philosophische Studien. 5. Bd.

24) Ch. Féré, „Sur la Physiologie de l'attention". Rev. philos. 1890. 30. Bd.

25) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896.

26) Diehl, „Zum Studium der Merkfähigkeit". Beitr. z. Psychol. der Aussage. 2. 1903.

27) W. v. Tschirsch, „Über das Gedächtnis von Sinneswahrnehmungen". III. internat. Kongr. f. Psychol. S. 95.

verdanken, was wir sind und haben (E. Hering loco cit.), so wenig ist man sich über die eigentliche Natur desselben klar; vielfach hat man sich zur Erklärung mit Bildern helfen wollen.

Platon erläutert im Theaetet das Gedächtnis aus dem Beispiel mit dem Siegelring, der sich im Wachs abdrückt; von der Grösse, Reinheit und Härte des Wachses hängt die Beschaffenheit und Dauer des Abdruckes ab. J. H. v. Fichte sagt: „Nicht seine Produkte, die einzelnen Vorstellungen, Wollungen und Gefühle werden vom Geiste bewahrt und bilden den Grund seines unverwüstlich festhaltenden Gedächtnisses ... die Möglichkeit das einmal selbständig Geleistete zu wiederholen, diese bleibt im Geiste zurück.“ James Sully [1]) vergleicht das Abnehmen des Gedächtnisses mit der Einwirkung der Feuchtigkeit auf ein altes Manuskript. Draper [2]) bringt ebenfalls ein physikalisches Beispiel: wenn man auf eine kalte, glatte Metallfläche z. B. eine Oblate legt, dann darauf haucht, so lange wartet, bis der Hauch verschwunden ist und dann die Oblate entfernt, so kann man ihr Bild selbst nach Monaten wieder hervorrufen, wenn man die fragliche Stelle behaucht. Ein anderer nannte im Scherze, aber zutreffend das Gedächtnis die Sparbüchse des Geistes, und E. Hering [3]) meint, dass das, was uns einmal bewusst war und wieder bewusst wird, nicht als Vorstellung, sondern als Stimmung fortdauert, die wieder wie bei einer Stimmgabel tönen kann, wenn sie richtig angeschlagen wird. Reid [4]) behauptet, das Gedächtnis habe nicht die gegenwärtigen Ideen, sondern die Dinge, die vergangen sind, zu seinem Gegenstand. Natorp [5]) erklärt die Erinnerung als eine Identifikation des Nichtidentischen, des Nichtjetzt mit dem Jetzt. Nach Herbart und seinen Leuten (vgl. Hensen [6]) liegt das Gedächtnis darin, dass die Molekularumlagerungen, die in den Ganglienzellen als Reste verlaufener Eindrücke zurückbleiben müssen, später wieder erkannt und gleichsam gelesen werden können. Nach Wundt und seinen Schülern handelt es sich um eine Disposition in den Zentralorganen. James Mill [7]) meint, dass in der Erinnerung nicht bloss

1) James Sully, „Die Illusionen“. Internationale wissenschaftl. Bibliothek. LXII. Bd. Leipzig 1884.

2) Draper, „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft“. Leipzig 1875.

3) Ewald Hering, „Über das Gedächtnis u. s. w.“ Vortrag. Wien 1876.

4) Thomas Reid: Lewes, „Geschichte der Philosophie“. Bd. II.

5) Paul Gerhard Natorp, „Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode“. Freiburg 1888.

6) Viktor Hensen, „Über das Gedächtnis“. Rektoratsrede. Kiel 1877.

7) James Mill, „Analysis of the phenomena of human Mind“.

die Vorstellung des erinnerten Gegenstandes, sondern auch die Vorstellung liege, dass man ihn gesehen habe. Beide Vorstellungen zusammen machen das Ganze des Bewusstseinszustandes aus, den wir als Erinnerung bezeichnen. Spinoza [1]) befasst sich mit der Freiheit über die Erinnerungen und behauptet, der Mensch habe keine Herrschaft darüber; da alle Gedanken, Gefühle und Entschliessungen des Geistes blosse Resultate der Erinnerungen sind, so sei die menschliche Freiheit ausgeschlossen. Uphues [2]) unterscheidet zwischen der Auffassung, nach welcher das Erkennen einen von ihm verschiedenen Gegenstand voraussetzt. Dies wird zunächst von Aristoteles erwähnt (vergleiche die von Ueberweg [3]) und Riehl [4]) zitierten Stellen; dann Augustin [5]), Ueberweg, Göring [6]), Riehl, Fischer [7]), Staudinger [8]) u. a.).

Seit Berkeley und Hume „ist das Erkennen nicht auf einen von ihm verschiedenen Gegenstand gerichtet, es setzt einen solchen nicht voraus, sondern die Erkenntnistätigkeit besteht darin, dass dieser Gegenstand erzeugt oder gemacht wird. Das Erkennen verleiht den Vorstellungen eine Selbständigkeit, die ihnen nicht zukommt, und macht sie dadurch zu Gegenständen, es objektiviert sie, es setzt sie als Gegenstände." Maudsley [9]) hilft sich damit, dass er das einmal im Bewusstsein Gewesene sich einfach als aufbewahrt vorstellt, so dass es dann wieder zum Vorschein kommen kann, während sich Dorner [10]) das Erkennen so erklärt: „Das Mögliche ist nicht nur das bloss Mögliche im Gegensatz zum Wirklichen; vielmehr ist das Seiende als möglich aufzufassen, d. h. dem logischen Denken zugänglich; ohne das könnte es kein Erkennen geben." Külpe [11]) befasst sich mit der Frage, ob der Unterschied zwischen den Wahrnehmungsbildern und den Erinnerungsbildern darin bestehe, dass die letzteren nur schwächer seien (wie es die englische Philo-

1) B. Spinoza, Eth. III. Prop. II. Schol.
2) Goswin K. Uphues, „Über die Erinnerung". Leipzig 1889.
3) Friedrich Überweg, „System der Logik". 5. Aufl.
4) Alois Riehl, „Der philosophische Kriticismus". 2 Bände. 2. Teil.
5) C. Acad. l. 3. c. 13, Soliloquia l. 14. c. 10.
6) Karl Göring, „System der kritischen Philosophie".
7) E. Fischer, „Die Grundfragen der Erkenntnistheorie".
8) Franz Staudinger, „Noumena".
9) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele". Deutsch von Böhm. Würzburg 1870.
10) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen". Berlin 1887.
11) Oswald Külpe, „Grundriss der Psychologie". Leipzig 1893.

sophie und Psychologie beharrlich behaupten). Er kommt lediglich zu dem Schlusse, dass dies nicht bewiesen sei.

Fassen wir diese verschiedenen Aussprüche über das Wesen des Gedächtnisses zusammen, so kommen wir allerdings zur Überzeugung, dass weder eine Einigung darüber erzielt, noch eine klare Bestimmung gegeben wurde; es mag sicher richtig sein, wie sich Ebbinghaus[1]) in seiner immer klaren, nüchternen Weise den Grund davon zurechtlegt:

„Unsere Kenntnis über das Gedächtnis stammt fast ausschliesslich aus der Beobachtung extremer, besonders frappanter Fälle .... Verlangt man speziellere Aufschlüsse über das Detail der aufgezählten und anderer Abhängigkeitsbeziehungen, über ihre Struktur, so verstummen die Antworten."

Um die einfachen, alltäglichen Vorgänge, welche die Tagesarbeit von uns Kriminalisten bilden, um die hat sich eigentlich noch niemand gekümmert, darüber finden wir keine Belehrung und daher stammen unsere grossen Schwierigkeiten und — Fehler. Selbst die modernen, wiederholt zitierten experimentellen Untersuchungen beziehen sich nicht direkt auf unsere Arbeit.

Wir werden uns damit begnügen, uns die einzelnen Auffassungen von Gedächtnis und Erinnerungen für einzelne Fälle gegenwärtig zu halten und bald die eine, bald die andere, wie es für den Fall passt, zu berücksichtigen[2]), wir werden uns kurz als Gedächtnis die allgemeine Anlage zur Reproduktion denken. „Reproduktion" wollen wir allgemein fassen, um darunter (mit E. Hering) auch das sogenannte unwillkürliche Reproduzieren zu verstehen, bei dem Gestalten und Ereignisse vergangener Tage ungerufen heraufsteigen, d. h. mit Hilfe unbewusster Geistesarbeit durch mehr oder minder selbsttätiges Assoziieren von Vorstellungen. Gerade dieses unbewusste Reproduzieren, diese scheinbar fast unwillkürliche Tätigkeit ist die vielleicht fruchtbarste, und mit Unrecht begegnen wir dem späteren „plötzlichen Einfallen", namentlich bei Beschuldigten und Entlastungszeugen, ausnahmslos mit Misstrauen. Es ist richtig, dass wir gerade da oft betrogen werden, weil hinter dem „plötzlichen Einfallen" häufig nur eine bessere Verabredung, Unterricht durch erfahrene Zellengenossen, am öftesten aber der Umstand liegt, dass es dem Verhafteten gelungen ist, durch einen entlassenen Mithäftling oder einen geschwärzten Brief eine Nachricht aus dem Kerker zu ent-

1) Hermann Ebbinghaus, „Über das Gedächtnis". Leipzig 1885.
2) F. W. Colegrove, „Memory". (2. ed.) New York 1901.

senden, wodurch falsche Alibi- oder sonstige Entlastungszeugen bestellt wurden. Da ist Misstrauen allerdings gerechtfertigt, wenn dem Beschuldigten plötzlich die wichtigsten Zeugen „eingefallen“ sind. Immer ist das aber nicht so, und wenn wir an Vorgänge denken, die sich in uns selbst ereignet haben, so wissen wir, dass das Gedächtnis und die Fähigkeit, sich „an etwas zu erinnern“, oft von Stimmung, Wohlbefinden, Örtlichkeit und am meisten von zufälligen Assoziationen abhängt, die sich nicht kommandieren lassen und so zufällig eintreten, wie nur überhaupt im Leben etwas zufällig geschehen kann. Häufig ist nur der Zeitpunkt daran schuld, dass wir uns an etwas erinnern. Jeder weiss, wie wichtig z. B. für solche Erscheinungen die Dämmerung ist, die man mit Recht „die Besuchstunde der Erinnerungen“ genannt hat, so dass es immer einer gewissen Beachtung wert ist, wenn jemand behauptet, es sei ihm ein wichtiges Moment erst „in der Dämmerung eingefallen“. Zum mindesten ist eine solche Behauptung weiterer Erhebungen wert. Nicht schwierig wären alle derartigen Nachforschungen darüber, wie einem anderen etwas plötzlich eingefallen ist und ob es als wahrscheinlich angesehen werden darf, wenn wir halbwegs wüssten, wie der Vorgang dabei beschaffen ist. Mit vollem Recht hat Ebbinghaus (l. c.) die einzelnen von ihm zusammengestellten Auffassungen als unzureichend erklärt; von ihnen erhält keine durch die Erfahrung Unterstützung — wir müssen uns auch da erst aufs Beobachten und Probieren verlegen.

Diese Erklärungen lassen sich im wesentlichen in drei Gruppen teilen:

1. Das Aufgenommene verblasst, wird zur „Spur“ und von Neuaufgenommenem in schwächeren oder stärkeren Schichten überlagert; werden diese nun einmal beiseite geschoben, so tritt die alte Spur hervor (Aristoteles, Delboeuf[1]). Hierher gehört auch die Auffassung Bains[2]) von der Besetzung einzelner Ganglienzellen durch einzelne Vorstellungen.

2. Die Vorstellungen versinken, verdunkeln und zerfallen; erhalten sie Unterstützung und Stärkung, so kommen sie wieder zu voller Klarheit (Herbart, Waiz und deren Anhänger).

3. Die Vorstellungen zerbröckeln, verlieren Teile. Tritt etwas ein, was verbindet und Fehlendes ersetzt, so ist alles wieder vollständig (z. B. Lotze u. s. w.).

---

1) Delboeuf, „Le sommeil et les rêves“ (Rev. philos. IX).

2) Alexander Bain, „Mind and body“. 6. Aufl. 1878.

Wenn aber Ebbinghaus darin recht hat, dass keine dieser Erklärungen im allgemeinen befriedigt, so wird doch zuzugeben sein, dass für den einzelnen Fall bald die eine, bald die andere ein zutreffendes Bild gibt, und dass oft nach einem anderen gesucht werden muss. Die Vorgänge, wie eine Vorstellung zerstört und wieder hergestellt werden könne, mögen so vielfach verschieden sein wie jene, durch die ein Gebäude zerstört und wieder hergestellt werden kann. Ist ein Gebäude durch Feuer zerstört worden, so kann ich mir freilich das gebotene Bild nicht erklären, wenn ich nur annehme, dass es dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist, und ein Gebäude, welches durch Erdbeben gelitten hat, werde ich mit anderen Mitteln im Bilde herstellen müssen, als wenn Wassernot über dasselbe gebrochen war.

In unseren Fällen, also wenn jemand plötzliches Einfallen behauptet, oder wenn wir ihm behilflich sein wollen, damit ihm etwas einfällt, werden wir deshalb auch verschieden vorzugehen haben und uns, wie dies so oft geschehen muss, empirisch verhalten. Wir müssen mit Hilfe des zu Vernehmenden bis zum Anfange der Entstehung der fraglichen Vorstellungen zurückgehen und so weit mit deren Entwicklung vorschreiten, als es das gegebene Material zulässt. Ebenso müssen wir bei der Frage nach dem Verschwinden der Vorstellung uns alle Möglichkeiten vor Augen halten, durch welche die Zerstörung bewirkt worden sein kann. An einer oder der anderen Stelle finden wir sicherlich Anknüpfung. Ein Hauptfehler bei solchen Konstruktionsarbeiten liegt in dem Übersehen des Umstandes, dass das Subjekt bei keiner Sinnesempfindung rein passiv ist, sondern stets einen gewissen Grad von Aktivität aufwenden muss. Dies haben schon Locke und noch mehr Bonnet gewusst[1]), und jeder kann dies nachversuchen, wenn er entweder nicht sehen oder hören will, oder aber, wenn er möglichst aktiv ist und sich Mühe gibt, deutlich und scharf zu sehen und zu hören. Deshalb ist es so töricht, jemanden zu fragen, wie es komme, dass er weniger wahrnahm als der andere, da sie doch gleich gute Sinne besitzen und dasselbe wahrnehmen konnten — um den Grad der Aktivität, den der eine und der andere aufgewendet hat, wird selten gefragt, und dies ist um so ungünstiger, als hievon dasjenige abhängt, was dann dem Gedächtnisse überliefert wurde. Haben wir also klar zu werden, wie verschiedene Mitteilungen über gleichzeitig, aber vor längerer Zeit beobachtete Vorgänge zu vereinen

1) Vergl. M. Offner, „Die Psychologie Ch. Bonnets“ und J. Ward, „Assimilation and Association“.

sind, so genügt es nicht bloss, Gedächtnis, Sinnenschärfe und Intelligenz der Betreffenden zu vergleichen, das Hauptaugenmerk ist auf die Aktivität zu richten, welche bei der betreffenden Sinneswahrnehmung in Bewegung gesetzt wurde.

b) Art der Reproduktion.

Kant[1]) lässt „das Gedächtnis sich darin unterscheiden“:

1. dass wir etwas ins Gedächtnis fassen,
2. dass wir es lange behalten,
3. dass wir uns sogleich desselben erinnern.

Dazu käme vielleicht noch als Viertes, dass das Erinnerungsbild mit dem wirklichen möglichst übereinstimmt. Das ist nicht dasselbe, wie der Umstand, dass wir uns überhaupt erinnern. Es ist anzunehmen, dass die Form der Erinnerungsbilder bei den einzelnen Menschen sehr verschieden ist, weil auch der einzelne solche Bilder von verschiedenen Gegenständen ebenso verschieden verwahrt. Ich kann zwei Menschen gleich gut, gleich lang kennen und doch verschiedene Erinnerungsbilder von ihnen haben. Wenn ich mich des einen erinnere, so tritt eine lebensgrosse, bewegte und bewegende, lebenswarme Gestalt vor mich, als ob er es selbst wäre; erinnere ich mich des anderen, so sehe ich nur eine kleine, starre Silhouette, nebelhaft und farblos, wobei nicht etwa der erste eine lebhafte und der zweite eine langweilige Person sein muss. Noch deutlicher ist das bei Reiseerinnerungen; die eine Stadt tritt in der Erinnerung in Grösse, Farbe, Bewegung auf, wie sie wirklich ist; die andere, in der ich gleich lange und nur wenige Tage später unter gleichen Verhältnissen, bei gleichem Wetter u. s. w. war, erscheint wie eine kleine, matte Photographie. Durch Nachfragen habe ich erfahren, dass dies bei anderen ebenso vor sich geht, wie bei mir, und dass es für die Gedächtnisfrage von grossem Unterschiede ist, in welcher Weise man sich an etwas erinnert, kann um so weniger zweifelhaft sein, als man in gewissen Zeitperioden mehr Bilder der einen Sorte als der anderen hat, und dass ebenso bei einzelnen Menschen die eine Gattung die Regel, die andere die Ausnahme bildet.

Nun gibt es aber eine Reihe von Erscheinungen, für die wir überhaupt besondere Bildformen besitzen, die mit der Sache oft

---

1) Immanuel Kants „Menschenkunde oder philosophische Anthropologie“. Herausgegeben von Fr. Chr. Starke. Leipzig 1831.

wenig zu tun haben. Solche Beispiele werden von den Psychologen mitunter gegeben. So sagt Exner[1]):

„Wir können die Physiognomie eines Menschen sehr genau kennen, ihn unter 1000 herausfinden, es sind uns aber die Unterschiede zwischen ihm und anderen nicht klar, ja wir wissen oft nicht, welche Farbe der Augen oder Haare einer hat, würden uns aber sehr wundern, wenn er plötzlich andere hätte.“[2]) Bekannt ist weiter eine Erscheinung, auf die v. Kries[3]) besonders aufmerksam gemacht hat: „Wenn wir die Kontur einer sehr bekannten Münze aus dem Gedächtnis zeichnen sollen, irren wir uns unglaublich — sähen wir die Münze aber so gross, so würden wir uns noch mehr wundern.“

Lotze[4]) weist richtig darauf hin, dass unsere Erinnerung einen blendenden Lichtglanz, den überwältigenden Knall einer Explosion nie so wiederbringt, dass die Intensität des Vorgestellten im richtigen Verhältnis zum Eindruck steht. Ich glaube nur, dass man nicht so weit zu gehen braucht, und behaupte, dass man nicht einmal das Funkeln eines Sternes, das Knallen eines Pistolenschusses, den Geruch einer Resedablüte auch nur halbwegs entsprechend im Gedächtnis hat. Maudsley[5]) weist mit Recht darauf hin, dass wir kein Gedächtnis für den Schmerz haben, „weil die Störung der nervösen Elemente verschwindet, sobald deren Integrität wieder hergestellt ist“. Vielleicht auch deswegen, weil uns, wenn der Schmerz verschwunden ist, das *tertium comparationis* fehlt. Auch hier braucht man sich nicht auf den Schmerz zu beschränken, sondern kann das Fehlen des Gedächtnisses überhaupt auf unangenehme Empfindungen ausdehnen. Wenn man die ersten Male von einem sehr hohen Trampolin ins Wasser springt, wenn sich das Pferd hebt, um eine Hürde zu nehmen, oder wenn einem im Gefecht zum ersten Male die Kugeln um die Ohren pfeifen, so sind das gewiss höchst unangenehme Empfindungen, und wer es ableugnet, der belügt sich oder die anderen. Denken wir daran aber zurück, so meint man, es sei ja nicht so arg gewesen, man habe damals ziemlich viel Furchtsamkeit gehabt u. s. w. Das ist aber nicht

1) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen“. I. Teil. Leipzig und Wien 1894.

2) Vergl. Gloss in H. Gross' Archiv. Bd. XIV. S. 83.

3) v. Kries, „Beiträge zur Lehre vom Augenmaß“. Festschrift an Helmholtz. Hamburg 1892.

4) Rudolf Hermann Lotze, „Medizinische Psychologie“. Leipzig 1852.

5) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“.

richtig, sondern man hat einfach für diese Empfindungen kein Gedächtnis und hat vergessen, was man damals empfunden hat.

Das ist bei Vernehmungen von grosser Wichtigkeit, und ich glaube, es hat uns noch kein Zeuge die Schmerzen, die eine Körperverletzung verursachte, den Schrecken [1]), den eine Brandlegung veranlasste, die Angst bei einer argen Bedrohung halbwegs deutlich und der Sachlage entsprechend schildern können, nicht weil ihm „die Worte dazu fehlen", sondern weil er für diese Eindrücke nicht genug Gedächtnis hat, und weil er heute nichts hat, womit er vergleichen kann. Natürlich macht auch da die Zeit viel aus, und wenn man kurz nach einem solchen unangenehmen Ereignisse seine Empfindungen schildern soll, so hat man sie jedenfalls noch verhältnismässig besser im Gedächtnis als später; es kommt daher, dass der Vernehmende, der vor Jahren etwa etwas Ähnliches erlebt hat, den Vernommenen der Übertreibung beschuldigt und meint, er kenne das selbst, es sei nicht so arg. Ein solcher Vorwurf wird meistens ungerecht sein, und die Verschiedenheit der Auffassung liegt lediglich im Verlaufe verschieden langer Zeit und dadurch bewirkter grösserer Abnahme des Gedächtnisses. Dazu kommen noch andere vereinzelte Momente.

Kant (loco cit.) macht z. B. auf die Gewalt aufmerksam, die wir auf unsere Einbildungskraft haben: „Bei dem Gedächtnisse ist es von grosser Wichtigkeit, dass unsere Willkür ein Vermögen über die Imagination hat, und dass wir unsere Imagination willkürlich bestimmen können, um Vorstellungen der vergangenen Zeit wieder hervorzubringen."

Aber nicht bloss willkürlich hervorrufen können wir die Vorstellungen, sondern es liegt bis zu einem gewissen Grade in unserer Macht, diese Vorstellungen deutlicher und genauer aufzurufen. Es ist geradezu läppisch, wenn der Vernehmende den Zeugen einlädt, „sein Gedächtnis anzustrengen", „sich etwas Mühe zu geben" u. s. w., das bewirkt gar nichts oder bringt Unrichtiges zutage. [2]) Aber wenn man sich Mühe geben will, so kann man die „Imagination" des Zeugen anregen und ihn veranlassen, dass er „die Macht über die Imagination" ausübt; wie man das zuwege bringt, hängt natürlich von Natur und Kultur des Zeugen ab, aber unterstützen kann man ihn, so wie der geschickte Lehrer den befangenen

1) Siehe Diehl in H. Gross' Archiv. Bd. XI. S. 240.

2) Vergl. Vaschide u. Vürpass, „Recherches experimentales" in „Rev. de Psych." Jan. u. Fevr. 1903; Wreschner, „Zur Psych. d. Aussage" in Archiv f. d. ges. Psych." Bd. I. 1903.

Schüler darauf bringen kann, sich zu erinnern. Wenn der Klavierspieler ein Musikstück, welches er einmal gut konnte, total vergessen hat, so kann man ihn mit zwei oder drei Akkorden daraus meistens dazu bringen, dass er an diese Akkorde nach vorne und rückwärts anschliesst, und nach und nach kriegt er das ganze Stück zuwege. Freilich müssen die Akkorde, die man dem Betreffenden zur Verfügung stellt, richtig gewählt sein, sonst helfen sie nichts.

Für die Wahl der zu gebenden Anhaltspunkte gibt es Regeln. Ebbinghaus (loco cit.) sagt: „Die Verschiedenheit des Inhalts des Reproduzierten ist von erheblichem Einfluss. Melodien können zur Qual werden durch die unerwünschte Hartnäckigkeit ihrer Wiederkehr. Formen und Farben pflegen sich nicht gerade aufzudrängen, und wenn sie sich wieder einstellen, so geschieht dies mit merklicher Einbusse an Deutlichkeit und Sicherheit. Vergangene Gefühlszustände endlich vergegenwärtigt man sich fast mit Mühe, in ziemlich blassen Schemen und oft nur durch die sie begleitenden Bewegungen.“

Diesen Weisungen können wir, in gewisser Beziehung wenigstens, gut nachkommen: Es wird natürlich niemand behaupten, dass man einem Zeugen zu Erinnerungszwecken Musik vormachen soll, weil sich diese „so unerwünscht hartnäckig“ dem Gedächtnis einprägt und Reproduktionen veranlasst, ebensowenig kann man mit Formen und Farben operieren und Gemütszustände erregen, wohl aber führt uns das Gesagte zu der alten Regel zurück, dass man so viel als möglich mit dem fast immer verhältnismässig wohlausgebildeten Ortssinne arbeiten muss. Das hat schon Cicero [1]) gewusst: *„Tanta vis admonitionis inest in locis, id quidem infinitum in hac urbe, quocunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium possumus.* Ja, er leitet überhaupt die Lehre vom Gedächtnisse vom Ortssinn ab, oder er gibt wenigstens jenen Recht, die das tun.

Wenn wir also einen Zeugen, der sich in unserer Amtsstube an nichts erinnert, *in locum rei sitae* bringen, so wirken dann in günstiger Weise alle genannten Momente zusammen. [2]) Vor allem arbeitet das eigentliche Ortsgedächtnis, indem jeder einzelne Punkt, an dem sich etwas nun Wichtiges ereignet hat, eine Assoziation nicht bloss gestattet, sondern selbst dazu herausfordert. Weiter darf man nicht vergessen, dass das Reproduzieren mitunter eine

1) Cicero, „Über das höchste Gut“. 5. Buch.
2) Schneickert in H. Gross' Archiv XIII, 193.

schwierige Leistung ist, und dass alle unnötigen anderen Schwierigkeiten, die man dazu kommen lässt, die Arbeit der Reproduktion wesentlich beeinträchtigen. Auch hier hat man nur eine bestimmte Anzahl von Einheiten geistiger Energie zur Verfügung, und jene Zahl von Einheiten, die man für Nebendinge abgeben muss, kommt für die Hauptarbeit der Reproduktion in Abgang. Soll ich mich also z. B. an einen Vorgang erinnern, der sich bei dem Fenster eines bestimmten Hauses zugetragen hat, so werde ich daheim viele Mühe haben, mir die Form des Hauses, die Lage des Fensters, sein Aussehen u. s. w. ins Gedächtnis zu rufen, und bis dies halbwegs gelungen ist, habe ich mich schon so bemüht, dass für die Reproduktion des eigentlichen Vorganges nicht genügend Kraft übrig bleibt; dazu kommt noch, dass ein Fehler in der Reproduktion der Äusserlichkeiten und der dadurch veranlassten falschen Assoziation, wenigstens unter Umständen, störend für die Reproduktionsrichtigkeit bei der Hauptsache sein kann. Bin ich aber an Ort und Stelle, kann ich alles wieder sehen, was ich zur fraglichen Zeit erblickt habe, so entfallen alle diese Schwierigkeiten. —

Dazu sind noch die anderen oben genannten Momente zu rechnen. Wenn irgendwo, so können allein an Ort und Stelle akustische Wirkungen derselben Art wieder auftreten: Zufällig kann dasselbe Glockengeläute oder ähnlicher Klang auftreten, das Rauschen des Baches ist dasselbe, das Windesrauschen, bedingt durch die lokalen Terrainerhebungen, Pflanzenbedeckung, besonders durch Bäume, dann durch Gebäude, ist an jedem Orte anders, und wenn es auch nur ein feines Ohr besonders bezeichnen kann, worin der Unterschied liegt, so empfindet ihn doch unbewusst jeder normal Hörende; auch das allerorts bestehende „Weltgeräusch“ wird überall verschieden und charakteristisch sein, und das alles wirkt ausserordentlich günstig auf Ideenassoziation und Reproduktion von Gewesenem [1]). Farben und Formen sind dieselben, Geruchsempfindungen derselben Art können dazu kommen, begreiflicherweise gesellen sich dann dieselben Stimmungen, die doch so sehr von Äusserlichkeiten abhängen, auch dazu, und sind diese einmal mit ihrer immer retrospektiven Tendenz vorhanden, so steigt die Erinnerung an einen beliebigen Vorgang und auch an den gewünschten von selbst auf. Was überhaupt zur Unterstützung einer Reproduktion geschehen kann, das geschieht an Ort und Stelle des fraglichen Ereignisses,

1) Vergl. Larguier des Bancels, „Les méthodes de memorisation“. Année psych. VIII. 1902.

und es kann daher der Rat nicht dringend genug wiederholt werden, in wichtigen Fällen ausnahmslos die Zeugen nur *in loco rei sitae* zu vernehmen. Dabei orientiert sich auch der Richter und erspart hierdurch stets eine Menge von Zeit und Mühe, da umständliche und schwer aufzufassende Beschreibungen durch wenige Worte ersetzt werden könnten, wenn man die Dinge sieht und sich bei denselben mit dem Zeugen verständigen kann.

Wer die Wichtigkeit der Vernehmung an Ort und Stelle nicht glauben will, braucht ja nur einmal eine Vernehmung zweimal zu machen, einmal in der Amtsstube und einmal *in loco rei sitae* — er bezweifelt den Unterschied gewiss nicht mehr. Allerdings darf dann die Sache nicht so gemacht werden, dass man mit dem Zeugen den Hergang an Ort und Stelle bespricht und dann beim Bürgermeister oder in dem eine halbe Stunde entfernten Wirtshause das Protokoll aufnimmt — dieses muss bis zum letzten Federstrich an Ort und Stelle aufgenommen werden, um immer wieder den Eindruck von neuem zu haben und jede Kleinigkeit dort besprechen, im Zweifel nachsehen und korrigieren zu können. Dann sind auch die Unterscheidungen zwischen dem Vergangenen und dem später Dazugekommenen und Heutigen leicht festzuhalten, und man hält sich an die Regel von Uphues [1]): „Eine Erkenntnis des Gegenwärtigen als gegenwärtig ist für das Zustandekommen der Erkenntnis des Vergangenen unter allen Umständen nötig." Zu welchen Ueberraschungen man bei solchen Vernehmungen kommen kann, hat schon Kant (l. c.), freilich in anderem Sinne, angedeutet: „Es sind viele Vorstellungen, deren wir in unserem Leben nie wieder bewusst werden würden, wenn nicht eine Veranlassung käme, die uns wieder daran erinnerte." Eine solche besonders starke Veranlassung ist aber die lokale, weil sie oft alle Einwirkungen in Bewegung bringt, die unsere Sinne überhaupt nur aufzufassen vermögen. [2])

Freilich schwindet diese Möglichkeit, Reproduktionen mit künstlichen Mitteln zu bewirken, mit vorschreitender Zeit ebenso, wie die Erinnerung überhaupt. „Aus der Verringerung der Festigkeit der Verbindung und der Stärke der Disposition ergibt sich jedesmal eine Verringerung der Bestimmtheit der Reproduktion." In der Tat wissen wir denn auch, dass wir uns von Erlebnissen, die sich an bestimmte Personen oder Dinge knüpften und an die uns der Anblick der Personen oder Dinge ehemals mit Sicherheit erinnerte,

1) Goswin K. Uphues, „Über die Erinnerung". Leipzig 1889.
2) Jost, „Über Gedächtnisbildung".

später, wenn diese Vorstellungsverbindungen eine Lockerung erfahren haben, vielleicht nur noch eine sehr allgemeine Vorstellung machen können, auch dann, wenn die Personen oder Dinge sich uns von neuem mit voller Bestimmtheit vor Augen stellen. Aber bis es so weit gekommen ist, da müssen schon recht ungünstige Verhältnisse eingewirkt haben.

Charakteristisch ist es, wie sehr es das Volk weiss, dass das Gedächtnis durch „besondere Veranlassungen" gestärkt wird. Höfler erwähnt, dass die spartanischen Knaben bei den Grenzsteinen gepeitscht wurden, damit sie sich an deren Lage erinnern, und heute noch haben unsere Bauern die Gepflogenheit, beim Setzen neuer Grenzsteine einige kleine Jungen an den Ohren und Haaren zu nehmen, damit sie sich an die Lage des neuen Grenzzeichens besser erinnern, wenn sie als Männer darum gefragt werden.

Deshalb glauben wir auch einem Zeugen lieber, wenn er irgend ein kräftiger wirkendes Ereignis erwähnen kann, welches sich zugleich mit dem heute fraglichen Umstand ereignet hat und ihn daran erinnert.[1])

c) Eigentümlichkeiten der Reproduktion.

Unter den vielen Verschiedenheiten, welche die Menschen in ihren Eigenschaften aufweisen, ist die bezüglich ihres Gedächtnisses nicht die letzte. Wie allgemein bekannt, äussert sich diese Verschiedenheit nicht bloss in der Stärke, Verlässlichkeit und Promptheit des Gedächtnisses, sondern auch darin, dass es sich bei den einzelnen auf gewisse Gebiete erstreckt, oder dass der eine rasch merkt, aber rasch vergisst, während der andere langsam merkt und langsam vergisst, oder dass der eine wenig, aber gut, der andere viel, aber nur ungefähr im Gedächtnis behält u. s. w.

Bezüglich des Gebietes, auf welches sich ein Gedächtnis erstreckt, kommen absonderliche Dinge vor; im allgemeinen darf man voraussetzen, dass ein Gedächtnis, welches sich in einer Richtung besonders stark entwickelt hat, dies gewöhnlich auf Kosten des Gedächtnisses in einer anderen Richtung tun musste. So schliessen sich Zahlen- und Namensgedächtnis in der Regel aus. Mein Vater hatte ein so schlechtes Namensgedächtnis, dass er häufig meinen Vornamen, den seines einzigen

1) G. Storing, „Zur Frage der Erinnerungsüberzeugung". Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik. CIXX. 39. (1901.)

Sohnes, nicht rasch fand; oft genug zitierte er erst die Namen seiner vier Brüder, bis er, und das erst nicht immer, auf meinen Namen verfiel.[1]) Wenn er eine Vorstellung vornahm, so lautete sie etwa: „Mein verehrter Kollege hm — hm —, mein lieber Jugendfreund hm — hm.“ Dagegen war sein Zahlengedächtnis überraschend; nicht bloss Zahlen, die ihn aus irgend einem Grunde interessierten, waren seinem Gedächtnis für Lebenszeit eingeprägt, er merkte sich auch Zahlen, die ihn nicht im entferntesten berührten und die er nur zufällig gelesen hatte. Die Einwohnerzahlen von Ländern und Städten hatte er in unglaublicher Menge präsent, und ich erinnere mich, dass er einmal z. B. anlässlich eines zufälligen Gespräches die Runkelrübenproduktion eines Landes für die letzten 10 Jahre hersagte, oder dass er die Fabriknummer meiner Uhr, die er mir vor 15 Jahren geschenkt und seitdem nie mehr in der Hand hatte, zu sagen wusste. Er äusserte sich oft, dass ihm die Zahlen, die er im Kopfe trage, zur Last würden.[2]) Der Symptomatik halber sei erwähnt, dass er kein guter Mathematiker, aber ein so vorzüglicher Kartenspieler war, dass niemand mit ihm spielen wollte. Er merkte nämlich alle Stiche und wusste sofort zu berechnen, welche Karten jeder habe, weshalb er gleich zu Anfang des Spieles (namentlich bei Whist oder l'Hombre) sagte, wie viel Stiche jeder haben müsse.

Solche verschiedene Ausbildungen sind häufig und für uns deshalb wichtig, weil wir oft einem Zeugen auf einem Gebiete etwas nicht glauben wollen, weil sich sein Gedächtnis auf einem anderen als unverlässlich erwiesen hat; Beispiele geben hiervon besonders die älteren Schriftsteller, wie Schubert[3]) und Drobisch[4]); aber auch die Beobachtungen, welche die modernen, wie Charcot und Binet, über gewisse Rechenkünstler (Inaudi, Diamandi u. s. w.) gemacht haben, stimmen damit überein, dass dieselben ihr Zahlengedächtnis auf Kosten anderer Gebiete ausgebildet haben. Linné erzählte schon von den Lappen, „die sich sonst gar nichts merken“, aber jedes ihrer unzähligen Renntiere kennen, und der holländische Blumenfreund Voorhelm hatte nur Gedächtnis für Tulpen, das war aber so gross,

1) Vergl. S. Freud, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“. Monatsschrift f. Psych. u. Neurol. X, 1.

2) Vergl. Pentschew, „Ökonomie u. Technik des Lernens“. Arch. f. d. ges. Psych. I, 1903 u. Steffens „Ökonomisches Lernen“. Ztschft. f. Psychol. XXII, 1900.

3) Schubert, „Geschichte der Seele“. Stuttgart und Tübingen 1847.

4) Drobisch, „Empirische Psychologie“. Leipzig 1842.

dass er nach den trockenen Zwiebeln 1200 Arten von Tulpen fast absolut sicher erkannte.

Diese Gebiete sind überhaupt oft merkwürdig eng eingegrenzt. Abgesehen von Spezialisten (Numismatikern, Zoologen, Botanikern, Heraldikern u. s. w.), die ausser ihrem stupenden Gedächtnisse für ihre Sachen, sonst kein Gedächtnis zu haben scheinen, gibt es Leute, die sich nur Rythmen, Melodien, Gestalten, Formen, Titel, Moden, Dienstverhältnisse, Verwandtschaften u. s. w. merken können. v. Volkmar [1]) hat das besonders durchgeführt. Derselbe Psychologe hat auch darauf aufmerksam gemacht, wie oft Halbblödsinnige für gewisse Dinge ein erstaunliches Gedächtnis haben. Auf dasselbe haben auch der englische Philosoph Maudsley [2]), dann Schubert, [3]) Hofbauer [4]), du Potet [5]) und der steierische Volksdichter Rosegger hingewiesen. Der letztere, vielleicht der beste Kenner der Volksseele in unseren Alpenländern, hat das vortrefflich gekennzeichnet. Wie in allen Gebirgsgegenden haben auch wir eine grosse Zahl jener unglücklichen Blödsinnigen, die, in voller Entwicklung, Cretins genannt, in milderer Form als halbwertige Menschen, im Volke „Trotteln“ geheissen, nicht so viel Verstand besitzen, um ihr Leben verdienen zu können. Trotzdem gibt es unter ihnen solche, die für gewisse Dinge ein überraschendes Gedächtnis besitzen. Der „Kalendertrottel“ weiss die Wetterprophezeiungen des Kalenders vom vorigen und heurigen Jahre für jeden Tag zu sagen; der „Heiligentrottel“ kennt Tag und Geschichte jedes Heiligen der katholischen Kirche; der „Raintrottel“ kennt die Raine (Grenzen) aller Liegenschaften und weiss ihre Besitzer; der „Viehtrottel“ kennt aus den grössten, gemeinsam geweideten Heerden jedes Stück Vieh und weiss, wem es gehört u. s. w. — selbstverständlich können sie alle nicht lesen. Drobisch [6]) erwähnt eines blödsinnigen, der Sprache nur unvollkommen mächtigen Knaben, der durch unermüdliche Bestrebungen einer Frau so weit kam, dass er nach flüchtigem Lesen einer gedruckten Seite das Gelesene Wort für Wort hersagen konnte, auch wenn das Buch in fremder, ihm unbekannter Sprache geschrieben war. Spielmann [7]) erwähnt nach Guggenbühl eines Cretins

---

1) Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“. Cöthen 1875.

2) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“.

3) Schubert, „Geschichte der Seele“. II.

4) Hofbauer, „Untersuchungen über die Krankheiten der Seele“.

5) du Potet, „Journal du magnétisme“. V. 245.

6) l. c. S. 95.

7) „Diagostik der Seelenstörungen“. Wien 1855.

in Chur, der bis auf ein Jahrzehnt Geburts- und Todestage der Einwohner Churs lallend, aber exakt sagen konnte.

Überhaupt macht man mit Halbblödsinnigen die Erfahrung, dass sie für Ereignisse, die recht eindrucksvoll und lärmend auftraten und auf sie Wirkung haben konnten, ein verhältnismässig gutes Gedächtnis haben und treu wiedergeben. Gleichzeitig Auftretendes, was bei Vollsinnigen auch aufgenommen und im Gedächtnis verwahrt wurde und dabei oft störend auf die Hauptsache wirkt, das vergessen Halbblödsinnige wieder und behalten daher das Wichtige besser. Allerdings bröckeln sie von dem zu Merkenden häufig zu viel ab und bieten dann zu wenig, um es gut verwerten zu können; hat ein solcher Mensch z. B. mit angesehen, wie einer auf den anderen geschossen hat, so merkt er sich nur den Schuss allein, was vorausging und nachfolgte, was auch sonst zugleich geschehen ist, das merkt er sich nur kurze Zeit; bis zur Vernehmung weiss er oft nicht nur nichts mehr davon, sondern stellt es geradezu als geschehen in Abrede. Das ist das Gefährliche in den Aussagen solcher Menschen. Im allgemeinen glaubt man ihnen, und zwar mit Recht, ganz gerne: „Kinder und Narren reden die Wahrheit", das, was sie sagen, stellt sich bei näherer Prüfung als richtig und verlässlich heraus, und wenn sie nun andere Vorkommnisse in Abrede stellen, so übersieht man, dass sie es lediglich vergessen haben, und glaubt, die Sache habe sich wirklich nicht ereignet.

Ähnliche Erfahrungen macht man mit Kindern (vergleiche später im Kapitel „Kinder" II B, 1 b). „Kinder und Tiere leben nur in der Gegenwart, weil sie keine Geschichte organischer Vorstellungen in ihrer Seele haben, sie reagieren direkt auf die erhaltenen Einflüsse, ohne dass ihre Vorstellungen von Früherem gestört werden" (Maudsley loco cit.). Allerdings gilt das nur für kleine Kinder; später sind ja Kinder gute Zeugen, und der gutgeartete Knabe ist überhaupt der beste Zeuge, den es gibt. Nie zu vergessen ist nur, dass bei Kindern spätere Ereignisse merkwürdig leicht frühere derselben Art verwischen können.[1]) Man pflegt zu sagen: „Kinder und Völker denken immer nur an die letzten Schläge", und das ist mit allen möglichen Ausdehnungen richtig. So wie Kinder das liebste Spielzeug, allerdings nur für einige Zeit, fahren lassen, wenn ihnen ein neues gereicht wird, ebenso erzählen sie

1) F. Kemsies, „Gedächtnisuntersuchungen an Schülern". Ztschft. f. pädog. Psych. III, 171. (1901.)

immer nur die letzte Geschichte, die sie erlebt haben. Dies ist namentlich so, wenn es sich um mehrere Fakten, z. B. wiederholte Misshandlungen, wiederholte Diebstähle u. s. w. handelt, wobei man stets nur vom letzten zu hören bekommt. Die früheren können bis zum vollkommenen Vergessen entschwunden sein.

Systematische Untersuchungen über das Gedächtnis der Kinder hat Bolton[1]) gepflogen. Er kommt zu übrigens bekannten Ergebnissen: Der Umfang des Gedächtnisses misst die Fähigkeit des Kindes, seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren. Gedächtnis und scharfer Verstand ist nicht immer beisammen (den letzten nicht bloss für Kinder gültigen Satz hat schon Aristoteles gekannt).

Im allgemeinen behalten Mädchen besser als Knaben. (Man könnte auch sagen, dass im allgemeinen die Intelligenz der Mädchen so lange grösser ist, als es sich nicht um anhaltende geistige Arbeit und namentlich um das Schöpfen eigener Gedanken handelt.) Bloss einmal vorgelesen, behalten die Kinder höchstens 6ziffrige Zahlen. (Erwachsene in der Regel auch nicht viel mehr.)

Für die Zeit des Vergessens im allgemeinen hat Ebbinghaus[2]) ein vortreffliches Schema gegeben. Er hat das Vergessen einer erlernten Reihe von 13 Silben (ganz sinnlose) studiert, und zwar so, dass er die Zeit maß, welche nötig war, das Vergessene wieder zu ersetzen: Nach einer Stunde brauchte er die halbe ursprünglich zum Lernen nötige Zeit, nach 8 Stunden zwei Drittel des ersten Aufwandes. Dann verlangsamte sich der Verlustprozess; nach 24 Stunden haftete fast noch ein Drittel, nach 6 Tagen ein Viertel, nach Ablauf eines Monates noch ein reichliches Fünftel der erstverwandten Arbeit in seinen Nachwirkungen.[3])

Ich habe dies im groben bei zahlreichen und verschiedenen Personen nachgeprüft: es ist vollkommen richtig. Selbstverständlich ändern sich die Zeitmaße nach dem Gedächtnisse des betreffenden Menschen, aber die Verhältnisse bleiben dieselben, so dass man ungefähr sicher angeben kann, wie viel jemand nach einer bestimmten Zeit von etwas ihm bekannt Gewesenen noch wissen muss, wenn man nur eine Verhältniszahl nachprüfen konnte. Die Ebbinghaussche Arbeit möchte ich überhaupt zum Studium für Kriminalisten

---

1) Th. E. Bolton, „The growth of memory in school children". American Journal of psychology IV. Vergl. weitere Lit. später im Kap. „Kinder". II B, 1 b.

2) Hermann Ebbinghaus, „Über das Gedächtnis". Leipzig 1885.

3) Vergl. S. Freud, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens". Monatsschft. f. Psych. u. Neurol. X, 1.

empfehlen, sie ist voll der brauchbarsten Winke und zuverlässig in ihren Angaben. —

Über das Merken besonderer Momente, also was leichter und was schwerer zu merken ist, sollte man nicht viel Vergleichendes und Unterscheidendes gelten lassen, es ist alles zu unsicher und individuell. Man hat gewisse Behauptungen aufgestellt, die ja häufig zutreffen: z. B. dass man etwas in Versen (namentlich in Reimen) leichter merkt als in Prosa, oder in gewissen Reihen und Formen leichter als Regelloses. Aber einerseits handelt es sich hier nur um eine Entlastung des Gedächtnisses, nicht um seine Güte, und andererseits ist dies nicht einmal ausnahmslos richtig; es gibt z. B. ziemlich viele Menschen, die Prosa leichter merken als Verse. Viel weiter darf man aber in der Aufstellung von solchen Regeln nicht gehen. Vor 40—50 Jahren hat man solche Untersuchungen gerne betrieben und sie in Archiven und sonstigen Zeitschriften niedergelegt; von den unzähligen bloss ein Beispiel, in welchem Hegelmaier[1]) beweisen will, dass horizontale Linien rücksichtlich ihrer Länge besser gefasst und gemerkt werden, als vertikale. Wenn dies bei einzelnen so der Fall ist, ist es vielleicht Zufall, sicher aber nicht so allgemein gültig, dass wir daraus Schlüsse ziehen dürfen.

Daran, dass Greise, wie genügend bekannt, ein gutes Gedächtnis für längst Vergangenes, aber ein schwaches für Ereignisse der letzten Zeit haben, ist nichts Merkwürdiges; es wird meistens dahin erklärt, dass alte Leute im Gehirn eine Verminderung der Energie erleiden, so dass es Einflüsse nicht mehr assimiliert, es wird dann die Vorstellung dunkel und die Beurteilung der Tatsachen inkorrekt. Es sind daher nur Fehler im Neuaufnehmen — was schon aufgenommen ist, wird davon nicht berührt. —

Dass bei einer so merkwürdigen und fein organisierten Funktion, wie es das Gedächtnis ist, Anomalien und Absonderlichkeiten aller Art vorkommen, kann nicht wundernehmen, wir werden es sogar als Regel aufstellen, die auftretenden, selbst überraschenden Erscheinungen vorerst nicht als unmöglich aufzustellen und darüber den Sachverständigen zu befragen.[2]) Über die pathologischen und pathoformen Erscheinungen wird der Arzt Aufschluss geben, es wird aber eine Reihe von Gedächtnisformen geben, die nichts Krankhaftes aufweisen und doch auffallend, seltsam und deswegen

1) F. Hegelmaier, „Über das Gedächtnis für Linearanschauungen". Archiv für physiologische Heilkunde (K. Vierordt). 11. Jahrgang. 1852.

2) Über das Vergessen Hysterischer: L. Bazerque, „Essai de psychopathologie sur l'amnesie hystérique et epiléptique". Toulouse 1901.

unwahrscheinlich aussehen; für solche Erscheinungen wird der erfahrene Psychologe von Fach als Sachverständiger auftreten müssen, der den einzelnen Fall, wenn schon nicht erklären, so doch dadurch als möglich hinstellen wird, dass er aus der Literatur bekannte ähnliche Ereignisse aufzählen kann. Diese ist an solchen Beispielen reich, und namentlich früher hat man derartige Erscheinungen gern gesammelt und wissenschaftlich untersucht; die sonst so verdienstliche moderne Psychologie unterlässt es leider, diesen Problemen näher nachzugehen; allerdings ist ihre Arbeit eine so grosse, dass die praktischen Alltagsfälle einer späteren Arbeitsperiode vorbehalten bleiben müssen. Hier seien nur einige in der Literatur behandelte Fälle angeführt.

Die bekannteste ist die Geschichte von der irländischen Magd, die im Fieber lange hebräische Sätze redete, die sie als Kind bei einem Prediger gehört hatte. Macnish [1]) ist der erste, der dies erzählt. Ähnlich ist ein zweiter Fall, den Grimaud de Caux [2]) mitteilt: Ein sehr dummer Mensch hat im Fieber längere Unterredungen seines Herrn, eines spanischen Gesandten, wiederholt, so dass dieser beschloss, ihn zum Sekretär zu machen. Als der Diener wieder gesund wurde, war er so dumm wie zuvor.

Nicht so auffallende, aber immerhin hierher gehörige Erlebnisse macht jeder Kriminalist, der Gelegenheit hat, schwer verletzte, an Wundfieber leidende Menschen zu vernehmen. Diese machen ihm oft den Eindruck recht intelligenter Menschen, die genau und richtig erzählen; kommt man mit ihnen später nach ihrer Heilung wieder zusammen, so ist ihre Intelligenz weit weniger günstig zu beurteilen.

Noch viel öfter beobachtet man, dass diese fiebernden Verletzten mindestens viel mehr und Richtigeres von der Tat wissen, als sie später anzugeben vermögen; diese Angaben sind auch, natürlich abgesehen von Delirien und Irrereden, häufig verlässlich.

Zahlreich sind die Fälle, in welchen Leute für immer oder für einige Zeit das Gedächtnis verloren haben; solche Ereignisse erzählt z. B. Hartenbach [3]), Pick [4]), van Goens [5]), Gruner [6]), Beattie [7]) u. s. w.

---

1) Macnish, „Philosophy of sleep".

2) Grimaud de Caux cité par Duval Jouvé, „Traité de logique etc."

3) Ewald Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen". Quedlinburg 1837.

4) A. Pick, „Zur Pathologie des Gedächtnisses". Archiv für Psychiatrie (Westphal). XVII. Band.

5) Moritz van Goens, „Magazin für Erfahrungsseelenkunde". Band 7.

6) Gruner, dortselbst.

7) Beattie, „Dissert. moral and critical". London.

Ich habe einmal[1]) genauer einen Fall erzählt, der einen verstorbenen Freund betraf, der plötzlich anlässlich eines entsetzlichen Sturzes im Gebirge das Gedächtnis für alles vollkommen verloren hatte, was sich einige Stunden vor dem Sturze zugetragen hat. Anlässlich dieser Veröffentlichung bekam ich eine Anzahl von Mitteilungen durch Berufsgenossen, welche ähnliche Fälle behandelten. Ich entnehme daraus, das die Fälle, in welchen Leute durch schwere Kopfverletzungen das Gedächtnis für Ereignisse vor der Verwundung verlieren, häufig sind.[2])

Dieselben sind für uns namentlich deswegen wichtig, weil wir solche Mitteilungen, wenn sie von Beschuldigten kämen, nicht glauben würden, da durchaus nicht einzusehen ist, warum die Ereignisse vor der Verletzung verschwinden, gleichsam als ob jeder Eindruck erst einer Fixierung, wie eine Kohlenzeichnung, bedürfte. Da diese merkwürdige Erscheinung aber von den glaubhaftesten Leuten versichert wird, die an der Sache kein Interesse haben, so müssen wir es unter Umständen auch glauben, wenn es von Beschuldigten behauptet wird. Dass Derartiges überhaupt nicht vereinzelt steht, beweist der Umstand, dass Leute, die vom Blitz betäubt wurden, später alles vergessen haben, was kurz vor dem Blitzschlag geschehen ist. Dasselbe kommt vor bei Kohlenoxydgasvergiftungen, bei Vergiftungen mit Pilzen und bei Strangulationen. Namentlich letztere Fälle sind wichtig, da dann der Verletzte — oft der einzige Zeuge — über den Vorgang nichts anzugeben weiss (vergleiche hierüber u. a. noch Oesterlen[3]), Jessen[4]), Griesinger[5]), Hofmann[6]), Sommer[7]), Nihues[8]), Briand[9]), Raecke[10]), Wagner[11]), Wollenberg[12]) u. s. w.).

---

1) „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

2) Seltsame Erscheinungen können vorkommen, wenn Berauschte gleichzeitig Kopfverletzungen erleiden; vergl. hierzu insbesondere H. Gross in H. Gross' Archiv. I, 337.

3) In Maschkas Gerichtl. Medizin.

4) Jessen, „Versuch einer wissensch. Begründung der Psychologie". Berl. 1855.

5) Griesinger, „Pathol. u. Therap. der psych. Krankheiten". Stuttgt. 1845.

6) Lehrb. der gerichtl. Medizin. 9. Aufl. S. 739, 1041.

7) Monatsschrift f. Psych. u. Neurologie. XIV, 221.

8) „Die Gehirnblutung u. ihre gerichtl. Bedeutung" in Friedreichs Blättern. 51. Jhrgg. II. Heft (Literaturausgabe!).

9) Briand, Azam, Barthelmi u. Fallot in den Ann. d'hygien. XXVII, 92.

10) Raeke im Journ. f. Psych. u. Neurol. III, 165.

11) Wagner in Jahrb. f. Psych. VIII, 325 u. Münchner medizin. Wochenschrift, 1893. S. 87.

12) Wollenberg, Arch. f. Psych. XXXI, 241.

Ich kann es nicht unterlassen, auch hier des von mir anderwärts besprochenen Falles Brunner zu gedenken. 1893 wurden zwei Kinder des Lehrers Brunner in Dietkirchen in Bayern ermordet, dessen Frau und das Dienstmädchen schwer verwundet. Die Frau kam nach langer Zeit zum Bewusstsein, schien ungefähr orientiert, konnte aber dem erschienenen Untersuchungsrichter über den Hergang, die Person des Täters u. s. w. nicht das Geringste mitteilen, und als es zur Fertigung dieses negativen Protokolls kam, unterschrieb sie statt „Martha Brunner" den Namen „Martha Guttenberger". Glücklicherweise griff der Untersuchungsrichter dies auf und fragte, was es mit dem Namen Guttenberger für ein Bewandtnis habe. Die Hausleute teilten ihm mit, so habe der frühere Geliebte des Brunnerschen Dienstmädchens, ein übel beleumundeter Bursche, geheissen. Er wurde verfolgt und in München aufgegriffen, wo er sofort den Mord gestand. Als die Frau Brunner wieder gesund war, erinnerte sie sich auch genau, dass sie in dem Mörder schon damals den Guttenberger bestimmt erkannt hatte. [1])

Der psychologische Hergang war also offenbar der, dass die Vorstellung, Guttenberger sei der Täter, bei der Brunner in die zweite Sphäre des Bewusstseins, das Unterbewusstsein, gesunken war, so dass ihr im eigentlichen Bewusstsein nur klar war, der Name Guttenberger habe mit der Sache etwas zu tun; diesem Umstande glaubte sie bei ihrem damaligen geschwächten Geisteszustande dadurch Genüge geleistet zu haben, dass sie sich mit diesem Namen versehen wähnte und so unterschrieb. Erst als der Druck von ihrem Hirn gewichen war, trat die Vorstellung, dass Guttenberger der Mörder war, wieder aus dem Unterbewusstsein in das eigentliche Bewusstsein. Der schönste Beweis für Dessoirs [2]) doppelte Bewusstseinssphären! [3]) Psychiater erklären den Fall in folgender Weise:

Es handelt sich hier um einen Fall von retrograder Amnesie; man nimmt heute an, dass dieses Phänomen in den weitaus meisten Fällen nach demselben Prinzip wie die traumatischen Hysterien, also ideogen zustande kommt. Die betreffenden Vorstellungskomplexe ns Unterbewusstsein gedrängt, von wo sie gelegentlich durch assoziative Nachhilfe, durch Konzentration in der Hypnose und

1) J. Hubert, „Das Verhalten des Gedächtnisses nach Kopfverletzungen". (Diss.) Basel 1901.

2) Max Dessoir, „Das Doppel-Ich". Berlin 1889.

3) M. Köppen, „Über Dämmerzustände u. zur Frage des Doppelbewusstseins". Charité-Ann. XXIV. 1899.

ähnliche Momente ins Oberbewusstsein gehoben werden können. In unserem Fall hat sich der verdrängte Vorstellungskomplex durch das Verschreiben manifestiert.[1])

Darüber, dass Leute mit Kopfverletzungen einzelne Worte vergessen, darüber spricht jede gerichtliche Medizin. Besonders viele Beispiele gibt Taine[2]), Guerin[3]), Abercrombie[4]) u. s. w., ja Winslow[5]) erzählt noch, dass eine Dame infolge einer sehr starken Blutung ihr ganzes Französisch vergessen hatte. Ebendaselbst wird mitmitgeteilt, dass Henry Holland in einem tiefen Schachte des Harz sich derart ermüdet hatte, dass er Deutsch vergessen hat. Als er sich gestärkt und erholt hatte, fiel ihm alles nach und nach wieder ein.

Ob wir all dies einem Beschuldigten glauben würden, wenn er es uns erzählen wollte?

Auffallend sind noch die Gedächtniserscheinungen, welche bei Sterbenden vorkommen und bei welchen längst vergessene und nie mehr bedachte Erinnerungen auftauchen. Die englischen Psychologen zitieren hierbei stets die Mitteilung des Dr. Rush, der in seiner lutherischen Kongregation Deutsche und Schweden hatte, die kurz vor ihrem Tode in ihrer Sprache beteten, obwohl sie dieselbe 50 bis 60 Jahre lang nicht mehr gesprochen hatten. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass manches Geständnis auf dem Totenbett mit dieser Erscheinung einen gewissen Zusammenhang hat[6]).

An der Grenze von ungenauem Wahrnehmen und sofortigem Vergessen stehen jene Fälle, in welchen bei grosser Aufregung wichtige Ereignisse nicht zum Bewusstsein kommen. Ich glaube, dass hieran viel mehr das Gedächtnis, als die Sinneswahrnehmung schuld trägt. Es ist nicht einzusehen, warum jemand bei der grössten Aufregung nicht sinnlich wahrnehmen könnte, wohl aber leuchtet es ein, dass die grosse Aufregung das eben Wahrgenommene wieder sofort vergessen lässt. In meinem früher genannten „Handbuch für Untersuchungsrichter“ habe ich eine Reihe von Fällen hierher gehöriger Art genauer besprochen und verweise

---

1) Breuer u. Freud, „Studien über Hysterie“. Lpzg. u. Wien 1895 u. Freud, „Psychopathologie des Alltagslebens“. Monatschft. f. Psychiatrie u. Neur. X, 1.

2) H. Taine, „Der Verstand“. Deutsch v. L. Siegfried. Bonn 1880.

3) Dictionaire d'histoire naturelle publié par M. Guerin; Artikel v. Grimaud de Caux Duval Jouve logique.

4) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual powers“.

5) Winslow, „An obscure Disease“.

6) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv. XV, 123.

darauf — hier seien sie nur kurz angedeutet: Niemand der Zuschauer hat gesehen, dass Maria Stuart bei ihrer Hinrichtung zwei Streiche empfing; bei einer vor mehreren Jahren vorgenommenen Hinrichtung wusste mir keiner der Anwesenden zu sagen, welche Farbe die Handschuhe des Scharfrichters hatten, obwohl jeder die Handschuhe bemerkt hat; bei einem Eisenbahnunglück behauptete ein Soldat, er habe Dutzende von zerquetschten Leichen gesehen, obwohl nur eine Person verunglückte; ein Gefangenaufseher, auf den sich ein fliehender Mörder gestürzt hatte, sah in seiner Hand ein langes Messer, es war aber ein Hering; bei der Ermordung Carnots hatte weder einer von den drei Insassen des Wagens, noch die zwei Lakaien das Messer Caserios oder die Stichführung gesehen u. s. w.

Wie oft mögen wir irre gehen, weil die Zeugen das Wichtigste in ihrer Aufregung — vergessen haben!

d) Die Erinnerungsfälschung.

Die sogenannte Erinnerungsfälschung, Paramnesie [1]), besteht darin, dass man irrtümlich meint, etwas schon einmal erlebt, gesehen, gehört zu haben, obwohl dies nicht der Fall ist. Sie kann für kriminalistische Arbeiten um so bedeutender werden, als sie leise und unvermerkt in den Kreis der Beobachtung eintritt und durch den erzeugten Irrtum zwar nicht direkt, aber um so schwerer entdeckbar, störend wirkt, so dass die entstandenen Fehler hintendrein kaum mehr wahrgenommen werden können.

Der erste, der darüber schrieb, mag wohl Leibniz gewesen sein (*perceptiones insensibiles*); später muss Lichtenberg daran gedacht haben, wenn er wiederholt behauptete, er müsse schon einmal auf der Welt gewesen sein, da ihm vieles so bekannt vorkäme, was er „dermalen gewiss noch nicht erlebt habe". Später befasste sich Jessen [2]) damit, und Sander [3]) behauptet sogar, Jessen sei der erste gewesen, der die Sache besprochen habe; dieser meine: Jeder kennt diese Erscheinung, indem plötzlich der Eindruck entsteht, als ob man das eben Erlebte schon erlebt habe und das Kommende vor-

---

1) A. Behr, „Bemerkungen über Erinnerungsfälschungen u. pathol. Traumzustände". Allgem. Ztschft. f. Psychiatrie. LVI, 918. (1899.)

2) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie". Berlin 1855, und Allgemeine Zeitschrift für Psychologie. Bd. 25. Supplementheft 48.

3) Wilhelm Sander, „Über Erinnerungstäuschungen" im 4. Band des Archivs für Psychiatrie und Nervenkrankheiten.

aussagen kann. Langwieser[1]) gibt an, dass man hierbei stets die Empfindung habe, als ob dies vor langer Zeit geschehen wäre, und Dr. Karl Neuhoff findet, es sei mit dieser Empfindung stets ein peinliches Gefühl, Unruhe, Beklemmung bis zum Alpdruck verbunden. Dasselbe Thema behandeln Wiedemeister[2]), Huppert[3]), Dugas[4]), van Biervliet[5]), Soury[6]), Lalande[7]), Bourdon[8]), Anjel[9]), Sommer[10]), Lemaitre[11]) etc.

Erklärungen sind verschiedentlich versucht worden. Wigan und Maudsley wollen darin ein gleichzeitiges Funktionieren der beiden Verhältnisse erkennen; Anjel meint, das „falsche Gedächtnis beruhe in dem Abstande, der manchmal zwischen Wahrnehmung und Bewusstwerden eintritt", und Külpe[12]) sagt, es seien „dies vielleicht Dinge, die Plato in seiner Lehre von der Präexistenz verwertet hat".

Eingehend hat sich mit der Erklärung Sully[13]) befasst, wobei er sucht die Sache möglichst einfach zu erklären: „Lebhafte Kinder glauben oft, etwas erlebt zu haben, was ihnen erzählt wurde. Das bleibt aber in der Erinnerung des Erwachsenen, der auch dann noch glaubt dies wirklich erlebt zu haben." Dasselbe kommt auch bei Kindern vor, wenn sie sich etwas recht dringend gewünscht haben. Ebenso dürften Erzählungen aus der Kindheit, wie sie Rousseau, Goethe, de Quincey geben, nur aus den luftigen Regionen des Traumlebens oder der wachen Phantasie herstammen, und Dickens hat sich mit diesem falschen Gedächtnis in seinem Roman

---

1) Langwieser, „Versuch einer Mechanik der psychischen Zustände".

2) Wiedemeister, „Über doppeltes Bewusstsein". Allgemeine Zeitschrift für Psychologie. Band 27.

3) M. Huppert, „Doppelwahrnehmung und Doppeldenken". Ibidem Bd. 26.

4) Dugas, „L'impression de l'entièrement nouveau et celle du dejà vu" und „Observations sur la fausse mémoire". Rev. philos. Vol. 37 und 38.

5) J. J. van Biervliet, „La paramnesie ou la fausse mémoire", Ibidem.

6) J. Soury, „La paramnesie d'après T. Vignoli".

7) A. Lalande, „Sur les paramnesies". Rev. phil. Bd. 36.

8) B. Bourdon, „La reconnaissance de phénomènes nouveaux". Ibidem. Band 36.

9) Anjel, Archiv für Psychiatrie. Vol. VIII.

10) Sommer, „Zur Analyse von Erinnerungstäuschungen". Beiträge zur Psych. d. Aussage. 1. 1903.

11) Arch. de Psychologie. III. 101.

12) Oswald Külpe, „Grundriss der Psychologie". Leipzig 1893.

13) James Sully, „Die Illusionen" (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. LXII. Bd.). Leipzig 1884.

„David Copperfield" befasst. Sully meint weiter richtig: „Wir machen auch dann Erinnerungsfälschungen, wenn wir Empfindungen falsch chronologisch datieren und glauben als Kinder das gefühlt zu haben, was wir später empfanden und in die Kindheit zurückverlegten."

Ebenso richtig führt er manches hierher Gehörige auf Gelesenes zurück. „Romane können einen solchen Eindruck machen, dass das dort Gehörte oder Beschriebene als wirklich erlebt erscheint. Ein Name oder eine Gegend scheint uns dann bekannt, bloss weil wir etwas Ähnliches gelesen haben." — Darauf hat schon Hartley[1]) hingewiesen.

Man wird vielleicht recht tun, wenn man nicht alle Erscheinnungen der Paramnesie auf dieselbe Weise erklärt, zumal eine Anzahl derselben nur zum Schein dahin gehört. Man wird oft Eindrücke bekommen, die man dem falschen Gedächtnis zuzuschreiben geneigt ist, während man später gewahr wird, dass es echtes, unbewusstes Gedächtnis war, das hier gewirkt hat; man hat die Sache wirklich erlebt, hat es aber vergessen, dass dies der Fall war. Ich komme z. B. das erste Mal in eine Gegend und bekomme die Empfindung, dass ich diese Gegend schon einmal gesehen habe, und weil dies aber tatsächlich nicht der Fall ist, so halte ich dies für einen Fall von Erinnerungsfälschung. Später nehme ich wahr, dass ich, vielleicht in früher Kindheit, wirklich in einer Gegend war, die so aussah, wie die heute das erste Mal betretene, so dass die Erinnerung eine richtige war, ich hatte nur das darauf bezogene Erlebnis vergessen.

Abgesehen von diesen unechten Erinnerungsfälschungen werden sich viele, wenn nicht alle, dadurch mit Sully erklären lassen, dass man etwas Ähnliches, wie das eben Erlebte, einmal gelesen oder gehört hat, wobei aber der Umstand, dass man dies gelesen oder gehört hat, halb vergessen oder in das Unterbewusstsein gesunken ist. Nur die Empfindung ist geblieben, nicht die Erinnerung, dass man es gelesen u. s w. hat.

Ein weiterer Teil des Hierhergehörigen lässt sich vielleicht durch lebhafte Träume erklären, die auch nur einen starken Eindruck hinterliessen, aber als Träume vergessen wurden. Wer lebhaft zu träumen pflegt, wird wissen, wie oft man z. B. tagsüber eine bestimmte heitere oder betrübte Stimmung haben kann, so, als ob man etwas Heiteres oder Betrübendes erfahren hätte, und bei näherem

1) David Hartley, „Observations on man". London 1749.

Nachdenken wird man gewahr, dass man nichts erlebt, sondern nur geträumt hat. Eine solche Stimmung, namentlich aber die Erinnerung an etwas im Traume Gesehenes oder Gehörtes oder sonst Erlebtes kann aber haften bleiben, und erlebt man später etwas Ähnliches wirklich, so kann leicht die Empfindung auftauchen, als wäre es schon einmal gewesen.[1]) Dies ist um so leichter möglich, als Träume nie vollkommen fix, sondern leicht modellier- und anpassbar sind, so dass auch die Erinnerung an das Geträumte sich gern an das nun wirklich Erlebte anfügt, wenn die Ähnlichkeit wenigstens in Umrissen besteht. —

Dies alles kann, wie jetzt allgemein versichert wird, bei jedem Menschen, gesunden und kranken, nervösen und nichtnervösen, vorkommen (Kräpelin u. a. behaupten allerdings, Paramnesien träten nur in normalem Zustande auf). Ebenso wird allgemein angenommen, dass ein gewisser Ermüdungszustand des Geistes[2]) oder des Körpers das Auftreten derselben zum mindesten erleichtere, wenn nicht überhaupt bedinge. Dies scheint, soweit ich es an mir selbst nachprüfen konnte, richtig zu sein. Ich hatte solche Erinnerungsfälschungen am häufigsten während des bosnischen Okkupationsfeldzuges 1878, als wir die argen parforce-Märsche von Esseg bis Sarajevo machten. Die Fälschungen traten aber regelmässig nur nachmittags auf, als wir schon sehr ermüdet waren. Dann schien mir die Gegend, in der ich natürlich mein Leben lang vorher nicht war, vollkommen bekannt, und als ich, gleich zu Anfang, einmal den Befehl bekam, einen von Türken besetzten Han zu stürmen, so dachte ich mir lediglich, da werde nicht viel los sein, das habe ich ja schon oftmals gemacht und es ist nie dabei etwas passiert. Damals waren wir allerdings auf das äusserste erschöpft. Selbst als wir dann in den (übrigens leer befundenen) Han eingedrungen waren, imponierte mir die seltsame Umgebung gar nicht, und ich meinte, so sehe das Innere eines Han's immer aus — obwohl ich vorher noch nie ein solches türkisches Strassen-Hotel in natura oder in Abbildung gesehen hatte.

Noch ein Erklärungsversuch wäre zu erwähnen, nämlich der, welcher hierzu die Vererbung heranzieht. Hiermit haben sich u. a. Hering[3]) und Sully (loco cit.) beschäftigt. Namentlich letzterer fasst die Sache so auf, dass wir öfter glauben, etwas selbst erlebt

1) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv I, 261 u. Altmann ibidem I, 335.
2) Vergl. Wilh. Specht in Neumanns Archiv f. d. ges. Psychologie III, 245.
3) Ewald Hering, „Über das Gedächtnis u. s. w." (ein Vortrag). Wien 1876.

zu haben, während es irgend einem Vorfahren zugestossen ist. Sully meint, bestreiten lasse sich das im allgemeinen nicht, da wir ja doch merken, wie Tiere eine Menge von Geschicklichkeiten (Nesterbauen, Nahrung finden, den Feinden entgehen, wandern u. s. w.) zweifellos ererbt haben. Beweisen liesse es sich aber nur dann, dass Paramnesien vererbte Erinnerungen sind, wenn z. B. ein Kind, dessen Eltern und Voreltern an der See wohnten, welches aber fern vom Meere aufgewachsen ist, beim ersten Anblick des Meeres das Gefühl hätte, dass ihm dies bekannt sei. So lange wir nicht solche Belege in grösserer Zahl haben, bleibt die Annahme der mitwirkenden Vererbung nur eine Vermutung, allerdings eine recht ansprechende (vergleiche noch A. Pick[1]).

Wenn gefragt wird, in welcher Weise Erinnerungsfälschungen auf Straffälle Einfluss nehmen könnten, so wollen wir nur ein Beispiel anführen. Es habe jemand, aus dem Schlafe erwachend, wahrgenommen, dass sich sein Diener mit der auf dem Nachtkästchen liegenden Geldbörse zu schaffen machte, und er habe infolge einer Gedächtnisfälschung geglaubt, dass er dies schon öfter wahrgenommen habe. Die Handlung des Dieners war vielleicht eine harmlose und keineswegs auf Diebstahl gerichtet; wird aber durch das Zeugnis des Herrn festgestellt, dass dies schon wiederholt geschehen ist, dann wird vielleicht daran, dass der Diener schon oft gestohlen hat und auch diesmal stehlen wollte, nicht gezweifelt.

Generalisiert man, so darf gesagt werden, dass Erinnerungsfälschung immer dann bedenkliche Folgen haben kann, wenn sich etwas nur ein einziges Mal zugetragen hat, und wenn der Zeuge infolge von Paramnesie glaubt, dasselbe schon wiederholt beobachtet zu haben. Sich solche Fälle in Menge zu denken, ist nicht schwer, wohl aber wird man kaum sagen können, wie das Vorliegen von Erinnerungsfälschungen entdeckt werden soll, wenn man keine Kenntnis davon hat, dass sie überhaupt existieren.

Wenn wir alle Eigentümlichkeiten und Seltsamkeiten des Gedächtnisses, dieser so verschiedenen Funktion des Geistes, in Betracht ziehen, so muss es uns wundernehmen, dass die Wertschätzung desselben im besonderen Falle oft anders ist, je nachdem sie von anderen oder vom Träger des fraglichen Gedächtnisses selbst ausgeht. Mit Recht sagt Sully: „Das Gedächtnis eines anderen im

1) A. Pick, „Über eine neuartige Form von Paramnesie". Jahrb. f. Psychiat. u. Neurol. XX, 1. (1901.)

Punkte seiner Glaubhaftigkeit anzugreifen, ist einer der kühnsten Schritte, die man bei dem Angriff auf tief eingewurzelte Überzeugungen tun kann. Das Gedächtnis ist die Privatdomäne des Individuums; es schöpft aus der geheimen Vorratskammer seines eigenen Bewusstseins, in die ein anderer nicht eindringen darf."

Anders aber, wenn einer selbst von seinem Gedächtniss spricht, dann muss dieses alle Mängel auf sich nehmen, die eigentlich anderen Geisteskräften anhaften. Besonders wir hören es bei Zeugenvernehmungen so oft: „Mein Gedächtnis ist zu schwach, um diese Frage zu beantworten" — „Seit der fraglichen Verletzung hat mein Gedächtnis abgenommen" — „Ich bin schon zu alt, das Gedächtnis verlässt mich" u. s. w. — in allen diesen Fällen ist aber nicht das Gedächtnis gemeint, und tatsächlich hätte der Betreffende sagen sollen: „Ich bin zu dumm, um diese Frage zu beantworten" — „Seit der fraglichen Verletzung haben meine Verstandeskräfte abgenommen" — „Ich bin schon alt, ich verblöde." So etwas hören wir niemals, seinen eigenen Verstand setzt einer nur in sehr seltenen Fällen herab, die Fehler desselben auf das Gedächtnis zu schieben, das ist jedem bequemer. Das geschieht aber nicht bloss mit dem Worte, sondern auch in der Konstruktion. Hat einer etwas unrichtig wiedergegeben, sei es wegen falscher Beobachtung, sei es wegen mangelhafter Kombination, sei es wegen ungeschickter Verwertung der Tatsachen, so wird all dem selten die Schuld gegeben, sondern diese wird stets im Gedächtnis gesucht, und das kann leicht zu vollkommen unrichtigen Schlüssen führen.

e) Mnemotechnik.

Nur einige Worte über Mnemotechnik, Mnemonik, Anamnestik. Ein Verfahren kennen zu lernen, welches das Gedächtnis unterstützt, hat die Menschen begreiflicherweise seit langem interessiert. Als sein Begründer gilt allgemein Simonides von Keos; später soll sich der Sophist Hippias aus Elis eines Kunstgriffes bedient haben, um sich erstaunlich viel merken zu können; im Mittelalter hat sich eine Menge von Leuten damit befasst, und dies reicht herauf bis in unsere Tage. Wir selbst haben noch in der Logik die Schlussfiguren (Barbara, Cesare, Baroco u. s. w.) und in der lateinischen Grammatik die übrigens trefflichen Zumptschen Gedächtnisregeln („Was man nicht deklinieren kann" u. s. w., „Die Männer, Flüsse, Städt' und Wind" u. s. w.) mit Vorteil lernen müssen. Auch in

neuester Zeit haben die Bücher von Hermann Kothe [1]), Hartenbach [2]) Weber-Rumpe [3]), Hörkens [4]), Mauersberger [5]) u. s. w. hin und wieder von sich reden gemacht. Nicht hierher gehören natürlich die in den Tagesblättern oft angekündigten Kunststücke zur Besserung des Gedächtnisses. —

Im allgemeinen legt die moderne Psychologie keinen Wert auf diese Dinge, Kant nannte sie „blosse Kunstgriffe"; Hegel sagte, man verwandle damit Namen in Bilder, und Fichte, die Mnemonik suche nur ein Band zwischen verschiedenen Vorstellungen (Huber [6])). Vergleiche die interessanten Erörterungen hierüber bei Höfler [7]).

In gewissem Sinne entbehrt aber niemand der Mnemonik vollkommen, denn wenn man sich einen Knoten in das Sacktuch macht oder die Taschenuhr verkehrt einsteckt, so ist das auch schon eine Mnemonik, und will man sich irgend etwas merken, so sucht man mindestens sich dies nicht zu erschweren und bringt eine Reihe, ein System oder sonstwie Ordnung in das zu Merkende.

Irgend einen solchen Kunstgriff wendet also jeder an, und von der Zweckmässigkeit und Verlässlichkeit dieses Kunstgriffes hängt häufig das Vertrauen ab, das man dem Gedächtnisse eines Menschen entgegenzubringen hat. Dies kann in zwei Richtungen für den Kriminalisten wichtig sein. In der einen kann es mitunter dazu helfen, dass man ein Missverständnis aufklärt, wenn falsche Mnemonik angewendet wurde. So hatte einmal jemand eine wasserlösliche schwarze Anilinfarbe, das bekannte Nigrosin, mit dem Namen „Mohrosin" belegt und unter diesem Namen vergeblich im Laden verlangt; er hatte sich zur Erleichterung das Wort für einen „schwarzen Menschen" = Niger = Neger = Mohr gemerkt und hatte dann irrtümlicherweise den Mohren statt des Nigers bei der Wortbildung erwischt. — Ebenso fragte einmal jemand statt „um den Fürsten Salm" um den „Fürsten Schmier", da im österreichischen Dialekt eine Salbe (oder wie man da sagt „eine Salben") ebenso ausgesprochen wird wie „Salm", und da der volkstümliche Ausdruck für Salbe auch „Schmier" (Substantivum zum Verbum „schmieren") lautet.

---

1) Hermann Kothe, „Lehrbuch der Mnemonik". Hamburg 1852.
2) Ewald Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen". Quedlinburg 1837.
3) Hugo Weber-Rumpe, „Mnemonistische Unterrichtsbriefe". Breslau 1882.
4) F. Hörkens, „Leitfaden der Gedächtniskunst". Elberfeld 1879.
5) C. T. Mauersberger, „Mnemosyne". Leipzig 1885.
6) Johann Huber, „Das Gedächtnis". München 1878.
7) A. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

Dr. Ernst Lohsing teilt mir mit, dass ihm einmal gemeldet wurde, ein Herr Schnepfe sei dagewesen; tatsächlich hiess derselbe Wachtel. Solche Missverständnisse auf Grund falscher Mnemonik können bei Zeugenvernehmungen leicht vorkommen und von einschneidender Bedeutung sein. Hat man einmal Verdacht, dass falsch gemerkt wurde, so wird man wenigstens bisweilen auf das Richtige kommen, wenn man die entsprechenden Synonyma heranzieht und auch auf dem Tone nach ähnlich lautende Worte Rücksicht nimmt. Merkt man hierbei auf die im besonderen Fall massgebenden Verhältnisse auf, so kann man günstigen Erfolg haben.

In der zweiten Richtung ist die falsche Mnemotechnik wichtig, wenn sie zwar an sich richtig war, wenn aber gewissermassen der Schlüssel für das angewendete System verloren, d. h. vergessen wurde, wie man vorgegangen ist. Sagen wir z. B., ich hätte mir zu merken, wie sich das Alter von drei Menschen zu einander verhält. Wenn ich nun bemerke, dass M der älteste, N der mittlere und O der jüngste ist, so werde ich mir zur Erleichterung des Gedächtnisses vorstellen, dass die Zeit ihrer Geburt in derselben Reihe erfolgte, wie deren Namensanfang im Alphabet: also M zuerst, dann N, dann O. Ein anderes Mal habe ich mir wieder Ähnliches zu merken, und ich bemerke, dass diesmal wieder eine ähnliche Reihenfolge vorliegt, nur verkehrt wie im Alphabet (also O, N, M, L u. s. w.). Wenn ich mich trotzdem mit dieser Mnemotechnik begnüge, so kann ich später leicht verwechseln, in welchem Falle die Reihe mit und in welchem sie gegen das Alphabet gegangen ist. Daher der Grundsatz: Wenn ein Zeuge irgend etwas angibt, was scheinbar schwer zu merken war, so fragt man selbstverständlich, wie es kommt, dass er sich dies merken konnte. Beruft er sich dann auf irgend eine mnemotechnische Hilfe, so lässt man sich diese umständlich erklären und glaubt ihm nur dann, wenn diese Hilfe verlässlich aussieht. Sagt der Zeuge z. B., ich wende grundsätzlich nie umgekehrte Verhältnisse an (also nicht: verkehrt wie im Alphabet, in der natürlichen Zahlenreihe oder nach den Eigenschaften u. s. w.), dann sieht seine Angabe entschieden glaubwürdig aus. Die Beurteilung, inwieweit eine angewendete Mnemotechnik verlässlich ist, ist nicht schwer.

Eine eigentümliche Wahrnehmung geht übrigens dahin, dass vornehmlich Leute, die häufig lügen, sich gern der kompliziertesten Mnemotechniken bedienen: sie wissen, wie nötig sie es haben: „*Mendacem oportet esse memorem*“.

7. Wille.

Selbstverständlich wollen wir hier weder den Willen im philosophischen Sinne[1]), noch den „bösen Willen" des Strafrechts, noch die Freiheit des Willens einer Erörterung unterziehen, sondern nur einige wenige Momente herausgreifen, die für uns von Bedeutung sein können. Es wird also auch im folgenden unter „Willen" nur der landläufige Begriff, das, was man im allgemeinen Willen nennt, verstanden werden. Was ich mir unter „Willen" denke, habe ich vor kurzem[2]) ausgesprochen: „Wille ist der innere Effekt der stärkeren Antriebe, während Handlung der äussere Effekt der stärkeren Antriebe ist." Weiter über die Fragen von „freiem Willen, Verantwortung und Zurechnung" einzugehen, ist unmöglich, da diese allein ein Buch ausfüllen würden. — Es klingt sehr überschwenglich, wenn Hartmann[3]) sagte: „Der Wille ist das Übersetzen des Idealen ins Reale", aber in gewisser Richtung ist die Definition gut; man darf nur unter „Idealem" das „noch nicht Existierende" und unter „Realem" das Tatsächliche, Wirkliche verstehen. Denn wenn ich mich durch meinen Willen dazu zwinge, über ein bestimmtes Thema nachzudenken, so ist in der Tat etwas geschehen, aber etwas Reales ist das Nachdenken nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wir werden uns weiter gegenwärtig halten, dass schon Locke[4]) davor warnte, die Intelligenz und den Willen sich wie zwei distinkte, reelle Wesen in der Seele zu denken, von denen das eine gebiete, das andere gehorche. Hieraus seien viele unfruchtbare Streitigkeiten und Dunkelheiten entstanden. Gleichwohl müssen aber gerade wir Kriminalisten uns immer daran erinnern, wie oft uns die gemeinsame Aktion von Willen und Intelligenz bei Zeugen und noch viel mehr bei Beschuldigten entgegentreten und Schwierigkeiten machen. Wenn die letzteren mit eiserner Konsequenz leugnen und sich in der Gewalt behalten, oder mit oft bewunderungswerter Energie monatelang die schwierigsten Simulationen durchführen, so müssen wir oft zugeben, dass dies Seiten des Willens sind, die noch wenig erforscht wurden. Ja, wir können da merkwürdige Beobachtungen

1) H. Schneider, „Der menschliche Wille". Berlin 1882; H. Schwarz, „Psychologie des Willens". Lpzg. 1900; J. Türckheim, „Zur Psychologie des Willens". Würzburg 1900.

2) „Degeneration u. Strafrecht" in der Festnummer (September 1904) der „Allgem. österr. Gerichtszeitung".

3) E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten". Berlin 1869.

4) Locke, „Essay". II. ch. 21, §. 6.

darüber machen, wie sehr Beschuldigte sogar die Muskeln ihres Gesichts beherrschen, die am wenigsten unter der Kontrolle des Willens stehen, weiter vielleicht, als es Duchenne[1]) in seinen berühmten elektrischen Versuchen nachweisen konnte. Was der Wille selbst bei Zeugen in Bezug auf Erröten und Erbleichen leisten kann, geht eigentlich auch weiter, als es wissenschaftlich festgestellt werden konnte.[2]) Dies lässt sich auch bei anderweitigen Vorkommnissen erproben. Mein Sohn hat mir gelegentlich mitgeteilt, dass er einmal auf einem ungeheizten Paukboden vor einer Mensur wahrnahm, dass er infolge der Kälte blass werde; da er nun besorgte, es könnte dies so gedeutet werden, als ob er der zu dem bevorstehenden Vergnügen nötigen Courage ermangle, so suchte er mit Anspannung aller Willenskraft das Blasswerden zu unterdrücken und es gelang ihm vollständig. Seitdem habe ich hierauf im Gerichtssaale aufgemerkt und oft aufsteigendes Erröten oder beginnendes Erblassen unterdrücken gesehen — theoretisch gilt das nicht für möglich.[3])

Aber auch für die Beurteilung des Menschen im ganzen bleibt sein Wollen für uns von Bedeutung. Drobisch[4]) nennt die bleibende Beschaffenheit und vorherrschende Richtung des Wollens eines Menschen seinen Charakter. Nicht bloss Neigungen und Gewohnheiten und leitende Maxime bedingen den Charakter, sondern auch Meinungen, Vorurteile, Ansichten, Überzeugungen jeder Art.

Haben wir also den Charakter eines Menschen zu studieren, und das müssen wir bei unserer Arbeit doch bei jedem, mit dem wir zu tun haben, so müssen wir eigentlich nur sein Wollen und seinen Willen verfolgen, und dies ist an sich nicht schwer; das Bild seines Charakters entwickelt sich dann von selbst. Im Willen finden wir aber auch das charakteristische Unterscheidungszeichen für das uns wichtige Handeln. Nur dadurch, dass wir die strafrechtlich und logisch verwertbaren Handlungen vom gleichgültigen Tun scheiden, nur dadurch sind wir imstande, uns die Arbeit nicht törichterweise zu erschweren und namentlich auch Klarheit in dieselbe zu bringen. Nichts verwirrt und erschwert uns die Arbeit

1) G. B. Duchenne, „Mécanisme de la physionomie humaine etc." Paris 1861.

2) Vergl. E. Claparède, „L'obsession de la rougeur". „Arch. de psych. de la Suisse romande". I, 307. (1902.)

3) Vergl. noch: L. Cappelletti u. G. Obici, „Die Autosuggestion in der Rezitationskunst". Bologna 1895 („Il Resto del Carlino").

4) Moritz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w." Leipzig 1867.

mehr, als die Unmenge überflüssigen belastenden Beiwerkes. „Nicht jedes Tun, nicht jede Tätigkeit ist eine Handlung, sondern nur das durch den Willen und das Wissen bestimmte“ lehrte uns schon Abegg[1]), und was durch den Willen bestimmt ist, herauszufinden, das ist möglich.

Freilich müssen wir hierzu die richtige Stellung finden und uns nicht im Streite um die Freiheit des Willens verlieren, die heute der Angelpunkt des Strafrechtes sein will. Vor 40 Jahren hat Ernst Renan[2]) behauptet, der Irrtum des 18. Jahrhunderts liege im allgemeinen darin, dass dem freien, selbstbewussten Willen zugeschrieben wurde, was das natürliche Erzeugnis der menschlichen Fähigkeiten ist; überhaupt begriff dieses Jahrhundert die Theorie der instinktiven Tätigkeit zu wenig. Niemand wird behaupten, dass mit der Umlegung des Willens auf „Erzeugnis der menschlichen Fähigkeiten“ die Frage des Determinismus gelöst ist, dies zu tun, ist aber auch lange nicht unsere Sache, aber es ist uns der Weg gewiesen, wenn wir sehen, wo wir dem Verbrecher entgegenzugehen haben, und wenn wir nicht das unfassbare Moment seines Willens, sondern die greifbaren Erzeugnisse seiner Fähigkeiten zu prüfen haben. Das Gewicht unserer Arbeit liegt in der Frage nach dem Kausalitätsbegriff und mit diesem steht und fällt die Frage nach dem „freien“ Willen. —

Und im Punkte des uns vorgesteckten Problems hat uns du Bois-Reymond[3]) Erleuchtung gebracht:

„Freiheit lässt sich leugnen, Schmerz und Lust nicht; dem Begehren, das den Anstoss zum Handeln gibt, geht notwendig Sinnesempfindung voraus. Es ist also das Problem der Sinnesempfindung und nicht, wie ich einst sagte, das der Willensfreiheit, bis zu dem die analytische Mechanik reicht.“ Das Studium der Sinneswahrnehmung ist aber dasjenige, welches von uns verlangt werden kann!

Vergleiche hiezu die orientierende Arbeit von Höfler[4]): „Sieben Thesen“.

Freilich genügt es nicht, wenn wir die einzelnen „Erzeugnisse“ der menschlichen Fähigkeiten studieren, denn diese können auch

1) J. F. H. Abegg, „Neues Archiv des Kriminalrechts“. 14. Band.

2) Ernest Renan, „De l'origine du language“. 4me ed. Paris 1864.

3) Emil du Bois-Reymond, „Über die Grenzen des Naturerkennens“. Leipzig 1882.

4) Alois Höfler, „Sieben Thesen“ zu Prof. v. Liszt's Vortrag: „Über die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit“. Wien 1897.

zufällige Ergebnisse oder Erscheinungen sein, auf die uns unbekannte Faktoren gewirkt haben. Unsere Aufgabe geht dahin, nach sorgfältigem und gewissenhaftem Wahrnehmen zu Abstraktionen zu schreiten, aus den einzelnen Tätigkeiten das leitende Moment zu finden.

„Maximen und subjektive Prinzipien des Wollens", heisst es bei Drobisch[1]), „sind, wie sie Kant nennt, Grundsätze von allgemeinem Inhalt, von welchen wir wollen, dass es unser Wollen und unsere Handlungen bestimmt. Sie sind demnach Regeln für unser Wollen und Handeln, die wir uns selbst auflegen, und die daher für uns subjektive Gültigkeit haben; bestimmen die Maxime unser künftiges Wollen und Handeln, so sind sie Vorsätze." Wir wollen also sagen: Wir kennen einen Menschen, wenn wir seinen Willen kennen, wir kennen seinen Willen, wenn wir seine Maxime kennen. Aus den Maximen wollen wir erst die Handlungen beurteilen.

Und hierzu wollen wir aber nicht theoretisierend bloss seine Maxime herauskonstruieren, sondern alles, was ihn umgibt, was ihn macht und bestimmt, studieren, denn gerade hier ist der Punkt, wo die Umgebung und die Verhältnisse auf den Menschen bestimmend wirken. Vor einem halben Jahrhundert sagte Grohmann[2]): „Erfindet ein Elixier, die Organe des Unterleibes, das milzsüchtige Organ, anders zu stimmen und die fröhliche, gutmütige Tugend wird einkehren; verändert die somatische Natur und ihr seid Herren des Willens." Sich um die Umgebung, die Verhältnisse und alle äusseren Einwirkungen auf den einzelnen zu kümmern, ist nie eine überflüssige Arbeit, die verwendete Zeit wird reichlich hereingebracht durch die Erleichterungen, die bei der übrigen Arbeit gewonnen werden.

Dass die Mühe, die dem Kriminalisten durch solche Forschung erwächst, eine grosse ist, das weiss jeder, aber dieser Mühe muss er sich unterziehen, sie erfordert von ihm guten Willen, und so darf hier im Kapitel vom Willen mit Kants[3]) schönen Worten geschlossen werden: „Es ist überall nichts in der Welt zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein der gute Wille."

---

1) Moritz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w." Leipzig 1867.

2) Grohmann in „Friedreich's Magazin für Seelenkunde". 4. Heft.

3) Im. Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten". I. Absch. Königsberg 1885.

Vergleiche zu diesem Kapitel die Arbeiten von Frank[1]), Münsterberg[2]), Feder[3]), von Ehrenfels[4]), Windelband[5]), Schmidkunz[6]), Jodl[7]) u. s. w.

8. Das Gefühl.

So wenig das Gefühl im landläufigen Sinne mit dem Kriminalisten zu tun haben soll, so sehr ist es im eigentlichen Sinne für ihn insoweit wichtig, als es das Movens für eine Reihe von Erscheinungen bei Beschuldigten und Zeugen ist und als solches wichtig und nachhaltig wirkt. Im nachstehenden soll nun zu zeigen versucht werden, dass das Gefühl, soweit es für uns in Betracht kommt, nicht als besondere Funktion aufgefasst werden darf, was nur insofern von Bedeutung ist, als wir um so leichter arbeiten, um so weniger Gebiete für uns massgebend sind. Können wir irgend eine Seelenfunktion in einer anderen Kategorie unterbringen, so erklären wir uns manches, wenn wir auch nur die letztere kennen; jedenfalls ist für uns das Studium einer Kategorie leichter als das mehrerer.

Im allgemeinen vergleiche das über „Gefühl" in jeder Psychologie Gebrachte, dann Leibniz, Wolff, Locke, Schopenhauer, Herbart, Horwicz, Hartmann, Wundt und noch besonders die Arbeiten von Nahlowsky[8]), Lehmann[9]), Ziegler[10]).

Im abstrakten Sinne versteht man unter Gefühl die Eigentümlichkeit oder Fähigkeit der Seele, durch Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen angenehm oder unangenehm berührt zu werden; im konkreten Sinne die dadurch entstehenden mannigfaltigen Zustände der Lust oder Unlust. Hierbei unterscheiden wir

1) R. Frank, „Vorstellung und Wille in der modernen Doluslehre". Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft. X. Band.

2) Hugo Münsterberg, „Die Willenshandlung". Freiburg 1889.

3) Joh. G. Feder, „Über den menschlichen Willen". (Lehrbuch der praktischen Philosophie.) Göttingen.

4) v. Ehrenfels, „Fühlen und Wollen". Sitzungsbericht der k. Akademie. Wien 1887.

5) Wilh. Windelband, „Über den Einfluss des Willens". Schriften für wissenschaftliche Philosophie 1878.

6) G. H. Schmidkunz, „Der menschliche Wille". Berlin 1882.

7) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896.

8) Josef Nahlowsky, „Das Gefühlsleben". Leipzig 1884.

9) A. Lehmann, „Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlsleben". Aus dem Dänischen. Leipzig 1892.

10) Theobald Ziegler, „Das Gefühl". Stuttgart 1893.

zunächst zwischen sogenannten animalischen und den höheren Gefühlen. Wir wollen aber annehmen, dass diese Unterscheidung insofern keine korrekte ist, als es zwischen beiden eine Reihe von Gefühlen gibt, die ebensogut zur ersten wie zur zweiten Art gezählt werden können, so dass der Übergang ein allmählicher und eine halbwegs strenge Scheidung unmöglich ist. Wir behalten aber diese Trennung bei, um vom Einfacheren zum Schwierigeren vorgehen zu können, und fassen also die zweifellos animalischen, niederen Gefühle, wie Hunger, Durst, Kälte, ins Auge. Das sind in erster Linie rein physiologische Reize, die auf unseren Körper einwirken. Wir können uns aber unmöglich einen derselben vorstellen, ohne damit gleichzeitig und untrennbar die Vorstellung der Abwehr oder Abhülfe gegen diesen physiologischen Reiz zu verbinden. Das Gefühl des Hungers ist nicht zu denken, ohne das Streben zu empfinden, diesem Gefühle Abhilfe zu schaffen, denn ohne dieses Empfinden bestünde das Gefühl des Hungers nicht als solches. Bin ich hungrig, so strebe ich nach Speise, ist's mir kalt, so will ich Erwärmung, fühle ich Schmerz, so suche ich ihm auszuweichen. Diesem Bestreben entgegenzukommen, ist aber Sache des Verstandes, was daraus zu erkennen ist, dass das Treffen dieser Abhilfe verständiger und unverständiger in allen möglichen Abstufungen geschehen kann. Wir sehen doch, dass die an Verstand Ärmsten, die wahren Cretins, nicht einmal dem Hunger abhelfen können, denn wenn man den tiefstehenden unter ihnen Speise reicht, so stopfen sie dieselbe trotz argen Hungergefühls in Ohr und Nase, aber ja nicht in den Mund; wir müssen also sagen, dass es immerhin schon einer gewissen Menge Verstandes bedarf, um zu wissen, dass man dem Hungergefühl dadurch beikommt, dass man die Speise in den Mund führt.

Ein Schritt weiter: Bei Beschreibung des Gebahrens von anthropoiden Affen, die in Tiergärten u. s. w. gehalten werden, pflegt man es stets als Zeichen besonderer Intelligenz anzuführen, wenn es das Tier versteht, eine Decke über sich zu ziehen, um sich vor Kälte zu schützen. Dasselbe Vorgehen wird auch bei einem kleinen Kinde als Zeichen erwachter Intelligenz angeführt.

Noch besser abgestuft ist das Auftreten gegen zugefügten Schmerz, da kaum eine Spur von Intelligenz verlangt wird, um zu wissen, dass man einen heissen Tropfen, der auf den Körper gefallen ist, wegzuwischen hat; in jedem Lehrbuch der Physiologie ist zu lesen, dass selbst der dekapitierte Frosch solche Wischbewegungen macht, wenn man ihn mit einer Säure betupft. Von

dieser unbewussten Tätigkeit des Verstandes bis zur technisch höchst ausgebildeten Behandlung einer Brandwunde lässt sich nun eine unendliche Reihe von immer höheren Intelligenzäusserungen denken, so dass vom kaum merkbaren Verstandesakt bis zur höchsten Intelligenz kein Abbrechen nachgewiesen werden kann.

Nehmen wir nun ein, zwar noch animalisches, aber weiter vorgeschrittenes Gefühl, z. B. das der Behaglichkeit vor. Wir legen die Katze auf ein weiches Polster — sie streckt sich, wälzt und dehnt sich, um möglichst viele Endigungen ihrer Hautnerven mit den physiologisch angenehm wirkenden Bedingungen des weichen Polsters in Berührung zu bringen, d. h. das Angenehme möglichst auszunützen. Dieses Vorgehen der Katze kann man ebensogut instinktmässiges Gebahren, als auch Uranfang des Sinnes für Komfort nennen, und im Fortschreiten des Sinnes für Komfort kommen wir zum Luxus im Komfort, den Roscher[2]) den der höchsten Stufe des Luxus nennt (I. Luxus im Essen und Trinken, II. in der Bekleidung, III. im Komfort).

So können wir also sagen, dass die Verstandestätigkeit gegenüber dem physiologischen Reiz beim Unangenehmen auf dessen Abwehr, beim Angenehmen auf dessen Vermehrung und Ausnützung gerichtet ist, und da in gewissem Sinne beides zusammenfällt (Abwehr der unangenehmen Finsternis = Heranziehung des angenehmen Lichtes, Abwehr des unangenehmen Schmerzes = Heranziehung des angenehmen Gefühles der Schmerzlosigkeit), so können wir allgemein sagen: „Gefühl ist ein physiologischer Reiz, untrennbar verbunden mit dem sinngemässen Verhalten des Verstandes dazu.“ Freilich, von dem instinktmässigen Abwehren und Ausnützen bis zur raffiniertesten Schutzvorrichtung oder Verwertung sind weite Wege, aber die nächstliegenden Unterschiede sind nur gradativ.

Nun weiter! Fassen wir ein sogenanntes „höheres“ Gefühl ins Auge und denken uns einen speziellen Fall. Ich komme das erste Mal mit einem Menschen zusammen, der irgend etwas Widerwärtiges, z. B. eine unangenehme Haarfarbe, aufweist. Das reizt meine Augen in lästiger Weise, ich suche mich gegen diesen physiologischen widrigen Einfluss durch Wegsehen, Wegwünschen zu schützen, was schon kein freundliches Gefühl gegen den Menschen in mir erzeugt. Nun sehe ich noch, dass der Mann ein Tier quält

---

1) Wilhelm Roscher, „Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt“. Leipzig 1873. 3. Auflage.

— das mag ich auch nicht sehen, es berührt mich peinlich, und ich wünsche ihn noch energischer von mir weg. Nun stellt er eines nach dem anderen an — ich möchte ihn prügeln, um ihn abzuhalten, in Ketten legen, um ihn zu hindern, ja ich habe den Wunsch, ihn zu töten, um mir die unangenehmen Reize zu ersparen, die er auf mich ausübt, ich strenge meinen Verstand an, um Mittel zu ersinnen, entgegenzuwirken, und so ist auch hier physiologischer Reiz und Verstandestätigkeit untrennbar vereint.

Schwieriger zu konstruieren ist das Gefühl des Zornes; es ist aber nichts als plötzlich explodierender Hass, er ist akut, der Hass chronisch. Zornig kann ich gegen mein geliebtes Kind sein, aber im Momente des Zornes ist seine Äusserung ident mit der des Hasses, nur ist sie vorübergehend. Im äussersten Falle ist die Abwehr auf Vernichtung dessen gerichtet, was uns gereizt hat, das radikalste Mittel, um dem physiologischen Reiz zu entgehen, deswegen zerknittere ich den Brief, der mir Unangenehmes mitteilte, oder zertrümmere den Gegenstand, an dem ich mich beschädigt habe — entweder gehe ich da direkt vor oder symbolisch, weil ich die verursachende Person nicht erreichen kann oder darf.

Dasselbe ist es mit den Gefühlen der Zuneigung. Ich besitze einen Hund: Er hat schöne Formen, das tut meinem Auge wohl, er hat eine klangvolle Stimme, das übt einen angenehmen Reiz auf mein Ohr, er hat ein weiches Fell, das tut der streichelnden Hand wohl, ich weiss, dass mich das Tier im Notfalle verteidigen würde, das ist eine beruhigende Überlegung, ich weiss, dass er mir sonst nützlich sein kann — kurz, der Verstand sagt mir allerlei Angenehmes von dem Tiere, deshalb suche ich ihn in meiner Nähe zu haben, d. h. ich habe ihn gern. Dasselbe können wir bei allen „Gefühlen“ der Zu- oder Abneigung durchführen, überall finden wir das Gefühl als physiologischen Reiz, in untrennbarer Verbindung mit einer Anzahl teils bewusster, teils unbewusster Verstandesfunktionen. Die letzeren spielen dabei eine wichtige Rolle; sie sind der Verstand der Reihe, d. h. anererbt von Urahnen auf den Urenkel, und charakterisieren sich dadurch, dass sie zu dem antreiben, was wir tun würden, wenn wir den Hergang und seine Erfordernisse verstandesgemäss erkennten.

Wenn sich Durst einstellt, so trinkt Vieh und Mensch, auch wenn niemand es ihm gesagt hätte, weil es dies so seit zahllosen Jahren ererbt hat. Würde ein Mensch aber verstandesgmäss hierbei vorgehen, so müsste er sagen: „Durch Verdunstung und andere Absonderung wird den Geweben Wasser entzogen, diese werden

trocken und können nicht mehr elastisch genug sein, um das zu leisten, was sie leisten sollen. Wenn ich ihnen nun *per stomachum*, beziehungsweise durch Endosmose und Exosmose wieder Wasser zuführe, so tritt wieder der richtige Zustand ein.“ Die Folge dieser weisen Überlegung wird aber keine andere sein, als die instinktmässige Wirkung beim verstandesärmsten Tier — der Weise und das Tier trinken, physiologischer Reiz und Verstandesfunktion, das ist das Um und Auf jedes Gefühles.

Wir fragen, welchen Wert dies für den Kriminalisten hat. Niemand zweifelt, dass Gefühlsemanationen beim Beschuldigten und beim Zeugen häufig und mit ausschlaggebender Wirkung auftreten, niemand zweifelt, dass die Feststellung, Bewertung und Beurteilung derselben für den Richter ebenso schwierig als wichtig sind, und wenn wir die Gefühle als besondere Seelenzustände auffassen, so ist es zweifellos, dass sie wegen ihrer Unfassbarkeit, ihrer so verschiedenen Stärke und der Unklarheit in ihrer Wirkung besondere Schwierigkeiten zu bereiten vermögen. Fassen wir sie aber als Verstandesfunktionen auf, so haben wir doch etwas in seiner Tätigkeit Bekannteres, etwas gewissermassen Diszipliniertes vor uns, das in seiner Beurteilung ob der fixen Formen, in denen es sich bewegt, viel weniger Schwierigkeiten bietet. Freilich muss der jedesmaligen Beurteilung einer „Gefühlserscheinung“ jedesmal eine Umkonstruktion in die entsprechenden Verstandesfunktionen vorausgehen, ist diese aber einmal gemacht, so ist die Behandlung nicht mehr schwer.

9. Die Art der Wiedergabe.

Die Leben gebende Wichtigkeit der Sprache tritt uns, wie überall, so auch bei unserer Arbeit auf das deutlichste und zwingendste bei jedem Schritt, den wir vorwärts tun, entgegen. Alles, was wir von einem Verbrechen hören und lesen, ist in Worten ausgedrückt, und alles, was wir durch das Auge oder ein anderes Sinneswerkzeug davon wahrnehmen, muss erst in Worte gekleidet werden, bis es für uns brauchbare Formen annimmt. Dass der Kriminalist dieses erste und wichtigste Verständigungsmittel vollständig und in allen seinen Feinheiten kennen muss, ist selbstverständlich, aber es muss noch mehr von ihm gefordert werden. Ich verlange von ihm vor allem ein sorgfältiges Studium des Wesens der Sprache selbst, dieses wunderbaren, geheimnisvollen und schwer zu begreifenden Organismus, der nicht verstanden wird durch lebenslangen Gebrauch allein; ein Blick auf

die bedeutende Literatur zeigt, wie sehr sich erste Geister um die Entstehung und das Wesen der Sprache bemüht haben, und wer braucht denn die Kenntnis davon? Für alle Disziplinen hat die Sache einzig und allein wissenschaftliches Interesse, wirklichen und unabsehbaren Wert hat sie fast nur für uns, die wir das in der Sprache Gegebene aufzunehmen, festzuhalten und in mehrfacher Weise zu verwerten haben, wir, die wir durch richtiges Verständnis des Gesagten die folgenschwersten Klärungen, durch falsche Auffassung und Deutung die grössten Irrtümer veranlassen können. Niemand ist daher so sehr verpflichtet, wie wir Kriminalisten, das allgemeine Wesen der Sprache zu studieren, da nichts verstanden wird, dessen Entstehung, Natur und Entwicklung fremd bleiben — wer diese Studien nicht macht, kann eine Sprache so zur Not benützen, er versteht sie aber nicht und die kleinste Schwierigkeit, die ihm begegnet, bringt ihn zu Fall. Aus der so reichen Literatur — in der sich auch hier die ältere durch reichere Kasuistik wertvoll abhebt und deshalb nicht übersehen werden darf — nenne ich namentlich die Arbeiten von Tiedemann[1]), Herder[2]), Zobel[3]), Monboddo[4]), Hamann[5]), Humboldt[6]), Schelling[7]), Heyse[8]), Grimm[9]), Renan[10]), Geiger[11]), de Brusses[12]), Jäger[13]), Darwin[14]), Caspari[15]),

1) Tiedemann, „Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache". Riga 1772.

2) Herder, „Abhandlung über den Ursprung der Sprache".

3) Rudolf Zobel, „Gedanken über die verschiedenen Meinungen vom Ursprunge der Sprache". Magdeburg 1773.

4) Monboddo, „Von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache". Übersetzt von E. A. Schmied. Riga 1785.

5) Johann G. Hamann, „Schriften". IV. Herausgegeben von Fr. Roth. Leipzig 1821, 1825.

6) Wilhelm v. Humboldt, „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues". Berlin 1836.

7) F. W. Schelling, „Einleitung in die Philosophie der Mythologie". Stuttgart und Augsburg 1856.

8) Steinthal-Heyse, „System der Sprachwissenschaft". Berlin 1856.

9) Jakob Grimm, „Über den Ursprung der Sprache".

10) Ernst Renan, „De l'origine du language".

11) Lazar Geiger, „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft". Stuttgart 1869.

12) de Brosses, „Traité de la formation mécanique des languages". Paris 1765.

13) G. Jäger, „Über den Ursprung der menschlich. Sprache". (Ausland 1867.)

14) Charles Darwin in „Die Abstammung des Menschen".

15) Otto Caspari, „Die Urgeschichte der Menschheit". Leipzig 1873.

Steinthal[1]), Whitney[2]), Wolf[3]), Paul[4]), Marty[5]), Gerber[6]), Wegener[7]), Schuchardt[8]), Noiré[9]), Merkel[10]) u. s. w.

a) Verschiedene Ausdrucksweise im allgemeinen.

Dass jeder Mensch seine besondere Auskdruckweise hat, liegt einerseits in der Verschiedenheit der Menschen nach ihrer Natur und Kultur, andererseits aber in dem Wesen der Sprache als lebender Organismus, der sich nach dem Boden, auf dem er wächst, also nach dem Menschen, bei dem er sich entwickelt, auch verschieden gestaltet. Dies brächte eigentlich die Notwendigkeit mit sich, die Ausdrucksweise jedes Menschen, mit dem wir zu tun haben, also jedes Beschuldigten, jedes wichtigen Zeugen, einem besonderen Studium zu unterziehen; glücklicherweise muss dies aber mit einem anderen Studium, dem wir uns ohnehin ergeben müssen, verbunden werden, nämlich dem des Charakters und des Wesens dieses Menschen. Das eine wäre ohne das andere absolut undenkbar: Wer den Charakter eines Menschen studieren will, muss von allem Anfange an auf dessen Ausdrucksweise ein Augenmerk richten, da diese zu dem Bezeichnendsten gehört, was ein Mensch überhaupt besitzt und aufweist: wie seine Sprache, so der Mensch. Die Ausdrucksweise allein zu studieren, geht aber auch nicht an, da bei der Beobachtung derselben eine Menge von anderen Momenten dem Studium unterzogen werden müssen, um die Untersuchung der Sprechweise zu erleichtern, wo nicht überhaupt erst zu ermöglichen. So greift eines in das andere, und wenn man mit der Aufklärung der Ausdrucksweise eines Menschen im klaren ist, so ist man's mit dessen Charakter auch, und ebenso umgekehrt;

---

1) H. Steinthal, „Der Ursprung der Sprache". Berlin 1877.

2) William Dwight Whitney, „Leben und Wachstum der Sprache". Übersetzt von August Leskien. Leipzig 1876 und „Vorlesungen". Übersetzt von Dr. Julius Jolly. München 1874.

3) Wolf, „Sprache und Ohr". Braunschweig 1871.

4) Hermann Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte". Halle 1880.

5) Anton Marty, „Über den Ursprung der Sprache". Würzburg 1875.

6) Gustav Gerber, „Die Sprache als Kunst". Bromberg 1873.

7) Ph. Wegener, „Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens". Halle 1885.

8) Hugo Schuchardt, „Über die Lautgesetze". Berlin 1885.

9) Ludwig Noiré, „Der Ursprung der Sprache". Mainz 1877.

10) Karl Ludwig Merkel, „Physiol. der menschl. Sprache". Leipzig 1866.

wie man dies aber angeht, wie man sich eines aus dem anderen erleichtert und die Arbeit vereinfacht, das ist allerdings ein Kunststück, es erlernt dasselbe aber jeder, der überhaupt Anlage zu unserer Arbeit hat.

Im allgemeinen hat Taylor [1]) recht, wenn er behauptet, dass die Sprache eines Menschen viel weniger auf seine Abstammung, als auf seine Erziehung, sein Wissen und Können hinweist. Hiervon liegt auch ein gutes Stück darin, dass die Sprache eben etwas Lebendes, daher Wachsendes und Bewegliches ist, was sich in der Menschheit im allgemeinen fortentwickelt und daher auch beim einzelnen besondere Formen annehmen muss. Das hat Geiger [2]) an einem Beispiel gezeigt und tausend ähnliche liessen sich aufzählen.

Er macht auf den Wechsel in der Bedeutung der Worte aufmerksam: *Mriga* heisst im Sanskrit „wildes Tier", Jagdbeute; im Zend bloss Vogel, und das gleiche persische Wort *Mrug* blieb bloss für Vogel, so dass auch das Hausgeflügel, der Singvogel im Käfig jetzt *Mrug* heisst. Es hat sich sonach eigentlich die erste Bedeutung, das wilde Tier, in die gegenteilige, das gezähmte Tier, allmählich verwandelt. In anderen Fällen werden wieder bestimmte Ausdrücke ohne recht nachweislichen Grund für bestimmte Gegenstände vorbehalten; wir sagen: Brot backen, Kuchen backen, gewisse Fleischspeisen backen; dann aber wieder Äpfel braten, Kartoffeln braten, gewisse Fleischspeisen braten — wir würden lachen, wenn ein Fremder sagen wollte, man habe Brot gebraten. Geiger führt hiezu als Beispiel an: „Löwenhaut und Eselshaut, Widderfell und Zobelfell, Hirschhaut und Rehfell."

Diese Ausdrucksweise hat ja allerdings mit dem Charakter noch keinen Zusammenhang, aber es ist der Ausgangspunkt für besondere, schon recht charakteristische Formen, die sich bei allen Korporationen, Zünften, Klassen, bei Studenten, Soldaten, Jägern u. s. w., dann aber auch in den Mittelklassen grosser Städte einbürgern (Lazarus [3])). Solche Formen können so bezeichnend werden, dass der Gebrauch einer einzigen derselben dem Betreffenden ein unleugbares Gepräge aufdrückt. Ich sah einmal auf einer Bahnfahrt zwei alte Herren, die einander fremd waren, in ein Gespräch kommen; der eine erzählte u. a., er habe einen von der Pferdebahn

---

1) E. Taylor, „Anthropologie". Deutsch von G. Siebert. Braunschweig 1883.
2) Lazar Geiger, „Ursprung und Entwicklung der Sprache". Stuttgart 1869.
3) M. Lazarus, „Das Leben der Seele". Berlin 1856.

abspringenden Offizier über seinen Säbel stolpern und fallen gesehen, hierbei brauchte er statt des Wortes Säbel den alten Couleur-Studentenausdruck „Speer". Leuchtenden Auges sah ihn der andere alte Knabe an und rief: „Herr Bruder, von welcher Couleur?"

Noch merkwürdiger ist aber dann das Wechseln und Neuaufnehmen von Worten mit besonders hineingelegter Bedeutung unter gewissen Klassen — die Worte werden modern (proper, faul, fesch, pschütt u. s. w.) — so modern, dass der Leutnant in den „Fliegenden Blättern" beim ersten Betreten des Kölner Domes ausruft „schneidiges Lokal!"

Diese besondere Auffassung gewisser Formen geht dann bis zum Individuum (Geiger l. c.); jeder hat seinen individuellen Sprachgebrauch; der eine wird mit „gewiss", der andere mit „ja wohl" antworten, der eine sagt lieber „finster", der andere „dunkel". Das hat zweifache Bedeutung. Einmal kann es das Wesen eines Menschen aufklären, wenn er einem Worte einen bestimmten Sinn gibt; wie herzlos und roh klingt es, wenn ein Mediziner, von einer recht schmerzhaften Operation erzählend, sagt: „Der Patient hat gesungen!" Weiter aber wird es oft notwendig, bei manchen Schilderungen auf die Bedeutung einzugehen, die einer einem Worte beizulegen beliebt — sonst sind Missverständnisse unausweichlich. Dies zu entdecken, ist gewöhnlich nicht leicht, denn wenn es auch nicht schwer fällt, herauszubringen, was einer mit einem bestimmten Ausdruck bezeichnen will, so ist es leicht zu übersehen, dass einer überhaupt einen besonderen Ausdruck für etwas gebraucht. Dies kommt besonders häufig vor, wenn einer (so wie es übrigens auch das Volk tut) durch Verwechslung von Ähnlichem und durch die Wiederholung solcher Verwechslungen vom Richtigen weit abgekommen ist. Auch hierauf hat L. Geiger aufmerksam gemacht. Es ist überhaupt nur Sache weniger Menschen, zwischen Gleichheit und Ähnlichkeit scharf zu unterscheiden: die meisten Menschen behandeln beides gleich und glauben namentlich zwei Dinge für gleich halten zu dürfen, die nur ähnlich sind. Wenn A und B sonst gleich sind und nur B etwas grösser als A ist, so dass sie ähnlich erscheinen, so ist es kein grosser Fehler, wenn ich sie für gleich halte und B statt A setze. Nun vergleiche ich B mit C, C mit D, D mit E u. s. w., von denen immer das nächste etwas grösser ist, und wenn ich immer denselben kleinen Fehler begehe, wie das erste Mal, so habe ich schliesslich statt A das vielfach grössere Z gesetzt, und jetzt ist der Fehler schon ein sehr bedeutender geworden; ich hätte gewiss nicht von Anfang an Z statt A gesetzt

aber die oftmalige Verwechslung der Ähnlichkeit habe ich mir gestattet und bin so zur vollen Ungleichheit gelangt.

Dieser Vorgang ereignet sich bei der Umänderung von Bedeutungen oft, und will man nachsehen, wie sich eine verwunderliche Bedeutung eines Wortes entwickelt hat, findet man sich meistens zurecht, wenn man von Ähnlichkeit zu Ähnlichkeit allmählich nach und nach zurückgeht; alle die merkwürdigen Umgestaltungen, die ein Wort im Laufe langer Zeit in einer Volkssprache erlitten hat und wofür uns jedes Lehrbuch der Sprachentwicklung zahlreiche Beispiele sagt, können sich aber auch verhältnismässig rasch bei einem einzigen Menschen bilden, und wer dem nicht nachgeht, versteht den einzelnen freilich vollkommen falsch.

Zu Verwechslungen und daher plötzlichen Umgestaltungen kommt es dann, wenn der Sprachschatz, namentlich in unentwickelten Sprachen, nur geringe Unterscheidungen bietet. Beispiele hiervon, allerdings nur bei wilden Sprachen, hat uns Taylor[1]) gegeben: In den westafrikanischen Wolofsprachen bedeutet z. B. *dagôu* gehen, *dágou* stolz einherschreiten; *dágana* demütig bitten, *dagána* verlangen. In der Mpongwesprache heisst: *mi tonda* ich liebe, *mi tônda* ich liebe nicht. Solche Betonungsunterschiede macht aber unser Volk auch, und die Verwechslungen liegen daher nahe — wer merkt wohl auf sie?

So wichtig aber auch die Umsetzungen in der Wortbedeutung sind, so wenig erreichen sie die Bedeutung der Auffassung der Darstellungsweise. Hierin liegen die noch grösseren Irrungen, weil ein Fehler weder leicht bemerkbar, noch nachzuweisen ist.

J. St. Mill[2]) sagt mit Recht, dass die alten Forscher viel fehlten, weil sie sich durch die Klassifikation der Sprache fesseln liessen; es fiel ihnen kaum ein, dass das, was sie mit abstrakten Namen benannten, in Wirklichkeit aus mehreren Phänomenen bestand. Dieser Fehler hat sich aber fortgeerbt, und die Leute, die heute abstrakte Dinge nennen, begreifen nach ihrem Verständnisse einmal diese, einmal jene Erscheinungen darunter; dann wundern sie sich, wenn sie einander nicht verstehen. Daher die zwingende Notwendigkeit, dass der Kriminalist jedesmal, wenn ihm etwas Abstraktes genannt wird, erst genau feststellen muss, was der andere darunter begreift. Bei solchen Dingen macht man die kuriose Erfahrung, dass diese Frage

---

1) Eduard Taylor, „Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation". Deutsch von Siebert. 1883.

2) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung". Nach John Stuart Mill. Braunschweig 1865.

am notwendigsten bei solchen Leuten ist, die sich mit der Sache eingehend befasst haben, da gerade dann, wenn man sich mit einer Frage vielfach beschäftigt, ein besonderer Sprachgebrauch, wenn man so sagen darf, Platz greift. Das Übersehen dieser Vorsicht, den subjektiven Kreis, den jemand um einen abstrakten Begriff gezogen hat, festzustellen, kann böse Folgen haben.

Im allgemeinen muss festgehalten werden, dass in der Auffassung der Sachlage eine, wenn auch geringe Zeit einen wesentlichen Einfluss ausübt. Mittermaier[1]), oder eigentlich schon früher Jeremias Bentham und sein Bearbeiter Dumont[2]) haben darauf hingewiesen, welchen Einfluss die Zwischenzeit von der Beobachtung bis zur Aussage in der Darstellungsform ausübt; der Zeuge, der sofort vernommen würde, sagt vielleicht dasselbe aus, was er nach einigen Wochen sagt — aber die Darstellung ist eine andere, er gebraucht andere Worte, er versteht unter den einzelnen Worten andere Begriffe, und so wird die Angabe eine verschiedene.[3])

Ein ähnliche Wirkung kann durch die Verhältnisse hervorgerufen werden, unter denen wiedergegeben wird. Jeder von uns weiss, welch überraschende Verschiedenheiten vorkommen zwischen dem, was der Zeuge in der stillen Amtsstube vor dem Untersuchungsrichter und seinem Schriftführer gesagt hat, und dem, was er in öffentlicher Verhandlung, etwa vor den Geschworenen angiebt. Man will öfter entrüstet über den Zeugen herfallen, der so verschiedene Angaben macht, und wenn man genauer zusieht, nimmt man wahr, dass es eigentlich dasselbe ist, was er früher und was er jetzt sagte, nur die Ausdrucksweise ist eine andere, und so sieht die Erzählung anders aus. Die Verschiedenheit des Zuhörerkreises wirkt sehr stark. Es ist ja gewöhnlich wahr, wenn Beneke[4]) sagt, die reproduktive Ausbildung werde durch den Anblick einer grösseren Anzahl von gespannt Zuhörenden gesteigert, aber ausnahmslos gültig ist das nicht. In dem Worte „gespannt Zuhörende" liegt schon die Feststellung, dass der Redende interessant und gut zu sprechen weiss, denn sonst würden ihm die Leute nicht gespannt zuhören, und wenn man etwas gut macht und weiss, dass man es gut macht, so ermuntert die Zahl der Hörer immer mehr, da man jeden Hörer als einen aufmunternden Bewunderer zählt. Das ist immer so. Wenn

---

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise". Darmstadt 1834.

2) Etienne Dumont, „Traités de legalisation civile et pénale". Paris 1802.

3) Borst u. Claparède, „Sur divers caractéres du temoignage". Arch. des Sc. phys. et nat. XVII.

4) Eduard Beneke, „Pragmatische Psychologie". Berlin 1850.

jemand eine Arbeit verrichtet und es sieht ihm jemand zu, so wird es ihm angenehm sein, wenn er weiss, dass er seine Sache gut macht, es wird lästig und verwirrend auf ihn wirken, wenn er sich seiner Ungeschicklichkeit bewusst ist. Also gesteigert wird die reproduktive Ausbildung allerdings durch eine grosse Zahl von Hörern, aber nur dann, wenn man seiner Sache und des Beifalls der Hörer sicher ist. Für das letztere ist aber die „gespannte Aufmerksamkeit" nicht immer ein Beweis. Wenn ein Gelehrter über ein selbst gewähltes Thema spricht, und die Leute hören aufmerksam zu, so hat der Vortragende das Thema glücklich gewählt und spricht gut, die Aufmerksamkeit spornt ihn an, er redet noch besser u. s. w. Das ändert sich aber. Wenn in einem grossen, allgemeines Interesse erregenden Prozess der Kronzeuge auftritt, so wird auch „gespanntteste Aufmerksamkeit" herrschen, die gilt aber nicht ihm, sondern der Sache; er hat sich sein Thema nicht gewählt, es gebührt ihm also für den Gegenstand keine Anerkennung — ob er gut oder schlecht spricht, ist gleichgültig, das Interesse gilt nur der Sache, er selbst geniesst vielleicht die ungeteilten Antipathien, den Hass, die Verachtung aller Zuhörer — aber die Aufmerksamkeit ist doch gespannt, und da er weiss, dass diese nicht ihm und seinen Verdiensten gebührt, so verwirrt und drückt sie ihn nur. Darin liegt oft der Grund, warum so viele Strafprozesse anders ausfallen, als sie es bis zur Erhebung der Anklage erwarten liessen. Die nur den Prozess kannten, aber bei der Verhandlung nicht anwesend waren, begreifen den Ausgang um so weniger, als man ihnen sagt, dass sich im Verlaufe der Verhandlung „nichts" geändert hat — und doch hat sich viel geändert: die Zeugen haben, angeregt oder aber verschüchtert durch die Zuhörermenge, anders gesprochen, sich anders ausgedrückt als früher, und so war nun alles anders geworden.

In ähnlicher Weise kann ein Sachverhalt durch die besondere Darstellungsweise eines Zeugen in ein anderes Licht gerückt werden. Nehmen wir irgend eine energisch wirkende Eigenschaft eines Menschen, z. B. Humor. Es ist selbstverständlich, dass Scherz, Witz, Komik im Gerichtssaal ausgeschlossen sind, hat aber jemand wirklichen, echten Humor, der in trockener Form die Sache in seiner Weise darstellt, ohne mit einem einzigen Worte die erlaubte Grenze zu überschreiten, so kann er oft selbst eine sehr ernste Sache so erzählen, dass er ihr zum mindesten die gefährliche Schärfe nimmt; machen doch Depositionen irgend eines lustigen Zeugen oft die Runde durch alle Tagesblätter zum Vergnügen aller Leser. Das finden wir aber überhaupt so, jeder kennt das und weiss, wie ein wirklich

humoristischer Mensch Erlebnisse (bedenkliche Situationen aus der Schulzeit, unangenehme Reiseabenteuer, schwierige Verhältnisse bei Streitereien u. s. w.) in einer Weise erzählen kann, dass jeder Hörer lachen muss. Gleichwohl waren die Sachen seinerzeit lästig, schwierig, selbst recht gefährlich, der Erzähler lügt nicht das Mindeste dazu und doch bringt er es so, dass selbst das Opfer der damaligen Sachlage gern lacht. Kräpelin[1]) giebt das in seiner ausgezeichneten Arbeit „Zur Psychologie des Komischen" trefflich: „Der Humor löst seine Aufgabe, einem grossen Bruchteil menschlichen Missgeschickes die verwundende Spitze zu rauben, dadurch, dass er uns an dem Beispiele des Nebenmenschen die Komik der zahllosen Unvollkommenheiten und Torheiten menschlicher Situation darlegt."

Stellen wir uns nun vor, dass ein wirklich humorvoller Zeuge einen Hergang erzählt, der recht bedenkliche Folgen hatte, der aber doch nicht wirklich mit einem tragischen Ausgange endete, sagen wir eine grosse Rauferei, eine recht krasse Betrügerei, eine Ehrenbeleidigungsgeschichte u. s. w. Die Stimmung ist mit einem Schlage geändert, wenn sie auch schon durch zehn Zeugen fixiert erschien, und die neue Fassung der Sache macht sich zum mindesten im Ausspruche über das Strafausmass recht milde geltend. Wer dann das Ganze nicht mit angehört hat, begreift den Ausgang allerdings nicht.

Ebenso sehen wir oft recht harmlose Vorgänge durch einen schwarzsehenden, melancholischen Zeugen ernstes Aussehen gewinnen, ohne dass der Zeuge in dem einen oder anderen Falle ein einziges unwahres Wort vorgebracht hätte. Ebenso Farben und Stimmung gebend kann es werden, wenn ein verbitterter Mensch, der seine persönlichen Erfahrungen für allgemeine Wahrheiten hält, ein an sich nicht arges Ereignis schildert. Das ist nicht übertrieben — jeder Erfahrene wird es bestätigen, wenn er nur ehrlich genug ist, zuzugeben, dass er mitunter selbst zu den Umgestimmten gehört hat; ich vermeide den Ausdruck Dupierten.

Auch hier wäre zu wiederholen, dass in solchen Fällen die gleichzeitigen Handbewegungen und sonstigen Gesten des Zeugen, wenn sie nur beachtet werden, häufig auf das Richtige zurückführen, Die Bewegungen lügen viel seltener als die Worte[2])!

Ein weiteres Mittel, um zu entdecken, ob ein Zeuge sich nicht von seiner Stimmung und seinen Eigenschaften hinreissen lässt, ist

---

1) Emil Kräpelin in „Wundts philosophischen Studien". 2. Band.

2) F. Regnault, „Le language par gestes" in „La Nature" XXVI, 315. (1898.)

die genaue Beobachtung, welchen Eindruck seine Erzählung auf ihn selbst macht. Stricker[1]) hat das in seiner genialen Weise am besten gesagt. Er hat sich beim Sprechen kontrolliert und bemerkt, dass, solange er klar geschilderte Komplexe in einer ihn befriedigenden kausalen Verknüpfung bringt, er die Hörer fesselt; sobald er zu einer Verknüpfung kommt, die ihn nicht befriedigt, so ändert sich der Habitus des Auditoriums.

Diese Beobachtung brauchen wir umgekehrt: Wir sind das Auditorium des Zeugen und merken wohl darauf, ob ihn seine eigenen kausalen Verknüpfungen befriedigen. Solange dies der Fall ist, glauben wir ihm, ist es nicht mehr so, dann lügt er entweder, oder er weiss selbst, dass er sich nicht so ausdrückt, wie er es tun sollte, damit wir den Hergang richtig auffassen.

b) Die Ausdrucksweise des Dialektes.

Was jeder Kriminalist unbedingt kennen muss, ist der Dialekt jener Leute, mit denen er zumeist verkehrt; dies halte ich für so notwendig, dass ich es geradezu für eine Gewissenlosigkeit erkläre, wenn sich jemand der Tätigkeit eines Kriminalisten hingibt, ohne den Dialekt der Leute zu kennen. Niemand, der Erfahrung in der Sache hat, vermag es mir zu bestreiten, wenn ich behaupte, dass durch nichts so grosse Missverständnisse der schwersten Art, geradezu Verkehrungen in das Gegenteil entstanden sind, als durch Unkenntnis des Dialektes, Unkenntnis der Ausdrucksweise des Volkes, Missverständnisse, die nie wieder gut gemacht werden können, da sie zumeist falsch protokollarisch festgehalten, durch kein Leugnen, kein Bestreiten und Auslegen mehr geändert werden können.

Die Schwierigkeit, den Dialekt kennen zu lernen, ist keine grosse, wenn man sich nicht von lächerlichem Hochmut und törichtem Eigendünkel dazu verleiten lässt, die Sprache des Volkes als etwas „Niedriges, Gemeines“ anzusehen; man muss nur zur wissenschaftlichen Ueberzeugung kommen, dass der Dialekt gerade so berechtigt ist wie die Schriftsprache, dass er gerade so ein lebendiger, interessanter Organismus ist, wie die höchst entwickelte Ausdrucksform. Ist einmal das Interesse für den Dialekt erwacht, so handelt es sich nur um die Aneignung einer Anzahl von Bedeutungen in demselben; sonst gibt es keine Schwierigkeit, denn die Sprechweise des eigentlichen Bauern ist, und das gilt für die ganze Welt, immer

---

1) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen“. Wien 1883.

die einfachste, natürlichste und kürzeste. Künstlichkeiten, schwierigen Satzbau, umständliche Konstruktionen kennt kein Bauer, und wenn man ihn nur bei seiner Weise lässt, so wird er alles deutlich, klar und leicht verständlich geben.

Viel mehr Schwierigkeiten gibt die Ausdrucksweise des ungebildeten Städters, der eine Anzahl unverstandener Phrasen aufgeschnappt hat und diese ob ihrer vermeintlichen Schönheit anbringen will, ob sie passen oder nicht. So unangenehm es ist, ein solches geschraubtes Durcheinander ohne Anfang und ohne Ende anhören zu müssen, so schwierig ist es, sich darüber klar zu werden, was der Mann sagen wollte, und namentlich, ob die verwendeten Phrasen wirklich zweckentsprechend vorgebracht wurden, oder ob sie nur ihrer selbst willen erschienen sind, weil sie „gebildet“ klangen.

Nichts ist in dieser Richtung signifikanter als der Gebrauch des Imperfektums in Ländern, wo dasselbe nicht üblich ist, sondern regelmässig durch das Perfektum ersetzt wird (nicht: „Ich ging“, sondern nur „Ich bin gegangen“). Zum Teil das Zeitungslesen, zum Teil aber eine unglückliche Sitte unserer Volksschullehrer zwingt den Kindern den Gebrauch des Imperfektums auf, welches um kein Jota mehr Berechtigung hat, als unser Perfektum, und welches die Leute dann unter gewissen Umständen, zumal wenn sie mit Gebildeten sprechen, aber nur bis zu einem gewissen Lebensalter, beibehalten. Das hat verschiedene Nachteile. Vor allem bringt der Satzbau durch den Gebrauch des ungewohnten Imperfekts solche Schwierigkeiten, dass der Betreffende die Phrase unverständlich, wo nicht falsch herausbringt; weiter, in vielen Fällen weiss der Zeuge (bei starken Verben) das Imperfekt nicht und benützt dann ein anderes Verbum, welches den Sinn nur ungefähr oder schlecht wiedergibt, z. B. er weiss nicht, wie „biegen“ im Imperfekt heisst und wählt dann unrichtiger Weise das Imperfekt von „brechen“. Ferner bringt ihm die Konstruktion des Satzes mit dem Imperfekt solche Hindernisse und erfordert so viel Aufmerken, dass er der Konstruktion des Satzes, sehr zum Nachteil der Sache, viel mehr Sorgfalt zuwendet, als der Richtigkeit des Inhaltes. Es ist auch charakteristisch für unsere immer etwas langsam, aber korrekt denkenden Leute der Alpenländer, dass sie das passende Verbum erst im Laufe des Aussprechens erdenken; sie fangen dann den Satz mit dem Hilfszeitwort an und finden im Verlaufe des Satzes das richtige Zeitwort. Unser Zeuge sagt also leicht: „Ich bin heute morgens um 7 Uhr mit einem Stock in der Hand in den Garten getreten“ — es fällt ihm aber schwer, das richtige Verbum gleich

zu Anfang zu finden und zu sagen: „Ich trat heute morgens u. s. w.“ Zwingt man ihn aber zu dieser, für ihn umgekehrten Reihenfolge des Ausdenkens, so bringt er leicht ein falsches Wort zum Vorschein. Es ist charakteristisch für den Bauern, dass er sich überhaupt nicht scheut, ein anderes Wort zu brauchen, wenn er sich mit dem einen nicht zurecht findet; es ist da die wahre Geschichte von dem Bürgermeister geradezu belehrend, der an die vorgesetzte Behörde den schriftlichen Bericht einsandte, dass an der Landstrasse auftragsgemäss Birnbäume gepflanzt wurden; als nun der Bezirkshauptmann die Pflanzung besichtigte, meinte er, das sei sehr schön, nur seien das keine Birnbäume! „Freilich sind's keine“, meinte der biedere Landbürgermeister, „aber der Teufel schreibt einen Zwetschkenbaum“. Er hatte also tatsächlich das verzwickte Wort nicht zu schreiben gewusst und deshalb den einfacheren Birnbaum gewählt. Solche Dinge beschwört man aber herauf, wenn man die Leute in ungewohnter Weise sprechen lässt.

Ich gestehe, dass ich einem Zeugen regelmässig mit etwas Misstrauen entgegenkomme, sobald er ein Imperfekt oder eine sonst ihm ungeläufige Redeform gebraucht. Ich setze voraus, dass er ein unselbständiger Mensch ist, der sich dies einreden liess, ich glaube, dass er nicht ganz wahrhaftig ist, weil er für ihn unwahre Formen vortreten lässt, und ich fürchte auch, dass er über der Form den Inhalt vernachlässigt. Gebraucht ein einfacher Mensch ruhig und ohne Scheu seinen ihm zukommenden Dialekt, so liegt zum mindesten vorerst kein Grund vor, ihm zu misstrauen.

Auf einige Eigentümlichkeiten ist aber immerhin zu achten.

Vor allem ist der Dialekt überall in gewisser Richtung ärmer als die Schriftsprache, er begnügt sich z. B. mit wenigen Farben (weiss, schwarz, rot). Die blaue Traube, der rote Wein wird mit schwarz bezeichnet, der helle Wein mit weiss. Das letztere hat übrigens aus dem Dialekt auch die Schriftsprache übernommen: kein Mensch sagt „wasserheller oder gelber Wein“, obwohl niemand noch weissen Wein gesehen hat. Ebenso sagt kein Bauer: „Ein brauner Hund, eine braungelbe Kuh“ — das wird immer nur mit „rot“ bezeichnet. Das ist bei Kleiderbeschreibungen u. s. w. wichtig. Dem widerspricht nicht, dass die Sprache des Dialekts dort, wo vielfacher Gebrauch eines Dinges vorliegt, wieder viel reicher ist, z. B. heisst der Stiel eines Werkzeuges „Stiel, Habe, Stab, Griff, Höl, Stück u. s. w.

Beim Gebrauche der Fremdworte ist darauf zu achten, in welcher Bedeutung dieselben übernommen wurden; so hat das Wort fidel

(treu) den Sinn von lustig, heiter; das Wort commod = leutselig, simulieren = nachdenklich dasitzen u. s. w. Dann ist wahrzunehmen, dass ungebildete Leute stets mehr allgemein sprechen als Gebildete, welche mehr individualisieren (Lazarus[1])), z. B. „Was machst Du für Sachen?“ „Was sind das für Geschichten?“ „War das eine Wirtschaft!“ Deutlich sieht man dies wieder bei Verhandlungen wegen Ehrenbeleidigungen. Es kommt eine Klage wegen Grobheiten des X. Man fragt, welche Grobheiten angebracht wurden? „Nun eben: Grobheiten.“ „Ja hat er Sie mit Esel oder Ochs beschimpft, Sie der Dummheit, eines Betruges geziehen“? „Nein, das nicht — Grobheiten waren es.“ Beginnt man zu individualisieren, so ist man nie sicher, ob man das Richtige getroffen hat.

Ebenso merkwürdig ist es, dass es so schwer fällt, ungebildete Leute zur Wiedergabe einer Äusserung in direkter Rede zu bewegen; man kann zehnmal die Worte selbst wiedergesagt verlangen, man hört nur: „Er sagte zu mir, ich solle hineingehen“ — niemals „er sagte zu mir: ‚Geh’ hinein‘.“ Erklärlich ist diese Erscheinung, wie schon früher erwähnt, wohl dadurch, dass die Leute nur den Sinn des Gehörten im Gedächtnis behalten. Handelt es sich um den Wortlaut, so ist diese Eigentümlichkeit recht unangenehm und meistens nur dadurch zu beseitigen, dass man dramatischen Dialog aufführen lässt und dem Zeugen sagt: „Nun sind Sie der A und ich der B — wie war’s“? Aber selbst da schlägt das Mittel oft fehl, und wenn man die direkte Rede doch endlich erzwingt, so kann man der Verlässlichkeit des Gesagten nie sicher sein; es war dem Mann einfach zu ungewohnt, so zu sprechen, und das Ungewohnte ist stets unsicher.

Was noch namentlich beim wirklichen Bauer Berücksichtigung verdient, ist sein Schweigen. Ich weiss nicht, ob man schon die Gründe untersucht hat, warum der Landmann allerorten schweigsam ist; einen geschwätzigen Bauern findet man selten. Dies zeigt sich nun oft in befremdender Weise darin, dass er sich auch dort nicht verteidigt, wo wir ein energisches Auftreten am Platze fänden; man sagt, es zeige oft den Mut, wenn sich einer nicht verteidigt; es mag dies eine gewisse Erhabenheit über den gemachten Vorwurf, Entrüstung über die Anklage, Sicherheit in der Unschuld sein, oft ist es aber auch blosse Schweigsamkeit, und wer dies nicht kennt, betrachtet solches Schweigen leicht als den Ausdruck der Überführung, des Unterliegens. Hier darf man nicht voreilig sein und

1) M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

muss sich vorerst Klarheit über die Natur des Betreffenden zu verschaffen suchen; kommt man zur Überzeugung, dass derselbe wirklich ein Schweigsamer ist, so darf man sich auch nicht wundern, wenn er dort nicht spricht, wo Worte dringend geboten scheinen. Allerdings kann man auch durch Schweigen heucheln.

In gewissen Fällen muss man ungebildete Leute auch von demselben Standpunkt betrachten, wie man es Kindern gegenüber tut.

Geiger[1]) erwähnt einmal, dass einem Kinde, welches bloss einen Knaben kennt, alle anderen Knaben Otto sind, wenn jener eine Knabe Otto heisst. Damit ist viel gesagt, allerdings nicht mehr als mit der Geschichte von dem Rekruten, der am Rhein meinte: „Bei uns nennt man den Rhein Donau." Dem Kinde und dem Ungebildeten fehlt das Unterordnen unter höhere Begriffe, und so wie das Kind, von dem Sigismund[2]) erzählt, jedes gezeichnete Viereck ein Bonbon und jeden gezeichneten Kreis einen Teller nennt, so bezeichnet auch der einfache, ungebildete Mensch alles ihm Neue mit dem ihm zunächst Liegenden. Oft liegt die Kunst des Kriminalisten darin, aus einer scheinbar wertlosen Aussage wichtiges Material dadurch herauszuschälen, dass er die einfachen, kunstlosen, aber meistens gut bezeichnenden Bilder richtig deutet und das herausfindet, was eigentlich gesagt werden wollte; — dass man sich hierbei von Künsteleien strenge fern halten muss, ist wohl selbstverständlich.

c) Ungenaue Ausdrucksweise.

Wenn es wahr ist, dass wir, wie Jessen[3]) sagt, in der Tat, so oft wir ernsthaft und wiederholt über die Bedeutung von Worten nachdenken, finden, dass sie einen viel tieferen und reicheren Sinn und Inhalt haben, wie wir anfänglich glaubten — wenn dies wahr ist, dann müssen wir uns wirklich darüber wundern, dass die Menschen einander überhaupt verstehen. Denn haben die Worte nicht, wie sich das gute österreichische Gesetzbuch ausdrückt, „jenen Verstand, der aus ihrer eigentümlichen Bedeutung hervorleuchtet", dann findet jeder nach seiner Anlage und Bildung einen anderen „tieferen und reicheren Sinn" in denselben. In der Tat

---

1) L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache". Stuttgart 1869.

2) B. Sigismund, „Kind und Welt". 1856.

3) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie". Berlin 1855.

sind ja viel mehr Worte nur bildlich gebracht, als wir auf den ersten Blick glauben; greifen wir blindlings zu, so finden wir überraschend viele Worte in übertragener Bedeutung; wenn ich sage: „Ich setze den Fall, ich dringe durch, ich überspringe den Satz u. s. w.“, so sind das alles Bilder, denn ich habe nichts gesetzt, ich bin nicht durch ein Hindernis gedrungen und bin nicht gesprungen, und habe ich nicht das Wirkliche, sondern nur ein Bild, dann ist die Grenze nicht zu bestimmen, wie weit sich das letztere vom ersteren entfernt hat, und jeder kann dieses Entfernen in anderer Richtung und Ausdehnung bewerkstelligen. In allen diesen Fällen muss erst festgestellt werden, wie und wohin das einer getan hat, um zu wissen, was er meint. Wie oft hört man z. B. „ein viereckiger Tisch“ (statt quadratisch), „ein sehr mittelmässiger Mensch“, wenn man sagen will, ein Mensch, der weit unter der Mittelmässigkeit steht. Häufig drückt man sich halb wissentlich falsch aus, um etwas zu beschönigen, um eine Bitte bescheidener erscheinen zu lassen: „Ich bitte um etwas Feuer“, sagt man, obgleich man weiss, dass es dem anderen gleich ist, ob er von seiner Zigarre viel oder wenig Feuer nimmt; „Ich bitte um ein ganz kleines Stückchen Braten“, sagt man, um sein Verlangen, dass der andere die schwere Schüssel reichen muss, bescheidener erscheinen zu lassen, und ebenso: „Bitte, geben Sie mir ein klein wenig Wasser“ — der andere muss aber doch die ganze Flasche reichen, und es ist ihm gleichgültig, ob man dann viel oder wenig Wasser daraus nimmt. So spricht man auch oft von „borgen“ oder „leihen“, ohne entfernt an das Zurückgeben zu denken; der Gymnasiast sagt zum Kameraden: „Leihe mir eine Feder, ein Blatt Papier, etwas Tinte“, hat aber gar nicht die Absicht der Rückstellung. Auch der Erwachsene „leiht“ sich die Reklamausgabe von diesem und jenem Werk aus und lässt sich auch schon im Momente des „Borgens“ vom Gedanken des Rückstellens nicht bedrücken. Solche Beispiele in Überfülle bietet Andresen.[1])

Ähnliches erfahren wir so oft bei Beschuldigten oder Zeugen, die glauben nicht richtig gehandelt zu haben u. s. w., und die dann ihr Vorgehen in möglichst günstigem Lichte zeigen wollen. Dieses Beschönigen geht oft weit und kann so geschickt angebracht werden, dass man das Richtige lange nicht herausmerkt. Das ge-

1) Karl Gustav Andresen, „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit“. Heilbronn 1886.

wöhnliche Sprechen gibt auch da die besten Beispiele. Seit unvordenklicher Zeit nennt man es „ein grausames Handwerk", wenn einer, um sich ehrlich zu ernähren und zum notwendigen Lebensbedarf vieler Menschen, Schlachtvieh rasch und schmerzlos töten muss. Wenn aber einer zum puren Zeitvertreib, aus Langweile harmlose Tiere in oft martervoller Weise tot schiesst oder so verwundet, dass sie, nicht aufgefunden, elend zugrunde gehen, dann heisst das „edles Weidwerk". Soll mir einer den Unterschied klar machen, der zwischen dem Erschlagen eines Ochsen und dem Erschiessen eines Rehes liegen soll, ja sogar die behauptete Geschicklichkeit im letzteren Falle liegt nicht vor, da es zweifellos schwieriger ist, einen Ochsen rasch und zunftmässig zu töten, als ein Reh mit der Schrotspritze schlecht anzuschiessen, und selbst der „schönste" Blattschuss erfordert weniger Übung als der richtige Ochsenschlag; ebenso sicher gehört auch mehr Mut dazu, mit wilden Ochsen fertig zu werden, als wie einen liebestollen Auerhahn umzubringen. Aber der Sprachgebrauch hat einmal diese eigentümliche, den Menschen zusagende Sonderung vorgenommen, und dieselbe Sonderung spielt oft in das Strafrecht herüber, ohne dass wir es recht merken. Es ist genau dasselbe, ob einer beim Pferdehandel oder beim Handel mit anderen Waren betrügt, dasselbe, wenn sich zwei vorschriftsmässig auf Säbel schlagen oder wenn Bauernburschen verabredetermassen mit Sesselbeinen raufen, dasselbe, ob einer in „edler Champagnerbegeisterung" eine Gesetzesübertretung begeht oder ob er im ordinären Schnapsrausch etwas anstellt — aber der Sprachgebrauch hat für die ersteren Fälle immer eine wohlwollende, entschuldigende Bezeichnung, für die letzteren wegwerfende, verurteilende Worte. Die „verschiedene Auffassung", die den verschiedenen Vorgängen zuteil wird, ist erst die Folge des verschiedenen Sprachgebrauches, dieser hat durch lange Fortsetzung erst die Auffassung geschieden.

Dazu kommt noch eine gewisse Unaufrichtigkeit im Sprechen und im Hören, wo der Sprechende weiss, dass der andere anders hört, und der Hörende weiss, dass der Sprechende anders denkt. Steinthal [1]) hat das gelegentlich einer Besprechung gesagt: „Während der Sprechende so manches spricht, woran er nicht glaubt, an dessen Wirklichkeit er nicht denkt, so weiss der Hörende doch recht wohl,

1) H. Steinthal in der Besprechung von Dr. Fr. Polle, „Wie denkt das Volk über die Sprache"? Leipzig 1889; in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" von Lazarus und Steinthal. Band XIX.

was der Redende gesagt hat; er versteht richtig und macht diesem keinen Vorwurf, dass er sich eigentlich ganz unverständlich ausgedrückt hat.“ So oft dies im gewöhnlichen Leben vorkommt, ohne im Verkehr wesentliche Schwierigkeiten hervorzurufen, so wenig darf dies in unseren Besprechungen mit Zeugen und Beschuldigten vorkommen. Ich weiss, dass man sich häufig der von Steinthal geschilderten Sprechweise bedient, wenn ein Zeuge einen bestimmten und wichtigen Verdacht andeuten, aber nicht gerade heraussagen will; in solchen Fällen meint z. B. der Vernehmende ebenso wie der Zeuge, dass der X der Täter ist; aus irgend einem Grunde. etwa weil dieser X ein naher Verwandter des Zeugen oder eine höher gestellte Persönlichkeit ist, will aber keiner mit der Wahrheit heraus und beide reden dann in Unrichtigkeiten, in Umschweifen die längste Zeit herum. Wenn nun beide wirklich dasselbe meinen, so ist höchstens Zeit verloren, aber sonst geschieht kein Unheil; wenn aber beide etwas anderes, z. B. einen anderen Täter meinen, aber irriger Weise glauben, dass sie an denselben denken, dann kann es zu argen Missverständnissen kommen, wenn sie auseinandergehen, ohne sich endgültig aufgeklärt zu haben. Ist dann der Vernehmende in dem Glauben, der Zeuge habe auch dieselbe Meinung, und arbeitet er auf dieser nun scheinbar gefestigten Basis fort, so kann die Sache schlimm werden. Dasselbe ereignet sich, wenn man mit einem Beschuldigten um sein Geständnis herumredet, d. h. wenn der Richter meint, der Verdächtigte wolle gestehen, deute dies aber nur an, und wenn es diesem aber gar nicht einfällt zu gestehen. Offenes und klares Reden ist bei unserer Arbeit das einzig Angezeigte und Erlaubte, alle undeutlichen Ausdrucksweisen sind von Übel.

Freilich kommen dieselben unwillkürlich oft vor, sie sind in dieser Richtung nicht zu vermeiden, man muss sich nur über dieselben klar sein. So ist es charakteristisch, dass man beim Wahrnehmen von etwas Unbekanntem sich gern an etwas Bekanntes anschliesst; Esser[1]) führt als Beispiel hiefür an, dass die Römer, als sie das erste Mal Elephanten sahen, diese „*boves lucani*“ nannten. Ebenso: Holzhund = Wolf, Wälschkorn = Mais, Meerkatze = Affe, türkischer Hahn = Truthahn u. s. w. Dies sind allgemein gebräuchliche Formen, aber auch der einzelne pflegt das alle Tage neu zu machen, so oft ihm etwas Fremdes unterkommt, was er sofort in ein vorhandenes Fach einzuschachteln sucht. Er spricht also ge-

1) Wilhelm Esser, „Psychologie“. Münster 1854.

wissermassen in Bildern, und wenn der Hörer dies nicht weiss, so kann er ihn nicht verstehen. Zu entdecken ist ein solcher Vorgang dadurch, dass man es sich klarlegt, ob und was dem Sprechenden neu und fremd gewesen ist; sobald man dies festgestellt hat, so darf man voraussetzen, dass er bei Besprechung der Sache sich in Bildern ausdrücken wird; welcher Art dieselben sind und woher sie stammten, ist nicht schwer zu finden.

Ähnliche Schwierigkeiten hat es mit dem Gebrauch von Fremdworten. Dass dieselben oft und nicht bloss von Ungebildeten falsch angewendet werden, ist bekannt und soll hier nicht weiter erörtert werden. Was ich meine, ist die Abschwächung ihrer Bedeutung im Gebrauch unserer Sprache. „Das Fremdwort“, sagt v. Volkmar[1]), „nimmt der Bedeutung des homonymen Eigenwortes ihre Schärfe und Frische und wird darum von allen gesucht, welche die Dinge nicht beim rechten Namen nennen wollen; die ‚triste Lage‘ ist lange nicht so traurig, als die traurige.“ Ich möchte wissen, wie manche Leute sprechen würden, wenn sie nicht Malheur, mechant, depravieren, perfid u. s. w. sagen dürften, durch welche Worte immer ein Grad weniger ausgedrückt wird, als das Wort eigentlich bedeutet. Der Grund der Benützung dieser Worte liegt nicht immer darin, dass der Sprechende das Ding nicht beim rechten Namen nennen will, sondern wirklich darin, dass man für so vieles verschiedene Grade der Schärfe braucht und sich nicht mit Attributen und sonstigen Verlängerungen helfen will; es wird dann das Fremdwort gewissermassen als technischer Ausdruck eingeschoben. In welcher Richtung aber der einzelne die Abschwächung oder die besondere Bedeutung verstanden haben will, das ist keineswegs allgemein fixiert, sondern individuell und muss für den einzelnen Fall immer besonders festgestellt werden; er meint z. B. unter einem „mechanten Kerl“ nur das, was wir einen „Schwerennöter“ heissen würden.

Das Streben nach kurzer Ausdrucksweise — merkwürdig genug in unserer geschwätzigen Zeit — äussert sich noch in anderer Richtung. Greifen wir beliebig zu! Auf meinem Schreibtisch liegt ein Heft des alten Familienjournals „Von Fels zu Meer“. Was soll der Titel besagen? Offenbar die räumliche Ausdehnung der Gegenstände seines Inhaltes und seines Leserkreises, also etwa „Rund herum über den ganzen Erdball“ oder „Über alle Länder und von allen Völkern“ — das wollte der Titel meinen, das war aber zu lang und so fasste man es zusammen in „Von Fels zu Meer“, ohne

---

1) H. Fink, „Romantic Love and Personal“. London 1887.

zu bedenken, dass Felsen oft auch dicht am Meere stehen, so dass es vom Felsen bis zum Meer sehr nahe sein kann — Felsen und Meer sind keine lokalen Gegensätze.

Oder: Mein Sohn tritt ein und erzählt von einem „Alten Semester“, darunter versteht man einen alten Studenten, der schon viele Semester, jedenfalls mehr als vorgeschrieben und notwendig sind, studiert hat. Das wäre aber ein langer Satz und so zieht man die langatmige Beschreibung in zwei Worte zusammen und nennt den Menschen ein „Altes Semester“, was bequem, aber für jeden ferner Stehenden unverständlich ist. Diese Kürzungen sind viel häufiger, als man in der Regel annimmt, und müssen zur Vermeidung von Missverständnissen immer aufgeklärt werden. Sie kommen nicht bloss bei einsilbigen, schweigsamen Menschen, sondern auch bei geschwätzigen vor, die durch den Gebrauch derselben eine gewisse Kraft der Rede erzeugen wollen. — Nicht gleichgültig für den Ausdruck ist es auch, wenn die Leute in anscheinend keineswegs bequemer Weise umschreibende Zahlenangaben machen; z. B. „ein halbes Dutzend“ (fünf Silben statt der einen Silbe sechs), „vier Paar“, oder sprichwörtlich: „Moskau hat 40 mal 40 Kirchen“, „Die Glocke im Stephansdom hat so viel Zentner, als das Jahr Tage hat“ u. s. w. Es darf angenommen werden, dass man diese umständliche Audrucksweise wählt, entweder wenn man etwas nur allgemein angeben, oder wenn man sich mnemotechnisch helfen will. Hört man also eine solche Angabe, so ist stets Vorsicht nötig, weil dieselbe, wie gesagt, nur abgerundet ist, oder weil man erst die Verlässlichkeit der angewendeten Mnemotechnik nachprüfen muss.

Bekannt ist es endlich, dass Fremdworte im Volk in ein ähnlich klingendes, aber sinnloses Wort verwandelt werden. So wird aus Pellina (Felleisen) das deutsche „Berliner“, aus Brunoleïn (Holzbeize) das bequemere „Brünner Leim“, gewisse Putzlappen mit Namen Flexible heissen „Flecksieder“, und Ventil hörte ich vor kurzem „Pfund Oel“ nennen.

Bekommt man solche unverständliche Worte zu hören, so hilft häufig lautes, wiederholtes Vorsagen, wodurch man das entsprechende Fremdwort findet.

B. Unterscheidende Momente.

1. Allgemein Differenzierendes.

a) Die Frau.

1. Allgemeines.[1])

Eine der schwierigsten Aufgaben für den Kriminalisten in psychologischer Beziehung bleibt die Beurteilung der Frau, weil sie nicht nur somatisch und psychisch etwas anderes ist als der Mann, sondern weil sich dieser niemals voll und ganz in das Wesen einer Frau hineindenken kann. Beurteilt der Kriminalist einen Mann, so hat er es mit seinesgleichen zu tun, der noch immer aus den gleichen Faktoren geschaffen ist, wie der ihn Beurteilende, wenn auch Alter, Lebensstellung, Bildung und Moral noch so verschieden sein mögen. Hat er einen Greis zu beurteilen, der ihm an Jahren noch so weit voran ist, so hat er doch einen Menschen vor sich, wie er selbst einer werden kann, der also von derselben Konstruktion, nur in vorgerückterem Stadium ist, und handelt es sich um einen Knaben, so weiss der Kriminalist, wie er selbst als Knabe dachte und empfand, denn Stimmungen und Verfassungen vergessen wir nie vollständig, wenn auch noch so viel Zeit vergangen ist — wir begreifen sie häufig nicht mehr, aber wie sie gewesen sind, kommt uns nicht leicht aus dem Sinn. Auch selbst wenn der Kriminalist einem Mädchen kindlichen Alters gegenüber steht, fehlen ihm die Anhaltspunkte zu seiner Beurteilung nicht, denn vor der Pubertätsentwicklung ist das Wesen des Knaben und Mädchens doch nicht so verschieden, dass der Kriminalist nicht wenigstens analoge Schlüsse machen dürfte, wenn er sein eigenes Ich, da er noch ein Knabe war, als Vergleichsobjekt hinstellt.

Aber für die Natur des Weibes fehlen uns Männern alle Anhaltspunkte, um die Parallele zwischen dem Weibe und uns selbst zu finden, und die grössten Fehler im Strafprozess sind gemacht worden, wo wir richtig geschlossen hätten, wenn ein Weib ein Mann gewesen wäre.[2]) So aber hat man die Tat eines Weibes, die Aussage einer Frau mit demselben Maße gemessen, als wenn sie von einem Manne ausgegangen wäre, und da ging freilich alles falsch.

1) Über das Anormale s. Näcke: „Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe". Wien u. Leipzig 1894 und namentlich die dort (S. 240) angegebene Literatur (über 500 Nummern).

2) H. Marion, „Psychologie de la femme". Paris 1900.

Die Frau ist anders als der Mann, dies sagt uns der Anatom und der Arzt, der Historiker und der Literat, der Theologe und der Philosoph, und jeder Laie sieht es selbst. Die Frau ist anders in ihrer Erscheinung, in ihrem Beobachten, in ihrem Urteilen, in ihrem Empfinden, in ihrem Wollen und in ihrem Leisten — nur wir Juristen strafen die Tat des Mannes wie die der Frau, und zählen die Aussage des Mannes wie die der Frau. Die moderne Zeit sucht allerdings über den Geschlechtsunterschied hinwegzukommen und auch da zu nivellieren, aber sie vergisst, dass auch hier das Kausalitätsprinzip gilt: Die Frau hat einen anderen Körper als der Mann, sie muss daher auch anderen Geist erhalten haben. Aber selbst, wenn wir darüber klar sind, dass wir bei der Einwertung der Frau ungerecht vorgehen — zu wahrer Erkenntnis können wir nie kommen, weil wir Männer niemals Frauen waren, und auch die Frauen können uns nicht das Wahre sagen, weil sie niemals Männer waren. So wenig der eine je erfahren wird, ob er dieselbe Farbe „rot" nennt, wie der andere, ebenso wird es ewig unerforscht bleiben, wo die zweifellos vorhandenen Unterschiede im Seelenleben des Mannes und der Frau zu suchen sind, aber können wir uns nicht klar werden über das Sein der Frage, so können wir wenigstens die Erscheinung studieren und so viel Klarheit zu finden trachten, als es die Schwierigkeit der Sache gestattet.

Eine eigentümliche, ich möchte sagen, unwissenschaftliche Empfindung bemächtigt sich da unser: Wir schenken der eigentlichen Forschung, den Feststellungen gelehrter Männer in dieser Frage weniger Glauben, als der Überzeugung des Volkes, die sich in allgemeinen Auffassungen, in Rechtsparömien, in Gebräuchen und Sprichworten kundgibt, weil man instinktiv empfindet, dass die volkstümliche Auffassung den Niederschlag von Jahrhunderte alten Erfahrungen darstellt, die gleichmässig von Männern und Weibern gemacht wurden, so dass wir annehmen dürfen, es habe sich der Beobachtungsfehler des einzelnen an den Beobachtungen der anderen nach Möglichkeit richtig gestellt. Wir bekommen so eine Art Durchschnittsergebnis, und wenn Durchschnittszahlen auch im grössten Prozentsatz falsch, weil entweder zu hoch oder zu niedrig erscheinen, so ist doch der begangene Fehler nie ganz, sondern höchstens nur halb zu rechnen. War in einer Zahlenreihe die niedrigste 4 und die höchste 12, die Durchschnittszahl 8, und nehme ich im einzelnen Falle letztere an, so kann ich höchstens um 4, nie aber um 8 geirrt haben, wie es der Fall wäre, wenn ich 4 statt 12 annehme oder umgekehrt. Die Auffassung des Volkes

gibt aber den Durchschnitt, wenigstens dürfen wir annehmen, dass sie sich nicht gehalten, nicht zur Rechtsgewohnheit, zum Sprichwort geworden wäre, wenn nicht Jahrhunderte gezeigt hätten, dass der begangene Fehler niemals ein sehr grosser war.

Allerdings hat man sich da ziemlich einfach geholfen, man liess sich nicht auf feine Unterscheidungen ein, sondern legte allgemein einen Nonius der Wertschätzung an das Weib an und kam zu dem Ergebnis, die Frau sei einfach ein minderwertiges Geschöpf, und diese Auffassung finden wir ebenso in der Frühentwicklung der später hochstehenden Völker, wie bei heute noch zurükgebliebenen Nationen und Stämmen. Wenn wir jetzt allgemein annehmen, dass die Kultur eines Volkes und die Stellung seiner Frauen denselben Gradmesser haben, so beweist dies nur, dass man mit zunehmender Bildung einsah, es habe mit der einfachen Annahme der Minderwertigkeit nicht seine Richtigkeit, dass man den eigentlichen Unterschied zwischen der Psyche des Mannes und der Frau nicht festzustellen vermöge, und dass aber auch heute noch Reste der alten Auffassung halb unbewusst darauf Einfluss nehmen, wie wir das Wesen der Frau bewerten, wenn sie in irgend einer Richtung unserer Beurteilung unterzogen wird. Es interessiert uns deshalb in keiner Weise, wie untergeordnet die Stellung der Frau bei wilden und halbwilden Völkerschaften sich darstellt, wohl aber ist es für uns zu wissen nicht gleichgültig, wie dies bei Völkern und zu Zeiten der Fall war, die auf unsere Kultur Einfluss haben. Ein flüchtiger Überblick sei gestattet.

Eine Anzahl klassischer Stellen, die z. B. Henry Fink[1]) und Smith[2]) zusammenstellen, zeigt, wie wenig der klassische Grieche vom Weibe hielt, und W. Becker[3]) stellt von allen Beweisen hiefür den Umstand am höchsten, dass der Grieche immer die Kinder voranstellte und stets sagte: „τέκνα καὶ γυναῖκας“. Auch die griechischen Naturforscher dachten nicht anders, Hippokrates und Aristoteles hielten die Frau entschieden nur für einen Halbmenschen und auch der Dichter ist von dieser Anschauung nicht frei; Homer (Ratschläge des Agamemnon an Odysseus, dann: „Der Gürtel der Venus ist mit List und Lüge durchwebt“ u. s. w.) ereifert sich noch zumeist über die Schwatzhaftigkeit und Verlogenheit der Frauen, während später z. B. Euripides den Wert der Frau direkt auf das

1) H. Fink, „Romantic Love and personal Beauty“. London 1887.
2) Smith, „Dictionary of christian antiquities“.
3) W. Becker, „Bilder altgriechischer Sitte“. Leipzig 1840.

Mindeste veranschlagt (in der „Ipheginie“: *εἷς γ' ἀνὴρ κρείσσων γυναικῶν μυρίων*).

Die altrömische Auffassung zielt immer ab auf das uns Rätselhafte, Sphynxartige, Disharmonische in der Frau, welches Horaz am deutlichsten zum Ausdrucke brachte (z. B. *„Desinit in piscem mulier formosa superne“* — „oben Weib und unten Fisch“).

Die Orientalen haben es nicht besser gemacht; die Chinesen behaupten, die Frau habe keine Seele, der Muhamedaner glaubt, dass der Frau der Zutritt ins Paradies verschlossen ist, und der Koran (XLIII, 17) definiert das Weib dahin, es sei „ein Geschöpf, das unter Putz und Flitter aufwächst und immer bereit ist zu zanken“. Wie sehr sich solche Meinung erhalten hat, zeigt der ottomanische Kodex (Art. 355), nach welchem die Aussagen von zwei Frauen so viel gelten wie die eines Mannes. Aber der Koran stellt sonst doch die Frauen noch höher, als dies von den Kirchenvätern geschah; die Frage *„an mulier habeat animam?“* wurde öfter auf den Konzilien erörtert, und eines davon, das von Mâcon, befasste sich ernstlich mit der Schrift von Acidalius: *„Mulieres homines non esse“*, während auf einem anderen (Provinzial-) Konzil den Weibern verboten wurde, das Abendmahl mit blossen Händen zu berühren. Dieser Anschauung entspricht der Inhalt einer Unzahl von mittelalterlichen Sprichworten, die das inferiore Wesen der Frau zum Gegenstand haben, und sicherlich auch der Umstand, dass eine so grosse Zahl von Weibern für Hexen gehalten wurde, von denen nach Scherrs[1]) Berechnung mindestens 100000 in Deutschland verbrannt wurden. Die Gesetzgebungen befassten sich damals mit den Weibern nur noch insoweit, als sie deren Glaubwürdigkeit als Zeugen herabsetzten; die Bambergensis (Art. 76) erlaubt z. B. nur für „etliche Fälle“ die Zulassung von „jünger Personen und Weibsbild“ als Zeugen, und welche Balgereien die älteren Juristen über den Wert der Aussage von Weibern ausgefochten haben, zeigt uns insbesondere Mittermaier[2]).

Wenn wir von Tacitus absehen, von dessen Zeugnis über die Hochschätzung der Frau bei den Germanen die ausländischen Schriftsteller behaupten, er habe es nur seinen Landsleuten zur Kenntnisnahme und Darnachachtung geschrieben, wenn wir also von ihm absehen wollen, so haben wir eine lange Reihe von Behauptungen, beginnend mit dem altnordischen Havamál, welches

---

1) Scherr, „Geschichte der deutschen Frauenwelt“.

2) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise“. Darmstadt 1834.

vorwiegend geringschätzig von den Frauen spricht und sie unbeständig, trugvoll und betörend nennt (z. B. „Mädchenreden vertraue kein Mann, noch der Weiber Worten"), bis herauf zum modernen Sprichwort, welches das entweder zu Hohe oder zu Niedere der Frau dahin zusammenfasst: „Gebt der Frau Flügel und sie ist entweder ein Engel oder eine Gans." So derb dieser Ausspruch ist, so sehr dürfte er der richtigen Auffassung entsprechen — die Frau steht entweder über oder unter uns und dies mag in beiden Richtungen wahr sein: es gibt Frauen, die über uns stehen, und es gibt solche, die unter uns stehen, und weiter: auch die einzelne Frau steht in mancher ihrer Eigenschaften über, in manchen unter uns — aber so wie wir ist keine. — Und wenn Ploss [1]) sagt: „Das Weib ist seiner Natur nach ebenso vollkommen, wie es der Mann nach der seinigen ist", so stimmt dies mit der genannten Auffassung dann, wenn wir das Höher- und Tieferstehen mit dem „Zweckentsprechen" in kein Korrelat bringen. Wir beurteilen eine höhere oder tiefere Organisierung lediglich von unserem Standpunkte für Können und Empfinden aus, und nehmen hierbei darauf, ob dieselbe einem bestimmten Zwecke entspricht oder nicht, keine Rücksicht. Für eine einförmige, geisttötende Arbeit, die zwar geringe, aber ununterbrochene Aufmerksamkeit erfordert, entspricht ein mässig veranlagter, geduldiger, nichts denkender Mensch gewiss viele Male besser, als ein genialer, feuriger Intellekt — der erstere ist für diese Aufgabe viel zweckmässiger als der letztere, aber höher steht er nicht. Und so ist es auch mit der Frau: Für manche ihr zugewiesene Zwecke ist sie besser konstruiert, ob diese Konstruktion aber von unserem Standpunkte unserer Auffassung von Können und Empfinden als die höhere oder niedere zu bezeichnen ist, bleibt eine andere Frage.

Es ist daher nur in gewissem Sinne richtig, wenn wir eine Eigenschaft des Weibes, die mit der unsrigen nicht stimmt, als schlimmer bezeichnen. An sich genommen, würden wir hierbei übersehen, dass diese Eigenschaft für die Natur und die Aufgabe des Weibes gerade die richtige ist, gerade so, wie der moderne Naturforscher annimmt, dass sich jedes Tier für seine Zwecke gerade richtig entwickelt hat. Wäre dies beim Weibe nicht, so wäre dies die erste Ausnahme von den Gesetzen der natürlichen Entwicklungstheorie, und so ist es unsere Aufgabe, nicht nach Absonderlichkeiten und Seltsamkeiten in der Psyche

1) H. Ploss, „Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde". Leipzig 1885.

des Weibes zu suchen, sondern erst einmal die ihr von der Natur zugewiesene Stellung und Aufgabe zu studieren, dann ergibt sich das, was wir sonst als Sonderbarkeit auffassten, als natürliche Notwendigkeit von selbst. Allerdings werden wir bei mancher Eigentümlichkeit der Frau nicht geradeaus auf die betreffende Position stossen, durch die dieselbe erfordert wird, und werden dann nur nach dem Gesetze der allgemeinen Koexistenz schliessen, aber ob wir direkt oder indirekt etwas feststellen, muss uns einstweilen gleich sein: wir kennen das Vorhandensein. Wenn wir von einem menschlichen Skelett nur das Becken finden, so werden wir aus dessen breiter Form schliessen, dass es einem Weibe gehört, und werden dies auch mit dem Gebärgeschäft der Frau zu begründen vermögen. Wir werden aber auch, obwohl wir nur das Becken vor uns haben, mit Sicherheit Mitteilungen machen können, wie die Knochenstellung der unteren Extremitäten dieses Individuums, die Thoraxform, die Krümmung der Wirbelsäule u. s. w. gewesen sein muss. Auch dies werden wir noch mehr oder minder mit dem Gebärgeschäft der Frau begründen können; wir werden aber noch weiter gehen und werden sagen, dass dieses Individuum, weil es, nach der Beckenform zu urteilen, ein Weib gewesen ist, eine verhältnismässig kleinere Schädelkapazität gehabt haben muss, und obwohl wir diese Eigentümlichkeit mit dem Geburtsgeschäft oder einer sonstigen spezifischen Eigenschaft der Frau nicht in Zusammenhang bringen können, so schliessen wir daraus doch mit Sicherheit, weil wir wissen, dass mit dem genannten breiten u. s. w. Becken diese geringere Schädelkapazität in regelmässigem Zusammenhang steht. Ebenso wird es einmal möglich sein, sämtliche differierende psychischen Eigenschaften der Frau aufzuzählen, wir werden eine Anzahl derselben direkt als notwendig erklären können, eine Anzahl aus ihrer regelmässigen Koexistenz ableiten, die Sicherheit wird dieselbe sein, und dann erst werden wir das Tun und Lassen der Frau befriedigend und gerecht deuten können. —

Bevor wir einzelne Momente in der Frauenpsyche besprechen, möchte ich kurz die Benützung der Literatur über unsere Frage berühren, und namentlich darauf hinweisen, dass das Ergebnis unserer Studien der Dichter kein glückliches genannt werden darf, so lange es sich darum handelt, was wir Kriminalisten brauchen. Es läge ja nahe, dass wir zuerst beim Dichter anfragen, wenn es sich darum handelt, das Herz, den entscheidensten und wichtigsten Teil der Frau kennen zu lernen; aber uns lassen die historisch berühmten „Kenner des Frauenherzens“ im Stich, ja noch mehr, sie führen uns da in

bedenkliche Irrtümer. Wir lesen hier nicht zusammen ein Kollegium über Literaturgeschichte, für uns handelt es sich auch nicht um die Lösung des „holden Rätsels der Frau" — wir sind trockene Juristenseelen, die darnach suchen, in ihrer Arbeit nicht in Fehler zu verfallen, die anderen Ehre und Freiheit kosten, und wenn wir dann den Dichtern nicht recht glauben wollen, so ist dies nur das Ergebnis von vielen und schwer gebüssten Irrtümern. Wir alle waren einmal jung und hatten uns Ideale gerettet; was uns angebetete Dichter gesagt hatten, hielten wir für Lebensweisheit — sonst hat uns ja niemand welche geboten — und mit unseren poetischen Anschauungen wollten wir ernsteste Lebensarbeit bezwingen helfen. Enttäuschungen, Fehler und unverschuldete Gewissensbisse waren die Folgen dieser verkehrten Arbeit.

Es fällt mir nicht ein, mit unseren Dichtern ins Gericht zu gehen und ihnen etwa Vorwürfe zu machen, dass sie „falsche Götter lehren und die Jugend verführen" — ich bin überzeugt, wenn man die Dichter fragte, so würden sie uns sagen: „Wir haben für alle Menschen geschrieben, nur für Ärzte und Kriminalisten nicht." Es ist aber auch begreiflich, dass sie Auffassungen schufen, die dem Leben nicht entsprechen. Die Gestalten des Dichters entwickeln sich nicht naturgemäss, um dann plötzlich zu einer sich von selbst ergebenden Idee zusammenzubauen — der Dichter fasst zuerst die Idee, und damit diese zutage tritt, müssen sich die einzelnen Gestalten sinngemäss entwickeln; je natürlicher und sicherer dies geschieht, desto besser ist die Dichtung, aber weil uns keine Zweifel kommen, weil es uns natürlich erscheint, deshalb muss sich der Vorgang im Leben nicht ähnlich abwickeln, und niemand von uns Kriminalisten hat auch nur ein einziges Mal im Leben eine Gestalt gesehen, wie sie eine Dichtung zeigt — am allerwenigsten eine Frau. Selbstverständlich werden wir auch in unserer ernsten und trockenen Arbeit manche Beobachtung, manchen Ausspruch der Dichter verwerten und als goldene Wahrheit im Gedächtnis behalten, aber erst wenn wir sie auf ihre Richtigkeit im Leben geprüft haben. Man verstehe mich recht, ich behaupte nicht, dass wir selbst imstande gewesen wären, die Beobachtung zu machen oder eine Wahrheit aus dem Getriebe der Erscheinungen herauszugreifen, am wenigsten, sie in schöne, knappe, und ich möchte sagen, überzeugende Form zu fassen, aber es muss uns überlassen bleiben, zu prüfen, ob sich das schön Gesagte verallgemeinern lässt, und ob wir dann dasselbe oder Ähnliches schon im Leben gefunden haben. Wir dürfen nie vergessen, dass in der Schönheit der Form allein, so paradox es

klingt, eine Art von Beweis gelegen ist, zumal wenn das Gesagte mit grosser Bestimmtheit vorgebracht wird. Einer der grossartigsten Psalmen Klopstocks beginnt: „Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen; aller Sonnen Heere wandeln um eine grosse Sonne: Vater unser, der Du bist.“ In diesen unsagbar erhabenen Worten liegt eigentlich, und zwar nur in der hinreissend gebrachten Steigerung, ein Beweis für die Existenz Gottes, und wenn der überzeugte Atheist diese Verse liest, so wird er, wenigstens für einen Augenblick, an einen Gott glauben. Und doch ist eine wirkliche Beweisführung weder beabsichtigt noch versucht, es sind herrlich gebrachte Bilder, die unangreifbaren drei Wahrheiten: Der Mond geht um die Erde, die Erde um die Sonne, das ganze Sonnensystem um eine Zentralsonne — und nun wird unvermittelt, gleichsam als vierte Wahrheit der Eingang des Vaterunsers und gleichzeitig die Identifizierung der Zentralsonne mit der Gottheit angeschlossen — und der Leser ist, um es einfach zu sagen, wenigstens für den Augenblick gefangen. Was ich hier an einem drastischen Beispiele zu zeigen versuchte, das kommt zahlreiche Male in Dichtungen, namentlich dort zum Vorschein, wo es sich um die Frau handelt, und so wollen wir uns dahin einigen, dass uns hier der Dichter nichts zu lehren, wohl aber uns irre zu führen vermag.

Wer sich über die Natur der Frau und ihren Unterschied von uns unterrichten will, der mag mit Hinweglassung alles Poetischen, aber auch mit gewissenhafter Entfernung von allem, was zynisch heisst, seine Aufklärung nur von ernsten Disziplinen erwarten: Weltgeschichte und Kulturgeschichte, aber gewiss nichts Memoirenartiges, welches immer subjektive Erfahrung und einseitige Anschauung vertritt, Anatomie und Physiologie, Anthropologie und ernste Spezialliteratur führen zum Ziele, vorausgesetzt, dass man offenen Blick besitzt und sich's vieler Mühe nicht verdriessen lässt, immer zu beobachten, immer zu vergleichen und das vorläufig Festgestellte wieder zu überprüfen, *sine ira et studio, sine odio et gratia.*

An Sonderliteratur, die auch vollständige Quellenangaben enthält und die ich dem Studium empfehlen möchte, nenne ich Werke von Moreau[1]), Schopenhauer[2]), Lotze[3]), Busch[4]), Quetelet[5]).

1) Jaques L. Moreau, „Naturgeschichte des Weibes“. Deutsch von Rink. Altenburg und Leipzig 1809.

2) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“. Berlin 1862 etc.

3) R. H. Lotze, „Mikrokosmus“. Leipzig 1869.

4) W. H. Busch, „Das Geschlechtsleben des Weibes“. Leipzig 1839.

5) A. Quetelet, „Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten“. Deutsch von V. A. Riecke. Stuttgart 1838.

Reich[1]), Lorenz[2]), Quetelet[3]), Corre[4]), Hellwald[5]), Scherr[6]), Schweiger-Lerchenfeld[7]), Weinhold[8]), Quatrefages[9]), Mill[10]), Le Tourneau[11]), Michelet[12]), Alexander[13]), Reich[14]), Reinsberg-Düringsfeld[15]), Angoletti[16]), Rybère[17]), Ciraolo-Hamnett[18]), Gori und Perabò[19]), Legrand[20]), Ferriani[21]), Ottolenghi[22]), Barr[23]), Renooz[24]), Möbius[25]).

2. Unterschied von Mann und Frau.

Wollen wir uns nach der Feststellung des Unterschiedes zwischen der männlichen und weiblichen Psyche umsehen, so fallen uns in der Literatur die vielfachen Versuche auf, diesen Unterschied kurz und sicher zusammenzufassen.

Volkmann[26]) hat versucht, eine Übersicht über diese Versuche zu geben. Aber die einzelnen, wir wollen sagen Aperçus, zeigen nur die Unmöglichkeit, klar und bestimmt hierüber zu sprechen;

1) Ed. Reich, „Das Leben des Menschen als Individuum". Berlin 1881.

2) Lorenz v. Stein, „Die Frau auf dem Gebiete u. s. w." Stuttgart 1876.

3) Ad. Quetelet, „Physique sociale du essai sur le développement des facultés de l'homme". Bruxelles, Paris und St. Petersburg 1869.

4) A. Corre, „La mère et l'enfant dans les races humaines". Paris 1882.

5) v. Hellwald, „Naturgeschichte des Menschen". Stuttgart 1882.

6) Scherr, „Geschichte der deutschen Frauenwelt". Leipzig 1865.

7) A. v. Schweiger-Lerchenfeld, „Das Frauenleben der Erde". Wien 1881.

8) K. Weinhold, „Die deutschen Frauen im Mittelalter". Wien 1882.

9) A. de Quatrefages, „Das Menschengeschlecht". Leipzig 1878.

10) John Stuart Mill, „The subjektion of women". 1869.

11) Le Tourneau, „La sociologie d'après l'ethnographie". Paris 1880.

12) J. Michelet, „Die Frau". Übersetzt von Spielhagen. Leipzig.

13) Wilhelm Alexander, „Geschichte des weiblichen Geschlechtes". Aus dem Englischen. Leipzig 1781.

14) C. Reich, „Die Emanzipation der Frauen u. s. w." Grossenh. 1884.

15) Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld, „Die Frau im Sprichwort". Leipzig, H. Fries. 1862.

16) Luisa Anzoletti, „Das Weib im christl. Fortschritte". Mailand 1895.

17) Rykère, „Das weibl. Verbrechertum". Brüssel 1898.

18) Ciraolo-Hamnett, „Weibl. Verbrechen".

19) Gori u. Perabò, „Studie über das Verbrechertum der Frau". Mailand 1895.

20) Legrand du Saulle, „Die Hysterischen".

21) Ferriani, „Entartete Mütter". Mailand 1893.

22) Ottolenghi, „Die verbrecherische Frau etc." Turin 1892.

23) Amelia Barr, „Die unzufriedene Frau". (N. Am. Review 1896.)

24) C. Renooz, „Psychologie comparée de l'homme et de la femme". Paris, Biblioth. de la Nouv. Encycl. 1898.

25) „Der physiologische Schwachsinn des Weibes".

26) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie" (2 Bände), Cöthen 1875.

manches ist zu weit, manches zu enge, manches ist unverständlich, manches nur dann wenigstens entfernt richtig, wenn man den vom betreffenden Erfinder gemeinten Begriff kennt und ihn aufzunehmen geneigt ist. Stellen wir diese Reihe zusammen, so bedeutet der erste Ausdruck die Charakteristik des Mannes, der zweite die der Frau:

Individualität — Rezeptivität (Burdach, Berthold).
Aktivität — Passivität (Daub, Ulrici, Hagemann).
Leitung — Nachfolge (Schleiermacher).
Kräftigkeit — Reizempfänglichkeit (Beneke).
Bewusste — unbewusste Tätigkeit (v. Hartmann).
Bewusste Deduktion — unbewusste Induktion (Wundt).
Wille — Bewusstsein (Fischer).
Selbständigkeit — Ganzheit (Krause, Lindemann).
Determiniertheit — Allgemein-Generisch (v. Volkmann).
Negation — Position (Hegel und seine Schüler).

Wie gesagt, keine dieser Gegenüberstellungen befriedigt, manche sind unverständlich (Beneke, Fischer); die von Burdach ist nur mit Einschränkung richtig und die von Hartmann stimmt ungefähr, wenn man ihm auf seine Begriffsbestimmungen eingeht; ich glaube auch nicht, dass irgend jemandem eine Aufklärung oder eine Erleichterung im Verständnis geboten wird, wenn er solche Aperçus hörte, ja bei manchen wird es ihn anmuten, als ob man ihm eröffnet hätte, die Psyche des Mannes ist männlich, die des Weibes ist weiblich; mit Schlagworten, und seien sie auch noch so geistreich, ist die Sache nicht abgetan, es wird höchstens Verwirrung hineingetragen.

Kaum viel mehr Verständnis für die Sache als durch derartige Differenzierungen erhalten wir durch gewisse Aussprüche, die eine besimmte, aber auch bestimmende Eigenschaft der Frau zum Gegenstand haben. Wenn z. B. behauptet wird: „Auf verbotenen Pfaden ist die Frau vorsichtig, der Mann kühn“ — so kann dies unter Umständen in einem Straffall von grosser Wichtigkeit sein, wenn es sich um einen Hinweis handelt, ob der Täter ein Mann oder eine Frau war. Ist vorsichtig vorgegangen worden, so dürfte man auf eine Frau, wurde kühn zu Werke gegangen, auf einen Mann schliessen. Aber jener Ausspruch hat, wenn wir ihn verwerten wollen, zwei Mängel: So handelt Mann und Frau nicht bloss auf verbotenen Pfaden, sondern überhaupt, und weiter: Man kann dies als gewöhnlich bezeichnen, keineswegs aber als Regel, und es wird genug Fälle geben, in welchen die Frau viel kühner als der Mann, und der Mann viel vorsichtiger als die Frau vorgegangen ist.

Die gleiche Gefahr für falsche Auffassungen liegt dann vor,

wenn in irgend einem schön gesagten und deshalb wahr scheinenden Ausspruch eine unberechtigte Sonderstellung der Frau in ihrem Auffassen behauptet wird. Nehmen wir den bekannteu Satz vor: „Einer schönen Frau verzeiht der Mann alles, die Frau gar nichts." Die Sache an sich ist ja wahr, vom Salongespräch angefangen bis zum schwierigen Kriminalfall machen wir häufig die Erfahrung, dass die erwähnte Gruppierung sich jedesmal gestaltet, wenn eine schöne Frau etwas getan hat: Alle Männer sind geneigt, ihre Handlung um der Schönheit der Sünderin willen in möglichst mildes Licht zu stellen, während ihre Geschlechtsgenossinnen um so härter urteilen, je schöner sie ist und je mehr Anhänger sie um ihrer Schönheit willen hat. Nun wäre man aber leicht in der Versuchung, aus der Richtigkeit dieses Satzes die Folgerung zu ziehen: Die Männer sind eher bereit, in gutmütiger Nachsicht zu verzeihen, die Frauen sind die Unversöhnlicheren. Der Schluss wäre aber ungerechtfertigt, denn der Ausspruch ist nur zufällig von der Frau ausgegangen, es könnte ebenso gut heissen: „Einem schönen Manne verzeiht die Frau alles, der Mann gar nichts" — und so haben wir daraus lediglich die nicht besonders merkwürdige Tatsache erfahren, dass der Neid im Leben eine grosse Rolle spielt.

Eine weitere Schwierigkeit, den Wert von ausgesprochenen Wahrheiten für unsere Beobachtungen auszunützen, liegt darin, dass dieselben oft in mehr oder minder deutlichen Bildern gefasst sind. Sagt man z. B.: „Der Mann verlangt mit Worten, die Frau mit Blicken", so ist der Satz in vielen Kriminalfällen verwertbar, da oft manches von dem Nachweise abhängt, ob zwischen zwei Personen ein Liebesverhältnis stattgehabt hat (z. B. Gattenmord, Verhältnis der überlebenden Frau mit einem Verdächtigen?).

Nun freilich: Der Strafrichter konnte nicht zusehen, wie die beiden zusammen sprachen, wie er stürmisch sprach und sie die Augen verdrehte — aber der Strafrichter hat Briefe in die Hand bekommen, und will er sich den genannten Satz zunutze machen, so wird er ihn dahin wenden müssen, dass er viel deutlicher wird als sie, die bis zu einer gewissen Grenze immerhin verschämter bleibt, und wenn in seinen Briefen sehr deutlich gesprochen wird, so wird das zu Entnehmende nicht wiederlegt, wenn in ihren Briefen nichts Derartiges zu finden ist; der Satz ist dahin zu gestalten: „Was er will, steht in den Zeilen, was sie will, zwischen denselben."

Wie schwer es den Leuten immer geworden ist, wenn sie den Unterschied zwischen Mann und Frau darstellen sollten, zeigt z. B.

Jean Paul[1]), der sagt: „Eine Frau kann nicht zu gleicher Zeit ihr Kind und die vier Weltteile lieben, aber der Mann kann es" — wer hat schon einen Mann vier Weltteile lieben gesehen? Dann: „Er liebt den Begriff, sie die Erscheinung, das Einzige" — wer versteht das? und: „Solange das Weib liebt, liebt es in einem fort, der Mann hat dazwischen zu tun." Das hat mit anderen Worten Grabbe ausgedrückt, indem er sagt: „Ihm ist die Welt das Herz, der Frau das Herz die Welt." Aber was lernen wir daraus? Etwa dass die Liebe der Frau grösser und ihr Wesen mehr ausfüllend ist? Gewiss nicht, wir ersehen daraus nur, dass der Mann mehr zu tun hat als die Frau, was ihn davon abhält, seinen Empfindungen nachzuhängen, und dass er daher sich von einer, wenn auch grossen Neigung nicht vollständig gefangen nehmen lassen darf. Daher der alte Satz: „Der Mann wird durch jede neue Liebe dümmer, die Frau klüger", d. h. der Mann wird von jeder rezenten Neigung von seiner Arbeit und seinen Leistungen abgehalten, er verliert an seiner Tätigkeit, während die Frau jedesmal neue Lebenserfahrung sammelt. Freilich wird diese dem Manne auch zuteil, aber er hat noch andere Gelegenheit und wertvollere, solche zu sammeln, die Frau, die nicht so im Leben steht, muss ihre Erfahrungen sammeln, wo sie dieselben findet.

Es erübrigt uns demnach nur, uns an einfache, nüchterne Erfahrungen zu halten, die ohne schöne Worte und, ohne Ausnahmslosigkeit zu behaupten, Grundsätze aufstellten, die bekannt scheinen und uns doch belehren; so Friedreich[2]): „Das Weib ist mehr erregbar, mehr psychisch beweglich und bewegbar, als der Mann; während bei letzterem mehr die Geistesseite vorherrscht, herrscht bei ihr das Gemüt. Der Mann denkt mehr, die Frau empfindet." Diese schmucklosen, klaren Worte, die eigentlich niemanden etwas Neues bieten, enthalten doch so viel, als sich sagen und verantworten lässt — wir wollen sie vielleicht noch durch einen Ausspruch Heusingers[3]) ergänzen: „Frauen haben viel reproduktive, aber wenig produktive Einbildungskraft. Deshalb gibt es gute Blumen-, Landschafts- und Portraitmalerinnen, aber solange die Weiber auch pinseln, ist doch keine eine bedeutende Historienmalerin geworden. Sie machen Gedichte, Romane und Sonnette, aber keine hat noch eine Tragödie gut gemacht." Dieser Ausspruch ist für uns wichtig, weil die Er-

1) Jean Paul, „Levana oder Erziehungslehre" (Braunschweig 1807).

2) J. B. Friedreich, „System d. ger. Psychol.".Regensburg, Manz. 1852.

3) Karl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie". Eisenach, J. F. Baerecke. 1829.

fahrung lehrt, dass die Einbildungskraft der Frau wirklich viel mehr reproduktiv als produktiv ist, und weil sich dies sowohl bei der Begehung von strafbaren Handlungen als auch bei Zeugenaussagen deutlich wahrnehmen lässt.

Im ersten Falle wird man dies an der Tat selbst und der Art ihrer Ausführung nicht leicht wahrnehmen können, wohl aber an der Art, wie der Plan geschaffen wurde. Es ist nicht identisch mit Originalität des Planes, wenn von ihm gesagt werden kann, er deute auf produktive Schaffung, es kann dies auch, ohne Gefahr eines Missverständnisses, nicht an einem Beispiele gezeigt werden, es muss einfach bei den von Heusinger gebrauchten Paradigmen verblieben und gesagt werden: Wenn der Plan zu einer strafbaren Handlung mehr selbständig und aus dem Vollen heraus gearbeitet wurde, so darf angenommen werden, er rühre von einem Manne her, sucht er aber Anlehnung, ist er Dagewesenem nachgebildet, trachtet er auch während seiner Durchführung fremde Hilfe und Unterstützung zu finden, dann war sein Schöpfer ein Weib. Dies geht so weit, dass man in letzteren Fällen selbst dann auf ein Weib als intellektuelle Urheberin schliessen darf, wenn der eigentliche Täter ein Mann war. Der umgekehrte Schluss wäre nicht für gerechtfertigt zu halten; hat der Mann einen Plan ersonnen, den ein Weib ausführen soll, so verwischen sich die Grundlinien und die Hand der Frau lässt das, was an der Sache Produktives war, verschwinden oder doch so undeutlich werden, dass ein sicherer Schluss unzulässig ist.

Ebenso wichtig ist diese Erscheinung bei einer Zeugenaussage In den so häufigen Fällen, wo wir die Aussage eines Zeugen oder einen Teil derselben für unrichtig, für absichtlich erfunden oder unwillkürlich eingebildet halten, gelingt es manchmal, den wichtigsten Teil der Aussage als selbständigen Bau herauszukonstruieren und uns klar zu stellen, was daran unrichtig sein könnte. Ist in solchen Fällen der Zeuge ein Mann und zeigt sich das möglicherweise Falsche als produktiv Gestaltetes und ebenso, wenn Zeuge eine Frau ist, als reproduziert, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, dass Unwahres geboten wird. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Klarstellung nichts Beweisendes an sich hat, es kann aber wenigstens Verdacht erregen und zur Vorsicht mahnen, und in manchen Fällen ist hierdurch alles getan. Aus eigenen Arbeiten kann ich sagen, dass mir das besprochene Wort des alten Marburger Professors oft die besten Dienste geleistet hat; lag Verdacht vor, dass eine Erzählung eines Zeugen, namentlich die Konstruktion

eines angeblich begangenen Verbrechens nicht wahr ist, so erinnerte ich mich Heusingers und fragte mich: „Wenn die Sache nicht wahr ist, ist sie dann Sonett oder Tragödie?" Lautete die Antwort: „Tragödie" und war der Zeuge ein Mann, lautete sie „Sonnet" und war der Zeuge ein Weib, so schloss ich, es sei die Möglichkeit vorhanden, dass alles erfunden ist, und wurde wenigstens vorsichtig. Konnte ich zu keinem Schluss kommen, so half häufig der andere Satz Heusingers, und ich fragte: „Blumenstück und Historienbild?" — und auch hier fand ich oft Anhaltspunkte und den Rat, misstrauisch zu sein. Ich wiederhole, Beweis ist da nicht zu holen, aber wir haben oft gewonnen, wenn wir einen Warnungsruf bekommen.

3. Sexuelles.

a) Allgemeines. Wenn wir auch wissen, dass es der „Hunger und die Liebe" nicht allein sind, die „das Getriebe erhalten", so kennen wir doch den fast alles durchdringenden Einfluss, den die Liebe und alles, was drum und dran hängt, auf den Gang der Ereignisse von jeher genommen hat. Ist dies aber im allgemeinen richtig, so ist die Frage des sexuellen Einflusses bei dem Weibe viel wichtiger als beim Mann, weil bei ihm eine Anzahl von sexuellen Momenten tiefgreifender Art mitwirken, die der männliche Körper nicht kennt. Es genügt hier keineswegs, wenn wir bloss die physiologischen Ereignisse im somatischen Leben des Weibes in Betracht ziehen, also die Menstruation, Schwangerschaft, den Geburtsakt, die Säugeperiode und endlich das Klimakterium, wir müssen auch auf die vielleicht noch wichtigeren psychischen Momente Rücksicht nehmen, die sich aus der Natur des Weibes, vielfach auch aus Forderungen von Kultur und Sitte ergeben haben. Man muss es sich klar legen, was es für einen Charakter bedeutet, wenn er von dem Momente, als die Kindheit hinter ihm liegt, alle Monate durch einige Zeit etwas verheimlichen soll, was es bedeutet, wenn diese Heimlichtuerei wenigstens vor Kindern und jüngeren Leuten bei jeder Schwangerschaft auf längere Zeit anhält; man kann auch nicht in Abrede stellen, dass die Sitte, die den Frauen mehr Zurückhaltung auferlegt, einen gestaltenden Einfluss auf ihr Wesen ausüben muss. Das Weib darf nach unseren Ansichten gerade noch unverhohlen zeigen, wen es hasst, wer ihm angenehm ist, es darf aber weder kennbar andeuten, wen es liebt, noch darf es werbend auftreten, alles muss auf Umwegen, versteckt und ungefähr geschehen, und wenn sich das Jahrhunderte hindurch forterbt, so muss dies dem

Charakter einen bestimmten Ausdruck verleihen, der dann namentlich für den Kriminalisten von grosser Wichtigkeit ist; es genügt oft die Erinnerung an diesen Umstand, um Verständnis für eine Reihe von Erscheinungen auszulösen. Was daran die modernen Anschauungen und Tendenzen ändern werden, das wird man ja sehen.

Wir wollen die einzelnen Momente besprechen.

β) Menstruation. Dieser eigentümliche, bei uns Männern durch kein Analogon auch nur entfernt angedeutete Vorgang im Leben des Weibes ist psychisch von viel grösserer Wichtigkeit, als wir gewöhnlich annehmen. Freilich wird in den meisten Fällen, in welchen vermutet wird, dass eine vorhandene Menstruation auf ein Verbrechen oder eine Zeugenaussage Einfluss hatte, der Gerichtsarzt einspringen müssen, es soll sich aber der Strafrichter schon deswegen, weil er wissen muss, wann er den Gerichtsarzt heranzuziehen hat, wenigstens im allgemeinen darüber orientieren, ob in einem bestimmten Falle die Menstruation mitwirkt. Hat er aber den Gerichtsarzt herangerufen, so ist es dessen Aufgabe, festzustellen, wann die Katamenien eingetreten sind und ob krankhafte Momente zu entdecken sind; damit ist aber sein Amt zu Ende, die psychologische Verwertung ist auch hier Sache des Richters, der nach seinem Bildungsgange nicht mehr und nicht weniger von Psychologie gelernt hat als der Arzt.

Über das somatische Wesen der Menstruation ist in jedem Lehrbuche der Physiologie Genügendes zu finden. Für uns zu wissen ist nötig, dass die Menses in unseren Klimaten in der Regel mit dem 13. bis 15. Jahre beginnen und mit dem 45. bis 50. Jahre ihr Ende erreicht haben (Klimakterium, Involutio), weiter dass die Zeitabstände normalerweise einen Sonnenmonat betragen (27 bis 28 Tage), dass die Menstruation drei bis fünf Tage dauert, und dass nach Beendigung derselben der sexuelle Trieb (auch bei sonst frigiden Weibern) meistens gesteigert ist. Von Wichtigkeit ist noch der Umstand, dass die meisten Weiber während der Periode in ihrem Seelenleben eine nicht unbedeutende Veränderung zeigen und somit während dieser Zeit psychische Erscheinungen auftreten lassen, die ihnen sonst fremd sind.

Da wir in vielen Fällen nicht so ohne weiteres fragen können, ob etwa die Menses eingetreten waren, so ist der Umstand nicht gleichgültig, dass (nach Strohl und Landois) die meisten Weiber im ersten Viertel des Mondes, nur wenige zur Zeit des Neumondes oder Vollmondes menstruieren (?). Mehr Anhaltspunkte für die Annahme, ob in einem bestimmten Fall die Menses gerade eingetreten waren,

werden uns nicht gegeben; entweder sind die vom Volke behaupteten Kennzeichen (eigentümliches Aussehen, auffallender Glanz der Augen, übler Geruch aus dem Munde oder von Ausdünstung herrührend) unverlässlich, oder es sind solche Kennzeichen (Unwohlsein, Ziehen, im Kreuze, Mattigkeit in den Beinen u. s. w.), die schon viel einfacher und besser durch direkte Frage oder ärztliche Untersuchung ersetzt werden können.

Hat man den Verdacht, dass Menstruation auf Verbrechen oder Aussage gewirkt hat, und stimmen auch die sonstigen, namentlich die oben genannten Wahrnehmungen nicht dagegen, so handelt es sich um die Feststellung, ob ein psychischer Vorgang in Frage kommt, der schon als von den Menses beeinflusst beobachtet wurde. Als die beste Monographie in dieser Richtung wird die von Icard[1]) über die Menstruationsperiode genannt, welche die hier massgebenden Momente übersichtlich behandelt.

Wollen wir die Sache im einzelnen ansehen, so finden wir, dass schon Osiander[2]) auf die grosse Wichtigkeit aufmerksam macht, die dem Beginne der Menstruation zukommt. „Nie ist ein Mädchen zärtlicher und stiller, nie geistiger und schwärmerischerund zugleich zum Sinnlichen geneigter, als im Anfange der Entwicklungsjahre, gemeiniglich, ehe noch die monatliche Periode ihren Anfang genommen oder ihre rechte Ordnung erhalten hat.“ In dieser Zeit ist also die Gefahr, dass das werdende Mädchen ein Verbrechen begeht, eine geringe, vielleicht geringer als zu jeder anderen Zeit; um so eher ist aber zu befürchten, dass ein solches Geschöpf den Begierden eines Lüstlings zum Opfer fällt oder dass es selbst durch unrichtige Angaben das grösste Unheil anrichtet. Dies ist um so mehr der Fall, wenn die Verhältnisse sich so gestalten, dass das Mädchen wenig beschäftigt, aber begabt ist. Nicht benützte geistige Anlagen, Langweile, erwachende Sinnlichkeit und Schwärmerei geben aber eine gefährliche Mischung, die ausklingt in einer Art von Sehnsucht nach interessanten Erlebnissen, nach etwas Romantischem oder wenigstens Ungewöhnlichem. Die sexuellen Dinge sind vielleicht noch ganz oder zum Teil unverstanden, die Regung in dieser Richtung ist aber vorhanden, und so entstehen die an sich harmlosen Träumereien von abenteuerlichen Erlebnissen, woraus aber Gefahr entsteht, wenn etwas Phantastik, mangelhafte Grundsätze und Neigung zur Lügenhaftigkeit bestehen. Dann sind alle Vorbedingungen

1) Icard, „La femme dans la periode menstruelle“. Paris 1890.
2) Joh. Osiander, „Die Entwicklungskrankheiten“. Tübingen 1820.

vorhanden, um jene bekannten Fälle von unrichtigen Anschuldigungen, falschen Anzeigen über Entführungen, Notzuchtsanfälle, Schändungsversuche, aber auch Brandlegungen[1]), Hetzbriefe, Verleumdungen aller Art entstehen zu lassen. Jeder von uns kennt solche Anzeigen zur Genüge, jeder weiss, dass man sich oft nicht genug verwundern konnte, wie das sonst „so ruhige, brave und stille Mädchen" zu einem solch „unverständlichen" Streiche kommen konnte. Hätte man nachgeforscht, ob der „Streich" nicht etwa zur Zeit der ersten Menses verübt wurde, hätte man das Mädchen zur Zeit ihrer nächsten Menses beobachten und feststellen lassen, ob sich da nicht wieder eine auffallende Veränderung zeigte, so hätte der Gerichtsarzt vielleicht den Vorgang erklären können. Ich kenne mehrere Fälle, in welchen von halbwüchsigen Mädchen Verbrechen begangen wurden, die man ihnen anfangs um keinen Preis zutrauen wollte, darunter eine Brandlegung, eine Majestätsbeleidigung in zahlreichen anonymen Briefen und eine Verleumdung, begangen durch Behauptung einer vollkommen erdichteten Entführung. In diesen Fällen gelang die Feststellung, dass die betreffenden Mädchen die Tat zur Zeit der ersten Menstruationen begangen hatten, dass sie sonst ruhig und gesittet schienen, und dass sie bei den nächsten Menses aber zum mindesten auffallende Unruhe und Aufregung zeigten. Sobald die Menses dann ihren richtigen Verlauf genommen hatten, war von allen früheren Erscheinungen nichts mehr wahrzunehmen, und die Mädchen zeigten keine Neigung mehr, Verbrechen zu begehen.[2])

Eine ähnliche Gefahr liegt bei derartigen Geschöpfen vor, wenn sie über Wahrnehmungen aussagen sollen, die entweder an sich interessant sind oder ihnen interessant vorkamen; hier ist in zweifacher Richtung Vorsicht zu üben: einmal, wenn das betreffende werdende Mädchen zur Zeit seiner Beobachtung der fraglichen Tatsache oder zur Zeit, als es aussagen soll, die Katamenien hatte. Im ersten Falle hat es mehr gesehen, als wahrzunehmen war, im zweiten Falle bildet es sich hinterher ein, mehr gesehen zu haben, als es wirklich sah. Wie unzuverlässlich die Aussagen von jugendlichen Mädchen sind, und welche Verwirrungen sie angerichtet haben, das weiss jedermann, viel zu wenig berücksichtigt wird aber, dass diese Unverlässlichkeit keineswegs bei demselben Individuum bleibend ist, sondern häufig mit vollständiger Glaubwürdigkeit wechselt. Freilich ist der Strafrichter fast nie in der Lage, die Verschieden-

1) Vergl. dazu Nessel in H. Gross' Archiv. IV, 343.

2) Vergl. v. Krafft-Ebing, „Psychosis menstrualis". Stuttgart 1902 und die dort zitierte Literatur.

artigkeit im Aussagen eines solchen Mädchens zu beurteilen, da er die Zeugin ein-, höchstens einige Male sieht und daher Unterschiede in ihrer Wahrheitsliebe nicht beobachten kann. Glücklicherweise sind nun die Aussagen solcher neu menstruierenden Mädchen, wenn unwahr, sehr charakteristisch, indem sie sich durch etwas eigentümlich Romantisches, Abenteuerliches und Interessantes hervortun. Findet man diesen Zug, der einfache, alltägliche Ereignisse zu merkwürdigen Erlebnissen umgestaltet, so hat man namentlich dann eine Warnung erhalten, wenn die Aussage des Mädchens mit jenen anderer Zeugen und sonstigen Erhebungen nicht stimmt, und wenn es gelungen ist, den Wunsch nach Übertreibung ins Romantische hin zu finden. Muss man dann noch sicherer gehen, so wird man durch Vernehmung von Leuten, die das Mädchen gut kennen, erheben können, wie es sonst mit der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe der Zeugin beschaffen ist, und wird der Verdacht bestärkt, dass vorhandene Menses einen Einfluss nahmen, so bleibt nichts übrig, als durch direkte Frage (die charakteristischer Weise häufig unwahr beantwortet wird), durch andere Vernehmungen, nötigenfalls durch ärztliche Hilfe der Sache auf den Grund zu kommen. Ergibt sich in solchen Fällen, dass Beobachtung oder Aussage aus der Zeit der Menses stammt, so kann mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Verdacht, es liege grobe Übertreibung, wenn nicht vollständige Erfindung vor, gerechtfertigt ist.

Aber nicht bloss die ersten Menses eines überspannten Mädchens ist abfür den Strafrichter gefährlich, auch später ist die Frau als einegin bedenklich, so oft sie menstruiert, und zwar sowohl bezüg-An der Wahrnehmung, wie bezüglich der Wiedergabe, ähnlich Fie bei dem erstmenstruierenden Mädchen. Schon Freiherr von Reichenbach[1]) hat behauptet, dass während der Menstruen die Sensitivität sehr erhöht sei, und wenn dieser famose Entdecker des Od in dieser Richtung auch viel Verrücktes zuwege gebracht hat, so beweist er doch als Erfinder des Kreosots, des Paraffins, des Eupions u. s. w., dass er ein sehr gescheiter Mensch war und mitunter vortrefflich beobachtete; er nennt allerdings „sensitiv“: empfänglich für Oderscheinungen, aber es ist kein Zweifel, dass seine „sensitiven“ Leute einfach sehr nervöse Menschen waren, die auf äussere Einwirkungen stark reagierten, und da seine Behauptung auch mit anderen Wahrnehmungen stimmt, so dürfen wir annehmen, dass seine Beobachtungen zum mindesten zeigten, wie

1) Karl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch“. J. G. Cotta. 1854.

empfindlich, reizbar, erregt und zu feinen Wahrnehmungen geneigt menstruierende Frauen sind. Es ist bekannt, wie bei gewissem Unwohlsein die Sinneswahrnehmungen geschärft sind; bevor man einen Schnupfen bekommt, ist regelmässig das Riechvermögen erheblich gesteigert, bei gewissen Kopfschmerzen hören wir insofern schärfer, als uns ein Geräusch schon stört, welches wir in gesundem Zustande gar nicht hören, und wie empfindlich gegen Berührung eine beschädigte Stelle unseres Körpers ist, das wissen wir zur Genüge; es bestehen hierüber aber noch besondere ins Feinste gehende Arbeiten, namentlich von Dohrn[1]), Leyden[2]), Schwaner[3]), Donat[4]), Nothnagel[5]), v. Dehn[6]) u. s. w. Wir werden daher auch der Frau, deren Körper zur Zeit der Menses in Alarm versetzt ist, glauben müssen, wenn ihre Sinne, namentlich aber die Hautempfindung, das Tastgefühl, geschärft erscheinen. Dieser Umstand ist aber in mehrfacher Richtung für uns von Belang; wir werden es nicht für unwahrscheinlich halten, wenn eine menstruierende Frau Dinge gehört, gesehen, gerochen und empfunden haben will, die andere und sie selbst zu anderer Zeit nicht wahrnahmen, wir werden aber auch manche Auffassungen einer Frau zur fraglichen Zeit auf ein bescheideneres Mass zurückführen und werden uns endlich klar halten, dass die Grenze zwischen feinerem Empfinden und Empfindlichkeit nicht leicht zu ziehen ist. Hiernach sehen wir einen allmählichen Übergang von Sensitivität bis zur argen Reizbarkeit, die eine häufige Quelle von Ausschreitungen ist; die Zeugin, die Beschädigte, die Beschuldigte, sie alle stehen in hohem Grade unter ihrem Einflusse.

Es ist überall bekannt, dass der unvergleichlich grössere Teil von Ehrenbeleidigungsklagen von Frauen ausgeht — es wäre interessant zu wissen, wie viele solcher Klagen von Frauen, die gerade menstruierten, auszugehen pflegen. Selbstverständlich wird

---

1) Dohrn, „Beiträge zur Druckempfindlichkeit der Haut". Henle und Pfeiffer'sche Zeitschrift. 3. Reihe. X. 1861.

2) Leyden, „Untersuchungen über die Sensibilität im gesunden und kranken Zustand". Virchows Archiv. XXXI.

3) Robert Schwaner, „Prüfung der Hautsensibilität bei Gesunden und Kranken". Diss. Marburg 1890.

4) Donat, „Über die Grenzen des Temperatursinnes im gesunden und kranken Zustand". Archiv für Psychiatrie und Nervenheilkunde. XV.

5) Nothnagel, „Beiträge zur Physiologie und Pathologie der Temperaturempfindung". Archiv für klinische Medizin. II.

6) Wilh. v. Dehn, „Vergleichende Prüfungen über Haut- und Geschmackssinn". Dorpat, Laackmann. 1894 (besondere Angabe von weiterer Literatur.)

kein Mensch diese Statistik zuwege bringen, aber es ist Tatsache, dass man immer gut tut, die Verhandlung über Ehrenbeleidigungen von Frauen niemals genau 4 Wochen nach der Tat, auch nicht 4 Wochen nach der Anzeige, anzuberaumen; denn werden die meisten Ehrenbeleidigungsklagen von Weibern zur Zeit ihrer Menses erstattet, so sind sie 4 Wochen später natürlich gerade so erregt und jeglichem Ausgleichsversuche abhold. Das ist vielbewährter Grundsatz! Ich hatte einmal einen angesehenen, friedliebenden Bürger eines kleinen Städtchens, dessen Frau ununterbrochen *injuriarum causa* klagte, aufgefordert, diesfalls Abhilfe zu treffen, erhielt aber die Antwort, seine Frau sei „seelengut", aber zur Zeit des Monatlichen „habe sie den Satan im Leib", suche mit jedermann Händel und fühle sich sofort schwer beleidigt.

Eine noch bedenklichere Eigenschaft als die leidige Zornmütigkeit behauptet Lombroso[1]), indem er sagt, zur Zeit der Menstruation sei das Weib zum Zorne und zur Lüge geneigt; hierin mag Lombroso recht haben, zumal Lüge mit den übrigen hierbei beobachteten Eigenschaften vereinbarlich ist und wir auch oft die Beobachtung machen, dass die ehrbarsten Frauen mitunter in unverschämter Weise lügen. Finden wir aber hiefür kein sonstiges Motiv und wissen wir, dass die Frau periodisch in einen anormalen Zustand verfällt, so ist wenigstens die Annahme gerechtfertigt, dass beides zusammenfällt, und dass der periodische Zustand die Ursache des sonst bei der betreffenden Frau nicht vorkommenden Lügens ist. Auch hier haben wir zum mindesten eine Mahnung, vorsichtig zu sein, und wenn wir namentlich in wichtigen Fällen von Frauen auffallende, sonst nicht weiter unterstützte Behauptungen hören, so werden wir die Möglichkeit nicht ausser Augen lassen, dass Menstruation vorliege und dass diese einen Einfluss auf die Aussage übe.

Aber wir können noch weiter gehen; Legrand du Saulle[2]) behauptet auf Grund eingehender Untersuchungen sagen zu können, dass von den in den grossen Magazinen von Paris von, oft Gott weiss wie eleganten Damen verübten Diebstählen eine auffallend grosse Zahl während der Menstruation verübt wurden, und zwar nicht weniger als 35 mal in 56 Fällen und bei 10 Fällen zu Beginn der Menopause.

---

1) Cesare Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte". Deutsch v. H. Kurella. Hamburg 1894.

2) Henri Legrand du Saulle, „La follie devant les tribuneaux". Paris 1864 und „Traité de médecine légale etc." Paris 1873.

Diese Gattung von Diebstählen in den grossen Pariser Magazinen wurde in letzter Zeit wiederholt, so von Bontemps [1]), Lacassagne [2]), Leppmann [3]) und Dubuisson [4]) zum Gegenstand interessanter wissenschaftlicher Bearbeitung gemacht und namentlich nachgewiesen, wie sehr das Auslegen von allerlei besonders für Frauen höchst begehrenswerten Dingen die Verführung zu Diebstählen bilde; wenn wir zugeben, dass sich die Frau zur Zeit der Menses in einem erregteren und minder widerstandsfähigen Zustande befindet, so wird uns auch klar, dass sie dann von den Verlockungen schöner Gewandstücke und sonstigen Tandes leichter überwältigt wird. Diese Erwägungen gewähren uns aber noch weitere Ausblicke, denn die schönen Sachen in den grossen Modemagazinen sind doch nicht das Einzige, das die Frau verlockt, und kann sie zu ihrer Zeit hier weniger widerstehen, so kann sie es bei ähnlichen Dingen auch nicht. In den Fällen, die man früher Kleptomanie nannte und die trotz der Abschaffung des letztgenannten Namens doch nicht zu leugnen sind und die immer und immer wieder kommen, untersucht man heute mit Recht meistens auf Schwangerschaft — man wird auch auf Menstruation artikulieren müssen.

Aber auch zu den ärgsten Verbrechen soll die Menstruation die Weiber bringen; Friedreich [5]), Dagonet [6]), Maudsley [7]), Lombroso [8]) führen zahlreiche Beispiele an, in welchen sonst vernünftige Frauen zu den unglaublichsten Dingen und häufig zu Mord getrieben wurden und gewiss noch viel häufiger Verbrechen verüben würden, wenn diese Stimmung ihrer Umgebung nicht bekannt wäre, die dann für die kurze, gefährliche Zeit eine besondere Überwachung einleitet.

Dass endlich Menstruationsstörungen auch zu Psychosen Anlass

---

1) M. Bontemps, „Du vol dans les grands magasins et du vol à l'étalage". Lyon, A. Storck. 1896.

2) A. Lacassagne, „Les vols à l'étalage et dans les grand Magasins". Rapport. IV. Congr. int. d'Anthrop. crim. Genève 1896.

3) A. Leppmann in der Ärztl. Sachverst.-Zeitung 1 u. 2. 1901.

4) „Les voleuses des grands magasins". Arch. d'anthrop. crim. XVI, I. 341 (1901); deutsch v. Alfred Fried. 2. Aufl. Lpzg. 1904.

5) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie". Regensburg, Manz 1852.

6) H. Dagonet, „Traité élémentaire et pratique des maladies mentales". 1862.

7) Henry Maudsley, „Die Philosophie und Pathologie der Seele". Deutsch v. Dr. Rud. Böhm. Würzburg 1870.

8) C. Lombroso, „Das Weib als Verbrecherin u. Prostituierte". Deutsch v. Kurella. Hamburg 1894.

geben, ist bekannt. Gerade diese Art von geistigen Krankheiten tritt so leise auf, dass sie in zahllosen Fällen übersehen werden; es ist dies um so leichter möglich, als sie ja vorübergehend auftreten und deshalb der Umgebung höchstens als „nervöse Reizung" bekannt sind oder leicht verschwiegen werden. Vortrefflich behandelt sind sie von Aimé Schwob[1]) und v. Krafft-Ebing (l. c.).

γ) Schwangerschaft. Über ähnliche Verhältnisse wie bei Menstruierenden hätten wir auch bei Schwangeren zu sprechen. wir können dies aber kurz abtun; vor allem werden die Zweifel. ob eine gerade schwanger ist oder nicht, seltener auftauchen, dann ist es zu allgemein bekannt, welch kräftigen Einfluss die Schwangerschaft auf das Seelenleben einer Frau ausübt, und endlich liegen die Gründe, in solchen Dingen den Gerichtsarzt heranzuziehen, viel näher, ja wenn es sich um ein von einer Schwangeren begangenes Verbrechen handelt, oder wenn eine solche Frau eine wichtige Aussage abzulegen hat, so ist es selbstverständlich, wenn sofort der Gerichtsarzt zu Rate gezogen wird. Aber freilich, die oft zutage tretenden sonderbaren Gelüste, das auffallende Gebahren und die seltsamen, oft grausamen Triebe, die sich bei Schwangeren geltend machen und für welche Erscheinungen man vornehmlich den Gerichtsarzt heranzuziehen pflegt, sind keineswegs das Einzige. Die schwierigsten und eingreifendsten Momente im Wesen der schwangeren Frau sind die rein psychischen, die oft leiser, oft deutlicher auftretenden Änderungen in ihrem Auffassen und Wiedergeben. An sich scheinen sie von geringer Wichtigkeit, sie lassen aber doch in dem Verhalten eines Menschen gegen einen Vorgang, den er dem Richter zu schildern hat, eine solche Verschiebung des Standpunktes eintreten, dass eine Veränderung in der Beurteilung eines Falles zustande kommen kann. Ich wiederhole auch hier, dass man theoretisch wohl sagen kann: „Der Zeuge hat uns die Tatsachen und ausschliesslich nur die Tatsachen bekannt zu geben" — aber in Wirklichkeit ist das nicht wahr. Abgesehen davon, dass die Wiedergabe jeder Wahrnehmung ein Urteil enthält, so hängt auch die Wiedergabe immer von unserer Auffassung ab, und diese ist wieder anders je nach der Stimmung, in der wir uns befinden. Wenn wir nun noch nie etwas von der veränderten Stimmung bei einer Schwangeren gehört hätten, so müssten wir uns dies logisch konstruieren können und würden gewiss das Richtige treffen. Wir

1) Aimé Schwob, „Les psychoses menstruelles au point de vue medico-légal". Lyon, A. Storck. 1895.

sehen ab von den veränderten somatischen Verhältnissen der Mutter, den Störungen in den Ernährungs- und Zirkulationsumständen, wir wollen uns nur klar machen, was es heisst, die Sorge um ein werdendes Geschöpf übernommen zu haben, zu wissen, dass sich da ein künftiges Leben entwickelt mit Glück oder Unglück, das Freude oder Trauer bringen und oft tiefgreifenden Einfluss auf Wohl und Wehe der Eltern haben kann. Die Frau weiss, dass ihr Zustand für sie selbst immerhin eine Gefährdung ihres Lebens, zum mindesten aber Schmerzen, Leiden und Schwierigkeiten mit sich bringt, die von den meisten Schwangeren überschätzt werden. Unwillkürlich empfindet die Frau, und nicht bloss die gebildete, das Geheimnisvolle, Unfassbare des keimenden Lebens in ihr, welches nun in die Welt treten soll und dadurch das Leben der Mutter ins Wanken bringt; die Schwangere fühlt sich dadurch dem Tode näher gebracht, die mannigfachen Erwägungen, die sich daran knüpfen, gestalten aber auch je nach ihrem Wesen und ihren Verhältnissen die Empfindungen der werdenden Mutter anders. Wie verschieden mag das Gefühl einer armen, verlassenen Braut sein, die ein Kind erwartet, von dem einer jungen Frau, die weiss, dass sie den heissersehnten Erben von Namen und Vermögen zur Welt bringen soll; betrachten wir die Empfindung einer kränklichen, mit Kindern reich gesegneten Arbeitersfrau, die weiss, dass das neue Kind ein unwillkommerer Zuwachs ist, dessen Geburt vielleicht den anderen hilflosen Kindern die Mutter raubt — dazu die Empfindung der wohlhabenden, kerngesunden Frau, die keinen wesentlichen Unterschied wahrnimmt, ob nun drei oder später vier Kinder das Haus beleben.

Und wenn diese Empfindungen verschieden sind, müssen sie nicht auch so kräftig und alles durchdringend sein, dass sie darauf einwirken, wie die Frau irgend einen von ihr wahrgenommenen Vorgang auffasst? Man wird einwenden, die subjektive Auffassung des Zeugen werde nie den Richter beeinflussen, der aus der einseitigen Betrachtung eines Vorfalles die objektive Wahrheit mit Leichtigkeit herausfinde. Überheben wir uns nicht und nehmen wir die Dinge, wie sie sind. Subjektive Auffassung kann bis zur objektiven Unwahrheit werden, trotz des besten Willens des Aussagenden, und was dann wahr und was erdichtet ist, das kann der Vernehmende nicht unterscheiden. Weiter: In wie vielen Fällen müssen wir geradeaus den Zeugen um den Eindruck fragen, den ein Vorgang auf ihn gemacht hat, wenn dieser mit Worten einfach nicht geschildert werden kann. Wir müssen fragen, ob

der Eindruck, den Zeuge gewann, so war, dass ein Angriff gefährlich, eine Drohung ernst, eine Erpressung bedenklich, eine Rauferei beabsichtigt, eine Geste beleidigend, ein Griff überlegt scheinen musste — in diesen und tausend anderen Fällen müssen wir die Auffassung wissen und werden uns davon leiten lassen. Und endlich, wer von uns glaubt sich vor Induktion vollkommen geschützt? Der Zeuge schildert uns den Vorgang in bestimmten Tönen, und die klingen in uns mit. Sind noch andere Zeugen vorhanden, so wird die fehlerhafte Auffassung wohl korrigiert, ist aber bloss ein Zeuge, oder einer, dem wir aus irgend einem Grunde mehr glauben, vorhanden, oder treten mehrere, aber gleich veranlagte Zeugen auf, so bleibt Stimmung, Auffassung und „Tatsache" fehlerhaft in uns. Wer also eine Schwangere mit ihren tausendfach geänderten Empfindungen vor sich hat, der möge auf der Hut sein!

Über Verbrechen von Schwangeren erzählen besonders Gall[1], Brouardel, Marc, Cabanis[2], Lombroso[3], Icard[4] u. a.

In gewisser Beziehung ist für uns die ältere Literatur wichtiger, da sie sich mit ausgedehnter Kasuistik von vorgekommenen Fällen befasst, in welchen Schwangere besondere Gelüste zu Tage treten liessen oder in ihren Wahrnehmungen und Äusserungen Absonderlichkeiten und Unrichtiges zeigten; namentlich möchte ich die Arbeiten von Friedreich[5], Neumann[6], Ideler[7], Churchill[8], Hoffbauer[9], Wolfart[10], Flemming[11], Reil und Hoffbauer[12] einem eingehenden Studium empfehlen — man vergesse aber bei älteren Beobachtungen nicht, dass sie selten exakt und immer mit mangelhafteren Kenntnissen gemacht wurden, als wir heute besitzen.

1) F. Gall, „Recherches sur le système nerveux". Paris 1808.

2) P. Cabanis, „Über die Verbindung des Physischen und Moralischen im Menschen". Übersetzt v. Jacob. Halle 1804.

3) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte". Deutsch v. H. Kurella. Hamburg 1894.

4) Icard, „La femme dans la periode menstruelle". Paris 1890.

5) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie".

6) Neumann, „Einfluss der Schwangerschaft" (in Siebolds Journal für Geburtshilfe. 11. Band).

7) Ideler, „Annalen der Charité". Berlin. I. Heft. 1851.

8) A. Churchill, „Dubliner Journal". Februar 1850.

9) Hoffbauer, „Über die Gelüste der Schwangeren". Archiv für Kriminalrecht. 1. Band. 1817.

10) Wolfart, „Asclepieion". 1811. Nr. 12.

11) Flemming, „Über die Gelüste der Schwangeren". Archiv für medizinische Erfahrung. 1830.

12) Reil und Hoffbauers „Beiträge u. s. w." 2. Band.

d) Erotisches. Eine Frage, die ebenso oft als müssig gestellt wird, geht nach dem Grade des Geschlechtstriebes beim Weibe. Dass es für uns wichtig wäre, hierüber belehrt zu werden, ist gewiss, da wir manches Geschlechtsverbrechen richtiger beurteilen würden, wenn wir wüssten, wie weit das Weib dem Manne entgegenkam, und da wir auch in anderen ähnlichen Fällen klarer sehen könnten, wenn wir wüssten, wie sich weibliche Zeugen zur Sache stellen. Vor allem ist aber das Bedürfnis der einzelnen weiblichen Geschöpfe in dieser Richtung ebenso verschieden, wie bei einzelnen Männern, und ebenso verschieden, wie das Bedürfnis nach Speise, Trank, Wärme, Schlaf, Ruhe und hundert anderen animalischen Momenten; wir würden aber auch dann, wenn wir z. B. einen mittleren Durchschnitt annehmen dürften, doch niemals einen Gradmesser besitzen, um irgend welche Vergleiche anstellen zu können; es ist daher ganz wertlos, wenn z. B. Tait [1]), angeblich der erste lebende Gynäkologe, behauptete, die sexuelle Sensibilität sei beim Weibe kleiner als beim Manne — zehn andere Fachmänner sagen dasselbe und ebenso viele das Gegenteil, wir gewinnen dabei nicht das Mindeste; auch damit ist uns nicht viel geholfen, wenn z. B. Sergi [2]) sagt, beim Weibe sei die Sensibilität kleiner als die Irritabilität, oder Mantegazza [3]), es komme beim Weibe sehr selten zu so starkem geschlechtlichen Verlangen, dass ihr dies tatsächlich Schmerzen bereite; wir gewinnen auch hier nur durch Verwertung einzelner guter Beobachtungen. Wenn z. B. die italienischen Positivisten wiederholt behaupten, das Weib hat weniger Erotik und mehr Sexualität, so heisst dies, dem Manne ist es mehr um Befriedigung des Geschlechtstriebes zu tun, der Frau um den Mutterinstinkt — und diese Erkenntnis möchte uns einige Aufklärung bieten, wenigstens wird uns mancher Fehltritt eines Mädchens verständlich, ohne dass wir gleich Notzucht, Verführung durch Heiratsversprechen u. s. w. annehmen müssen. Wenn wir uns einmal nüchtern vor Augen halten, welche Folgen für ein Mädchen eine Entehrung bringt: Spott und Schande, Beschwerden der Schwangerschaft, Zerwürfnis mit den Angehörigen, vielleicht Verstossung aus dem elterlichen Hause oder Verlust eines guten Dienstplatzes, dann die Schmerzen, Leiden und Gefahren der Entbindung, Sorge um das Kind, Schmälerung des Verdienstes, Mühe und Plage mit dem Kinde, erschwertes

1) Auf dem französischen Chirurgenkongress 1891.
2) Sergi „Archivio di Psichiatria“. 1892. Vol. XIII.
3) Mantegazza, „Physiologie des Genusses“.

Fortkommen, verminderte Aussicht auf Versorgung durch eine Ehe — ja, das sind denn doch Folgen von so ausserordentlicher Last, dass man unmöglich dem Geschlechtstrieb eine solche elementare Gewalt zutrauen kann, dass er die volle Aussicht auf die genannten Folgen zu verschleiern vermag.

Der bekannte Wiener Gynäkologe Braun[1]) sagte ebenso psychologisch treffend als witzig: „Wenn es von der Natur so eingerichtet wäre, dass in jeder Ehe der Mann das je zweite Kind gebären müsste, so gäbe es in keiner Familie mehr als drei Kinder.“ Er meinte also, das erste kriegt sie, das zweite er; kommt sie wieder daran, so entschliesst zwar sie sich zum dritten Kinde — der Mann ist aber durch die Schmerzen der Geburt so eingeschüchtert, dass er sich auf kein zweites Mal mehr einlässt. Nachdem wir nun aber keinen Anlass zur Annahme haben, dass das Geschlechtsbedürfnis des Weibes ein wesentlich höheres ist, oder dass die Frau überaus mehr Schmerzen zu ertragen vermag als der Mann, so müssen wir notgedrungen annehmen, dass bei dem Weibe noch ein Trieb mehr vorliegt, als bei dem Manne; dieser Trieb muss als so stark angenommen werden, dass er alle die, sagen wir kurzweg, Schrecken einer unehelichen oder sonst unerwünschten Geburt zu überwinden vermag, und diesen Trieb mögen wir ja in der Sexualität, im Mutterinstinkt finden.

Es scheint auch, als ob die Natur, wenigstens in einzelnen Fällen, diese Auffassung bestätigen wollte; so behauptet wenigstens Icard[2]), es gäbe Frauen, die sich bloss deswegen befruchten lassen, um das Vergnügen des Säugens zu haben, was ihnen wohllüstige Empfindungen verursacht (dass die Beziehungen zwischen Mamilla und Uterus durch den Sympathicus hergestellt werden, ist ja bekannt). Wenn nun die Natur den Geschlechtstrieb überhaupt nur geschaffen hat, um die Arten zu erhalten, so hat sie die Sexualität, den Mutterinstinkt des Weibes noch mehr zum Ausdruck gebracht, wenn sie ihn wenigstens in bestimmten Fällen mit einem besonderen Triebe ausstatten wollte. Für den Kriminalisten ist aber die Betonung der Sexualität des Weibes von Wichtigkeit, weil sie uns eine grosse Zahl von Erscheinungen, namentlich die Hingebung des Weibes erklärt, aus der allein sich wieder eine Menge von psychsich sonst so schwer zu begreifenden Erscheinungen ableiten lassen.

Dem widerspricht nur scheinbar eine Reihe von Tatsachen.

---

1) In seinen Vorlesungen, alljährlich.

2) Icard, „La femme dans la periode menstruelle“. Paris 1890.

z. B. jeder Kindsmord, die häufig vorkommende Grausamkeit von Müttern gegen ihre Kinder, der Widerwille, den gerade sehr junge Frauen gegen das Kinderbekommen und Kinderbesitzen zeigen (siehe die gebildeten Klassen unter den Französinnen und Amerikanerinnen), und ähnliche Erscheinungen, die gerade gegen den Mutterinstinkt zu sprechen scheinen; wir dürfen aber nicht vergessen, dass alle Triebe dort ein Ende erreichen, wo der Gegentrieb stärker wird, und dass es unter Umständen sogar so weit kommt, dass man gegen den stärksten Antrieb, den auf Erhaltung der Integrität seiner eigenen Person, handelt; hierher gehören alle Handlungen gegen das Ich, die ein Ausfluss teilweiser oder vollständiger Verzweiflung sind: Zerraufen von Haar und Bart, Herumschlagen mit Händen und Füssen; Wüten gegen die eigene Gesundheit und endlich der Selbstmord. Tötet die Mutter ihr eigenes Kind, so gehört diese Handlung in dieselbe ebengenannte Reihe, es ist eine Verzweiflungstat gegen einen eben separierten Teil des eigenen Körpers aus Furcht und Entsetzen vor den kommenden schrecklichen Folgen. Die gemässigteren Handlungen und Empfindungen in dieser Richtung, z. B. die genannte Abneigung von Frauen gegen das Kinderbekommen, haben andere Erklärung, und zwar darin zu finden, dass sie die Folgen gewisser Kulturverhältnisse sind. Wenn wir uns daran erinnern, welche unnatürlichen, sinnlosen und halbverrückten Gewohnheiten in Beziehung auf Ernährung, Bekleidung, gesellschaftliche Einrichtungen u. s. w. uns die Kultur und die Mode aufgedrängt hat, so brauchen wir gar nicht wirkliche Perversitäten heranzuziehen, um zu begreifen, wie die Sucht nach Bequemlichkeit, die Eitelkeit und das Streben, Geld für Vergnügungen zu behalten, es dahin bringen mussten, den Mutterinstinkt zu unterdrücken und sich keine Kinder zu wünschen. Man kann dies auch Degeneration nennen.

Es gibt noch andere, minder wichtige Momente, die gegen den Mutterinstinkt zu sprechen scheinen, die meistens dahin gehen, dass der Geschlechtstrieb noch zu einer Zeit besteht, wo das Bekommen von Kindern naturwidrig wäre, weil die Mutter nicht mehr jung genug ist, um das Kind heranzuziehen. Wir wissen, dass „das erste graue Haar keineswegs den letzten Liebhaber bedeutet", und nach Mitteilungen des schon genannten Gynäkologen Tait kommt oft unmittelbar nach dem Klimakterium noch einmal eine Periode starken Geschlechtstriebes — ein Aufwand, der für den Zweck des Kindergebärens wertlos ist.

Aber deshalb, weil die Natur Triebe noch zu einer Zeit herrschen lässt, wo sie für ihren Zweck unnötig sind, deshalb ist der

Trieb doch nicht mit dem Zweck unverbunden, und wir essen und trinken auch oft, wenn es für den Zweck der Ernährung überflüssig ist. So wunderbar von der Natur die Triebe und Funktionen eingerichtet und wichtigen Zwecken angepasst wurden, so hat sie hier doch nirgends scharfe Grenzen gezogen und genau dort ein Ende gemacht, wo die Notwendigkeit aufhörte; eben weil die Natur überall sparsam ist, scheint sie oft so verschwenderisch, denn immer, wenn sie dies scheint, war die Verschwendung doch noch das billigste Mittel, um den notwendigen Zweck zu erreichen. Wir können also auch dann, wenn uns die Begierde des Weibes für den Zweck der Mutterschaft überflüssig ist, noch immer auf den Trieb der letzteren rechnen und uns damit manchen kriminellen Vorgang psychologisch erklären.

Es handelt sich einzig darum, dass wir den Mutterinstinkt als Faktor in Rechnung ziehen — haben wir das getan, so findet sich auch die Klärung, und dies nicht bloss bei sexuellen Delikten, sondern noch viel mehr in jenen feineren Fragen, wo es sich um das mehr oder weniger reine Verhältnis zwischen Mann und Frau handelt. Wie sich die Frau zum Manne, zu den Kindern stellt, was sie von ihnen verlangt, was sie zum Opfer bringt, was es ihr möglich macht ein scheinbar unerträgliches Leben fortzuführen, was aber wieder unvermittelt und trotz scheinbar geringer Wichtigkeit plötzlich ihren Lebensmut untergräbt, das alles sind Fragen, die in unzähligen Prozessen auftauchen und als das Entscheidende und Aufklärende erscheinen, und sie alle sind mit dem einzigen Worte Mutterinstinkt zu lösen; regelmässig hilft man sich mit den Unerklärlichkeiten der Liebe und des Geschlechtstriebes, man war aber gezwungen, diesen allerdings mächtigen Faktoren so merkwürdige und in sich widersprechende Seiten zuzuschreiben, dass man eine Unerklärlichkeit mit der anderen erklärte. Versuchen wir es einmal mit der Erklärung durch den Mutterinstinkt!

ε) Versteckt Sexuelles. Schwierige Momente für den Kriminalisten finden sich in psychologischer Richtung immer dort, wo versteckte Triebe wirken, und wo diese mit dem Erfolg scheinbar keinen Zusammenhang haben, weil dann der Ausgangspunkt in falscher Richtung gesucht wird. Ich sage „Ausgangspunkt“, weil „Motiv“ bewusst sein muss und „Grund“ missverstanden werden könnte. Wir kennen zahlreiche Straffälle, denen wir ratlos gegenüberstehen, weil wir zwar den Täter kennen, uns aber die ursächliche Verbindung desselben mit der Tat nicht erklären können, oder aber weil wir den Täter nicht wissen und doch aus allen Umständen

der Tat wahrnehmen, dass wir auf seine Spur geführt werden könnten, wenn uns die psychologische Entstehung der Tat klar wäre. Suchen wir nach „Gründen", so können vielleicht ihrer so viele gedacht werden, dass wir dem Wege nicht näher kommen; wollen wir den „Motiven" nachgehen, so können wir weit fehlgehen, weil wir da stets nur den Täter mit dem Erfolg in Verbindung bringen können, der ihm von Anfang an vor Augen geschwebt haben muss. Immer ist es für uns leicht, wenn Motiv und Tat in offenem Zusammenhang steht: Habsucht: Diebstahl; Rache: Brandlegung; Eifersucht: Mord u. s. w.; in diesen Fällen ist die gesamte Untersuchungsarbeit ein Rechenexempel, mitunter schwierig, aber doch mit festen Grundlagen. Wenn aber von der Tat bis zu ihren letzten verfolgbaren Gründen, meinetwegen bis zu Stimmungen des Täters, eine zusammenhängende Reihe herzustellen ist und dann aber noch immer keine Aufklärung gefunden werden kann, so hat das Konstruieren sein Ende erreicht, und wir tappen im Finstern herum; finden wir nichts, so ist es verhältnismässig noch am besten, schlimm ist es aber in den häufigen Fällen, wo wir das Richtige fälschlich gefunden zu haben glauben und dann verfolgen.

Ein solch versteckter Ausgangspunkt, und zwar der häufigste, ist der sexuelle. Dass er oft nur unsichtbar wirkt, hat seinen Grund im Schamgefühl, und deshalb kommt er auch in deutlicher und ausgeprägter Form unvergleichlich öfter beim Weibe vor — der versteckte sexuelle Ausgangspunkt spielt seine Rolle bei der kleinen, unbedeutenden Lüge einer wenig bedeutenden Zeugin und ebenso beim Giftmord am Gatten wegen des vielleicht erst zu gewinnenden Buhlen, überall segelt er unter falscher Flagge, niemand lässt die Geilheit gelten, sie muss anders heissen, sogar der Frau gegenüber, die sich selbst von ihr treiben lässt.

Betrachten wir einige Formen des sexuellen Triebes, unter denen er auftritt, so ist in erster Linie die der Frömmelei, der falschen Religiosität zu nennen. Dies ist etwas Altbekanntes. Friedreich[1]) weist nachdrücklich auf den Zusammenhang zwischen religiöser Schwärmerei und dem Sexualsystem hin und zitiert manche erbauliche Heiligengeschichte, z. B. von der Nonne Blanbekin, von der berichtet wird: „*eam scire desiderasse cum lacrimis et moerore maximo, ubinam esset praeputium Christi*". Die selig gesprochene Veronica Juliani nahm aus Andacht zum Lamme Gottes ein Lamm zu sich ins Bett und liess es an ihren Brüsten saugen.[2]) Ähnliche sehr

1) J. B. Friedreich a. a. O.

2) Vergl. f. Steingiesser: „Das Geschlechtsleben der Heiligen". Berlin 1902.

brünstige Dinge werden erzählt von der heiligen Katharina von Genua, der heiligen Armella, der heiligen Elisabeth vom Kinde Jesu u. s. w., und Reinhard[1]) sagt richtig: „Süsse Andächteleien sind oft nichst mehr und nichts weniger als Ausbrüche verheimlichter Lüste und Anwandlungen sinnlicher Liebe.“ Seume[2]) aber irrt sich, wenn er behauptet, „der Mysticismus liegt meistens in der Nervenschwäche und im Magenkrampf“ — er liegt eine Spanne tiefer.

Die Nutzanwendung ist leicht. Wir müssen uns häufig darum erkundigen, ob ein weibliches Wesen sittlich rein oder begehrlich u. s. w. ist — dies spielt nicht bloss bei Sittlichkeitsdelikten eine Rolle, sondern kann in jedem Strafprozesse wichtig werden. Die Antworten und Auskünfte, die wir auf solche Fragen bekommen, sind fast ausnahmslos wertlos oder unwahr, weil der Gegenstand der Frage nicht offen am Tage liegt, schwer zu beobachten ist und oft den Zunächststehenden verborgen gehalten wird. Viel leichter und fast immer kommt man zum Ziel, wenn man die Fragestellung auf religiöse Schwärmerei, Frömmelei und Verwandtes richtet. Dies ist nicht bloss leicht wahrzunehmen, sondern wird seiner Natur nach offen zur Schau getragen; wer falsche Frömmigkeit pflegt, tut dies doch um der Leute willen, und verbirgt sie also nicht. Wird religiöse Schwärmerei von Zeugen glaubwürdig bestätigt, so wird man nur in seltenen Fällen fehl gehen, wenn man Neigung zu mehr minder verhüllter Wollust annimmt.

Beispiele in dieser Richtung sind jedem von uns bekannt; nur gewissermaßen als Schulfälle möchte ich zwei aus eigener Erfahrung nennen. In dem einen handelte es sich darum, dass eine ältliche Jungfer anvertraute grosse Summen angegriffen und damit ihren Diener beschenkt hatte; zuerst war jeder Verdacht in dieser Richtung von der Hand zu weisen, und erst die Feststellung allmählich aufgetauchter Frömmelei (sie hatte u. a. einen Hausaltar errichtet, an dem der Diener mit ihr beten musste) machte darauf aufmerksam, dass sich die so sittenstrenge Jungfrau für ihren Bedienten interessiere.

Im zweiten Falle handelte es sich um die Vergiftung eines alten, impotenten Gatten, den seine noch junge Frau ermordet hatte; letztere wurde von niemanden verdächtigt, und als sie (als Zeugin) vernommen wurde, war allein eine etwas salbungsvolle, fromme Äusserung verdächtig. Man liess sie bei diesem Thema verharren,

---

1) Reinhard, „Über den Wert der Kleinigkeiten in der Moral“.

2) Seume, „Gesammelte Werke“. 3. Bd.

und nun kam eine so brünstige Liebe zu Heiligen und zu religiösen Geheimnissen zum Vorschein, dass man nicht zweifeln konnte, es müsse unter dieser Asche eine glühende Sinnlichkeit lodern. Ehebruch war nicht nachweisbar, den muss sie aus irgend einem Grunde gescheut haben, und dass ihr der hinfällige Gatte nicht genügt hat, war jetzt auch zweifellos; die Annahme, dass sie ihn beseitigen wollte, um einen anderen zu heiraten, lag nun nahe, und als dieser andere gesucht und gefunden wurde, war die Beweisführung nicht mehr schwierig.

Wie heikel es ist, direkt Wollust nachzuweisen und hieran Verdachtsgründe zu knüpfen, und wie notwendig es ist, vorerst das Verdeckende festzustellen, beweist eine Bemerkung von Kraus[1]), der behauptet, „ein Weib affektiere dem Manne gegenüber niemals Wollustbegierde, sie wollte ihn denn verführen, und dies würde sie ja nicht wollen, wenn sie nicht sexuell begehrlich wäre". Nur die Allgemeinheit der Behauptung ist richtig, nicht aber, dass das Weib da keinen Grund zur Affektation habe, da wir genug Fälle kennen, in welchen ein von einem armen Menschen geschwängertes Weib trachtet, einen Wohlhabenden zu verführen, um einen zahlungsfähigen Vater für ihr Kind zu bekommen. In diesen und ähnlichen Fällen wird es alles zu Verführungskünsten verwenden, ohne im mindesten gerade wollüstig disponiert sein zu müssen. —

Eine andere wichtige Form ist die Langweile; kein Mensch kann sagen, was Langweile ist, und jeder weiss es auf das genaueste, niemand behauptet, es sei ein Laster, und doch weiss man wieder, dass eine Menge böser Taten der Langweile ihren Ursprung verdanken. Sie ist nicht dasselbe wie Müssiggang — ich kann müssig sein und mich nicht langweilen, und ich kann mich langweilen, obwohl ich beschäftigt bin. Am besten werden wir noch die Langweile eine Stimmung nennen, in die man durch den unbefriedigten Wunsch nach subjektiv verlangter Abwechslung versetzt wird. Nur im übertragenen Sinne sprechen wir von langweiliger Gegend, langweiligem Vortrag, langweiliger Gesellschaft — wir meinen immer die Stimmung, in die wir dadurch versetzt werden; das subjetive Moment ist massgebend, denn eine Gegend kann vielen langweilig scheinen, während sie dem dort Geborenen, etwa auch dem Botaniker, Mineralogen oder einem anderen Forscher, höchst interessant sein kann. Eine Sammlung,

1) A. Kraus, Die Psychologie des Verbrechens". Tübingen, H. Laupp. 1884.

eine Bibliothek, ein Vortrag kann dem einen ebenso langweilig, wie dem anderen unterhaltend sein, kurz, im übertragenen Sinne erhält der Begriff Langweile eine grosse Ausdehnung. Wir wollen aber nur von der Langweile als Stimmung sprechen, und diese finden wir als prägnante Erscheinungsform am häufigsten bei Mädchen und jungen Frauen, auch bei unentwickelten oder weibischen Männern. Dann ist sie jene eigentümliche, träumerische, wohle und unwohle Stimmung mit Sehnsucht nach etwas nicht Daseiendem, mit stillen Vorwürfen im allgemeinen wegen Verweigerung des Gewünschten, mit dem stets zurückkehrenden Wunsche nach Ausfüllung einer inneren Leere — und das alles meistens auf sexueller Basis. Diese Basis lässt sich mathematisch nicht beweisen, die Erfahrung tut aber dar, dass diese Stimmung nur zur Zeit vorhandener geschlechtlicher Energie auftritt, dass sie fehlt, wenn diesfalls die Sehnsucht gerade nach Wunsch erfüllt wird, und dass aber auch sonst die reichste und beste Abwechslung einen Ersatz nicht zu bieten vermag — der Schluss auf erotischen Ausgang ist nicht gewagt. Freilich sehen wir auch den sittigenden und erziehenden Einfluss der Arbeit, die strenge eingeteilt, nachdrücklich fordernd und voll erfüllend alle überflüssigen Stimmungen nicht aufkommen lässt, aber alles hat seine Grenzen und oft ist die weiche, stille Kraft der süssen Langeweile stärker als der Drang und das Muss der Arbeit. Ist sie aber da, dann erzeugt sie niemals Gutes, selten Gleichgültiges und oft reift in ihrem Schatten langsam die verbotene Frucht. Niemand wird behaupten, die Langeweile sei die Ursache unerlaubter Verhältnisse, von Verführung und Ehebruch und all der vielen Sünden, die daran hängen, von kleinen Entwendungen zu Gunsten des Geliebten bis zum Morde an dem ungeliebten Gatten, aber für den Kriminalisten ist sie wieder ein Symptom, das zeigt, dass das Weib unzufrieden war mit dem, was sie hatte und nach anderem strebte. Und vom Wünschen bis zum Streben und vom Streben bis zum Tun, wie weit ist es denn? Fragen wir aber die reuige Sünderin, wann ihr der Gedanke zu strafbarem Tun gekommen ist, immer und immer erfahren wir, dass es die Stunden der heillosen Langweile waren, in denen böse Gedanken kamen und bösere Pläne ausgebrütet wurden. Fragt einmal erfahrene Kriminalisten, ob sie auch nur einmal fehl gingen, wenn sie bei Frauen *in annis nobis periculosis*, die ein Verbrechen begangen haben, zuerst nach den Stunden der Langweile gefragt haben. Von diesen Stunden weiss die Umgebung, und die Sünderin glaubt sich selbst zum halben Teile entdeckt, wenn man sie nach diesen bösen Stunden fragt. Cherchez

la femme — cherchez l'amour — cherchez l'ennui — und ihr findet hundertmal die Lösung.

Versteckte Sexualität liegt auch in der Eitelkeit, mehr als wir gewöhnlich glauben; wir dürfen nur das Wort im eigentlichen Sinne gebrauchen, denn wenn wir von der Eitelkeit eines Gelehrten, eines Beamten, eines Soldaten reden, so meinen wir eigentlich Ruhmsucht, das Bestreben, sich hervorzutun, belobt und anerkannt zu werden. Die eigentliche Eitelkeit ist nur Frauensache oder die von weibischen Männern, und wie Darwin nachgewiesen hat, dass die Farbenpracht der Vögel, Insekten, ja auch der Blüten nur den Zwecken der Zuchtwahl dient, also sexuellen Grund hat, ebenso hat die Eitelkeit der Frau nur geschlechtlichen Zweck, sie ist nur eitel für Männer, wenn auch mitunter durch Vermittlung anderer Frauen. Am deutlichsten hat dies Lotze [1]) ausgesprochen: „Alles, was die Aufmerksamkeit auf ihre Person lenkt, ohne ihr zu schaden, wird von der Frau als Mittel im sexuellen Kampf instinktiv benutzt." Gerade in diesen Worten, „Mittel im sexuellen Kampfe", liegt eine Menge von Wahrheit; der Mann nimmt den Kampf direkt auf, und wenn wir die Sache ohne Ziererei auffassen, so kann es sich uns nicht verschliessen, dass sie sich im Tierreich gerade so abspielt, wie unter den Menschen: die männlichen Wesen kämpfen direkt unter einander um die weiblichen, diese müssen aber trachten, den Kampf um ihre Person zu entfachen, und so brauchen sie die Eitelkeit zum sexuellen Kampf. Dass die Weiber eitel sind, berührt uns Kriminalisten eigentlich nicht, wir wissen es ohnehin, und niemand braucht es uns zu beweisen, aber nicht gleichgültig ist für uns die Art, wie sich ihre Eitelkeit äussert, wichtig die Folge ihrer Eitelkeit und wichtig die Stellung derselben zu anderen Verhältnissen.

Sich die Eitelkeit der Frau zunutze machen, wenn man mit ihr als Strafrichter verkehrt, wäre nicht als eine Kunst, sondern als unerlaubtes Kunststück aufzufassen, welches zu weit führen würde. Dies wussten namentlich die Franzosen von jeher. „Wer bei den Frauen reussieren will", sagt Madame de Rieux, „muss ihre Eigenliebe mit ins Spiel bringen", und Saint Prospère sagt ähnlich: „Nicht bei den Sinnen muss man die Frau zu fassen suchen, ihre Schwäche liegt im Herzen und der Eitelkeit." Diese Eigenschaft ist aber so kräftig, dass sie leicht irreführen kann. Versteht es der Strafrichter nicht, nach dieser Vorschrift vorzugehen, so hilft

1) Lotze, „Mikrokosmus". Leipzig 1869.

es ohnehin nichts, versteht er es aber, dann hat er eine Waffe in der Hand, mit der er die Frau zu weit treibt, dann wirkt verletzte Eitelkeit, Zorn und auch Suggestion in viel zu kräftiger Weise. Sagen wir z. B., ein Weib wollte vor dem Richter ihren Geliebten schonen; gelänge es ihm nun durch Anführung natürlich wahrer Tatsachen, ihre Eitelkeit zu kränken, sie zu überzeugen, dass sie von dem geschonten Geliebten verraten, belastet oder vergessen ist, oder ihr nur wenigstens den Glauben daran zu geben, so geht sie dann in den meisten Fällen weiter, als sie es verantworten kann, beschuldigt und belastet ihn so viel wie möglich, und wenn sie kann, sucht sie ihn zu vernichten — ob mit Recht oder nicht, beachtet sie nicht. Sie hat den Geliebten verloren, und so soll ihn auch eine andere nicht haben. „Die Eitelkeit der Frau", sagt Lombroso[1]), „erklärt sich namentlich daraus, dass das Wichtigste im Leben der Frau der Kampf um das andere Geschlecht ist." Diese Behauptung wird durch eine lange Reihe von Beispielen und historischen Belegen erhärtet und soll uns in vielen Fällen zur Richtschnur dienen. Vor allem ist es für manchen Prozess schon von Wichtigkeit zu wissen, ob ein Weib „diesen Kampf um das andere Geschlecht" aufgenommen hat, d. h. ob sie einen Geliebten hat, oder ob sie einen zum Geliebten haben wollte. Kann nachgewiesen werden, dass sich in ihr plötzlich Eitelkeit geregt oder wesentlich verstärkt hat, so ist die Frage unbedingt zu bejahen. Ja oft genug gelingt es dann, sogar die Person des Mannes zu bestimmen, wenn der Zeitpunkt sicher zu stellen ist, wann sich diese Zeichen von Eitelkeit gerührt haben und wenn sie gerade damals nähere oder fernere Berührungspunkte mit einem Manne hatte. Werden diese Momente anderweitig halbwegs unterstützt und liegt kein Beobachtungsfehler vor, so ist der Schluss sicher.

Ebenso viel Belehrung aus der Eitelkeit der Frau bekommen wir dann, wenn wir wissen wollen, wie es denn möglich war, dass ein Mann eine Frau umgarnen konnte, der ihr in keiner Weise gleichwertig war. Es ist nicht nötig, in solchen Fällen von den „unlösbaren Rätseln im Herzen der Frau" und von „den ewig dunkel bleibenden Geheimnissen der weiblichen Seele" zu faseln — *vulpes vult fraudem, lupus agnum, femina laudem* — damit sind alle Tiefsinnigkeiten gelöst. Der betreffende Mann wusste *laudem* zu spenden, er verstand es, die Eitelkeit der Frau zu heben, und so siegte er über andere, die viel mehr wert waren als er.

---

1) Lombroso und Ferrero, „Das Weib u. s. w."

Dies geht soweit, dass wir aus der Beantwortung der Frage nach der Eitelkeit einer Frau die bestimmte Antwort auf die Lebhaftigkeit der Sexualität derselben bekommen können, welche Antwort dem Kriminalisten oft von Wichtigkeit sein kann. Der alte Heinroth[1]) sagt trefflich: „Das weibliche Individuum schenkt, so lange es noch Ansprüche zu machen hat oder glaubt, sich selbst das grösste Vertrauen; Eitelkeit ist der Geschlechtscharakter"; wir fügen bei: „und der Gradmesser der Geschlechtlichkeit". Sobald sich das Kind das erste bunte Band ins Haar flicht, hat sich die Geschlechtlichkeit geregt, sie steigt mit der Liebe zu Flitter und Tand und stirbt, wenn das alternde Weib beginnt vernachlässigt und schmutzig einherzugehen. Die Frau lügt, wenn sie behauptet, in ihrem Herzen sei alles erstorben, und sie sitzt nett und geputzt vor dir, sie lügt, wenn sie sagt, sie liebe noch ihren Mann und die mangelnde Sorge für Leib und Kleid spricht anders, sie lügt, wenn sie versichert, sie sei stets dieselbe geblieben und ihre Eitelkeit ist gekommen oder gegangen. Das sind Regeln ohne Ausnahme und keiner geht fehl, der ihnen folgt. —

Häufig kommen wir in die Gelegenheit, uns darüber klar werden zu müssen, was weibliche Kenntnisse wert sind und inwieweit wir uns auf dieselben verlassen dürfen. Es ist hier nicht der Ort, uns über die Kapazität der weiblichen Gehirnkapsel zu orientieren und uns auf das gefährliche Gebiet zu wagen, das einst Schopenhauer und Konsorten und dann die modernen Anthropologen beschritten haben und noch immer beschreiten — vorkommenden Falles ist es Sache des Richters, die Äusserung einer Frau, die auf wirklichen oder scheinbaren Kenntnissen beruht, ebenso zu prüfen wie die eines anderen Zeugen oder durch Sachverständige prüfen zu lassen. Wir wollen nur auf den symptomatischen Wert der weiblichen Kenntnisse in Richtung auf ihre Eitelkeit hinweisen. Lotze[1]) behauptet, die Frauen gehen nur in Theater und Kirchen, um ihre Kleider zu zeigen und für kunstverständig und fromm zu gelten, und die Madame d'Arconville sagt, die Frauen lernen nur, damit es heisst, sie wissen etwas, an den Kenntnissen selbst liegt ihnen sehr wenig.

Dies ist wichtig, weil wir gerade in diesen Richtungen — Kenntnisse im weitesten Sinn genommen — manchmal der Frau unrecht tun können. Wir sind gewöhnt anzunehmen, dass die Er-

---

1) J. C. A. Heinroth, „Lehrbuch der Anthropologie". Leipzig 1822.
2) Lotze, „Mikrokosmus". Leipzig 1869.

werbung von irgend welchen Kenntnissen einen bestimmten, damit in ursächlichem Zusammenhang stehenden Zweck haben müsse; wir fragen, warum interessierte er sich dafür, warum hat er sich diese Kenntnisse erworben, und in den meisten Fällen kommen wir recht, wenn wir einen logischen Zusammenhang vermutet und diesen aber auch logisch gesucht haben. Dies hat häufig Verständnis in schwierigen Prozessen gebracht — bei Frauen wäre es aber falsch geschlossen; sie interessieren sich meistens aus Eitelkeit für Kunst, Literatur und Wissenschaft, aber auch für Hunderte von Kleinigkeiten, um sie zu wissen, um damit flunkern zu können, um zu zeigen, dass man es weiss. Eitelkeit und Neugierde sind nahe verwandt, und so kommt eine Frau oft zu Kenntnissen, die sie verdächtig machen können, wenn sie nicht auf harmlose Weise mit Eitelkeit erklärt würden. Diese ist aber wieder erklärlich nur aus dem Kampf um das andere Geschlecht, weil das Weib instinktmässig weiss, dass es eben in diesem Kampf die Kenntnisse brauchen könnte.

Und dieser Kampf um das andere Geschlecht wird beim Weibe endlich so oft zum Verräter für eigene und fremde Verbrechen. Irgendwo heisst es: „Evas erster Gedanke nach der Sünde war: Wie kleidet mich das Feigenblatt?“ Es ist eine köstliche Vorstellung, dass Eva, die doch nur ihrem Adam zu gefallen hatte, nach allem Jammer der ersten Sünde auf diesen Gedanken kam — aber es ist alles richtig, und wir können uns den Gedanken Evas auch so vorstellen: „Werde ich ihm jetzt mehr oder weniger gefallen?“ Charakteristisch ist es, dass behauptet wird, es sei dies der erste Gedanke gewesen. Darin liegt die Gewalt der Eitelkeit, dass sie sich rasch in den Vordergrund drängt. Es kann behauptet werden, dass von allen entdeckten Eigentumsdelikten mindestens noch die Hälfte verborgen bliebe, wenn die Täter so viel Kraft besässen, dass sie mit dem unrecht Erworbenen einige Zeit im Stillen blieben. Daher hat auch jeder Kriminalist z. B. bei einem begangenen Raubmord um so mehr Hoffnung auf Entdeckung des Täters, je mehr geraubt wurde. Dass der Täter bald vom Geraubten sehen lässt, wird angenommen, aber ebenso schwer ist es, wenige Gulden wahrzunehmen. Dieser allgemeine Grundsatz ist nun bei dem weiblichen Geschlechte vielfach mehr ausgeprägt als bei dem männlichen, weshalb der Kriminalist, der auf einen bestimmten Menschen Verdacht hat, viel weniger dessen Aufwand als den seiner Frau oder Geliebten im Auge behält. Wenn der Bursche dem Herrn Weizen stiehlt, so kriegt sein Mädchen ein neues Tuch

— und dieses legt sie nicht in den Kasten, sondern putzt sich sofort damit. Das geht so weit, dass Weiber tiefster Kultur den Augenblick nicht erwarten können, um sich mit etwas neu Erworbenem zu schmücken, ja man hat dort, wo man z. B. Zigeuner auf frischer Tat ertappte, die Wahrnehmung gemacht, dass die Weiber, die vor dem zu bestehlenden Haus Wache standen, schon Kleidungsstücke anprobiert haben, während ihre Männer noch drinnen ausräumen und das Gestohlene herauswerfen — das Wichtigste war ihnen, den Männern schon geputzt entgegentreten zu können, wenn diese sich nach dem Diebstahle zurückziehen.

Über Eitelkeit und ihre Beziehungen vergl. noch Henry Fink: „Romantic Love and personal Beauty" [1]. —

Vom sexuellen Standpunkte aus ist für uns noch die alte Jungfrau von Wichtigkeit, weil sie an sich anders ist als alle anderen weiblichen Wesen und daher anders aufgefasst werden will. Welche Eigenschaften man diesen, meistens sehr bedauerlichen Geschöpfen zuschreibt, ist bekannt genug, und es werden auch die vielen, fast ausschliessend unangenehmen Sonderlichkeiten, die man von ihnen behauptet, so ziemlich richtig sein. Die alte Jungfrau hat ihren natürlichen Zweck verfehlt und bringt dann alles zum Vorschein, was diesem Zufalle entspricht: Verbitterung, Neid, Missgunst, harte Beurteilung fremder Eigenschaften und Taten, Schwerfälligkeit in der Auffassung neuer Verhältnisse, übertriebene Furchtsamkeit und Prüderie, letztere häufig als Simulation der Unschuld. Es ist eine bekannte Tatsache, die jeder erfahrene Untersuchungsrichter bestätigen kann, dass alte Jungfrauen (wir meinen hier immer kinderlose, unverheiratete Weiber in vorgeschrittenem Alter, nicht Jungfrauen in anatomischem Sinne), dass alte Jungfrauen als Zeugen immer etwas Neues bringen. Hat man eine Sache von zehn Zeugen ungefähr gleich schildern gehört, so wird die alte Jungfrau als elfte Zeugin die Sache anders wissen, sie hat ihrem Naturell entsprechend schon anders beobachtet, bringt eine Menge Bedenken und Auslegungen hinein, vermutet in harmlosen Dingen etwas sehr Böses und bringt, wenn anders möglich, ihre eigene Person mit der Sache in Verbindung; dies ist ebenso bezeichnend als erklärlich. Die Arme hat nicht viel Gutes erlebt, männlicher Schutz stand ihr vielleicht nie zur Seite, oft genug wurde die Wehrlose zum Ziele von Spott und Neckerei; Artigkeiten und Freundliches wurde ihr selten zuteil, es ist also naheliegend,

1) London, Macmillan and comp. 1887.

dass sie überall Übles sieht, das ihr angetan werden sollte; hat sie eine Prügelei vor ihrem Fenster gesehen und soll darüber aussagen, so wird sie andeuten, dass dieselbe provoziert wurde, um sie zu stören, hat ein Kutscher neben ihr ein Kind überfahren, so lässt sie durchblicken, dass er eigentlich direkt auf sie zufuhr, um sie zu ängstigen; der Dieb, der in der benachbarten Wohnung einbrach, wollte vermutlich bei ihr einsteigen, denn sie ist schutzlos und allem ausgesetzt, so dass es wohl begreiflich ist, dass er eigentlich sie schädigen wollte. In der Regel werden noch andere Zeugen da sein, oder es wird die alte Jungfer so kräftig auftragen, dass sie mit ihren „Wahrnehmungen“ nicht viel Schaden anrichten kann, aber Vorsicht ist immer am Platz.

Dass es Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich, und ebenso bekannt ist es, dass auch hier Ausnahmen ins Extrem umschlagen; hat eine alte Jungfrau einmal nicht die bösen Eigenschaften ihrer Genossinnen, so ist sie gewiss hervorragend liebenswürdig und gutmütig, gewöhnlich derart, dass sie wieder durch ihre allzu milde und versöhnliche Auffassung einer Sachlage eine gefährliche Zeugin wird; es ist auch richtig, dass alte Jungfern sehr oft mehr Bildung und Zivilisation haben als andere Weiber, wie de Quincey[1]) ausführt; dies haben sie wohl nur deshalb, weil sie ohne Sorge für Mann und Kinder mehr Zeit und Ruhe haben, sich mit allerlei Schönem zu befassen — wenn sie überhaupt hierzu geeignet sind. Ebenso ist zu berücksichtigen, dass die Gründerinnen von weiblichen Wohltätigkeitsvereinen, wie von mehreren Autoren hervorgehoben wurde, immer alte Jungfrauen und kinderlose Witwen sind, bei denen die Mutterschaft nicht zu ihrem Rechte kam. Wir werden uns also hüten, uns dann, wenn es sich um die Beurteilung der Gutmütigkeit einer Frau handelt, davon blenden zu lassen, dass sie so und so viele Wohltätigkeitsinstitute gegründet hat oder dabei hervorragend beteiligt ist, es kann Gutmütigkeit sein, wird aber in der Regel seinen Grund im Mangel von Beschäftigung, und wie erwähnt, im Streben nach einer Art von Mutterschaft haben. Noch leichter irren wir uns bei der Beurteilung von alten Jungfrauen deshalb, weil dieselben, wie Darwin[2]) scharf hervorhob, immer etwas Männliches haben, sowohl im äusseren als in ihrem Gebahren und Empfinden; ein solches Weib ist uns aber fremd, wir wollen bei der Beurteilung eines

---

1) de Quincey, „False Distinctions“.

2) Ch. Darwin, „The descent of man and selection in relation to sex“. London 1871.

Menschen immer von gewohnten Grundsätzen ausgehen und fehlen deshalb, wenn wir also im vorliegenden Falle rein weibliche Eigenschaften voraussetzen und die stark virile Beimengung übersehen. Dazu kommt noch die eigentümliche Produktivität alter Jungfrauen, die gut von Beneke[1]) gekennzeichnet wurde; er vergleicht die Tätigkeit einer vielbeschäftigten Hausfrau mit einer „sitzengebliebenen Jungfrau“, und meint, der Wert dessen, was erstere tut, sei allerdings höher, aber zuwege bringt die letztere mehr „an Liebesphantasien, Intriguen, Erbschaften, Lotteriegewinnsten und hypochondrischen Grillen“. In diesen wenigen Worten dieses ausgezeichneten Psychologen liegen ebenso viele Lehren für den Kriminalisten, der in allen diesen verschiedenen Richtungen nicht genug vorsichtig sein kann, wenn er eine alte Jungfer vernimmt; ebenso aber ist der umgekehrte Schluss gerechtfertigt, und wenn man in einem Straffall mit charakteristischen Intriguen, mit eingebildeten Erbschaften und Lotteriegewinnsten zu tun hat, wird man gut tun, nach der dazu gehörigen alten Jungfrau zu forschen; das wird häufig Klärung bieten.

Nach allem, was wir über die Wertschätzung der mehrgenannten weiblichen Wesen wissen und was alles das Volk auch weiss, ist es begreiflich, dass die weitaus grösste Mehrzahl von Mädchen davor grossen Schrecken hat, eine alte Jungfer zu werden. Man erzählt uns immer, wie es diesfalls im Auslande zugeht; in einer guten Schilderung über spanische Volkszustände[2]) wird behauptet, dass eine Spanierin, die über die erste Jugend hinaus ist, den ersten besten nimmt, um nur nicht sitzen zu bleiben, und in Russland geht jedes ältere Mädchen, dem es seine Mittel erlauben, auf ein paar Jahre ins Ausland, um als „Witwe“ heimzukommen; jeder kennt den Vorgang, niemand fragt um Einzelheiten. So ist es aber nicht bloss in Spanien und Russland, sondern in gewisser Beziehung überall, und auch bei uns, wir aber können uns manche unglückliche Ehe und die daran geknüpften Verbrechen erklären. Mädchen, die mit 17, 18 Jahren sehr wählerisch waren und es auch sein konnten, sind mit 20 Jahren bescheiden und mit 26 Jahren heiraten sie oft um jeden Preis, um nur ja nicht „sitzen zu bleiben“. Dass dies nicht Heiraten aus Liebe sind, dass oft auch der Verstand nur untergeordnet mitspielte, liegt auf der Hand, und wenn weder Herz noch Kopf regierte, dann lacht der Teufel, und diese par dépit-Heiraten sind es zumeist, die uns die Verhandlungen über Ehebruch, Flucht

1) Eduard Beneke, „Pragmatische Psychologie“. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1850.

2) Cosas de Espana.

der Gattin, gegenseitige Misshandlungen, Bestehlung des Gatten und Ärgeres bringen. Haben wir aber Akten über Derartiges auf dem Tische, oder handelt es sich um diesfälligen Verdacht, so ist jene Mühe nicht umsonst aufgewendet, die darnach sieht, wie die fragliche Ehe entstand; war es eine „In-Gottes-Namen-Ehe" eines alternden Mädchens, so heisst es mindestens doppelte Vorsicht anwenden und in dieser Richtung schauen.

Nicht gleichgültig ist es, sich über die Auffassung der Leute zu orientieren, wann ein Mädchen eine alte Jungfrau wird, denn dies ist Anschauungssache, und ein Mädchen fühlt sich alt und ist es auch, wenn sie nach allgemeiner Meinung alt ist. In dieser Frage ist uns nun allerdings die belletristische Literatur massgebend, denn sie ist allein imstande, die Mode zu gestalten, und was Mode ist, das wird geglaubt. Mit dieser Frage hat sich namentlich Brandes[1]) befasst, und er kommt eigentlich zu überraschenden Ergebnissen. Die Heldinnen der klassischen Romanschriftsteller: Racine, Shakespeare, Molière, Voltaire, Ariosto, Byron, Lesage, Scott, sind fast immer etwa 16 Jahre; in moderner Zeit haben die Weiber in den Romanen ihre eigentlichen Liebesabenteuer in ihren Dreissigern. Es ist nicht unsere Sache, darüber nachzudenken, wie dies gekommen ist — wir werden uns aber diesen Auffassungen fügen, und den Beginn der alten Jungfrau in unserer Zeit wesentlich hinaufschieben müssen. —

Bevor wir das Kapitel vom sexuellen Moment schliessen, soll noch der Hysterischen gedacht werden, durch welche die Strafrichter schon unendlich oft genarrt wurden. Die Hysterie hat von den Alten ihren Namen bekanntlich von ἡ ὑστέρα, die Gebärmutter, bekommen, und mit Recht, denn da steckt meistens die Ursache des Übels. Die Hysterischen sind in mehrfacher Weise für uns wichtig; durch ihre Einbildungen geben sie oft Anlass zu ausgedehnten, grundlosen Erhebungen; sie wollen auffallen, sind stets mit sich beschäftigt, sind ebenso oft unbegründet für jemanden begeistert, als sie andere mit unerklärtem Hass verfolgen, weshalb von ihnen vielfach die gröbsten Denunziationen, besonders wegen Geschlechtsverbrechen ausgehen. Dabei sind sie meistens gescheit und haben oft krankhaft gesteigerte Sinnenschärfe; namentlich Gehör und noch mehr Geruch sind manchmal erstaunlich fein, allerdings nicht immer verlässlich, da sie oft mehr wahrnehmen, als vorhanden ist; oft waren sie aber schon durch ihre feinen Sinne nützlich, und vorweg von

1) Georg Brandes, „The main currents of modern Literature".

der Hand weisen darf man die Richtigkeit solcher Wahrnehmungen niemals. Bianchi macht mit Recht darauf aufmerksam, dass Hysterische mit Vorliebe anonyme Briefe schreiben. Diese rühren fast alle von Frauen her und da zu allermeist von hysterischen; schreibt ein Mann solche, so ist er gewiss eine weibisch angelegte Natur.

Die meisten Scherereien hat man mit Hysterischen, wenn sie eine Verletzung erleiden [1]), weil sie nicht nur eine Menge der abenteuerlichsten Erscheinungen dazu machen, sondern solche auch tatsächlich kriegen; nur beispielsweise möchte ich daran erinnern, dass Domrich [2]) erzählt, Hysterische bekämen regelmässig Lachkrämpfe, wenn sie sich die Füsse erkälten. Was da noch alles auftreten kann, lässt sich wohl denken.

Das alles gehört selbstverständlich in das Gebiet des Gerichtsarztes, der immer zu sprechen hat, wenn es sich um eine Hysterische handelt [3]); wir Juristen sollen nur wissen, welche bedeutenden Gefahren uns von ihnen drohen, und weiter, wann wir eine Hysterische vor uns haben, d. h. wann wir den Gerichtsarzt zu rufen haben. Leider gibt es kein Kennzeichen für Hysterie, welches der Laie brauchen könnte, man muss sich mit dem Wenigen begnügen, was darüber erwähnt wurde. Fast hätte ich gesagt, glücklicherweise ist Hysterie heute so verbreitet, dass jeder ungefähr weiss, wie sich eine damit Behaftete geberdet.

4. Einzelne Eigenschaften der Frauen.

α) Verstand.

Es dürfte gerechtfertigt sein, wenn man vom Verstande der Weiber abgesondert spricht; freilich ist der Verstand eine Funktion, die von denselben Bedingungen beim Manne und der Frau ausgeht, die das Gleiche bezweckt und nach denselben Regeln vorgeht, aber es müsste doch die Bedeutung des Verstandes herab-

---

1) Über Selbstverletzungen Hysterischer s. H. Gross in H. Gross' Archiv VI, 334 und F. Witte, „Über einen Fall von Selbstbeschädigung bei einer hysterischen Frau". Diss. Kiel 1898.

2) Domrich, „Die psychischen Zustände".

3) Fürstner, „Die Zurechnungsfähigkeit der Hysterischen". Arch. f. Psychiatrie. XXI, 627 (1899) u. Wildermuth in den „Jurist.-psychiatr. Grenzfragen v. Finger, Hoche u. Bresler II. Bd. 1. u. 2. Heft. (Halle 1904) „über die Zurechnungsfähigkeit der Hysterischen".

gesetzt werden, wenn wir annehmen, er sei so starr und so schwer formbar dass die seit Jahrtausenden bestehenden Unterschiede in der Stellung von Mann und Weib keinen Einfluss auf ihn gehabt haben sollten. Die grundverschiedenen somatischen Formen, die so verschiedene Beschäftigung beider Teile, ihre verschiedenen Schicksale müssen wohl tiefgreifend und ändernd gewirkt haben. Hierbei ist aber immer festzuhalten, dass von jeher eine gewisse Parteistellung zwischen den beiden Geschlechtern eingehalten wurde, weshalb zugesehen werden muss, was das rein Positive auf der einen Seite ist und ob es nicht lediglich vom Negativen der anderen Seite verstärkt wird. Wenn sich ein Körper in den anderen eindrückt, so ist an dem entstandenen Eindruck nicht allein die Härte des einen Körpers, sondern auch die Weichheit des anderen schuld, und wenn wir von dem besonderen Geiste einer Frau sprechen hören, so hat daran oft ein gut Teil die Dummheit der sie umgebenden Männer schuld. Wie viel aber den Weibern an Verstand zugetraut werden soll, ist für uns Kriminalisten von grösster Wichtigkeit, da wir von der Auffassung und Beurteilung der Zeugen vielfach abhängen und oft den Wert des uns Gebotenen gegenseitig abwägen müssen.

Wir wollen im nachstehenden nicht die herkömmlichen Abteilungen machen, sondern nur in einigen grösseren Gruppen die Funktionen so besprechen, wie sie sich uns in unserem Fache zu bieten pflegen.

1. Auffassung. Über die Sinneswahrnehmungen der Frauen wurde schon früher gesprochen; sehr bedeutend sind die Unterschiede der beiden Geschlechter ja nicht, wohl aber finden sie sich bei der eigentlichen Auffassung stark ausgeprägt. Im allgemeinen werden wir sagen, dass die Frau anders auffasst, als wir es tun, hiervon überzeugen wir uns schon im gemeinen Leben alle Augenblicke; wir haben etwas in bestimmter Richtung aufgefasst, wir haben wahrgenommen, dass ein Dutzend Männer diese Auffassung teilten — wir fragen eine Frau, und die Sachlage ist anders. Das Bezeichnende hierbei liegt aber darin, dass wir in solchen Fällen mitunter einsehen, dass die Frau recht hat, dass sie die bessere Auffassung hatte, und doch werden wir immer wieder gleich auffassen wie früher, wenn wir auch zehnmal in die gleiche Lage kommen: Beweis dafür, dass es sich um eine andere Auffassung vermöge anders beschaffener Organisierung, also um wesentlichen Unterschied handelt.

Fragen wir um einen Wertvergleich, so wird das Ergebnis

verschieden ausfallen, je nachdem wir um das Geschaffene selbst oder um den Weg fragen, auf dem es gewonnen wurde. In der Auffassung von Situationen, dem Wahrnehmen von Stimmungen, dem Beurteilen von Menschen in gewissen Verhältnissen, in allem, was Takt heisst, dann überall dort, wo es sich um, es lässt sich nicht anders sagen, als ein Herausfinden aus verwirrter Sachlage, endlich um die Klarstellung des Wollens der Menschen handelt, in all diesen wichtigen Fragen ist uns die Frau zweifellos über, und wenn es sich in einem Straffall um eine solche Frage handelt, so kann man getrost einer Frau mehr glauben als zehn Männern. Aber der Weg, auf dem die Frau zu ihrer Auffassung kam, ist ein minderwertiger, es ist blosser Instinkt. Oder nennen wir es feineres Empfinden — gleichgültig, es ist zum grossen Teile unbewusst und deshalb ist der mindere Wert nur, wenn man so sagen darf, in dem Verdienste gelegen, in der geringen Mühe, die der Frau ihre Auffassung machte; der Wert des Gebotenen ist darum nicht nur nicht vermindert, sondern als verlässlicher hingestellt. Im ratiozinativen Vorgehen des Mannes können sich hundert Fehler einschleichen, im instinktiven Auffassen und in dem direkten Wiedergeben der Frau liegt etwas viel Sicheres und Kürzeres und deshalb Verlässlicheres.

Wollen wir fragen, woher denn dieser Instinkt, wenn wir so weiter sagen dürfen, seinen Ursprung nahm, so brauchen wir keineswegs dabei stehen zu bleiben, dass wir annehmen, der liebe Gott habe ihn den Weibern als Ersatz für manch anderes gegeben, nein, wir können rein selektionistisch vorgehen und wollen sagen, die Stellung und Aufgabe der Frau hat sie darauf angewiesen, die Verhältnisse, die sie umgeben und die sich ihr bieten, besonders scharf anzusehen, und so hat sich ihr der innere Sinn dafür besonders geschärft, bis er zur unbewussten Auffassung wurde. Deutlich hatte dies seinerzeit Cabanis[1]) ausgedrückt; der alte Revolutionär sagte: „Das Interesse der Frau für ihre Umgebung verleiht ihrer Intuition eine Schnelligkeit und Sicherheit, gegen die die Meditation des grössten Philosophen nicht aufkommt.“ Das Bezeichnende liegt im Hervorheben der „Schnelligkeit“ in der Intuition, welche alles Überlegen ausschliesst und gewissermassen nur auslöst. Den gleichen Gedanken hat Spencer[2]) ausgesprochen: „Eine hervorragende Eigenschaft der Frau geht dahin, den geistigen Zustand der sie umgebenden Personen schnell und richtig zu perzipieren. Das gründet

1) Pierre J. George Cabanis, „Les rapports du physique et du moral de l'homme“. Paris 1802.

2) Spencer, „Introduction to the study of sociology“.

sich auf Intuition, nicht auf Raisonnement" — während Schopenhauer[1]) in seiner Misogynie den Angelpunkt hier falsch gepackt hat: „Die Auffassungsweise der Frauen von den Dingen ist von der unsrigen ganz verschieden, besonders dadurch, dass sie gern den kürzesten Weg zum Ziel und überhaupt das zunächst Liegende ins Auge fassen, über das wir, eben weil es vor unserer Nase liegt, meistens hinwegsehen." Nicht dass sie „gern den kürzesten Weg zum Ziel" wählen, ist das Unterscheidende, sondern dass sie überhaupt den komplizierten Weg des Schliessens wo möglich nicht gehen, sondern sich auf ihre Intuition verlassen, die sie zumeist richtig leitet. Anschauung liegt nur dort vor, wo Wahrnehmung möglich ist, also in der Nähe; was ferne und verschleiert ist, das kann nicht erschaut, sondern muss erschlossen werden, und deshalb lässt es die Frau beiseite und tut, was sie besser kann. Damit ist aber auch berührt, wie wir das Gesagte zu verwerten haben. Wir wollen bei Spencers „Intuition" und „Raisonnement" bleiben und sagen: Handelt es sich um erstere, so glauben wir der Frau, handelt es sich um letzteres, so wollen wir recht vorsichtig sein.

Ein ähnliches Verhältnis wie mit der Auffassung im geistigen Sinne besteht auch in Hinsicht auf die rein sinnliche; es soll hier nur zur Unterstützung des Gesagten angeführt werden. Mantegazza[2]) hat richtig hervorgehoben, dass die Frau ein besonders gutes Auge für den zarten Duft der Gegenstände habe; sie tauge aber weniger dazu, weite Horizonte mit ihrem Blick zu umfassen; ein fernstehender, grosser Gegenstand fesselt ihr Interesse weniger. Mantegazza will dies, wenigstens zum Teil, damit erklären, dass die Frau in der Regel nicht so weit sehe wie der Mann oder doch sehr entfernte Gegenstände nicht so gut unterscheide wie dieser. So ist die Sache gewiss nicht zu erklären, denn dann müsste man dasselbe, was da von den Frauen behauptet wird, von allen Kurzsichtigen sagen. Die wichtige Erscheinung wird lediglich dadurch verständlich, dass wir so wie früher sagen: Zur Auffassung ferner Gegenstände (natürlich nur „grosser", denn die kleinen sieht man nicht) ist wieder mehr oder weniger Raisonnement nötig. Wenn ich einen fernen Berg sehe, der sich silhouettenartig und fingerlang am weiten Horizont abhebt, so macht er mir nur Eindruck, wenn ich überlege, wie viele Meilen dazwischen liegen, dass dort fremde

1) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena".
2) Mantegazza, „Fisiologia del piacere".

Menschen wohnen, dass ausgedehnte Wälder mit grossen Bäumen auf dem kleinen Ding sind, dass sich oben Schnee und Eis befindet und was derlei Reflexionen mehr sind. Das tut die Frau nicht: diese Dinge sieht sie alle nicht, sie entziehen sich ihrer Intuition, folglich existieren sie nicht

Eine wichtige Eigenschaft ist für uns der Mangel an Objektivität der Frauen. Goncourt[1]) meint, die Frauen sehen in der Sache immer die Person und leiten ihre Auffassung von der Sache von der Sympathie für die Person ab. Das ist richtig. Man versuche es, einer Frau einen Straffall zu erzählen, in welchem man ihr Interresse wachzurufen weiss, in dem man aber die Personen nur mit A und B bezeichnet; irgend ein Urteil, ja nicht einmal eine Stellungnahme der Frau zum Hergange, ist schwer zu erreichen. „Wer sind die Leute?“ „Was sind sie?“ „Wie alt sind sie?“ u. s. w., das alles soll eher beantwortet werden. Deshalb auch die verschiedene Auffassung eines Falles, je nachdem, wen er betrifft. Gerade in dieser Richtung erleben wir unglaubliche Dinge, die nur deshalb für die Beurteilung der Strafsachen weniger gefährlich sind, weil sie zu grell hervortreten. Nehmen wir an, dass eine Frau eine Rauferei zwischen zwei Leuten oder zwei Parteien schildert; wenn auf beiden Seiten ganz gleich vorgegangen wurde, wenn beide gleich stark waren und die gleichen Waffen hatten, und wenn die fragliche Zeugin auch keinen der Kämpfenden von früher gekannt hat, so wird sie doch in der Schilderung Sonne und Wind verschieden verteilen, wenn einer von ihnen zufällig interessant war, oder sich „ritterlich“ benahm oder aber, wenn er sonstwie das Missfallen der Zeugin erregt hat. Aber bei solchen Fällen zeigt sich am deutlichsten das Märchen vom „blosse Tatsachen erzählen“, und ich wiederhole immer wieder: Niemand erzählt blosse Tatsachen, Urteil und Schluss schleicht sich immer ein, bei der Frau mehr als beim Manne. Mitunter kann man unterscheiden, was wirkliche Tatsache und was erschlossen ist, dies ist aber selten und nie sicher. Viel besser kommt man zum Ziel, wenn man zuerst feststellt, ob die Zeugin irgend welche Beziehungen zu einer der Parteien hat, was in der Mehrzahl der Fälle so sein wird, da man doch nur selten als ganz Unbeteiligter zu einem Streite kommt; aber selbst wenn dies der Fall ist, muss man sich zuerst alle möglichen Einzelheiten erzählen lassen, um die Stellung

---

1) Jules de Goncourt, „Geschichte der Marie Antoinette“. Deutsch von Schmidt-Weissenfels. Wien 1865.

der Zeugin zur Sache klar zu haben. Die Beweisaufnahme der Auffassung des Zeugen ist wichtiger als die Beweisaufnahme des eigentlichen Herganges. Die Sache ist übrigens leichter, als man glaubt; lässt man eine Zeugin nur kurze Zeit und mehr allgemein erzählen, drängt man nicht wiederholt, „zur Sache zu kommen", und lässt die Zeugin bringen, was sie will, so hat man bald wenig Zweifel mehr, auf wessen Seite sie steht. Weiss man aber dies, so findet man auch ebenso leicht den Gradmesser, nach welchem man die Entschuldigungen für den einen und die Belastungen für den anderen herabzusetzen hat.

Dasselbe findet natürlich auch dann statt, wenn es sich nicht um streitende einzelne oder streitende Parteien, sondern eine beliebige Tat eines anderen handelt; hat sie der eine begangen, so wird sie so schwarz als möglich geschildert, war es der zweite, so wird alles entschuldigt. Hierbei ist es nicht nötig, dass auf einer Seite irgend etwas stand, was der Beobachterin in die Augen stach, es genügt, wenn Sympathien und Antipathien aus früheren Erlebnissen, aus Gelesenem oder Gehörtem im Spiele waren. Gerade so, wie die Romanleserin den einen Helden begünstigt, den anderen verfolgt, so spielt die Zeugin mit ihren Figuren, und es kann vorkommen, dass sie findet, der eine habe so „reizend nett" gemordet, und der Ermordete sei ohnehin „ein langweiliger Philister" gewesen. Gerade hier kann man nicht genug sorgfältig vorgehen. Niemand wird behaupten, das all das Angegebene nur bei Weibern vorkommt, aber die Formen, wie sie von Männern gebracht werden, sind nie so typisch, nie so weitgehend und deutlich — wirklich fassbar und klar erscheinen sie nur bei Frauen.

2. Beurteilung. Dr. Richard Avenarius[1]) erzählt die unvergleichliche Geschichte von einem englischen Paar, das über die Flügel der Engel sprach; er meinte, es sei doch zweifelhaft, ob sie Flügel haben, sie erklärte bestimmt: „That must be." Seitdem ich diese Erzählung kenne, fiel sie mir bei der Vernehmung vieler Zeuginnen ein und bildete für mich auch ebenso oft eine Erklärung für viele Vorgänge. „That must be" sagt die Frau, wenn sie keine Gründe weiss, „that must be" sagt sie, wenn ihr die eigene Argumentation zu langweilig wäre; „that must be" sagt sie, wenn ihr der Vorgang unklar ist, wenn sie die Beweisführung des anderen nicht versteht, wenn sie nicht verstehen mag, und „that must be" sagt sie auch, wenn sie überhaupt etwas will — leider kleidet sie

1) R. Avenarius, „Kritik der reinen Erfahrung". Leipzig 1890.

das in der Regel in viele Worte ein, und oft denkt man sich: „Hätte sie es nur gemacht wie jene gute Engländerin und hätte gesagt: ‚that must be' — es wäre dasselbe gewesen." Daher kommen die Schwierigkeiten, die wir alle Tage haben, wenn wir von den Frauen die *ratio sciendi* wissen wollen. Wir kriegen eine Menge von Dingen zu hören, oft überraschenden und wichtigen Inhalts, und wenn wir wissen wollen, woher der Zeugin diese Kenntnis sei, so bekommen wir das „that must be" in allen Variationen zur Antwort, vom stummen Achselzucken angefangen bis zum end- aber inhaltslosen Wortschwall. Die Gefahr liegt darin, dass der unerfahrene Strafrichter sich durch die Bestimmtheit der Äusserung blenden lässt und glaubt, jemand, der so bestimmt spricht, müsse dies begründet tun, und es mangle der Zeugin nur an Geschicklichkeit, ihre Begründungen zum Ausdruck zu bringen. Ein solcher Irrtum ist nicht allzu bedenklich, wenn keine weiteren Zutaten kommen; wenn aber der Richter der „unbeholfenen" Zeugin beispringt, etwa mit einem „Sie meinen wohl, weil . . ." oder „etwa deswegen weil" — „doch insofern als . . ." — so wird die Zeugin, wenn sie nicht gar halsstarrig ist, ja sagen, und so kommen dann scheinbar wohl begründete Behauptungen von Zeugen in die Welt, die sich vielleicht prozessbewegend gestalten, und die, wenn man genauer aufgemerkt hätte, nichts anderes waren, als ein unbegründetes „that must be". —

Verhältnismässig selten kommt dies unbegründete Behaupten der Frauen dort vor, wo es sich um Trennungen, Sonderungen und Zerlegungen handelt, wo analytisch, regressiv vorgegangen wird; das Auflösen und die Merkmale suchen und angeben, das können die Frauen noch eher, und was man kann und versteht, das vermag man auch zu begründen. Viel schwieriger ist ihnen jede Zusammenstellung, Verbindung und Verknüpfung, das synthetische, progressive Vorgehen und da helfen sie sich mit dem Behaupten allein. Hiermit stimmen auch die wichtigen Beobachtungen, die man über studierende Frauen gemacht hat; Lafitte[1]) stellt die seither wiederholt bestätigte Behauptung auf, dass die Frauen bei den medizinischen Prüfungen dort nicht mitkommen können, wo es sich um synthetische Begabung handelt, und ebenso wird das Gesagte durch die häufigen Beobachtungen unterstützt, die man über die Beurteilung der Frauen namentlich Männern gegenüber machen kann; „der Frau imponiert der geringste Erfolg mehr als das gewaltigste

1) Paul Lafitte, „Le paradoxe de l'egalité". Paris 1887.

Streben" — darin liegt nicht Ungerechtigkeit, nichts Oberflächliches, es läuft parallel mit Analyse und Synthese: Das einzelne Vorliegende verfolgt sie, aber die werdenden Leistungen zusammenfassen und den auf die Zukunft gezogenen Wechsel eskomptieren oder selbst schätzen, wo die Welt die Annahme verweigert, das kann sie nicht. Daher auch das häufige Umschlagen im Aussagen der Frau, wenn der Verdacht steigt und fällt. Die Frau, die heute hundert Gründe für die Schuld des arg kompromittierten Beschuldigten zu sagen weiss, sucht alles ins Gegenteil zu drehen, wenn man ihr später mitteilt, dass es dem Beschuldigten gelungen ist, einen Alibibeweis wahrscheinlich zu machen. Und ebenso: Hat die Anklage einen Erfolg zu verzeichnen, so werden die früheren Entlastungszeuginnen oft zu den für den Angeklagten verderblichsten.

Aber auch hier hat es seine Grenze, an der die Frau stehen bleibt oder umkehrt, weil sie in bezeichnender Weise sich ebenso wie alle Schwächeren scheut, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Der alte Idealist für Sozialismus und Frauenemanzipation Leroux [1]) sagt deutlich genug: „Wenn man die Verbrecher den Frauen überliesse, so würden sie dieselben in der ersten Aufwallung des Zornes alle töten, und wenn man so lange wartete, bis sich diese Aufwallung gelegt hat, so würden sie alle freilassen." Das erste Moment erklärt sich aus der leichten Erregbarkeit, der Leidenschaftlichkeit und ihrem instinktiven Gerechtigkeitsgefühl, das sofort Rache für die böse Tat fordert, das zweite aber daraus, dass sie vor jeder energischen, letzten Schlussfolgerung zurückschrecken — die wirkliche Gerechtigkeit kennen sie nicht. „Die Männer", sagt Schiller, „richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist seine Liebe. Lieben können die Weiber und hassen, aber gerecht sein, ohne zu lieben, diese vernünftige Kunst schätzen und lernen sie nie." Wie oft hört man die Frage von Frauen, ob der Beschuldigte etwa auf ihre Aussage hin verurteilt oder freigesprochen werden würde? Und wird die Frage bejaht, so ist in der Regel eine Restriktion der Aussage, ein Herummäkeln und -drehen die Folge, ein Umstand, der nie aus dem Auge gelassen werden darf; will man von der Frau die Wahrheit hören, so muss man es verstehen, zur rechten Zeit anzufangen und, noch wichtiger, zur rechten Zeit aufzuhören. Im allgemeinen wollen wir uns des alttoskanischen

---

1) Pierre Leroux, „De l'humanité, de son princip et de son avenir". Paris 1838.

Sprichwortes erinnern: „Die Frauen sind weise, wenn sie unbewusst handeln, Narren, wenn sie überlegen.“ —

Dass das Weib in Extreme übergeht, wenn es selbst zum Verbrechen greift, ist bekannt. Es mag ja richtig sein, wenn sich moderne Schriftsteller Mühe geben, die mindere Intelligenz der Frauen auf soziale Bedingungen zurückzuführen [1]), und daraus kann man es auch erklären, dass durch Änderungen im Milieu der Weg der Frau weiter führt — auch hier ist sie eine Ausnahme, die immer ins Extrem führt. So sagte schon Richelieu [2]): „Einer Frau, und wäre es auch eine fromme, fehlt es nie an List, sich einen Zeugen, der ihr zur Last fällt, vom Halse zu schaffen“, und die italienischen Positivisten erzählen viele Fälle davon, wie die kompliziertesten Verbrechen in charakteristischer Weise ihren Plan immer Frauen zu verdanken haben und, was übrigens ebenso richtig als wichtig ist, „wie die Frauen, wenn sie einmal ein Verbrechen begangen haben, die verschiedensten Delikte oft zwecklos zusammenhäufen.“

In diesem Umstande finden wir vielleicht manchesmal die Aufklärung für ein sonst unverständliches Verbrechen, ja vielleicht auch einen Hinweis darauf, dass das erste Verbrechen von einem Weibe begangen wurde; es ist, als ob doch eine gewisse Lust im Verbrechen läge, der man sich hingibt, sobald einmal durch die erste Tat die Schranke durchbrochen ist. —

3. Streit mit der Frau. Hier käme noch ein kleines Kapitel, welches wohl nur sehr jungen und unerfahrenen Strafrichtern gewidmet ist. Man verstehe mich recht: es gibt sicher nichts Anregenderes, nichts Belehrenderes als der Streit mit gescheiten und gebildeten Frauen über Themen, die der Mühe wert sind — aber solches erleben wir im Amte nicht, und 90 Prozent unserer Zeuginnen sind minderer Sorte, und mit diesen zu streiten, ist weder ehrenvoll noch Gewinn. Wir kommen aber zweimal in die Versuchung, von Amtswegen mit Weibern zu streiten: einmal, wenn wir einer leugnenden Beschuldigten beweisen wollen, dass sie schon überwiesen ist und welch Unsinn in ihren Behauptungen liegt, und einmal, wenn wir uns mit einer Zeugin abmühen und ihr beweisen wollen, dass sie etwas wissen müsse, was sie par tout nicht wissen will, oder wenn wir ihr die Unrichtigkeit ihrer Schlussfolgerungen dartun wollen, oder wenn wir im Eifer für die gute Sache sie über-

1) So Sagnol, „L'egalité des sexes“. Paris 1880 und alle seine unzähligen Nachfolger.

2) In den „Mémoires relatifs à l'histoire de France“. Paris 1823.

haupt dorthin bringen möchten, wo wir sie für Weiteres brauchen. Nach dem alten Grundsatz: „Gib einer Frau recht und sie sieht ihr Unrecht ein“, können wir in dieser Lage schon nicht vorgehen, und beginnt der Unerfahrene ein lustiges Wortgefecht, er unterliegt zuverlässig, und die Sache leidet dann ausnahmslos. Das haben andere auch erfahren, die das Leben kannten und keine Kriminalisten waren. „Wer mit Frauen disputiert,“ sagt Börne, „ist wie einer, der unaufhörlich Lichter putzen muss“, und Jean Paul stimmt seinen Vergleich dahin: „Wer eine Frau zu überzeugen glaubt, ist wie einer, der ein Knäuel Garn bei einem Faden aufheben will.“ Ein polnisches Sprichwort sagt. „Safran kannst Du nicht hecheln und die Frau nicht überzeugen“, und ein sardinisches Sprichwort: „Drei Dinge sind halsstarrig: das Mutterschaf, der Esel und die Frau.“ — Der heilige Hieronymus, der gelehrteste und klügste Kenner des Morgen- und Abendlandes seiner Zeit, sagt: „Die Frauen saugen schnell auf, weil sie unwissend sind, sie sprengen leicht aus, weil sie leichtsinnig sind, und sie behalten lange, weil sie hartnäckig sind.“

Dieser Hartnäckigkeit gegenüber passiv zu bleiben, ist keine leichte Aufgabe des Strafrichters, wer aber für das Interesse des Dienstes arbeiten, gleichzeitig keine Zeit verlieren und sich schliesslich nicht blossstellen will, der unterlasse grundsätzlich und ausnahmslos jede Auseinandersetzung, jeden Streit mit einer Zeugin oder Beschuldigten. Er mag hundertmal die Überzeugung haben, dass er der Sache wesentlich dienen könnte, wenn es ihm gelänge, die Frau zu überzeugen — dies „wenn“ tritt aber selten ein, und wenn einer wirklich glaubt, er habe sie überzeugt, so war es nur scheinbar und nur für den Augenblick, oder er liess sich irre führen und war naiv genug, zu glauben, er habe die Frau überzeugt. Denn auch das gehört zur List der Frau, dass sie um eines augenblicklichen Vorteiles willen dem Mann den Gefallen erweist, sich überzeugt zu stellen — dann ist er aber in einer der bedenklichsten Lagen, in die er in solchen Richtungen geraten kann.

In das grosse Kapitel vom Verstande der Weiber noch einige Kleinigkeiten, die mit ihrem Verstande nur in indirektem Zusammenhange stehen. Wollte man sich aber nicht von dieser Seite aus erklären, so wären sie gerade so unverständlich, wie z. B. der Umstand, dass Linkshändigkeit unter den Weibern viel häufiger,

Farbenblindheit viel seltener ist als unter den Männern. Wollen wir aber manches von ihrem Verstande aus erklären, so gelingt es, wenn wir uns vorstellen, dass die Funktionen ihres Geistes an einem bestimmten Punkte Halt machen und darüber nicht hinaus können. Hierher gehört eine Menge von Momenten.

Fassen wir z. B. das Gebahren mit dem Gelde ins Auge. So schnöde der Mammon an sich auch sein mag, ist das Geld doch ein so wichtiger Faktor im Leben, dass es nicht unbegreiflich ist, wenn man von der „Majestät des Geldes“ gesprochen hat. Mit einem wichtigen Ding unrichtig gebahren, heisst aber unverständig sein. Wer mit dem Gelde geizt, hat nicht Verstand genug, um einzusehen, welch wichtige Genüsse er sich damit verschaffen könnte, und wer es verschwendet, hat ebenfalls nicht Verstand genug, um den richtigen Gebrauch davon zu machen. Gerade hierin sind die Frauen obenan, allein stehende Frauen sind entweder geizig oder verschwenderisch, selten bewegen sie sich auf der Mittelstrasse und namentlich die Sparsamkeit der Hausfrau, die viel gerühmte, artet oft in Knickerei aus. „*Avarum mulierum genus*“ ruft ihnen Cicero zu, und: „*Mulieres sunt tenaciores pecuniae*“ sagt der heilige Augustin. Am besten sehen wir dies an dem törichten Feilschen der Frauen beim Einkaufen, die sich viel darauf zugute tun, wenn sie einige Groschen heruntergehandelt haben, ohne zu wissen, dass sie dadurch viel teurer kaufen. Jeder Händler bestätigt es, dass man beim Preise für eine Frau immer vorschlägt, weil man weiss, dass sie handelt; meistens handelt sie aber nicht bis zu jenem Preise herab, der verlangt worden wäre, wenn es sich um einen nicht feilschenden Käufer dreht; oft kauft die Frau auch einen unnötigen oder minderen Gegenstand, bloss weil der Händler klug genug war, sie durch Feilschenlassen zu fangen. Drastisch wird dies durch einen Kriminalfall[1]) bezeichnet, nach welchem ein Höckerweib versichert, sie habe eine kaufende Frau gleich im Verdachte gehabt, falsche Münze auszugeben, weil sie um den Preis nicht handelte.

Fassen wir diese Eigenschaft der Frau zusammen, so werden wir zugeben müssen, dass es sich da nicht um die Eigenschaft des eigentlichen Geizes dreht, dessen Hauptzweck ist, das Geld zusammenzuscharren, es zu besitzen, darin zu wühlen und sich seines Anblickes zu freuen — dies liegt in allen diesen Fällen nicht

1) Chronique des Tribunaux. II. vol. Bruxelles 1835.

vor, überall sehen wir nur ein unklares Gebahren mit dem Gelde ein gewisses Nichtnachkommen in der Beurteilung desselben un seiner Eigenschaften, und dies führt uns auch dahin, wo wir eigentlich sein wollten: auf das Unvermögen der Frau, das Herkommen des Geldes zu beurteilen, ein Hauptgrund für die Entstehung unzähliger Verbrechen; die Frau braucht Geld für ihre tausend und noch etliche Bedürfnisse, dies verlangt sie vom Manne, er soll es schaffen, woher er will, ob er es tun kann, darnach fragt die Frau nicht. Man sagt, die Frau sei nur in einem einzigen Punkt nicht neugierig: woher der Mann das Geld nimmt, das sie braucht. Sie weiss, wie viel Einkommen der Mann hat, sie weiss, wie viel die jährlichen notwendigen Ausgaben beanspruchen, mit einem Bleistift und einem Stück Papier kann sie sofort ausrechnen, dass absolut nichts bleiben kann — sie fordert ruhig weiter.

Gott bewahre, dass ich das Wesen und Leisten der braven, tapferen Gattin und Hausfrau verkenne, die ehrlich und treu mit dem Manne spart und trachtet — mit denen hat der Strafrichter ohnehin nie zu tun, ich meine jene leichtsinnigen, genusssüchtigen Frauen, die heute leider die weitaus grössere Mehrzahl bilden, und jenes Heer von „Geliebten“, die dem Vaterlande eine unzählbare Menge von lange nicht wertlosen Existenzen gekostet haben. Das ewig lange Kapitel von den Verbrechen um der Frau wegen möge jeder Strafrichter studieren, dann findet er den Schlüssel zu manchem Verbrechen, aber auch Nachsicht für manchen Mörder und Dieb und Betrüger und Veruntreuer, der nicht bloss aus „unbegreiflichem Leichtsinn“ verbrochen hat. Zuerst das unverständige Rechnen der Frau, wie viel sie verlangen kann, dann das endlose, ebenso unverständige Fordern, das endliche Nachgeben des Mannes und Leisten, solange es seine Kräfte vermögen, dann neues Fordern, eine Zeit lang Widerstreben, dann Nachgeben und endlich ein kleiner unerlaubter Griff und damit ist auch der Schritt zum grossen Verbrechen getan — das ist das einfache Thema zu unzähligen Variationen, die im Gerichtssaal abgeleiert werden!

Zur Erläuterung noch die Legion von Sprichworten aller Nationen, die zum Gegenstande den Zusammenhang von Geld und Liebe haben: „Chi non ha denari, non faccia all' amore“ — so und ähnlich klingt es tausendfach wieder, Beweis genug, wie sehr das Volk davon überzeugt ist, dass die Liebe der Weiber auch materielle Bedürfnisse hat, und wie wenig das Weib um das „Woher“ fragt. —

Eine scheinbar unbedeutende Eigenschaft der Frauen, die eben-

falls mit ihrem Verstande zusammenhängt, ist das vielberüchtigte „Nicht-fertig-werden“ der Frau. Dies nimmt der Kriminalist wahr, wenn es sich um das Zurechtkommen der Frau bei einer Vorladung handelt, wenn es aufgeklärt werden soll, wie es kam, dass bei irgend einem Hergange etwas nicht ausging, wenn ein vielleicht ausserordentlich klug angelegter Plan zu einem Verbrechen gescheitert ist, und endlich, wenn ein Verbrechen zustande kam, wo rechtzeitige Rückstellung oder Schadensgutmachung alles Übel verhütet hätte. Die Frauen haben immer gerade um 10 Minuten zu wenig — diese liessen sich aber gewinnen, wenn man um 10 Minuten früher angefangen hätte und wenn die Frau auch dadurch einmal empfindlichen Schaden leidet und sich streng vornimmt, das nächste Mal die bewussten 10 Minuten vorne anzusetzen, so tut sie es doch auch das nächste Mal nicht, und dieser Mangel an Berechnung ist einzig durch einen Verstandesmangel zu erklären. Die kleine Tatsache vom Nicht-fertig-werden der Frau klärt manche Schwierigkeit. —

Ebenso unbedeutend scheint ihre konservative Richtung. Besonders Lombroso[1]) hat gut eine Menge von Beispielen aufgezählt, an denen er zeigt, wie konservativ und am Alten hängend die Frauen sind; Trachten, Schmuck, Kleider, Aberglauben, Sagen und Mythen halten die Frauen weitaus besser fest als die Männer. Niemand wird behaupten, dass ein konservativer Mensch am Verstande schwächer sein muss als ein fortschrittlich gesinnter; so und in dem Sinne, wie die Frauen konservativ sind, deutet es doch auf eine gewisse Schwerfälligkeit, mindere Regsamkeit und geringere Fähigkeit, neue Eindrücke aufzunehmen, hin. Sie hatten immerhin eine gewisse Mühe, etwas in sich einzulassen und es zu verarbeiten, und schon deshalb, weil es schwer erworben war, wollen sie es nicht gerne fahren lassen, zumal die Aufnahme von etwas neuem abermals neue Mühe machen würde. Man darf mit den vornehmeren Bezeichnungen, wie Pietät, Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung für das Hergebrachte, nicht allzu freigebig sein; wenn man der Sache auf den Grund sieht, ist es doch geistige Schwerfälligkeit, wenigstens in vielen Fällen.

Das zeigt sich oft in unserem Fach, wenn Frauen sich in einen neuen Gedanken so gar nicht hinein finden wollten; einen Übergang vom ehrlichen Lebenswandel zum liederlichen und umgekehrt, ein Loslassen von alten Gewohnheiten, ein Eingehen auf neue Pläne, das alles macht der Mann leichter und rascher als die Frau, weshalb man die Aufklärungen im bestimmten Falle je nach Gestalt der

1) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin u. s. w.“

Sache bei ihm oder bei ihr suchen muss. Auf jeden Fall gelangt man besser zum Ziele, wenn man sich um die signifikantere Person kümmert.

Ja selbst bei sachlichen Fragen, z. B. bei Hausdurchsuchungen, ist dies im Auge zu behalten; oft recht bedenkliche Briefe aus früherer Zeit, wahrhafte *Corpora delicti* und sonst Wichtiges, findet man eher im Kasten der Frau als beim Mann — er hat die Dinge längst weggeworfen, sie bewahrt aus „Pietät“ selbst das Gift jahrelang auf, von dem sie einmal zum Morde nahm.

β) Ehrlichkeit.

Auch hier soll vorausgeschickt werden, dass wir nicht von jenen edlen Frauen sprechen, die uns der liebe Gott zum Vorbilde und zum Lohn ins Leben sandte, wir sprechen von jenen Frauen mit denen wir Juristen zumeist zu tun haben, und von diesem Standpunkte aus ist wenig Erfreuliches zu berichten.

Fragen wir einmal, wie es mit der Aufrichtigkeit der Frauen bestellt ist, jene Eigenschaft, die dem Strafrichter so wichtig ist. Nicht aufrichtig sein und lügen ist lange nicht dasselbe, letzteres ist positiv, ersteres negativ; der Unaufrichtige sagt nicht die Wahrheit, der Lügner sagt die Unwahrheit. Unaufrichtig ist, wer einen Teil der Wahrheit verschweigt, wer den anderen im Irrtum belässt, wer aufgekommenen Schein nicht berichtigt und wer ihn benützt. Der Unaufrichtige hat vielleicht kein unwahres Wort gesagt und bringt doch in die Sache häufig mehr Schwierigkeiten, Unklarheit und Verwirrung als der Lügner, er ist deshalb meistens noch gefährlicher, weil sein Gebahren schwerer zu entdecken ist und weil man ihm auch schwerer beikommt als dem Lügner. Die Unaufrichtigkeit ist aber eine spezifisch weibliche Eigenschaft, kommt sie beim Manne vor, so ist er unbedingt von weibischer Natur. Echte Männlichkeit und Unaufrichtigkeit sind unvereinbarliche Begriffe. Deshalb hat auch das Volkssprichwort (namentlich im Italienischen häufig wiederkehrend): „Die Frauen sagen immer die Wahrheit, aber nie ganz,“ viel mehr Recht, als zahlreiche Schriftsteller, die endlos auf die Verlogenheit der Weiber losschimpfen. Ich glaube, wir Kriminalisten können das letztere nicht bestätigen. Nicht als ob die Frauen nicht lügen, sie lügen wahrhaftig genug, aber sie lügen nicht mehr als die Männer niemandem von uns fällt es ein, das Lügen als spezifische Weibereigenschaft zu bezeichnen, wer dies aber getan hat, der hat die Unaufrichtigkeit mit dem Lügen verwechselt.

Wenn wir aber den Frauen mit vollem Rechte ihre Unaufrichtigkeit vorwerfen, so sind wir ungerecht, wenn wir hierbei zu strenge ins Gericht gehen, denn an vielem Hierhergehörigen sind wir selbst und die sozialen Verhältnisse schuld, wie sie sich nach und nach entwickelt haben. Die Gräfin Bothmer[1]), welche unser deutsches Wesen mit erschreckender Schärfe wahrgenommen hat, sagt z. B.: „to say a thing is not ‚mode‘ there“ — wir Deutsche nennen also kein Ding beim rechten Namen, wir umschreiben es, wir machen Andeutungen, wir schweigen verlegen und im äussersten Notfalle erröten wir. Das hat die gute Gräfin ungefähr gemeint, sie hat recht und irrt sich nur insofern, als sie glaubt, das sei nur in Germany so Sitte, dies ist in Old England gerade so wie anderswo. Es ist aber auch deshalb viel verlangt, wenn man behauptet, dass die Frauen gerade vor Gericht diese Unaufrichtigkeit ablegen sollen, wo es ihnen die Verhältnisse nur noch schwieriger machen, gerade heraus zu reden. Weiter: Lombroso[2]) stellt die Ursachen, warum die Frauen lügen, so zusammen, dass er in erster Richtung ihre Schwächen aufzählt, die sie zum Lügen zwingen; dann die Menstruation und Schwangerschaft, bei denen sie immer verheimlichen und andere Leiden lügen müssen; das Schamgefühl, wo sie auch lügen sollen; die sexuelle Zuchtwahl zwingt sie, Alter, Fehler, Krankheiten zu verbergen, dann der Wunsch, interessant zu sein, die Suggestibilität und die geringe Urteilskraft helfen auch zur Lüge, und als Mütter müssen sie wieder die Kinder in vielfacher Richtung anlügen — sie sind grosse Kinder, schliesst Lombroso. Diese Momente sind ja ganz gut zusammengestellt, und es ist in der Tat nicht unmöglich, dass sie, die zumeist in bestimmten Perioden auftreten, doch noch einen formenden Einfluss auf den Charakter der Frau ausüben — entschieden unrichtig ist es, dass sie aber Verlogenheit erzeugen, da diese Momente hauptsächlich zum Schweigen veranlassen, zum Anderstun und zum Geltenlassen eines entstandenen Irrtums. Das ist aber dann die eigentliche Unaufrichtigkeit, und es ist falsch, wenn behauptet wird, „die Verlogenheit sei zur physiologischen Eigentümlichkeit des Weibes geworden“. Lotze[3]) erklärt sich diese „physiologische Eigentümlichkeit“ damit, dass das Weib die Analyse hasse und deshalb Wahres von Falschem nicht zu unterscheiden vermöge; das Weib hasst die Analyse nur dann,

---

1) Countess of Bothmer, „German Home Life“.
2) Lombroso a. a. O.
3) Lotze, „Mikrokosmus“. Leipzig 1869.

wenn sie auf sie selbst angewendet wird — sie will nicht analysiert werden, aktiv steht sie ihr zu, nur die Synthese versteht sie, und eben weil dann, wenn sie selbst analysiert wird, eine Menge Unaufrichtiges zutage tritt, deswegen hasst sie die Analyse und die Wahrheit, d. h. die volle, ehrliche Arbeit wird ihr fremd. Aber gerade in dieser Richtung sind wir Männer schuld. „Niemand sagt den Frauen die Wahrheit, und wenn sie ihr einmal gegenüberstehen, so lehnen sie sich dagegen auf, wie gegen etwas Unerhörtes. Sie sind nicht einmal gegen sich selbst aufrichtig".[1]) Dies ist aber nicht bloss im allgemeinen richtig, sondern sogar in jenen einzelnen Fällen, die den Kriminalisten betreffen, und wir selbst sind es oft, die den Frauen gerade vor Gericht noch die Aufrichtigkeit erschweren. Selbstverständlich fällt es mir nicht ein zu behaupten, dass wir im Gerichtssaal oder in der Stube des Untersuchungsrichters rüde, verletzend und schamlos mit den Frauen sprechen sollen — aber gewiss ist es, dass wir ihnen nicht bloss das Reden erleichtern, sondern auch sie nicht geradezu zur Unaufrichtigkeit zwingen sollen, indem wir bei jedem nur halbwegs heiklen Thema uns nur auf gewundenen Umwegen und Undeutlichkeiten bewegen. Jeder halbwegs erfahrene Strafrichter wird es bestätigen, dass man in solchen Dingen viel leichter vorwärts kommt, wenn man einfach und absolut offen spricht und die Frau nicht auch zur Unaufrichtigkeit zwingt; eine hochgebildete Dame, mit der ich bei einer Zeugenvernehmung als Untersuchungsrichter ein schon sehr heikles Thema besprechen musste, sagte am Ende der gewiss peinlichen Vernehmung: „Gottlob, dass Sie offen und rückhaltslos sprachen — ich hatte Todesangst davor, dass Sie mich durch prüdes Fragen zu gleichen Antworten und dadurch zu voller Unaufrichtigkeit zwingen werden."

Durch das gewöhnliche Benehmen haben wir aber die Frauen in der Tat so weit gebracht, dass ihnen „Aufrichtigsein vorkommt, wie wenn sie ohne Kleider ausgehen sollten"[2]), und Balzac fragt: „Habt ihr je die Haltung und Manier der Frauen bei einer Lüge aufmerksam beobachtet? Bei ihnen ist nichts Geborgtes, der Betrug fällt ihnen so leicht und natürlich, wie der Schnee vom Himmel" — ja, wenn auch er damit Unaufrichtigkeit meint. Dass den Frauen das wirkliche Lügen so leicht fällt, ist nicht wahr; es ist schwer zu sagen, wie dies wahrgenommen werden kann, aber jeder kann es beobachten, dass das eigentliche Lügen der Frau fast immer

1) Flaubet, „Correspondence". Paris 1889.
2) Stendahl, „Histoire de la peinture en Italie". Paris 1883.

hart ankommt. Das Spiel der Gesichtszüge, das Auge, das Atmen, die Haltung verrät fast immer, sogar die alte Verbrecherin. Anders ist es aber, wenn ihre eigentliche Unaufrichtigkeit ins Spiel kommt. Wenn der Mann einmal gesteht, dann gesteht er rückhaltsloser als das Weib, und wenn ein falscher, besserer Schein auf ihn fällt, so zuckt selbst ein schlechter Kerl zusammen — so viel Männlichkeit hat er noch immer, dass es ihm widerstrebt, hiervon Nutzen zu ziehen, das Weib nimmt es mit unschuldsvollster Miene hin, wenn durch einen für sie günstigen Zufall sich unverdient ihre Lage bessert! Hat der Mann, gleichviel ob als Beschuldigter oder als Zeuge, einmal etwas gesagt, aber nicht ganz, so erkennt man so leicht an dem Stocken seiner Rede, dass die Sache noch nicht aus ist, der Satz der Frau hat immer einen fixen Schlusspunkt, auch wenn sie uns nur den zehnten Teil dessen gesagt hat, was sie weiss und sagen sollte.

Selbst in der einfachsten Bejahung oder Verneinung ist sie nicht aufrichtig. „Wenn die Frau nein sagt, so denkt sie sich nichts dabei". Dies wurde wohl in dem Sinne behauptet, dass es kein definitives Nein ist, wenn die Frau dem Manne einen Wunsch versagt. Es hat aber noch weiteren Sinn. Wenn der Mann bejaht oder verneint, und es soll eine Einschränkung dabei sein, so setzt er sie entweder ausdrücklich bei: „Ja aber nicht immer" — „Nein, jedoch weiss ich es nur vom Hörensagen" — oder es kennt wenigstens das geübtere Ohr, dass ein Nichtabschliessen, ein Zögern im Tonfall die Einschränkung andeutet. Bei der Frau kommt das nicht vor. Sie sagt „Ja" und „Nein", auch wenn nur ein kleiner Teil des einen oder anderen wahr ist, hinter dem sie sich verschanzen kann. Darauf ist zu achten. —

Im Zusammenhange mit der Unaufrichtigkeit ist die vielbesprochene Verstellungskunst, bei welcher man ebenfalls sagen möchte, sie beruhe viel mehr auf Unaufrichtigkeit als auf Verlogenheit, weil sie mehr in dem Ausnützen von Vorhandenem und Verschweigen als auf direktem Lügen beruht. Wenn der Italiener z. B. der Frau nachrühmt, sie sei im Jahre bloss dreimal krank, aber jedesmal vier Monate lang, so würde man ihr unrecht tun, wenn man behauptete, sie lüge absichtlich fortwährendes Kranksein. Das tut sie nicht, aber sie ist ja tatsächlich mindestens dreizehnmal im Jahre leidend, und ausserdem bringt es ihr schwächlicher Körperbau mit sich, dass sie öfter unwohl ist; das lügt sie also nicht — aber sie muss es ja nicht immer gleich melden, dass sie wieder gesund ist, und lässt es sich gefallen, dass man sie noch lange fort berücksich-

tigt und schont, obwohl es nicht mehr nötig wäre. Wir wollen aber gelten lassen, dass die Frau im Laufe der Jahrtausende es sozusagen habituell nötig hatte, sich durch Vergrössern ihrer kleinen Leiden vor dem rohen Manne zu schützen und sich dergestalt notgedrungen eine Waffe zu schmieden. Das liess ihnen sogar Schopenhauer[1]) gelten: „Die Natur hat den Frauen nur ein Mittel gegeben, sich zu verteidigen und zu schützen, die Verstellung; diese ist ihnen angeboren und ihre Verwendung so natürlich wie für das Tier die Anwendung seiner Waffen; ja sie fühlt sich hierbei bis zu einem gewissen Grade im Recht."

Mit dieser Verstellung haben wir freilich viel zu kämpfen; abgesehen von unterschiedlichen Leiden und Krankheiten, die dem Strafrichter vorgespielt werden, was wird da nicht alles verstellt und geheuchelt: Unschuld und Liebe zum Kind, Gatten und Eltern, Schmerz ob eines Verlustes und Entrüstung wegen eines Vorwurfes, brechendes Herz ob einer Trennung und Frömmigkeit — kurz, was nützen kann. Dass dies alles dem Untersuchungrichter Schwierigkeiten macht, ist ja zweifellos, namentlich weil er Gefahr läuft, entweder hart zu sein oder getäuscht zu werden. Er kann sich aber seine Lage wesentlich erleichtern, wenn er sich auch hier vor Augen hält, dass bei der Verstellung viel Unaufrichtigkeit und wenig Lüge vorliegt; vollständig gemacht wird etwas selten, es wird vergrössert, das Mindernde verschwiegen und viel ausgenützt; wer daran festhält, entgeht mancher Irreführung.

Und nun erst die Tränen, die jedem Manne vorgeweint werden, und nicht zum wenigsten dem Strafrichter! Wir wollen nicht so hart sein, um mit dem Engländer zu sagen: „Eine Frau, die weint, ist ebenso zu erbarmen, wie eine Gans, die blossfüssig geht." Wir wollen nur vorsichtig mit einem anderen Sprichwort sein, das mit einer erstaunlichen Gleichmässigkeit in Italien, Korsika, in Polen, Russland und Deutschland lebt: „Einem Pferde, das schwitzt, einem Juden, der schwört und einer Frau, die weint — traue nicht" — d. h. es kann gut sein, aber wahrscheinlich ist es nicht. Mantegazza[2]) meint trocken: „Jeder Mann, der über die Dreissig hinaus ist, wird sich an Szenen bei Frauen erinnern, bei denen es schwierig zu entscheiden war, wie viel von den vergossenen Tränen wirklichen Schmerz bedeuten, wie viel willkürlich hervorgebracht waren." In dieser Andeutung, es sei bei den Tränen immer ein Gemenge

1) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena".
2) Mantegazza, „Fisiologia del dolore". Florenz 1880.

von Dichtung und Wahrheit, wird immer das Richtige liegen. Man frage Frauen, die wirkliche Tränenvirtuosinnen sind, und lasse sich von ihnen aus sachlichem Interesse belehren (wenn Frauen sehen, dass sie im Ernste belehren können, sind sie recht oft wirklich ehrlich); man wird zu dem eigentlich nicht sehr überraschenden Satze kommen, dass es unmöglich ist, grundlos und sofort zu weinen; vom Stande aus sich sofort in den Tränenstrom zu stürzen, das kann ausser dem kleinen Kinde niemand und selbst die infantilste Frau nicht. Sie muss einen bestimmten Grund und eine gewisse Zeit haben, wobei allerdings bei fortgesetzter Übung beides auf ein Minimum herabgewöhnt werden kann — sie lügt also auch hier eigentlich nicht. Die Geschichten in Romanen und Witzblättern, wo die Frau wegen eines verweigerten neuen Mantels unvermittelt bitterlich zu weinen anfängt, sind Fabel. In Wirklichkeit geht die Sache in einem solchen Falle so, dass sie sich kränkt, weil er ihr den Mantel verweigert hat; daran knüpft sie im Gedanken sofort, dass er ihr neulich auch ein Kleid und dann einmal ein Theater verweigert hat, dass er zu ähnlicher Zeit einmal unfreundlich war und zu einem Fenster hinaufschielte, dass sie eigentlich eine bedauernswerte, unverstandene, grenzenlos unglückliche Frau sei, und nach diesem crescendo, welches sich oft presto, prestissimo abspielt, bricht auch schon der Tränenstrom los. Ein bischen Grund, ein bischen Zeit, ein bischen Autosuggestion und ein bischen Einbildung — so kann jede Frau immer weinen, und diese Tränen können uns immer kalt lassen. Hüte sich aber jeder strenge davor, die stillen Tränen wahren Schmerzes, namentlich die gekränkter Unschuld, damit zu verwechseln und sie harten Herzens nicht sehen zu wollen! Damit kann das grösste Maß des Unglückes vollgemacht werden, denn diese Tränen sind wirklich Beweise für Unschuld — wenn sie nicht der Reue für die Schuld zu gelten haben. Ich habe einmal geglaubt, das sichere Kennzeichen für solche Tränen, die Unschuld zu beweisen, sei das vorausgehende Niederkämpfen, das Unterdrücken des Weinens, das dann mit elementarer Gewalt um so heftiger hervorbricht. Aber auch dieses Niederkämpfen ist oft nicht echt. —

Dasselbe wie mit den Tränen hat es auch mit Ohnmachten, die der Strafrichter oft genug zu sehen bekommt. Dieselben sind ihrer grössten Zahl nach weder echt noch falsch, sondern ein Mittelding. Dass die Frauen, nicht bloss Beschuldigte, sondern auch Zeuginnen, vor Gericht oft in sehr unangenehme Lagen kommen, ist sicher, und wenn sich dann etwas Unwohlsein, Schwindel und arges Angst-

gefühl einstellt, so ist dies nur natürlich. Gesellt sich dann nur etwas Übertreibung, Autosuggestion, Sichgehenlassen und das Bestreben, der unangenehmen Lage zu entweichen, dazu, so ist die Ohnmacht fertig und der Effekt ist gewöhnlich zugunsten der Ohnmächtigen zu taxieren — warum also die Neigung dazu mit Gewalt überwinden? Man darf sich also durch so etwas nie dupieren lassen, man hat aber kein Recht dazu, von vorneherein eine Komödie anzunehmen. —

Eine Frage, die interessant ist, die aber, gottlob, den Strafrichter nichts angeht, ist die, ob Frauen Wort halten können. Wenn ein Kriminalist eine Frau versprechen lässt, ja nicht durchzugehen, oder ja niemandem von ihrer Aussage etwas zu erzählen oder was dergleichen Naivitäten mehr sind, so mag er das mit seinem Gewissen ausmachen — der Kriminalist hat sich überhaupt nichts versprechen zu lassen, und „wer die Frau beim Wort und den Aal beim Schwanz nimmt, hat nichts", sagt man in Sizilien — erfahren kann man das anderswo auch. Gehen wir noch einen Schritt weiter — und betrachten wir die Handlungen der Frau, so kommen wir zur Überzeugung, dass sie auch hier die scharfe Grenze zwischen Recht und Unrecht nicht kennt. Vielleicht sagen wir besser: Sie zieht die Grenze anders, als wir sie ziehen, manchmal höher, meistens aber tiefer als der Mann, und an gewissen Stellen verliert die Frau das Verständnis dafür, dass etwas entschieden unerlaubt ist, fast vollständig. Dies findet sich namentlich dort, wo in der Tat die Grenzen fliessend sind, oder wo man sich über die Person des Beschädigten nicht leicht klar wird, weshalb es z. B. immer schwer fällt, einer Frau begreiflich zu machen, dass man den Staat, die Gemeinde oder sonst öffentliches Gut nicht so ohne weiteres schädigen darf. Die ehrlichste und frömmste Frau wird sich nicht bloss kein Gewissen daraus machen, eine kleine Zolldefraudation zu begehen, es bereitet ihr sogar grosses Vergnügen, so etwas glücklich durchzuführen; ob es um ein paar Sechser Lebensmittel sind, die sie unversteuert über die Verzehrungssteuergrenze schmuggelt, oder ob sie eine Genfer Uhr von der schweizer Reise oder etwas Seide aus Frankreich hereinbringt, das ist gleichgültig. „Es ist wunderbar", sagt der treffliche Menschenkenner Bogumil Goltz [1]), „mit einer Frau an einer Grenze zu wohnen; drei Juden zusammen haben nicht so viel Talent und Frechheit im

1) Bogumil Goltz, „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" Berlin. 2. Auflage. 1863.

Schmuggeln, als ein Weib. Dieses ist die geborene Gelegenheitsmacherin, Defraudantin und Schmugglerin.“ Man würde meinen, dass die Frauen dies vielleicht als nervenreizenden Sport betreiben — und Nervenreiz brauchen sie ja bekanntlich mehr als die Männer — wenn sie ihren Fehler einsehen würden und wenn sie bloss schmuggeln würden. Aber es ist geradezu interessant, wie viel Mühe es kostet, einer Frau zu beweisen, dass der Staat ein Recht habe, den Schmuggel zu verbieten, und dass man ihn da nicht schädigen dürfe. Die Antwort bleibt immer, wegen dieses Bischen sei es nicht der Mühe wert, das verspüre niemand. Hand in Hand mit dem eigenen Schmuggeln geht das Interesse für Schmuggler und Schmuggeleien, und Geschichten darüber lesen sie mit Vorliebe. Wir hatten einmal eine Magd, die aus dem Friaul, hart an der italienischen Grenze, stammte, eine ehrliche, kreuzbrave Person. Ihr Vater war ein berüchtigter Schmuggler, der als Anführer einer grossen Bande Kaffee und Seide über die Grenze brachte und sich dadurch ein bedeutendes Vermögen verschaffte, bis er alles bei einem besonders grossartigen Unternehmen verlor und schliesslich von den Grenzjägern erschossen wurde. Hätte man nun das Mädchen sehen sollen, wenn sie die verwegenen Züge ihres Vaters schilderte, wie interessant ihr das vorkam und mit welcher Begeisterung sie die Kühnheit des Unternehmens darstellte. Dass da ein Funken Unrecht dabei sei, kam ihr nie in den Sinn.

Aber beim Paschen allein bleibt die Frau nicht, sie hat für staatliche oder polizeiliche Einrichtungen, Vorschriften und Verbote einmal kein Verständnis. Mir kam es zahlreiche Male vor, und jeder Kriminalist kann dies bestätigen, dass auch gebildete Frauen es nicht einsehen wollen, warum man nicht in einer öffentlichen Urkunde eine „kleine“ Änderung vornehmen dürfe, dass man in einer fremden Stadt, weil man z. B. keine Besuche machen will, im Hotel keinen falschen Namen angeben darf, wie es die Polizei verbieten kann, dass man, noch dazu im „eignen“ Hause, die Fegetücher auf die Vorübergehenden ausschüttelt, dass man unter Umständen den Hund an der Leine führen muss, und wie derartige obrigkeitliche „Vexationen“ sonst noch lauten mögen.

Aber auch Privateigentum ist im kleinen vor der Frau nicht sicher. Man versuche es einmal, einer Frau begreiflich zu machen, dass man fremdes Eigentum verletzt, wenn man auf dem Spaziergange Blumen pflückt, Beeren sammelt, sich eine Gerte abschneidet, Steine einsteckt u. s. w., es ist vergeblich. Viel ist ja nicht daran, und in der Regel hat der Eigentümer nichts dagegen einzuwenden,

aber man muss es einsehen und zugestehen, dass er das Recht dazu habe. Deshalb sind die Frauen auch die streitbarsten Grenzverletzer; jeder von uns weiss Geschichten von den raffiniertesten Plänen, wie Frauen das „Rainschinden" betrieben haben. Oft gegen den ausdrücklichen Willen des Gatten weiss die Bäuerin durch langsames „Überpflügen", durch geschicktes Mähen oder Graben dem Nachbar einige handbreit Grund wegzunehmen. Ich kannte einmal eine schon betagte und wohlhabende Witwe, die knapp an dem Bretterzaun des Hausgartens auf ihrem ausgedehnten Bauerngrunde eine Reihe von Schwarzpappeln gepflanzt hatte. Da dies zum Nachteile des Gartens und auch sonst für eine so verständige Landwirtin sinnlos erschien, so suchte ich den Grund dieses Vorgehens zu erfahren; endlich gelang es mir, der Alten das Geständnis abzuringen, dass sie, und mit Recht, hoffte, die Schwarzpappeln, welche zwar langsam an Höhe, aber sehr rasch an Stammdicke zunehmen, würden den Zaun langsam, aber sicher gegen den Nachbargrund schieben, so dass sie im Laufe von zwei Dezennien etwa schuhbreit Land erobert habe! Solche Schlauheiten findet man oft genug, und niemand überzeugt die Frau, dass sie Unrecht tut.

Auch im eigenen Hause nehmen die Frauen Eigentumsbegriffe nicht allzustrenge. „Frauen tragen dem Vater, Bruder, Mann unbedenklich Feder, Bleistift, Siegellack und Papier davon, ohne daran zu denken, das Benützte zurückzubringen." [1]) Wer nicht gerade ein Gelehrter ist und dadurch seinem Schreibtisch ein gewisses sakrosanktes Wesen beizubringen vermochte, wird dies bestätigen, und niemand wird behaupten, dass Unordnung der Grund dieses verruchten Vorgehens ist, denn dies tut die ordentlichste, netteste Frau, es ist mangelnder Rechtssinn. Wir sehen dies am besten darin, dass die Frau beim Spiele gern ein bischen betrügt. Hartmann[2]) behauptet: „Die Frau ist Defraudantin und Fälscherin aus Passion und der Hauptreiz des Spieles besteht für sie im Bemogeln", und Lombroso sagt, eine gebildete, erfahrene Frau hat ihm anvertraut, dass es Frauen immer schwer wird, beim Spiele nicht zu betrügen. Dies ist eine allgemein bekannte Tatsache, jede Frau gibt es zu, und Croupiers in den Spielhöllen wissen viel Ärgeres zu erzählen. Sie sagen, dass sie auf Frauen viel mehr achten müssen als auf Männer, da jene nicht nur häufiger, sondern auch besser

1) Bogumil Goltz a. a. O.

2) E. v. Hartmann, „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins". Berlin 1879.

mogeln als diese. Ja sogar bei den harmlosesten Spielen unserer Jugend, bei Kroket und Lawn Tennis kann man zu seiner Belehrung sehen, welches unaussprechliche Behagen Mädchen und selbst unerfahrene Backfischchen empfinden, wenn sie den männlichen Teil der Mitspielenden in geradezu frecher Weise „dran kriegen“ können.

Das Belehrende liegt hier für uns nicht darin, dass wir in den Extremen der Frage, unter den Defraudanten, Falschspielern und Falschmünzern so viele Frauen finden, dass uns jede erfahrene Hausfrau bestätigt, wie gerade die geschicktesten und gewandtesten Dienstmädchen so oft die diebischsten sind; das Belehrende liegt darin, dass eben bei den kleinen Unehrlichkeiten die Grenzen verwischt sind. Der Mangel an Uuterscheidungsvermögen bei Kleinigkeiten erklärt uns vor allem, wie manche in sonst unbegreiflicher Weise zum Verbrechen kamen — es war der bekannte Weg von Stufe zu Stufe nach abwärts; alle die erwähnten kleinen Fehltritte sind nach keiner Richtung hin abgegrenzt, ein „bis hierher und nicht weiter“ gibt es nicht, und wenn die gebildete Frau aus wohlhabendem Stande sonst nichts tut, als ein paar Krametsvögel zu schwärzen, ihrem Mann einen Bleistift zu enttragen und beim Whist im Scherze zu mogeln, so liegt hieran nicht viel, und die Gelegenheit zu ernstem Fehltritt hat sie nicht; die ungebildete, vermögenslose Frau ist aber nicht anders konstruiert, und bei ihr kann aus dem sportmässigen Betriebe ebenso leicht Ernst werden, wie bei der besser situierten, wenn sich ihre Verhältnisse ändern. Unser Leben ist viel zu reich an Versuchungen, und unser Wille viel zu schwach, um in der Not des Daseins nicht zu wanken, wenn nicht vom Anfange an auch das geringste Abweichen vom rechten Wege vermieden wurde. Hat der Strafrichter daher einen Zweifel, ob eine Frau ein grosses Vermögensdelikt begangen hat, so wird sein Erhebungsgebiet nicht hart um die Tat, sondern in jener Zeit gelegen sein, in welcher die Frau in anderen Verhältnissen war und sonst keine Gelegenheit zu Bösem hatte, als dass sie kleine Paschereien und sonstiges dummes Zeug getrieben hat. Ist diese Neigung aus früherer Zeit aber festzustellen, dann ist zum mindesten Misstrauen bezüglich des grossen Verbrechens gerechtfertigt. —

Noch viel lehrreicher wird der Hang der Frauen zu solchen Teufeleien für den Strafrichter, wenn er es mit Zeuginnen zu tun hat. Im allgemeinen wäre die Annahme nicht gerechtfertigt, dass man das zu entschuldigen bereit ist, dessen man sich selber schuldig fühlt — im Gegenteile, wir sind schlecht genug, um

gerade dort streng ins Gericht zu gehen, wo wir sagen sollten: „Herr sei mir armen Sünder gnädig.“ Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Wenn eine sonst ehrenhafte, anständige Frau kleine Lumpereien begeht, so betrachtet sie dieselben nicht als solche, sie ist sich des begangenen Fehlers nicht bewusst, und so wäre es unlogisch, wenn sie an jemandem anderen etwas als Vitium verfolgt, was sie an sich nicht als solches erkannt hat. Nur deshalb sieht sie den Fehler beim nächsten nicht und entschuldigt sein Vorgehen. Wenn wir aber forschend uns gerade um solche Dinge bei der Zeugin erkundigen, auf die wir richtigerweise Gewicht legen, so verschweigt sie uns dieselben und führt uns irre. Was die Frau bei ihrer Magd Näscherei nennt, heisst im Strafgesetz Diebstahl, was sie als Henkelgeld bezeichnet, suchen wir unter dem Schlagwort Betrug oder Veruntreuung, und für den Mann, den die Frau nachsichtig „den Dragoner“ nennt, fänden wir in vielen Fällen auch andere Bezeichnungen. Das alles ist nicht christliche Nachsicht, sondern Verkennen des rechtlichen Verhältnisses, und mit diesem Verkennen müssen wir als Faktor rechnen, wenn wir Zeuginnen vernehmen, selbstverständlich nicht bloss, wenn es sich um Dienstboten handelt, sondern überhaupt, wenn wir uns über die Schwäche eines Menschen orientieren wollen. —

Von der Ehrlichkeit zur Treue ist nur ein Schritt. Manchmal liegen beide auch neben- oder übereinander. Mit der Treue der Frauen hat der Strafrichter aber öfter zu tun, als es den Anschein hat; die Fragen wegen Ehebruch sind allerdings nur von untergeordneter Bedeutung, aber die Treue oder Untreue einer Frau spielt oft die wichtigste Rolle in Prozessen über alle nur erdenklichen Delikte, und die Beweisfrage gestaltet sich anders, wenn Treue oder Untreue angenommen wird. Auch hier muss es nicht gerade Gattenmord sein, um was es sich dreht und wo allerdings viel bewiesen ist, wenn das Verhältnis zwischen der Frau und dem Beschuldigten sicher vorliegt, auch bei zweifelhaftem Selbstmord, bei Körperbeschädigungen, bei Diebstahl, Veruntreuung und Brandlegung, überall gestaltete sich die Sache anders, wenn eine Untreue der Frau nachgewiesen würde. Dass diese wichtige Grundlage einer Beweisführung aber selten berücksichtigt wird, findet seine Erklärung darin, dass man vor allem ihre Bedeutung verkennt, dass die Faktoren, die da massgebend sind, verborgen liegen und wenig zutage treten, und endlich, dass die Beweisführung in der Regel eine schwierige ist.

Im allgemeinen ist die Meinung der Leute von der Treue der Frauen nicht allzugross. Am weitesten geht Diderot[1]), der behauptet, es gäbe keine so treue Frau, die nicht wenigstens durch den Gedanken aufgehört hätte, es zu sein. Allerdings ist damit nicht viel gesagt, denn im Gedanken haben wir alle wohl manche Sünde begangen, aber wenn Diderot recht hat, so ist mindestens die grosse Neigung der Frauen zu einer Untreue bezeichnet. Selbstverständlich trägt daran das rein sexuelle Moment die grösste Schuld, aber wir würden den Frauen unrecht tun und selbst oft irren, wenn wir dieses Moment allein als massgebend bezeichnen wollten — viel schuld ist das unzähmbare Bedürfnis der Weiber nach Abwechslung. Ich weiss nicht, ob es in einer nennenswerten Anzahl von Fällen festzustellen möglich sein wird, ob eine Frau untreu wurde, trotzdem sie geringe sexuelle Bedürfnisse hat, aber dass es vorkommt, ist sicher, und dann muss man nach anderen Gründen für die Untreue suchen. Ich glaube, sie liegen in der genannten Sucht nach Abwechslung, und auf diese wird im gegebenen Kriminalfalle Rücksicht zu nehmen sein. „Selbst gebildete Frauen“, sagt Goltz[2]), „vertragen nicht immer andauernd gleichmässiges Glück und fühlen einen unbegreiflichen Antrieb zu Teufeleien und Narrheiten, durch die Abwechslung ins Leben kommt.“ Diese wichtige Wahrheit ist für uns um so bedeutender, als es dem Strafrichter viel leichter fallen wird, zu erheben, ob die Betreffende überhaupt oder wenigstens zur kritischen Zeit besonderen Hang zu besagten „Teufeleien“ zeigte, als zu erheben, ob ihr der eigene Mann sexuell nicht genügte und was dergleichen Sekretitäten sein mögen.

Hat die Frau aber einmal den Trieb zur Abwechslung, genügen ihr die harmlosen und erlaubten Abwechslungen, die sie sich schaffen kann, nicht mehr oder fehlen ihr diese, dann wird die Bewegung des Alltäglichen in bedenkliche Richtung verlegt. Dazu kommt noch ein gewisser Zug von Eitelkeit, der eigentümliche Folgerungen zustande bringen kann. Aus irgend einem Grunde hat die Frau denn doch geheiratet: aus Liebe, wegen des Geldes, um unter die Haube zu kommen, weil es die Eltern wollten, aus Trotz und wie noch tausend andere Gründe heissen mögen. Nun kommen Augenblicke im Leben, in denen sie über „ihren“ Grund zur Heirat nachdenkt, und diese Augenblicke wird zumeist der Mann veranlasst haben: er war unartig, er verlangte zu viel, er

1) Denis Diderot, „Correspondence littéraire, philosophique et critique“ Paris 1829.

2) Bogumil Goltz ibidem.

verweigerte etwas, er vernachlässigte sie ein bischen — jetzt denkt sie über den „Grund" nach, aus dem sie geheiratet hat, und weil sie das doch nur in verletzter, unguter Stimmung tut, so hat dieses Nachdenken Erfolg in vermindernder Richtung — so kommen ihr Zweifel, ob denn die Liebe wohl so mächtig war, ob es des Geldes wegen wohl der Mühe wert war, ob sie nicht hätte warten, den Eltern doch Widerstand leisten und nicht so trotzig sein sollen? Und wenn sie das getan und noch gewartet hätte, ob sie dann nicht einen Besseren gekriegt hätte? Ob sie es denn nicht besser verdient hätte? Und mit jedem Schritt, den sie sich emporhebt, drückt sie den Mann herunter. „Einer Frau, der ihr Mann nicht das Höchste ist, der ist er gar nichts!" Ist er aber „gar nichts", dann verdient er auch keine besondere Rücksicht, und verdient er diese nicht, dann ist auch ein klein bischen Untreue nicht gar so entsetzlich — das ist der unendlich häufige und so natürliche, glatte Weg zum Ehebruch und mit dem Ehebruch oft zu einer Kette von Verbrechen; — dass solches nicht noch viel tausendmal öfter geschieht, das hat nur einzig und allein seinen Grund darin, dass in diesen sogenannten schwachen Stunden, also gerade im richtigen Augenblick oft der Richtige nicht da war. Millionen Frauen, die sich ihrer Keuschheit rühmen und mit hoher Verachtung auf andere herabsehen, haben nur diesem Umstand ihre gerühmte Keuschheit zu danken — zur richtigen Zeit der richtige Mann, und sie hätten keinen Grund zum Hochmut mehr gehabt. „Wenn eine treu ist, so ist's blosse Kaprize", sagt Corvin[1]) — o nein, Mangel an Gelegenheit zur rechten Zeit war's![2]) Wollt Ihr, junge Kriminalisten, aber das Mittel wissen, wie man von der Frau erfährt, ob sie ihrem Manne treu ist, so gibt es ein Mittel, das so einfach und sicher ist, dass man es fast ein elendes Mittelchen nennen sollte — bringt sie darauf zu sprechen, ob sie von ihrem Manne vernachlässigt wird — jede Frau, die über Vernachlässigung durch ihren Mann klagt, ist eine Ehebrecherin oder mindestens auf dem Wege, eine zu werden, denn sie sucht den triftigsten, wirklich korrekten Grund, um sich deshalb zu entschuldigen; wie weit sie aber auf dem sündhaften Wege fortgeschritten ist, das ist so leicht zu erkennen an dem Grade der Beschuldigungen, die sie gegen ihren Mann vorbringt.

---

1) O. v. Corvin, „Erinnerungen". Amsterdam 1861.

2) Vergleiche noch das ausgezeichnete Kapitel „Flirtation und Coquetry" in Henry Fink: „Romantic love and personal Beauty". London, Macmillan & Comp. 1887.

Aber auch in anderem Sinne kann Untreue wichtig werden, als in dem des Ehebruches, die Untreue der Witwe und die der Braut. Die erstgenannte kann für uns wohl nur dann von Interesse sein, wenn wir einen Rückschluss zu machen haben, und da können wir zu groben Ungerechtigkeiten kommen, wenn wir aus dem Benehmen der Witwe auf ihres als Frau schliessen wollten. Da liegt in der Regel keine Möglichkeit zu vergleichen vor. Es gibt zahlreiche Fälle, in welchen die Frau ihrem Manne übers Grab und bis an ihr Ende Liebe und Treue bewahrt hat, aber das sind fast immer betagtere Frauen, denen sich die Versuchung nicht mehr genaht hat; ist sie noch halbwegs jung, hübsch und vornehmlich reich, so vergisst sie ihn. Hat sie das aber getan, hat sie nach der kürzesten Zeit wieder Liebe und Heirat geschlossen, sei es „um der armen Kinder willen", sei es, weil „es der Selige gewünscht hat", oder „weil der neue dem alten so sehr ähnlich sieht" oder wie die trefflichen Gründe sonst noch lauten mögen — so liegt darin noch nicht der mindeste Anlass zur Annahme, sie habe ihren ersten Mann nicht geliebt, sie sei ihm untreu gewesen, habe ihn bestohlen und ermordet — das Verhältnis mag das wirklich beste gewesen sein — er ist tot, und eine toter Mann ist kein Mann. Dass es wieder Fälle gibt, in welchen man aus der bald folgenden Heirat einer Witwe allerlei Schlüsse ziehen durfte und oft in der Person des zweiten Mannes den Mörder des ersten fand, ist bekannt genug; dass man sich gerade hier vor jeder Übereilung hüten muss, ist selbstverständlich, aber wenn man Verdacht hegt, dass der erste Mann ermordet wurde, so darf die Person des zweiten nie ausser Augen gelassen werden. Es ist scheinbar widersprechend, dass einer, der weiss, dass die Frau ihren ersten Mann umgebracht hat, die Courage hat, sie zu heiraten — aber wenn er bloss ihr Liebhaber sein wollte, musste ja der erste nicht beseitigt werden.

Das Gegenstück hierzu ist die antizipative Untreue, die vorliegt, wenn eine einen heiratet, um mit einem dritten ungestört ein Verhältnis haben zu können; dass es hierbei selten gut ausgeht, wenn es sich um einen echten Fall des *Dolus praemeditatus* der alten Juristen handelt, ist wohl begreiflich. Solche Ehen kommen besonders häufig unter der bäuerlichen Bevölkerung vor: Sie liebt z. B. den Sohn eines wohlhabenden Witwers — der Sohn besitzt nichts, oder der Vater lässt ihn nicht heiraten, so betört sie flugs den Vater, heiratet ihn und lebt mit dem Sohn in doppelt unerlaubtem Verhältnis. Statt des Sohnes kann es auch der Knecht sein, und dass dann beide den Alten ausgiebig bestehlen, zumal

wenn die zweite Frau wegen vorhandener Kinder erster Ehe nichts zu erwarten hat, das kennt jeder aus der Praxis. Wie dann die Varianten anders sein können, ob sie den Nachbar, Vetter, Hausfreund u. s. w. meint und den Alten heiratet, das braucht nicht besonders aufgezählt zu werden — sorgsames Auge auf solche Verhältnisse zu haben, ist immer ratsam. —

Die Untreue der Braut — nun, auf poetische Gebiete wollen wir uns nicht verirren; wie erbarmungslos manches Mädchen aus praktischen oder sonst unedlen Gründen den Geliebten verliess, das weiss jeder, und was daraus für Folgen entstehen, ist niemandem fremd. Sergi[1]) hat das genauer ausgeführt.

γ) Liebe, Hass und Freundschaft.

Wenn einer der bedeutendsten und edelsten Denker der Gegenwart, der Amerikaner Emerson[2]), recht hätte, wenn die Liebe nichts anderes wäre als „the Deification of persons", dann hätte sich der Kriminalist wenig um diesen so seltsamen Paroxysmus der menschlichen Seele zu kümmern; wir würden höchstens eine Schilderung, die eine Liebende von ihrem Geliebten gibt, der vielleicht eines Verbrechens beschuldigt ist, aus dem Vergötternden ins Menschliche übersetzen, im übrigen würden wir aber für unsere Zwecke nicht viel Verwertbares finden; jene Liebe, wie sie ihre Hohenpriester schildern, finden wir in unseren Akten nicht; auch besondere grosse Eigenschaften, wie sie die Dichter beschreiben, müssen erst in andere, gewöhnlichere Formen gebracht werden, bis wir sie verstehen. Nehmen wir irgend ein Beispiel, sagen wir, den schon oft besprochenen Opfermut, den Richard Wagner seinen Heldinnen (Elisabeth, Senta, Isolde, Brunhild) verleiht, so können wir nicht leugnen, dass uns Kriminalisten solcher Sinn nicht ganz fremd vorkommt; wir finden in den untersten Volksklassen Frauen, die ihr Leben einem Manne geweiht haben, die ihm überall hin durchs grösste Elend gefolgt sind, die ihn, wenn er erkrankt war, hungernd mit Heroismus gepflegt und erhalten haben, dass sind Züge, die vielleicht bewunderungswürdiger sind als die Gestalten, die sich der Dichter dachte, aber anders sind sie, und zur Erklärung müssen wir andere Momente heranziehen als bei den Heldinnen. Welche diese Momente sind, können wir freilich nicht sagen, wir müssen mit den Ereignissen und Kräften des täglichen Lebens aushelfen,

1) Sergi, „Archivio di Psichologia". 1892. Vol. XIII.
2) R. W. Emerson, „Essays". Hannover 1858 (übersetzt v. Fabricius).

und wo wir uns nicht anders aussehen, sagen wir mit de Stendahl[1]): „pour comprendre cette passion . . il faut en parler comme d'une maladie"; reicht das auch nicht, so sagen wir endlich mit dem Italiener: „l'amore é un castigo di Dio".

Fragen wir aber, wann und wo für unsere Zwecke Dinge der Liebe wichtig sein sollen, so werden wir sagen, dass dies unendliche Male öfter der Fall ist, als es in unseren trockenen Akten erscheint, und dass wir ebenso oft grobe Fehler begehen, weil wir diesen grossen Faktor nicht in Rechnung gezogen haben. Nicht darin zeigt sich der richtige Kriminalist, dass er jeden Straffall in den betreffenden Paragraphenkasten presst, sondern darin, dass er die wirklichen Ereignisse des täglichen Lebens wahrnimmt und nach Wert und Gewicht in Rechnung zieht — „es muss die biologische Unterscheidung innerhalb der verbrecherischen Menschen nachgewiesen und einwandfrei festgestellt werden" (v. Liszt).

Wenn die Frau aus Eifersucht ein Verbrechen begeht, wenn sie sich trotz ihrer besseren Natur an einen Taugenichts verwirft, wenn sie im unbesiegbaren Hass gegen die Nebenbuhlerin handelt, wenn sie unglaubliche Misshandlungen erträgt, wenn sie hundert andere Dinge begangen hat, wer zieht ihre Liebe in Rechnung? Sie hat dies und jenes Verbrechen begangen, man bewilligt ihr mildernde Umstände, und nun wird sie bestraft. Glaubt man genug getan zu haben, wenn man dann und wann bei einem Eifersuchtsmord, bei einem Vitriolattentat die Frau durch die Geschworenen freisprechen liess? Das sind die krassen Fälle, die mit Lärm in die Welt gehen und mit Spektakel abschliessen, aber wer kümmert sich um die Liebe der Frau in den tausend und abertausend kleinen Fällen, wo Liebe und Liebe allein die Triebfeder und der Paragraph so und so viel der Schluss war?

Studiert einmal die wahnwitzige Kraft der Eifersucht und dann fragt, wer schuld war am Verbrechen. „Wer nicht eifersüchtig ist, der liebt nicht", sagt der weise heilige Augustinus, und wenn Liebe und Eifersucht korrelate Begriffe sind, so lässt sich auch eines aus dem anderen erschliessen. Das Handelnde ist die Eifersucht, das zu Erweisende die Liebe, d. h. das Böse, das in die Welt gesetzt wurde, ging zuletzt von der Eifersucht aus, diese werden wir aber viel seltener beweisen können als ihr Korrelat, die Liebe; in unzählbaren Sprichworten aller Völker kehrt immer der gleiche Gedanke wieder: „Liebe, Husten und Rauch lassen sich nicht ver-

1) de Stendahl, „De l'amour". 1842.

bergen“, und aus Erfahrung wissen wir, wie selten es der Umgebung verborgen bleibt, wo die Liebe herrscht, und ebenfalls beinahe sprichwörtlich ist es geworden, dass alle Welt davon weiss, wenn eine Frau ein Verhältnis hat, nur der eigene Mann merkt es nicht.

Hat also die Frau in ihrer Eifersucht ein Verbrechen begangen, und handelt es sich um Beweise, so wäre es einfach naiv, zu fragen, ob sie von Eifersucht geplagt war; das erfährt man selten und nie verlässlich, aber ob sie ihn liebte, wie sie ihn liebte, das wissen alle um sie herum — und ist dies festgestellt, so wissen wir auch, wie gross ihre Eifersucht war.

Charakteristisch ist die Richtung, welche die Frau der Äusserung ihrer Eifersucht gibt. Vorzüglich hat dies der alte Heusinger[1]) dargestellt: „Der Mann strebt nach ungekränktem alleinigen Besitz seiner Gattin, und ist daher von Natur aus eifersüchtig; die betrogene Frau wendet ihren ganzen Hass gegen die Nebenbuhlerin, die ihr den Mann raubte, und sie verzeiht diesem, wenn sie nur glaubt sein Herz noch zu besitzen oder wiedergewonnen zu haben.“ Diese Behauptung klärt eine grosse Zahl von Vorgängen vollkommen auf, und wir würden grobe Fehler begehen, wenn wir deshalb, weil die Frau, vielleicht nach jahrelangen heftigsten Eifersuchtsszenen, wieder aufs beste mit dem Mann verkehrte, schlössen, dass überhaupt keine Eifersucht vorlag, oder dass sie der Nebenbuhlerin verziehen hat. Es mag sein, dass sie sich mit dem Mann versöhnte und der anderen wieder gut ist, dies ist ausnahmslos entweder nur scheinbar oder bloss auf Zeit, und in dem ersten Augenblick, wo sie Grund zur Annahme hat, sie laufe wieder Gefahr, bricht die alte Eifersucht mit allen ihren Folgen wieder von neuem los. Dem Mann wird sie auch dann nichts tun, die ganze Gewalt richtet sich gegen die Nebenbuhlerin. Der Schuldfall, bei dem alles klar und verständlich zugeht, ist die hundertmal wiedergekommene Geschichte von den Attacken der Verlassenen bei der Hochzeit ihres Ehemaligen: Immer reisst sie der Braut den Kranz und Schleier vom Kopfe, aber nie hört man, dass sie dem Bräutigam den Zylinder vom Haupte schlug — die Nebenbuhlerin ist die, die ihn ihr raubte und er besass einmal ihr Herz — dies ist das Leitmotiv für alle Handlungen, die ein Weib aus Eifersucht begeht

Ein anderes Moment der weiblichen Liebe, das uns oft Schwie-

1) Karl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie“. Eisenach 1829.

rigkeiten bietet, besteht in der Leidenschaft, mit der sich das Weib oft dem Manne hingibt. Zwei so verschiedene Schriftsteller, Kuno Fischer[1]) und George Sand[2]), sagen mit fast denselben Worten dasselbe, ersterer: „Was die Natur der Frau verlangt, ist volle Hingebung an den Mann“, und letzterer: „Die Liebe ist eine freiwillige Sklaverei, nach der die Natur des Weibes sich sehnt.“ Hierin finden wir die Erklärung zu allen jenen Erscheinungen, wo der Wille des Weibes dem Manne gegenüber wie erstorben aussieht. Hängt die Frau einmal an einem Manne, dann geht sie aber auch überall hin mit, und begeht er die verabscheuungswürdigsten Verbrechen, so hilft sie ihm und ist auch hierbei seine treueste Gefährtin; wir tun dies freilich damit ab, dass wir urteilen „Mitschuld am Verbrechen des . . . .“ —, dass die Frau aber ihrer Natur nach nicht anders konnte, dafür haben wir keine Gesetzesstelle. Deshalb ist es auch für uns nicht leicht, den sonst vergeblich gesuchten Mitschuldigen für ein vom Manne begangenes Verbrechen zu finden; gibt es ein Weib, das ihn wirklich liebt, dann hat sie ihm auch beim Verbrechen geholfen.

In gleicher Weise erklären wir uns auch sonst rätselhafte Verhältnisse, in welchen Frauen oft durch unbegreiflich lange Zeit peinigende Misshandlungen von seite des Mannes erduldet und bei ihm ausgehalten haben; wir suchen nach den abenteuerlichsten Motiven, alles ist vergeblich, nichts als die echte Weibesliebe war's. Noch schwieriger wird es uns dies zu glauben, wenn das körperliche und geistige Wesen des Mannes uns eine solche aufopfernde und ausdauernde Liebe nicht verständlich macht. Darüber, was die Männer den Frauen anziehlich macht, sind uns von allerlei Dichtern und Gelehrten, auch von schreibenden Frauenzimmern die unterschiedlichsten Belehrungen zuteil geworden — aber zu befriedigen vermag uns keine; nehmen wir irgend eine, z. B. die von Schopenhauer[3]), vor: „Die Frauen geben wenig auf ein schönes Gesicht; was sie verführt, ist Kraft und Mut, intellektuelle Eigenschaften üben keinen unmittelbaren Einfluss auf sie, Dummheit ist durchaus kein Hindernis in Erlangung der Weibergunst, wohl aber höhere Intelligenz oder gar Genie.“ Was ist denn da Wahres daran? Wie reimt sich der erste und letzte mit Rafael, Göthe, Byron, Napoleon I.! In dieser Richtung wird uns niemand jemals Aufklärung

1) Kuno Fischer, „Geschichte der neueren Philosophie“. Heidelberg 1865.
2) George Sand, „Lettres d'un voyageur“. 2 Bände. Paris 1834.
3) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“.

geben, und so wichtig es für den Kriminalisten wäre, zu wissen, wer die Frauen besonders anlockt und womit dies geschieht, so wird dies immer Geheimnis bleiben, und wir werden uns mit dem allgemeinen Satz helfen müssen, alles für möglich zu halten; wir müssen es glauben, wenn ein Scheusal von Mann die schönste Frau betört, wir müssen es glauben, wenn ein Ideal von Mann abgelehnt wird. Gerade in dieser Richtung hat man wichtige Fehler gemacht; man hat irrtümlich angenommen, dass nur ein gemeinsames Verbrechen die Frau zwang, sich an einen in jeder Beziehung wertlosen Mann zu hängen, und man hat ebenso irrig angenommen, eine Frau müsse von einem grossen Verbrechen eines Mannes wissen, weil sie seine Bewerbungen zurückwies, trotzdem er aufs höchste begehrenswert schien. Endlich, wenn wir aber sehen, dass eine Frau an einem Manne hängt, dann müssen wir alles, aber wirklich alles für möglich halten, was sie für ihn getan hat, wir brauchen auch für das Äusserste kein anderes Motiv, als die unendliche Frauenliebe, und die Begründung dafür finden wir darin, was die Liebe für die Frau ist; der hundertmal zitierte Ausspruch der Madame de Staël: „Die Liebe ist für den Mann eine Episode im Leben, für die Frau das Leben selbst“, ist ebenso wahr wie es unbegreiflich ist, wenn z. B. Ricard[1]) sagen kann: „Die Frauen treiben mit der Liebe ihr Spiel — sie geben sich dazu her, aber sie geben sich ihr nicht hin“ — das ist nur des Wortspiels halber gemacht, wir sprechen nicht von flüchtigen Neigungen und Liebeleien, sondern von jener grossen und tiefen Liebe, die die Frau der untersten Volksklasse ebenso gut kennt, wie die hochgebildete, und diese Liebe ist die gewaltige: „Sie überwindet alles, sie verzeiht alles, sie duldet alles“ — heisst es in der Schrift. —

Nun noch eine Unerklärlichkeit. So sehr der Mann am Weibe die Jungfräulichkeit, das Unberührte verlangt und sich davon angezogen fühlt, so wenig interessiert die Frau vom Manne das Entsprechende. Nur das ganz junge, reine, unerfahrene Mädchen fühlt eine instinktive Abneigung gegen den eigentlichen Roué — dies sei im „Unbewussten“ begründet, behauptet Hartmann[2]), bei den übrigen Frauen ist es anders, und Rochebrune rechnet sogar aus, dass die Liebe des Weibes genau im Verhältnis zu der Zahl der Frauen stehe, die ihr Geliebter besessen habe. Das ist schwer zu verstehen, aber Tatsache ist es, dass einer das leichteste Spiel hat,

1) Ricard, „L'amour, les femmes etc.“ Paris 1867.
2) E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten“. Berlin, Dunker. 1869.

wenn er einmal im Geruche eines Löwen steht; vielleicht ist auch dies nur Eitelkeit und Neid der Weiber, denen es ein unerträglicher Gedanke ist, zu wissen, dass sich der Mann für so viele interessiert habe und für sie nicht — sie will nicht übersehen sein; wenigstens sagt auch Balzac: „Die Frauen möchten am liebsten den Mann gewinnen, der schon anderen gehört“. Die unbegreifliche Leichtigkeit, mit der gewissen Männern Verführungen gelingen, und denen sich die Weiber geradezu an den Hals werfen, obwohl sie keinerlei begehrenswerte Eigenschaften haben, lässt sich nur auf diese Art erklären. Vielleicht haben die recht, welche behaupten, es handle sich nur um die in unerklärter Weise nach aussen tretende Sexualität. —

Dass es Freundschaft gibt zwischen Mann und Frau, ist nicht zu bezweifeln, und wenn es auch gewiss ist, dass solche Verhältnisse zu den Seltenheiten gehören, so ist man doch nicht berechtigt, jedesmal, wenn ein solches behauptet wird, spöttisch mit den Achseln zu zucken. „*De solo cum sola, non praesumitur oravisse pater noster*“ haben die alten Juristen gesagt und sie mögen schon recht haben, wenn sie damit meinen, dass sich sexuelle Interessen gerne geltend machen. Deshalb werden wir auch Freundschaft nur in wenigen bestimmten Fällen als möglich annehmen, in welchen geschlechtliche Motive von selbst ausgeschlossen sind. Es lassen sich nur drei solche Fälle denken: Wenn das kanonische Alter der Betreffenden sie über jeden Verdacht erhebt, wenn sich zwischen beiden von frühester Kindheit an durch irgend welche Zufälle ein wirklich geschwisterliches Verhältnis ausgebildet hat, und endlich wenn beide so beschaffen sind, dass der berühmte Götterfunke zwischen beiden durchaus nicht springen will. Wir haben das Wesen der Liebe nicht zu untersuchen und wissen auch nicht, ob jene Gelehrten recht haben, die uns sagen, dass bestimmte elektrische Spannungen zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes bewirken, dass sie einander lieben, aber die Erfahrung lehrt uns, dass so Ähnliches bestehen muss, weil wir oft sehen, dass zwei Personen wie von des Bösen Gewalt getrieben, sich gerade aufeinander kaprizieren. Wenn dies nun nicht der Fall ist, so kann es ja sein, dass sich zwischen den beiden ein Freundschaftsverhältnis entspinnt, ohne dass man weiter argwöhnen darf. Dass solche Freundschaftsverhältnisse in Strafprozessen oft behauptet werden, weiss jeder, und ebenso bekannt ist es, dass solche Darstellungen nie recht geglaubt werden; Vorsicht ist gewiss geboten, denn selten genug werden sie sein, sie aber als kurzweg unmöglich zu bezeichnen, ist ebenso ungerecht

als gefährlich. Zuzugeben ist auch, dass die Feststellung eine immer schwierige ist; sie muss sich darauf beschränken, nach Tunlichkeit zu erheben, ob das sexuelle Moment auszuschliessen ist; ist dies der Fall, so ist Freundschaft möglich, ist aber doch noch sexuelles Interesse denkbar, dann kann Freundschaft höchstens dem Namen nach bestanden haben. —

Von Freundschaften unter Frauen hält man durchaus wenig; Lustspiele, Witzblätter und Scherzworte haben sich der Frage bemächtigt, und sattsam oft haben wir es gehört, dass die Nachricht vom ersten grauen Haar oder von der Untreue des Gatten immer von einer Freundin stammt, dass sich die Frauen putzen oder etwas Besseres haben wollen, lediglich um die Freundin zu ärgern. Am schärfsten waren Karr[1]), der nachweisen wollte, dass die Freundschaft zwischen zwei Frauen immer nur ein Komplott gegen eine dritte sei (oft nachzitiert), und Diderot[2]), der richtig sagt, es gebe ein geheimes Band zwischen den Frauen, wie zwischen Priestern einer und derselben Religion: sie hassen einander, aber sie nehmen einander in Schutz. Dies sehen wir alle Tage bei der Vernehmung von Zeuginnen; selbstverständlich spielen da Neid, Missgunst, Eifersucht und Egoismus auf das lebhafteste mit, und wohl dem, der imstande ist, zu entnehmen, wie viel auf ihre Rechnung zu schreiben ist, aber von einem gewissen Punkte aus halten die Frauen wieder zusammen. Dieser Punkt ist leicht zu finden, er ist dort gelegen, wo es sich um eine Verallgemeinerung weiblicher Eigenschaften handelt. Da ist nicht zu fehlen. So lange wir in einer Vernehmung bei einem bestimmten Vorgang bleiben und so lange die Zeugin kein Zusammenlegen ihrer Handlungen und Gesinnungen mit denen, von welchen wir sprechen, bemerkt, so lange lässt sie sich zum Teil von der Wahrheit, zum Teil von ihren Gesinnungen leiten, die sie für das fragliche weibliche Wesen hegt. Im selben Augenblick aber, in dem wir ausdrücklich oder stillschweigend auf allgemeine weibliche Eigenschaften hinweisen, oder wenn wir auf etwas zu sprechen kommen, dessen sich die Zeugin im Innern selbst schuldig weiss, oder wenn sie nur empfindet, dass es sich um etwas Allgemeinweibliches handelt, im selben Augenblick macht sie Front und verteidigt oft dort, wo sie früher angegriffen hat. Hier dürfen wir es nicht bei dem blossen Verwundern bewenden lassen, sondern müssen bei solchen Änderungen vorerst forschen, ob wir „generell"

---

1) Alphonse Karr, „Sous les tilleuls". Paris 1832.
2) Denis Diderot, „Correspondence litteraire etc." Paris 1829.

geworden sind; können wir dies wahrnehmen, dann wissen wir auch, warum sich die Zeugin der Beschuldigten angenommen hat. —

Wenn wir vom Hass der Weiber sprechen, so können wir uns auf alles beziehen, was wir von der Liebe sagten. Liebe und Hass ist dasselbe, nur ist das eine positiv, das andere negativ. „Wenn dich eine Frau hasst, so hat sie dich geliebt, liebt dich oder wird dich lieben" — dies ist eine zuverlässige Regel für die vielen Fälle, in welchen uns der Hass eines Weibes Arbeit auf den Schreibtisch liefert. „*Aut amat mulier, aut odit, nil est tertium*", und wenn sie hasst, so ist ihr Hass viel ärger als der des Mannes. „Der Hass des Weibes", sagt der heilige Gregorius, „ist ärger als der des Teufels, denn dieser agiert allein, das Weib nimmt aber noch den Teufel zu Hilfe", und Stolle[1]) meint, einem rachsüchtigen Weibe ist alles zuzutrauen. Hierbei ist nicht zu vergessen, dass bei einem unedlen Weibe Hass, Zorn und Rache nur verschiedene Stadien desselben Gefühles sind: sie hasst, gerät in Zorn und sinnt auf Rache, das entwickelt sich naturgemäss; dazu kommt noch, dass niemand mehr Freude an der Rache findet, als die Frauen (schon Juvenal), ja ich möchte sagen, Rache und Rachsucht ist spezifisch weiblich oder besser weibisch — bei dem echten, starken Mann findet sie sich nicht leicht. Dies hängt schon mit der grösseren Sensibilität der Weiber zusammen, wodurch sie in Zorn, Wut und Rache weiter gehen als die Männer. Lombroso hat dies des weitesten ausgeführt und belegt, und auch Mantegazza[2]) bringt zahlreiche Beispiele dafür, dass die Frau leichter in Wutparoxysmen gerät als der Mann. Für uns ist dies alles von Wichtigkeit. Vor allem werden wir dann, wenn ein Verbrechen aus Rache vorliegt und wenn alle Anhaltspunkte für den Täter fehlen, zuerst auf ein Weib (oder einen weibischen Mann) Verdacht haben; wir werden weiter, wenn es sich um ein geordnetes Weiterschliessen handelt, den obigen Satz heranziehen und *amare* im Präteritum, Präsens und Futurum abwandeln und werden uns endlich nicht wundern, wenn der Erfolg der Rache vielleicht weit über das wirkliche oder eingebildete Verschulden hinausgeht und wenn vielleicht eine unverhältnismässig lange Zeit verstrichen ist, bis es zur Verübung der Rache kam — „*nulla ira super iram mulieris*".

Mit Zorn und Hass im unmittelbaren Zusammenhange steht der unleugbare Zug der Weiber zur Grausamkeit. Eine reiche

---

1) Ludw. Ferd. Stolle, „Die deutschen Pickwickier".

2) P. Mantegazza, „Fisiologia dell' odio". Mailand 1889.

Kasuistik über Grausamkeit, welche Frauen begangen haben, sei es historisch, sei es aktenmässig, hat Lombroso im mehrfach zitierten Werke gegeben. Die Mehrzahl der Fälle ist übrigens bekannt, und ebenso die merkwürdig oft vorkommende Zusammenstellung von wirklicher Gutmütigkeit mit wahrer Bestialität; vielleicht ist es auch richtig, wenn man die Grausamkeit als eine Art von Defension oder besser als eine Art der Äusserung derselben auffasst, weil wir Grausamkeit und Schwäche anderwärts öfter gepaart finden, so bei Kindern, die sich manchmal unbegreiflich grausam gegen Tiere, Idioten oder alte Leute gebahren, und bei blödsinnigen Leuten, die oft ausserordentlich grausam, namentlich gegen ihresgleichen auftreten. Man kann dies in Alpenländern, wo viele Cretins vorkommen, häufig beobachten. In einem alten Stifte in Obersteiermark werden seit Menschengedenken eine Anzahl von Cretins verköstigt, und die Mönche wissen, dass sie keinen bevorzugen dürfen, um nicht den Zorn der anderen rege zu machen. Trotzdem geschah es, dass einmal einer dieser Unglücklichen von den anderen in entsetzlicher Weise zu Tode gepeinigt wurde, weil sie meinten, sein Stück Brot sei grösser gewesen. Kurze Zeit darauf geschah dasselbe mit einem anderen Cretin, weil er zwei Hosenknöpfe geschenkt bekam. Diese Fälle zeigen, wie mir scheint, dass Grausamkeit wirklich oft als Verteidigungsmittel der Schwächeren benützt wird, also auch von den Frauen. Dazu kommt noch, dass manche Bedenken, die dem Manne gegen unrechtes Vorgehen aufsteigen, bei der Frau durch missverstandene oder übel angebrachte, an sich gute Eigenschaften unterdrückt werden; ebenso, wie wir z. B. wissen, dass Sparsamkeit und wirtschaftliches Gebahren oft bis zur Unehrlichkeit führen kann, ebenso nehmen wir wahr, dass dieselben Eigenschaften zur Härte, z. B. gegen Dienstboten verleiten, ja man kennt Beispiele, in welchen „Wirtschaftlichkeit", Sorge für Mann und Kinder die Veranlassung waren, dass Frauen alte und lästige Verwandte, die im Hause ernährt werden sollten, zu beseitigen trachteten.

Die Erwägung solcher Vorkommnisse wird für uns nicht bloss den Wert haben, dass wir manches sonst unentschuldbare Verbrechen in einem milderen Lichte auffassen und als naturgemäss entwickelt ansehen, sondern dass wir dabei auch Indikationen für den Täter zu finden vermögen. Bei manchen Überlegungen wird es uns möglich werden, dann, wenn alle anderen ergebnislos verliefen, endlich eine Anzahl von weiblichen Eigenschaften heranzuziehen und einmal nachzusehen, ob sich die Härte oder Grausamkeit einer Tat nicht mit einer derselben vereinen und aus ihr er-

klären lässt. Die erwähnte hausmütterliche Sorge für Haus und Familie, Sparsamkeit, Geiz, Härte gegen Dienstboten, Grausamkeit gegen alte Eltern — es ist dies eine scheinbar seltsame Stufenleiter, die lückenhaft und schief gestellt aussieht, und doch ist sie oft vorhanden und auf die rechte Spur führend.

Ähnliche Gliederungen sind uns auch sonst nicht fremd; jedermann kennt die Vorliebe des weiblichen Geschlechtes für Gerichtsverhandlungen, Referate über dieselben und öffentliche Hinrichtungen; als es die letzteren bei uns noch gab, schlossen die Zeitungsberichte über dieselben regelmässig mit der Bemerkung, dass das „zarte" Geschlecht im Publikum weitaus am stärksten vertreten war, und der in solchen Fragen viel erfahrene Temme[1]) sagt in Übereinstimmung mit dieser bekannten Tatsache: Bei öffentlichen Hinrichtungen seien die Weiber niederer Klasse, bei grossen Gerichtsverhandlungen die Frauen höherer Gesellschaftsordnung am meisten vertreten, stets überwiege aber das weibliche Geschlecht. Auch hier geht die Stufenleiter von der Neugierde an über die Sucht nach kräftigem Nervenreiz bis zur Gefühllosigkeit und unleugbaren Grausamkeit; diese Behauptungen mögen hart sein, aber sie sind wahr und für den Kriminalisten wichtig genug. —

Es gebe hier keinen Schlusspunkt, wenn wir uns nicht kurz gerade mit der letzten Äusserung der Grausamkeit, dem Morde, befassen wollten, namentlich mit den spezifisch weiblichen Arten des Mordes, dem Giftmord und dem Kindsmord. Selbstverständlich sind die abnormen psychischen Momente, namentlich bei letzterem Verbrechen, lediglich vom Gerichtsarzt zu beurteilen; gleichwohl ist der Richter derjenige, der verhört und urteilt, und so steht es ihm auch zu, sich über die psychischen Zustände zu orientieren und auf alles Rücksicht zu nehmen, was ihm in der Beweisfrage Unterstützung bringen kann.

Dass der Giftmord vorwiegend von Frauen begangen wird, ist bekannt, und in jeder modernen gerichtlichen Medizin und verwandten Werken wird darüber gesprochen, es ist aber bezeichnend, dass schon in alter und älterer Zeit dieser Umstand Aufmerksamkeit erregte; Livius, Sueton, Tacitus, dann Friedreich[2]), Remer[3]), Mühlberger[4]), Gengler[5]), Voget[6]) u. s. w. klagen unter Anführung

1) Temme, „Deutsche Kriminalnovellen". Leipzig 1858.

2) J. B. Friedreich, „System der gerichtl. Psychologie". Regensburg 1872.

3) Remer, Lehrbuch der polizeil. gerichtlichen Chemie.

4) Mühlberger, „Das Verbrechen des Mordes". Stuttgart 1834.

5) Gengler, „Die strafrechtliche Lehre vom Verbrechen der Vergiftung". 1842.

6) Voget, „Lebensgeschichte der Giftmörderin G. M. Gottfried". Bremen 1831.

zahlreicher Kasuistik darüber, dass die Frauen sich erschreckend gern mit dem Vergiften befassen, und auch die modernen, namentlich die italienischen Positivisten plagen sich im Zusammentragen von Giftmordsfällen durch Frauen. Ein zwar veralteter, aber immer noch beachtenswerter Kriminalist, Schaumann [1]), klagt darüber, dass gerade in solchen Fällen die Frauen von Männern gerichtet werden, welche das weibliche Wesen nicht verstehen; wenigstens, so verlangt er, sollte man hierbei Weiber zu Rate ziehen. Nun, so weit wird man kaum gehen müssen, und es dürfte genügen, wenn wir uns mit dem Absonderlichen des weiblichen Wesens genauer befassen und uns so manches erklären; dass wir nicht nach unserer Schablone vorgehen dürfen, ist allerdings richtig, aber gerade in dieser Frage sind umsichtige Erwägungen und das Heranziehen von Absonderlichkeiten überflüssig, wenn wir die alltäglichen Faktoren in Betracht ziehen und mit ihnen rechnen wollen.

Jedes Verbrechen wird dann begangen, wenn die Gründe für dessen Begehung jene, die dagegen sprechen, überwogen haben. Das gilt selbst für Affektverbrechen, da ein *pro* und *contra* sich trotz der blitzartigen Schnelligkeit des Tuns eingestellt haben müssen: Das *pro* hat ich gemeldet, das *contra* auch, das erstere hat gesiegt, und die Tat war begangen. Bei allen anderen Delikten dauert dieser Kampf immerhin so lange, dass er wenigstens deutlich beobachtet werden kann, und in der Regel wird er bei schwereren Delikten auch längere Zeit und mehr Erwägungen in Anspruch nehmen. Mitunter wird wirklich das gute und böse Prinzip gegen einander kämpfen, in vielen Fällen gibt es aber im Menschen kein gutes Prinzip mehr, dann tritt an seine Stelle die Furcht vor Entdeckung und Strafe, die Erwägung, ob der Vorteil die aufzuwendende Mühe lohnt und Ähnliches. Ist endlich das Verbrechen begangen, so haben wir den Beweis, dass die Gründe dazu die überwiegenden waren. Wir stellen uns also vor, dass ein Weib auf den Gedanken kam, jemanden umbringen zu wollen; auch hier werden die *pro* und *contra* eine Weile erwogen, und wenn die letzteren unterlegen sind, so ist die Sachlage so, dass sie meint, sie muss den Mord begehen; meinte sie das nicht, so unterliesse sie ihn doch. Zu jedem Morde gehört aber Mut, Tatkraft und physische Stärke, nur beim Giftmord ist keines dieser Momente notwendig, und da das Weib seiner Natur nach auch keines der drei besitzt, so kommt sie von selbst zum Giftmord — daran ist weder etwas

1) Schaumann, „Idee zu einer Kriminalpsychologie". Halle 1772.

Absonderliches, noch etwas Auffallendes, es gibt sich von selbst aus den jedermann bekannten Eigenschaften der Frau. Deshalb wird man auch hier im Zweifel bei einem vorliegenden Giftmord vorerst nach einer Frau und dann nach einem schwächlichen, weibischen Mann fragen.

Die Schwäche der Frau wird aber noch in einer zweiten Richtung für uns unterstützend wirken. Es liegt begrifflich nahe, dass alle Schwäche nach Anlehnung und Hilfe sucht, sei es physische, sei es moralische; bei letzterer nimmt sie im Notfall auch vorlieb mit solcher Hilfe, die eigene, innere Überlegung zu bieten vermag. Das sind einerseits Ausreden, andererseits eigene Überredungskunst; erstere sollen die Selbstvorwürfe, letztere die Furcht vor Entdeckung betäuben. Deshalb wird ein Weib regelmässig nicht nur sich selbst, sondern auch anderen gegenüber einzureden trachten, dass sie Gründe für ihr Vorgehen habe, und dies wird meistens auf schlechte Behandlung hinausgehen, die vielleicht in geringem Masse vorhanden war, aber so lange herumgeredet und herumgedeutet wurde, bis sie die Form der Unerträglichkeit angenommen hat. Diesfalls lassen sich eine Menge von Feststellungen aus Äusserungen der Verdächtigten zu ihrer Umgebung gewinnen, welche um so beweisender sind, wenn sie einen längeren Zeitraum umfassen, wenn es gelingt, sie chronologisch zu ordnen, und wenn sich dann aus ihnen eine langsame und sichere Steigerung *usque ad ultimum* nachweisen lässt. Solche Arbeiten sind mühsam, aber fast immer erfolgreich, wenn sie systematisch gemacht sind.

Die Überredungskünste, welche die Furcht vor Entdeckung unterdrücken sollen, sind anderer Art und immer Anlehnungen. In der Regel lauten sie allgemein und dahin, dass dies schon oft ohne Gefahr geschehen sei, dass alles klug vorbereitet wurde etc. Dies sind weniger gefährliche Umstände, bedenklich sind sie dann, wenn auf gewisse Anschauungen der Leute gerechnet wird, namentlich auf Aberglauben[1]), gewisse Sitten und Annahmen. Sagen wir z. B. ein junges Weib wollte sich ihres alten Gatten entledigen, den sie nur um des Geldes willen geheiratet hat; unzählige Sprichworte gehen nun dahin, dass alte Männer, die junge Weiber heiraten, dies mit baldigem Tode büssen müssen; diese Volksanschauung mag wohl begründet sein, indem vollständige Änderung der bisherigen Lebensweise, das Mitmachen von manchem Ungewohnten,

1) Vergl. namentlich H. Gross über „Psychopathischen Aberglauben" in H. Gross' Archiv IX, 253 u. XII, 334.

die Aufregung, das sich auf das äusserste Zusammennehmen, dann Anstrengungen *in venere*, endlich vielleicht noch der Gebrauch von volksbekannten Roborantien u. s. w. leicht Schwächung und Erkrankung, endlich den Tod des alten Mannes herbeiführen können; in dieser Weise schliesst das Volk aber nicht, sondern es nimmt einfach an: „Wenn ein Alter eine Junge heiratet, so stirbt er bald", um die Gründe wird nicht gefragt, und so kann ein junges Weib leicht auf den Gedanken kommen, „wenn ich mit Gift nachhelfe, so wundert sich kein Mensch, niemand findet darin etwas Verdächtiges, es ist nur geschehen, was nach allgemeiner Annahme regelmässig zu geschehen pflegt, der alte Mann starb, weil er mich geheiratet hat." Das sind Überlegungen, die eine ungebildete Person leicht verführen und für sie gerade bestimmend werden können. Allerdings entziehen sich diese inneren Vorgänge der Beobachtung, aber unkontrollierbar sind sie doch nicht, wenn man die Anschauungen des Volkes in gewisser Richtung kennt, wenn man die im fraglichen Falle massgebende heranzuziehen weiss, und wenn man ihre Einschaltung in den Gedankengang der Verdächtigen durchzuführen vermag. [1])

Noch weniger als in diesen Fällen hat der Strafrichter das psychische, weil psychopathische Moment zu untersuchen, wenn es sich um Kindsmord handelt; zu erwägen hat er es aber, und deshalb soll er sich darüber nach Tunlichkeit unterrichten. Gelegenheit hierzu bietet ihm jede gerichtliche Medizin, Lehrbücher der forensen Psychopathologie und der Kriminalpsychologie; ich möchte aber ausserdem noch auf die reiche Kasuistik früherer Zeit hinweisen, die zwar veraltete und unrichtige Auffassungen und Erklärungen besass, die aber doch gut und oft unbefangen beobachtete und reiches Material geliefert hat. Urteilen können wir ja modern; namentlich wichtig sind die von J. B. Friedreich [2]), Wigand [3]), Klein [4]), Kluge [5]), Burdach [6]) und anderen zitierten Fälle, welche

1) Vergl. in H. Gross' Archiv: „Forenser Aberglauben" (v. H. Gross) I, 306; „Zauberbuch in modernem Prozess" (v. Felisch) III, 88; „Verbrecheraberglauben" (v. Diessel) V, 207; „Kriminalpsychologie des Aberglaubens" (v. Traut) V, 290.

2) Friedreich loco cit.

3) Wigand, „Die Geburt des Menschen". Herausgegeben von Nägele. Berlin 1830.

4) Klein, „Über Irrtum bei Kindsmord" in Harles Jahrbuch. 3. Band.

5) Kluge, Medizinische Zeitung. 1833. Nr. 22.

6) Burdach, „Gerichtsärztliche Arbeiten". Stuttgart 1839.

beweisen, dass unzählige Male Frauen aus den besten Ständen sich bei Geburten so benahmen, dass Kindsmord angenommen worden wäre, wenn sich das Gleiche in der Person eines armen Mädchens ereignet hätte, oder dass sich die sanftesten und harmlosesten Geschöpfe zur Zeit der Geburt in wahre Bestien verwandeln, oder bei und kurz nach derselben einen unglaublichen Hass gegen Kind und Mann an den Tag legen. Ja Burdach und Marc erklären viele Kindsmorde einfach mit der Gepflogenheit mancher Tiere, die ihre Jungen sofort nach der Geburt auffressen. Solche und ähnliche Fälle legen uns die Verpflichtung auf, in jedem Prozess ob Kindsmord den seelischen Zustand der Mutter vom Psychiater eingehend untersuchen zu lassen und sich bei allem, was mit dem Falle in Verbindung steht, vom Standpunkte des Psychologen und des erbarmenden Menschen leiten zu lassen. Niemals wolle aber vergessen werden, dass es eine der gefährlichsten Erwägungen war, die davon ausging: der Gesetzgeber habe in allen modernen Gesetzen ohnehin schon den abnormen Seelenzustand der Gebärenden gebührend berücksichtigt und auf Kindsmord eine unvergleichlich niederere Strafe gesetzt, als auf gemeinen Mord, deshalb brauche man sich nicht weiter um ihre damalige Psyche zu kümmern. Diese Auffassung ist deshalb unheilvoll, weil man es mit dem *Minus* für abgetan glaubt, wo es sich um ein *Aut-Aut* handelt; man meint somit, der Gesetzgeber habe uns aller weiteren Wege überhoben, weil er einen Schritt gemacht hat — die von ihm ins Auge gefassten Fälle sind in der Minderzahl, in der Mehrzahl haben wir noch immer erst neu zu erwägen und zu untersuchen. —

δ) Gemüt und Verwandtes.

Frau von Krüdener schreibt in einem Briefe[1]) an Bernardin de St. Pierre: „Je voulais être sentie“; diese wenigen Worte der klugen Pietistin gestatten uns einen Blick auf die Bedeutung des Gefühlslebens der Frau; der Mann will verstanden, die Frau gefühlt werden. Mit diesem Gefühl ersetzt sie vieles, was der Mann durch Sinn für Gerechtigkeit zu leisten vermag, ja eine Menge von Eigenschaften, durch die sich die Frau bemerkbar macht, hängen mit ihrem Gemütsleben mehr oder weniger zusammen: Mitleid, Aufopferung, Religion, Aberglaube — alles das ruht auf dem

1) Charles Eynard, „Vie de Madame de Krüdener“. Paris 1849.

hochentwickelten, mitunter krankhalt gestalteten Gemütsleben. Was die Frauen an Wohltätigkeit geleistet haben, davon weiss die Geschichte zu erzählen, und wenn wir ihre Tätigkeit als Krankenwärterinnen und Pflegerinnen betrachten, wenn wir uns erinnern, wie leicht es ist, Tausende von Frauenunterschriften für Bittschriften zu Gunsten Verurteilter zusammenzubringen und wie viele Beispiele für ähnliche Gutmütigkeiten uns das tägliche Leben zeigt, so müssen wir zur Überzeugung kommen, dass diese Betätigungen einen integrierenden Teil des Gemütslebens der Frau darstellen, und dass die Frauen dies alles vielleicht nur im dunkeln Gefühle der eigenen Hilflosigkeit tun. Einerseits ist es ein unbewusster Egoismus, der dazu treibt, solche zu unterstützen, die sich in ähnlicher Lage befinden, und andererseits liegt es im Wesen der Frau, alles, was sie beurteilen soll, vorerst auf ihre eigene Person zu applizieren und darnach ihre Entscheidung zu fällen. Dass sie dies aber tut, hat seinen Grund im eminenten Übergewicht des Gemütes. Ähnlich hat dies Schopenhauer[1]) ausgedrückt: „Die Frauen sind wohl mitleidig, aber in allem, was Gerechtigkeit, Redlichkeit und skrupulöse Gewissenhaftigkeit anbetrifft, stehen sie hinter dem Manne zurück. Ungerechtigkeit ist der Hauptfehler des Weibes.“ Schopenhauer hätte beifügen sollen: Weil sie zu mitleidig sind, weil das Gemüt einen zu grossen Raum in ihnen beansprucht, haben sie keinen Platz für Gerechtigkeit mehr übrig. In ähnlicher Weise gehen auch noch andere zu weit. Virey[2]) behauptet: „Das Weib ist in allem ungerecht, selbst in seinen besten Gefühlen, weil es alles übertreibt.“ Anders erklärt Proudhon[3]) diese Inferiorität: „Das Gewissen der Frau ist um so viel schwächer als das des Mannes, als ihre Intelligenz geringer ist; ihre Moral ist von anderer Art, ihre Begriffe von Recht und Unrecht verschieden von denen des Mannes; sie stehen immer diesseits und jenseits der Gerechtigkeit und haben kein Verlangen nach jenem Ausgleich zwischen Rechten und Pflichten, der für den Mann zum qualvollen Bedürfnisse wird“, und Spencer[4]) erklärt kurzweg: „Der weibliche Geist weist ein deutliches Manko auf in Betreff des Gerechtigkeitssinnes.“

Mit diesen Behauptungen ist nur dargetan, dass die Meinung,

---

1) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“.
2) J. J. Virey, „Das Weib u. s. w.“ Leipzig 1827.
3) Pierre Proudhon, „Solution du problème social“. Paris 1848.
4) Spencer, „Introduction to the study of sociology“.

den Frauen fehle es an Gerechtigkeit, eine verbreitete ist, erklärt ist aber nichts damit; gehen wir aber auf das Obenerwähnte zurück und suchen wir die Klarstellung im Übergewichte des Gemütslebens, so klärt sich nicht nur die Erscheinung an sich, sondern es lassen sich auch eine Menge von Tatsachen, die wir alle Tage sehen, richtig ordnen. Allerdings müssen wir wieder scheiden zwischen dem Gemüt der hochstehenden, edlen Frau, dem des niedrigen, gemeinen Weibes und den unzähligen dazwischen liegenden Stufen, aber essentiell ist der Unterschied nicht. Das edle Gemüt der Frau vermag ebenso wenig gerecht zu sein, wie das der anderen, aber was die Gerechtigkeit an sich missen lässt, das ersetzt das reiche Gemüt tausendfach, ja es trifft vielleicht in vielen Fällen das absolut Richtige besser, als der starr gerechte Sinn des Mannes, und im Urteil der Frau wird das *summum jus* als *summa injuria* nie zum Vorschein kommen. Freilich werden wir oft irregeführt, wenn wir uns auf die Aussage der Frau verlassen, aber immer nur dann, wenn wir annehmen, dass unser streng juristisches Urteil das einzig richtige ist, und wenn wir es nicht wissen, wie die Frau urteilt. Deshalb verwerten wir die Aussage der Frau überhaupt schwer und selten richtig; wir vergessen, dass fast jede Aussage der Frau noch mehr Urteil in sich trägt, als die Aussagen der Männer, wir prüfen nicht, wie viel wirkliches Urteil in demselben ist, und endlich, wir wägen dieses Urteil mit anderen Gewichten, als es die Frau getan hat. Am besten fahren wir deshalb dann, wenn wir Aussagen von Männern und Frauen neben einander haben, um das richtige Mittel zu finden, aber leicht ist diese Ausscheidung doch nicht, weil wir uns trotz aller Mühe in das Gemütsleben der Frau nicht hineindenken können und weil sie die objektive Wahrheit keineswegs immer bloss nach einer Seite hin zieht. Theoretisch könnte man meinen, dass ein edles, weiches Frauengemüt stets alles besser und milder wiederspiegelt und entschuldigt oder verhüllt; dann wäre es leicht, und wir hätten uns bald den Gradmesser konstruiert, den wir anzulegen und an ihm abzulesen hätten. Das ist aber vielleicht nur in der Hälfte der Fälle so, in allen anderen hat sich die Frau von ihrem Gemüt zur Entrüstung hinreissen lassen, sie tritt sofort als strafende Rächerin auf, und so schlägt sie sich mit aller Energie auf jene Seite, die ihr als die unterdrückte und unschuldig verfolgte erscheint, gleichviel ob dies der Beschuldigte oder sein Gegner ist. Wohin sich aber die Zeugin von ihrem Gemütsleben treiben liess, das muss vor allem sichergestellt werden, bevor man ihren Spruch beurteilt,

und da reicht man mit Menschenkenntnis allein nicht aus, der angeblich rasche Blick täuscht zu oft; es erübrigt nichts anderes, als sorgfältiges Studium der Frau, die uns als Zeugin gegenübersteht, namentlich dann, wenn es sich um Wichtiges dreht. Da muss einfach Zeit geopfert werden, man kommt niemals zur Klarheit, wenn man direkt *in medias res* steuert, denn dann mangelt jegliches Vergleichsobjekt, und ohne Relation ist eine Beurteilung unmöglich oder doch unsicher. Wenn halbwegs tunlich, muss man zuerst oder später andere Dinge besprechen und sich sogar die Falschheit erlauben, um Sachen zu fragen, die man ohnehin weiss, um einen Maßstab zu bekommen, wie weit die Zeugin abirrt. Aber selbstverständlich weiss man auch da im günstigsten Falle nur das Wie weit, immerhin aber noch nicht das Wohin — im gewählten Vergleichsfalle hat sie zu milde geurteilt, im eigentlichen Fall geht sie vielleicht zu strenge vor. Allerdings geht alles nur bis zu einer gewissen Grenze und deshalb findet man mit einiger Übung und viel gutem Willen schliesslich auch die Richtung. —

Fragen wir nun um das Gemütsleben der einfachen, ungebildeten Frau, so werden wir sagen, im Grunde genommen ist es dasselbe wie bei der höchststehenden, nur die Äusserungen sind andere, und diese müssen wir allerdings beachten. In der Form tritt oft Rohheit auf, so dass es schwer wird, Gemüt in roher Form zu entdecken, aber was zutage tritt, ist nicht anders gemeint; es kann sich in Schelten und Fluchen äussern, aber es ist doch nur die Äusserung des Gemütes, so wie auch die Mutter das Kind schilt oder schlägt, weil es gefallen ist und sich verletzt hat. Im grossen und ganzen kann man sagen, die Äusserungen des Gemütslebens treten bei Ungebildeten noch mehr hervor wie bei Gebildeten, nur erkennt man sie als solche bei den ersteren leichter. Aber man merke: Das Gemüt in seiner Prävalenz ist so sehr Eigentum des Weibes, dass es nur dort deutlich kenntlich wird, wo die Weiblichkeit selbst ausgeprägt ist — also immer schwächer bei männlich veranlagten Frauen und beim einzelnen Individuum dann am stärksten, wenn die Weiblichkeit in voller Entwicklung steht, sie wächst vom Kinde an, bleibt dann stationär, wenn das Weib in seine volle Entwicklung tritt, und nimmt ab, wenn sich im vorgeschrittenen Alter die Geschlechtsunterschiede zu verwischen beginnen: Der Greis und die Greisin kommen auch in dieser Richtung nahe zusammen.

ε) Schwäche.

„Frailty thy name ist woman", sagt Shakespeare, und Corvin erklärt dies in reizender Weise: „Die Frauen beten alle Tage: ‚führe mich nicht in Versuchung' und setzen im Gedanken dazu: ‚denn sieh, lieber Gott, wenn du es tust, dann kann ich nicht dafür'." Ja Kant [1]) betrachtet die weibliche Schwäche sogar als distinguierendes Kriterium: „Um den ganzen Menschen zu studieren, dürfen wir nur auf das weibliche Geschlecht unsere Aufmerksamkeit richten; denn da, wo die Kraft schwächer ist, ist das Werkzeug um so viel künstlicher", und erfahrene Kriminalisten, wie z. B. Macé [2]) und Rykère [3]), erklären wieder den bekannten Umstand, dass anonyme Briefe meistens von Frauen herrühren, nur aus ihrer Schwäche. Dass die Frauen psychisch schwächer sind als die Männer, müsste sich schon daraus ergeben, dass sie es auch physisch sind, und wenn wir es hundertmal erfahren, dass kleine, schwache Männer psychisch stärker sein können als grosse und starke, so ist es doch naturgemäss, dass in der Regel die Resultierende eines stärkeren Körpers auch eine stärkere Seele ist. Die schwierige Frage geht nur dahin, worin sich die vielbesprochene Schwäche der Frau äussert. Die oft belächelte Unterjochung von Männern durch ihre Frauen hat Voltaire einmal dahin zusammengefasst, dass Gott die Weiber überhaupt nur erschaffen habe, um die Männer zu zähmen, und Viktor Hugo stellt den Mann nur als ihr Spielzeug hin („O diese erhabene Vorsehung! Sie gibt jedem sein Spielzeug: die Puppe dem Kind, das Kind dem Mann, den Mann der Frau und die Frau dem Teufel"). Das Volkssprichwort scheint auch der Stärke wenigstens der im Alter vorgeschrittenen Frauen viel zuzutrauen, denn in allen Varianten hören wir es: „Wo sich der Teufel nicht selbst hintraut, da schickt er ein altes Weib." Nicht zu unterschätzen sind auch die Erfahrungen, die wir über die Fähigkeit der Frauen, den Schmerz zu ertragen, täglich machen. Erfahrene Geburtshelfer versichern einstimmig, dass kein Mann das ertrüge, was jede Frau bei der regelmässigen Geburt zu leiden hat; auch Chirurgen, wie Carle, Giordano, Bergesig, Montaigne, Sergi, Richet, Thomas, und Zahnärtzte, wie Martini und Meta, ver-

---

1) Immanuel Kants „Menschenkunde oder philosophische Anthropologie". Herausgegeben von Fr. Ch. Starke. Leipzig 1831.

2) Macé, „La police parisienne". Un joli monde. Paris 1887.

3) Rykère, „La criminalité feminine". Belgique judiciaire 1891.

sichern Ähnliches, und der grosse und nebstbei so hochgebildete Chirurg Billroth soll gesagt haben, „er probiere neue Operationsmethoden zuerst an Frauen, die weniger wehleidig sind; denn sie sind, wie die Wilden, Wesen niederer Art und daher wiederstandsfähiger als die Männer.“ Angesichts solcher Äusserungen wird es uns fast um die Sicherheit der Behauptung bange, dass die Frauen durch Schwäche ausgezeichnet seien, und doch ist sie richtig, nur dürfen wir die vielberühmte Schwäche nicht dort suchen, wo man sie in der Regel zu finden glaubt, sondern lediglich in der von der unsrigen verschiedenen Art der weiblichen Verstandeskraft[1]). Überall dort, wo der Verstand nicht in Rechnung kommt, wird sich die Frau in vielen Fällen stärker zeigen als der Mann — im Unglück ist die Frau gewöhnlich widerstandfähiger als der Mann, im Pflegen von Kranken, im Ertragen von Schmerzen, bei der Erziehung von Kindern, beim Durchsetzen von etwas Gewolltem, beim Festhalten eines Planes und bei tausend ähnlichen Dingen beobachten wir ein entschiedenes Überlegensein zu Gunsten der Frau, und deshalb ist es gewiss nicht richtig, wenn wir behaupten hören, die Schwäche der Frau läge in ihrem Willen — denn alle diese Beispiele beziehen sich gerade auf den Willen. Anders aber in allen Fragen des Verstandes. Handelt es sich darum, jemanden zu überreden, so finden wir beim normal organisierten Manne, dass dies nur dann möglich ist, wenn man ihm mit einer logisch zusammengestellten Reihe von Gründen kommen kann; Logik besitzt der Verstand der Frau nicht, ja wir würden das, was wir als „echte Weiblichkeit“ an der Frau verehren, entschieden vermissen, wenn sie wirkliche Logik hätte. Weil sie ihrer aber entbehrt, ist sie mit Scheingründen, mit Beiläufigem und Glänzendem zu überreden, wenn es nur den Schein eines Beweises hat; wir finden, dass sie zu leicht nachgegeben hat und schieben es auf die Schwäche des Willens, obgleich es nur andere Konstruktion des Verstandes ist. Ebenso macht es die Frau, wenn sie selbst überlegt. Ein Schlagwort, ein blinkender Satz, eine beruhigende Überlegung genügt ihr, statt eines ganzen Baues von Gründen, und so kommt sie zu Handlungen, die wir abermals als „schwach“ bezeichnen. Nehmen wir eine so recht weibliche Überlegung: „Das Herz schlägt ohnehin — warum soll es nicht für jemanden

1) Lino Ferriani, „Schreibende Verbrecher“, deutsch v. Ruhemann, Berlin 1900) weist mit Recht darauf hin, wie ganz anderes Frauen sprechen u. sich benehmen, wenn sie maskiert sind — dann schwindet alle Schwäche, Geist u. Phantasie sprudelt.

schagen?“ sagt die Frau und wirft sich irgend einem Abenteurer an die Brust. „O wie schwach sind die Frauen“, jammert die Welt, die davon hört, und was war es? Mangelhafte Logik des Verstandes. Dass im ersten Satz der rein physiologische Herzschlag, im zweiten aber die übertragene Bedeutung für Liebe gemeint ist, dass deshalb, weil ein Herz schlägt, der Träger desselben sich gar nicht für jemanden interessieren muss, und dass dieser jemand nicht gerade jener Abenteurer sein muss — das erwägt sie nicht — ihr genügt das nette, klingende Sätzchen und ihr Verstand ist beruhigt. Solches kommt aber tausendmal vor, und wir sollen, wenn eine Verbrecherin vor uns steht, oder wenn wir mit einer Zeugin zu tun haben, niemals mit der Schwäche ihres Willens, sondern der Art ihres Verstandes rechnen — dann werden wieder tausend Irrtümer vermieden werden.

Zur Willensschwäche der Frau rechnet man gewöhnlich auch ihre Geschwätzigkeit, die sie keine Geheimnisse bewahren lässt, und doch ist es auch wieder nur die andere Bauart ihres Verstandes, die da wirkt. Das beweist schon die einzige, von Kant[1]) umständlich auseinandergesetzte Tatsache, dass Frauen wohl die eigenen, aber nie die fremden Geheimnisse wahren können. Wäre dies nicht im Verstande gelegen, so würden sie den Schaden, den sie anrichten, zu bemessen vermögen. Dieser Umstand ist für uns von Bedeutung; jeder von uns weiss es, und die Geschichte grosser Prozesse lehrt es immer wieder, dass die begangene Tat, häufig sogar der Plan zu derselben in den meisten Fällen von Frauen ausgeplaudert werden. Am besten können uns in dieser Richtung geschickte und erfahrene Geheimpolizisten unterrichten, die sich zur Eruierung wichtiger Tatsachen ausnahmslos an Weiber und da selten ohne Erfolg wenden. Ich meine selbstverständlich nicht, dass der Strafrichter in ähnlicher Weise spionieren soll, aber zu seiner Richtschnur muss er es wissen, dass dann, wenn etwas schon verlautbart ist und man wissen möchte, woher die Kunde stammt, immer zuerst nach Frauen zu sehen ist, dann wird man nicht fehl gehen.

Wichtig ist endlich noch die Überlegung, dass Geheimnisse die von Frauen weitergetragen wurden, durch dieselben meistens mehr oder weniger entstellt wurden. Seinen Grund hat dies darin, dass man ihnen eben, weil es sich um ein Geheimnis handelt, nicht alles sagte, oder dass sie einen Teil erst dazu kombinieren mussten,

1) Immanuel Kant, loco cit.

oder dass sie die Sache nicht richtig verstanden haben. Nimmt man nun wahr, dass an dem weiter erzählten Geheimnis nur ein Teil oder nur gewisse Umstände richtig sein können, so ist die Rekonstruktion mit fast vollständiger Sicherheit zu machen, wenn man sich wieder die mehr erwähnte Verstandesart der Frau vor Augen hält; man hat sich nur klar zu halten: „Was enthält die Sache Unlogisches?“ Und wenn man dies herausgefunden hat, „wie wäre sie logisch zu gestalten?“ Führt man das richtig durch, so hat man auch die Wahrheit. Was wird, wird logisch, nur der Mensch denkt unlogisch, zumal die Frau.

Fassen wir alles zusammen, was wir über die Frau wissen, so können wir kurz sagen: Die Frau ist nicht besser und nicht schlechter, nicht mehr und nicht weniger wert als der Mann, sie ist nur anders als er, und so wie alles in der Natur für seinen Zweck richtig geschaffen ist, so ist es auch mit der Frau. Ihr Daseinszweck ist ein anderer wie der des Mannes und deswegen ist auch sie anders als er.

b) Die Kinder.

Das Sonderwesen, das sich im Kinde zeigt, erfordert Berücksichtigung, sowohl wenn es als Zeuge auftritt als wenn es als beschuldigt erscheint; eine gleiche Behandlung mit dem Erwachsenen wäre auf jeden Fall falsch. Es wäre auch unrichtig, wenn man den Unterschied lediglich in der geringeren Entwicklung und Erfahrung, in den wenigen Kenntnissen, im engeren Blick suchen wollte, damit ist nur ein kleiner Teil der Unterschiede erklärt; das Schwergewicht liegt darin, dass das Kind durch die verschiedene Entwicklung seiner Organe, das verschiedene Verhältnis, in dem diese zu einander stehen, die verschiedene Art der Funktionen in der Tat zu einem anderen Wesen wird als der Erwachsene. Wenn wir erwägen, wie anders der Körper eines Kindes gestaltet, wie anders die Bewegung des Kindes ist, wie anders seine Ernährung, wie anders fremde Einflüsse auf dasselbe wirken und wie anders seine körperlichen Leistungen sind, so ergibt es sich von selbst, dass auch sein geistiges Wesen etwas völlig anderes sein muss, als das des Erwachsenen. Mit einem gradativen Unterscheiden ist es daher nicht abgetan, wir müssen die essentiellen

Unterschiede aufsuchen. Beobachtungen, die der einzelne machen kann, reichen nicht aus, es müssen auch hier besondere Studien in der reichaltigen Literatur gemacht werden. Ausser den Arbeiten über Kinderbeobachtung in den Werken von Locke, Cabanis, Erasmus, Darwin und Herbart und den besonderen Arbeiten von Perez, Grabs, Sigismund, Kussmaul (eigentlich nur über das erste Lebensalter, aber mit Perspektiven auf das spätere Kindesalter), Montaigne u. s. w. wären besonders zu nennen: Löbisch[1]), Preyer[2]), Vierordt[3]), Ploss[4]), Beneke[5]), Wackernagel[6]), Sully[7]), Tracy[8]), Shinn[9]), Ferriani[10]), Moreau[11]), Semig[12]), J. Mark Balwin[13]), Lobsien[14]), Plüschke[15]), Motet[16]), Albanel und Legras[17]), Oppenheim[18]) etc. Ausserdem siehe die Literaturverzeichnisse z. B. in der Zeitschrift für Psychol. u. Physol. der Sinnesorgane von Ebbinghaus u. Nagel. XXIII, 330; XXV, 301; XXXI, 448 etc.

1. Allgemeines.

Man braucht kein wirklicher Kinderkenner zu sein, um zu wissen, dass die Kinder in der Regel infolge ihrer Unverdorbenheit anfrichtiger und ehrlicher sind als die Erwachsenen, dass sie im allgemeinen gut beobachten, interesseloser sind und daher beim

1) J. Löbisch, „Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes". Wien 1851.
2) Preyer, „Die Seele des Kindes". Leipzig 1884.
3) Vierordt, „Physiologie des Kindesalters". Tübingen 1877.
4) H. Ploss, „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker". Berlin 1882.
5) Beneke, „Die Altersdispositionen". Marburg 1879.
6) Wackernagel, „Die Lebensalter". Basel 1862.
7) James Sully, „Unterhaltungen über die Kindheit". Leipzig 1897.
8) Tracy, „The psychology of Childhood". Boston 1894.
9) M. W. Shinn, „Notes on the development of a child". Berkeley 1894.
10) L. Ferriani, „Minorenni Delinquenti". Milano 1895. Deutsch von A. Ruhlmann. Berlin 1896.
11) Moreau, „De l'homicide chez les enfants". Paris 1882.
12) Hermann Semig (anonym erschienen). „Das Kind". Leipzig 1876.
13) James Mark Baldwin, „Mental development in the child u. s. w." New-York 1895.
14) „Aussage u. Wirklichkeit bei Schulkindern". Beitr. z. Psych. d. Aussage". II. 1903.
15) Plüschke, „Zeugenaussage der Schüler" in „Rechtsschutz". 1902.
16) „Les faux témoignages des enfants devant la justice". 1887.
17) Albanel u. Legras, „Les enfants menteurs". Rev. philanth. et Sem. med. 1899.
18) Oppenheim, „The development of child". New-York 1890.

Wiedergeben nicht so sehr Rücksichten walten lassen, dass sie aber infolge ihrer Schwäche Einflüssen durch andere Personen mehr ausgesetzt sind. Abgesehen von absichtlich geübten Einflüssen wirkt auf jedes nur halbwegs veranlagte Kind mit grosser Kraft das Moment der gewählten Vorbilder, die stark beeinflussen können. Das hat Karl Gerock[1]) in seiner edlen Weise so anziehend geschildert, und dieser Einfluss ist für uns von Bedeutung. Haben wir es mit einem Kinde als wichtigem Zeugen zu tun, so kommen wir nie auf das Richtige, wenn wir uns nicht darum kümmern, wer und was seine Ideale sind. Es ist ja richtig, dass jeder Mensch, der überhaupt noch Ideale hat, unter ihrem Einflusse steht, ebenso richtig ist es aber auch, dass Kinder, welche, wir werden am besten sagen, eine Schwärmerei haben, von dieser so durchdrungen sind, dass alles, was sie denken und tun, davon Farbe, Ton und Bedeutung bekommt. Was der Gegenstand der Schwärmerei tut, ist gut, wie er es nicht macht, ist schlecht, was er hat, ist schön, und was er behauptet, ist richtig. Zahlreiche unerklärliche Behauptungen und Handlungen von Kindern erscheinen nur dadurch erklärlich, dass man auf jenes Ideal, wenn man es so nennen darf, zurückgeht und dann auf die Beleuchtung Rücksicht nimmt, die das Vorgehen des Kindes dadurch erhalten hat.

Im allgemeinen kann man behaupten, dass Kinder einen gewissen Gerechtigkeitssinn haben, dass sie es entschieden unangenehm empfinden, wenn jemand anders behandelt wird, als er es verdient, es ist aber dabei zu bedenken, dass das Kind wieder über die Frage, was einer verdient, seine eigenen Ansichten hat, und dass wir in dieser Richtung selten von unserer Auffassung ausgehen dürfen. Ebenso ist es sicher, dass die Kinder deshalb, weil sie an wenig zu denken und für wenig zu sorgen haben, für alles, was um sie her vorgeht, viel Interesse und ein gutes Gedächtnis haben; hierbei ist aber wieder zu beachten, dass natürlich auch das Interesse ein eigenartiges, vom Standpunkte des Kindes ausgehendes ist, und dass auch das Gedächtnis des Kindes wieder nur nach seinen bisherigen Erfahrungen konstruiert ist. Gewöhnlich können wir alle nur das im Gedächtnis hinterlegen, was ein schon vorhandenes Fach findet; das Neue, ganz Neue muss sich erst ein Fach bilden, und das geht immer schwierig. Wenn nun ein Kind etwas im Gedächtnis aufbewahrt, so wird es zuerst suchen, ob nicht ein schon vorhandenes Fach zur Aufbewahrung passt, und diese

1) Karl Gerock, „Illusionen und Ideale". Stuttgart 1886.

wird dann recht und schlecht vorgenommen, wie es eben geht. Dass dies oft übersehen wird, ist der Grund mancher falschen Auffassung dessen, was ein Kind sagt; man glaubt, es habe falsch aufgefasst, falsch wiedergegeben, während es nur nach seiner Art aufgefasst und wiedergegeben hat.

Charakteristisch und in vielen Fällen wichtig ist der einmal von Beneke[1]) hervorgehobene Umstand, dass Kinder selten eine richtige Wertschätzung des Lebens haben und daher einem zweifellosen, nahe bevorstehenden Tode ohne viel Schrecken entgegensehen. Dies erklärt manchen unglaublichen Zug scheinbaren Mutes oder klarer Beobachtung durch ein Kind, in Fällen, wo ein Erwachsener vor Schreck und Angst gar nichts sieht. Man begegnet daher häufig mit Unrecht gewissen Angaben eines Kindes mit Achselzucken, weil man dem Kinde „den Mut“ nicht zutraut. Es war aber gar nicht Mut.

Fragen wir um die Unterschiede beim Knaben und Mädchen, so wollen wir mit dem guten Beobachter Löbisch[2]) sagen, das Mädchen habe mehr Personengedächtnis, der Knabe mehr Sachgedächtnis; derselbe Autor sagt weiter: „Das schweigsamere, dem Gegenwärtigen hingegebene Mädchen zeigt sich gelehriger, als der trotzigere, wohl auch phantastischere Knabe, der überhaupt schwer fasst, weil er bestimmt ist, gründlicher zu sein und weiter fortzuschreiten im Wissen. Das Mädchen ist im ganzen genommen mehr neugierig, der Knabe hingegen wissbegierig, was ihm nicht gelingt, wozu er keine Liebe, kein Talent spürt, wirft er widerwillig von sich. Wenn das Mädchen die Belehrung unbefangen auf Treu und Glauben hinnimmt, so wird der Knabe ohne einige Einsicht in das Wie und Warum, ohne eine Art von Beweis sich nicht leicht beruhigen. Der Knabe lebt sich täglich mehr in die Welt der Begriffsvorstellungen ein, während das Mädchen sich eine Klasse von Gegenständen nicht als Klasse, sondern als Einzeldinge denkt.“

2. *Kinder als Zeugen.*

Ich habe mich einmal[3]) bemüht, den Wert der Aussagen von Kindern als Zeugen darzustellen. Ich habe damals behauptet, dass Kinder in gewisser Beziehung die besten Zeugen sind, weil Leidenschaften und Sonderinteressen auf sie noch nicht so einwirken wie

1) E. Beneke, „Pragmatische Psychologie“. Berlin 1850.

2) J. E. Löbisch, „Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes“. Wien 1851.

3) „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w.“

auf Erwachsene, weiter dass wir eher annehmen, die Kinder hätten zu wenig aufgefasst als zu viel, dass die Kinder oft irgend einen Vorgang zwar nicht verstehen, wohl aber instinktmässig wahrnehmen, dass dabei etwas nicht in Ordnung ist und ihm daher Interresse entgegenbringen. Später erweitert sich der Horizont des Kindes, und der damals unverstandene, aber nicht vergessene Vorgang wird jetzt klar, freilich ist in vielen Fällen die Zusammenreimung keine ganz richtige, aber ungefähr stimmt die Rechnung doch.

Ich habe dort weiter ausgeführt, dass der der ersten Kindheit entwachsende Knabe, wofern er gut geartet ist, überhaupt der beste Beobachter und Zeuge ist, den es gibt, der mit Interesse alles verfolgt, was um ihn herum vorgeht, unbefangen kombiniert und treu wiedergibt, während das gleichalterige Mädchen oft eine unverlässliche, mitunter gefährliche Zeugin abgibt. Dies ist immer dann der Fall, wenn das Mädchen „auf der Stufenleiter von Begabung, Schwung, Träumerei, Romantik und Schwärmerei auf dem Punkt einer Art von Weltschmerz, verbunden mit Langeweile, angelangt ist.“ Dies kommt schon frühzeitig, früher als man gewöhnlich annimmt, vor, und wenn dann das Mädchen auch noch mehr oder minder mit ihrer eigenen Person in den Kreis der fraglichen Ereignisse einbezogen ist, dann sind wir vor argen Übertreibungen niemals sicher; „der belanglose Diebstahl wird zu einem kleinen Raub, eine derbe Grobheit zu einem merkwürdigen Überfall, ein dummer Scherz zu einer interessanten Entführung und ein törichtes Bubengeschwätz zu einem wichtigen Komplott“. Von solchen Irreführungen wissen wir alle zu erzählen und doch lassen wir uns alle Augenblicke in derselben Art wieder täuschen.

Hier und in anderen Fällen ist das einzige Mittel, sich zu sichern, darin gelegen, dass wir uns über den Horizont des betreffenden Kindes nach Möglichkeit klar stellen. Im allgemeinen weiss man darüber eigentlich wenig, und deshalb sind die Bestrebungen dankenswert, die jetzt namentlich von Volksschullehrern ausgehen, und die da Klarheit zu schaffen trachten. Wir wissen ja alle, dass wir z. B. Unterschiede zwischen Land- und Stadtkindern machen müssen und werden uns nicht wundern, wenn ein Bauernkind noch nie eine Gasbeleuchtung, eine Eisenbahn oder Ähnliches gesehen hat. Seltsam kommt es uns aber vor, wenn wir erfahren, dass gerade die Stadtkinder die gewöhnlichsten Dinge nicht wissen und gesehen haben.[1])

1) Vergl. die früher zitierte Literatur, namentlich Borst, Motet, Albanel u. Legras, Oppenheim, Stern, Jost, Claparède, Diehl, Lobsien, Plüschke, Vaschide, Vurpass, Wreschner, Wertheimer u. Klein, Gross etc.

Der amerikanische Arzt Stanley Hall hat in Boston Ermittelungen bei sechsjährigen Kindern vorgenommen, um zu untercheiden, ob sie die Dinge, deren Namen ihnen geläufig waren, auch in Wirklichkeit kannten. Es ergab sich, dass von den Kindern 14 Proz. nie einen Stern gesehen hatten, 45 Proz. noch nicht auf dem Lande gewesen waren; dass die Milch von der Kuh kommt, war 20 Proz. der Kleinen unbekannt, ebenso 50 Proz., dass man das Brennholz aus den Bäumen gewinnt; 13 bis 15 Proz. kannten keinen Unterschied zwischen den Farben grün, blau und gelb, und 4 Proz. hatten noch niemals ein Schwein kennen gelernt.

Karl Lange[1]) hat mit 500 Schülern aus 33 vogtländischen Schulen — also keineswegs in Grossstädten — Versuche angestellt und anstellen lassen; es ergab sich, dass von den Stadtkindern 82 Proz. keinen Sonnenaufgang, 77 Proz. keinen Sonnenuntergang, 37 Proz. kein Kornfeld, 49 Proz. keinen Teich, 82 Proz. keine Eiche, 80 Proz. keine Lerche gesehen hatten; 37 Proz. waren noch nie im Wald, 52 Proz. auf keinem Berg und 72 Proz. wussten nicht, wie das Brot aus dem Getreide entsteht. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie muss es da erst mit den bedauernswerten Kindern in den grössten Städten bestellt sein, weiter aber, was vermögen wir von den Kindern zu hören kriegen, die solche Dinge nicht kennen, gleichwohl aber flott davon sprechen. Man sage nicht: „Das werden sie nicht tun“ — machen doch wir es oft so. Wir haben noch nie einen lebenden Walfisch, oder einen Wüstensturm oder einen alten Germanen gesehen, wir sprechen aber doch davon vertraut und eingehend, und versichern dabei doch niemals, dass wir das alles aber niemals gesehen haben. Und so, wie wir vom alten Germanen, so sprechen die Kinder vom Wald, den sie nie gesehen haben, aber ihre Angaben sind ebenfalls so wenig wert, wie die unsrigen über das Aussehen des genannten Vorfahren.

Bezüglich der Sinnesauffassung haben Binet und Henri[2]) mit 7200 Kindern ähnliche Versuche gemacht, welche sie eine vorgezeichnete Linie in der Länge nachmachen oder aus einer Menge von Linien die gleich langen heraussuchen liessen. Namentlich das letztere gelang überraschend gut.[3])

---

1) Karl Lange, „Über Apperzeption“. Plauen 1889.

2) A. Binet und V. Henri, „Le développement de la mémoire visuelle chez les enfants“. Rev. gen. des sciences V, Nr. 5.

3) W. Stern, „Zur Psychol. d. Aussage“. Ztschft. f. d. ges. Strafrechtswiss.“ XXII.

Überhaupt sind die Sinne der Kinder scharf und richtig entwickelt. Dass ganz kleine Kinder schlecht hören, ist bekannt und wurde namentlich von Duttenhofer [1]) auch anatomisch nachgewiesen; dies betrifft aber eine so frühe Periode, dass sie uns nicht mehr interessiert. Bezüglich des Geruches hat allerdings Heusinger [2]) behauptet, er sei bei Kindern sehr stumpf und entwickle sich erst zur Zeit der Pubertät — spätere Beobachter, namentlich die, welche sich besonders mit dem Geruchsinn befasst haben (von Vintschgau, Hack, Bernstein, Cloquet u. a.) wissen davon nichts zu berichten. —

Was nun das Wiedergeben durch die Kinder anlangt, so liegen hier widersprechende Zeugnisse vor; nur um einige zu nennen: Kurzweg schlecht werden die Aussagen der Kinder von allerdings sonst erfahrenen Laien behandelt; Montaigne behauptet: „Alle Kinder lügen und sind starrköpfig“, und ebenso Bourdin: „Alle Kinder lügen, besonders die Findlinge.“ Aber auch erfahrene Männer von Fach halten nicht viel von den Aussagen der Kinder; so sagt Maudsley [3]), dass die Kinder oft Trugbilder haben, die ihnen zweifellos sichtbare Bilder vorzaubern, und auch unser grosser Meister Mittermaier [4]) verwirft die Kinder als Zeugen „wegen Oberflächlichkeit und jugendlicher Phantasie“. Friedreich [5]) stimmt ihm zu. Die Erfahrungen der Praxis können dies unmöglich bestätigen. Herder, der vielerfahrene, viel zu wenig gewürdigte, preist wiederholt die Kinder als geborene Physiognomisten, und der alte Soden [6]) schätzt die Unbefangenheit der Kinder als Zeugen sehr hoch. Auch Löbisch (l. c.) nimmt die Aussagen der Kinder in Schutz: „Wenn ein Kind die Unwahrheit sagt, so lügt es noch nicht immer; es sagt, was ihm vor der Seele steht; ob dies objektiv wahr ausser ihm existiert oder vielleicht halb nur in seinem Gedanken, das weiss das Kind selber nicht immer und kümmert sich auch meist wenig darum.“ Das stimmt mit unseren Erfahrungen überein, die uns auch lehren, dass jene Hälfte des Erzählten, die „nur in seinen Gedanken existiert“, beinahe immer leicht heraus-

1) Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen“. Nördlingen 1858.

2) Karl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie“. Eisenach 1829.

3) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“.

4) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise“. Darmstadt 1834.

5) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“. Regensburg 1852.

6) A. Soden, „Geist der peinlichen Gesetzgebung“.

zufinden ist. Dies ist so charakteristisch verschieden von dem, was wirklich gewesen ist, dass eine Verwechslung nicht leicht vorkommen kann.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass im Verständnis dessen, was das Kind wahrnimmt, Lücken entstehen müssen; wenn es einen Vorgang beobachtet, so ist ihm z. B. der erste Teil vollkommen verständlich, der zweite Teil ist ihm völlig neu und unbegreiflich, der dritte wieder fassbar, der vierte nicht und so fort. Ist das Kind nun halbwegs aufgeweckt, so wird es trachten, die so entstandenen Lücken durch Nachdenken und Kombinieren auszufüllen — dass dann manches bunt durch einander geht, ist begreiflich. Diese Lücken und Ungenauigkeiten werden natürlich um so häufiger und grösser, je weiter das Ereignis im Alter des Kindes zurückgreift. Das wirkliche Sich-erinnern-können geht weit zurück. Preyer[1]) erzählt sicher verbürgte Fälle, in welchen Kinder mit 34, 32, 24, ja 18 Monaten zweifellos richtige Dinge erzählten, die sie erlebt haben, an die sie sich also erinnern. Wir Erwachsene erinnern uns an Erlebnisse aus so früher Zeit natürlich nicht mehr, weil wir sie längst vergessen haben, aber bald darauf erinnern sich auch sehr kleine Kinder an Erlebtes; in den meisten Fällen ist ein solches Zeugnis für uns wertlos — wir können mit dem Kinde nicht sprechen, und sein Ideenkreis ist so klein, dass die gewöhnlichsten Erlebnisse nicht mehr hineinfallen. Aber denkbar ist eine solche Verwertung, namentlich wenn es sich nur um die Tatsache allein („Bist du geschlagen worden? War jemand da? Wo stand der Mann?") oder um Agnoszierungen handelt. Unverlässlich sind bei Kindern regelmässig Zeitbestimmungen; gestern und heute verwechseln kleine Kinder leicht, und um zu unterscheiden zwischen vorgestern und vor einer Woche, oder gar einer Woche und einem Monat, ist schon fortgeschrittene Intelligenz notwendig.

Dass man in solchen Fällen immer und genau individualisieren muss, ist selbstverständlich. Das Wichtigste sind die Verhältnisse, unter welchen das Kind aufgewachsen ist, die Kreise, die es kennen gelernt hat; passt der fragliche Umstand in die vorhandenen Begriffe hinein, so wird ein recht unbegabtes Kind mehr und besser antworten, als ein sehr gescheites Kind, dem die massgebenden Verhältnisse noch fremd waren. Erst in zweiter Linie möchte ich die Intelligenz als massgebend bezeichnen und hier für den vorliegenden Zweck die Unterscheidung nicht so machen, dass man

1) W. Preyer, „Die Seele des Kindes". Leipzig 1890.

die gescheiten Kinder von den dummen trennt, sondern dass man scheidet zwischen praktischen und unpraktischen Kindern. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied. Es können sowohl begabte als unbegabte Kinder praktisch und unpraktisch sein. Ist ein Kind begabt und praktisch, so wird daraus ein in jeder Richtung leistungsfähiger Mensch, der sich überall zurecht findet und sich in jeder Lage zu helfen weiss. Ist das Kind begabt und unpraktisch, so kann in seiner Idealform ein Gelehrter daraus werden, wie man ihn sich gewöhnlich denkt. Ist das Kind unbegabt und praktisch, so wird es einen bescheidenen Platz richtig ausfüllen, ja unter Umständen, wenn es Glück und Hilfe findet, sogar hohe Stellungen erreichen können. Ist es unbegabt und unpraktisch, nun dann wird eben einer jener armen Gesellen daraus, die es nirgends zu etwas bringen. In der Eigenschaft als Zeuge ist hauptsächlich die Frage wichtig, ob das Kind praktisch ist; ist es das, so wird es eine Menge sehen, beobachten, richtig auffassen und wiedergeben, was das unpraktische nicht bemerkt hat. Natürlich ist alles um einige Grade besser, wenn das Kind begabt ist, aber ich wiederhole: das unbegabteste praktische Kind ist als Zeuge mehr wert als das begabteste unpraktische.

Was man eigentlich unter einem praktischen Menschen zu verstehen hat, ist schwer zu sagen, es weiss es aber jeder, und dass es solche auch schon unter kleinen Kindern gibt, das hat auch jeder gesehen, der sich je einmal um Kinder gekümmert hat.

3. *Das Üble im Kinde.*

Es hat nie an Schriftstellern gefehlt, welche den Kindern eine grosse Menge von Fehlern zugeschrieben haben, ja, seit Lombroso ist es in gewissen Kreisen Sitte geworden, alle, auch die ärgsten Verbrechen schon in den Kindern wenigstens markiert zu finden. Behauptet man geborene Verbrecher, so muss es folgerichtig auch die Verbrecher unter den Kindern geben. Mit Nachdruck wird darauf hingewiesen, dass die grausamsten und unmenschlichsten Männer, wie Nero, Caracalla, Caligula, Ludwig XI., Karl IX., Ludwig XIII. u. s. w. schon in den ersten Jahren der Kindheit Spuren grosser Grausamkeit zeigten; Perez erzählt Beispiele von Zorn- und Wutanfällen bei Kindern, und Moreau[1]) bringt solche für das früh entwickelte Rachegefühl bei Kindern, Lafontaine sagte

1) Moreau, „De l'homicide chez les enfants". Paris 1882.

schon von den Kindern: „Dieses Alter kennt kein Erbarmen.“ Auch Nasse[1]) macht auf das Grausame und Wilde bei so vielen Kindern aufmerksam, was sich darin zeigt, dass sie grauenhafte Sachen gerne hören, dass ihre Geschichten damit enden, das alles kaput sein muss, und dass die Grausamkeit gegen Tiere in seltenen Fällen auf Unkenntnis des verursachten Schmerzes zurückzuführen ist. Ähnlich äussert sich auch ein moderner Franzose: „Es gibt“, sagt Broussais[2]), „kaum einen Knaben, der seine Überlegenheit an Kraft schwächeren Knaben gegenüber nicht missbrauchen würde. Das ist sein erster Impuls. Die Wehklagen seines Opfers halten ihn wohl momentan vor weiteren Misshandlungen zurück, wenn ihm die Heftigkeit nicht angeboren ist. Bei der ersten Gelegenheit aber, die sich ihm bietet, folgt er abermals seinem instinktiven Impuls.“

Ja sogar an die Macht der Erziehnng will man nicht mehr glauben und lässt es geradezu zum Sprichwort werden: „Kinder und Völker merken sich nur die letzten Schläge.“ Besonders übel sieht man die Zeit um und besonders vor der Pubertätsentwicklung an, und nach dem Vorgange von Voisin[3]) und Friedreich[4]) wird von den Modernen die beginnende Mannbarkeit als die Ursache der absonderlichsten und bedenklichsten Triebe geschildert; als Esquirol die Monomanien erfunden hatte, so wurde eine ganze Literatur (Biermann, Landsberg, Masius u. s. w.), namentlich über die Pyromanie bei eben mannbar werdenden Mädchen, in die Welt gesetzt, ja Friedreich (l. c.) behauptete sogar, dass fast alle Kinder zur Zeit der Entwicklung an Pyromanie leiden, und Grohmann[5]) setzte fest, dass skrofulöse Kinder zu stehlen pflegen.

Wenn wir diese und zahlreiche andere absprechende Urteile (vergl. insbesondere die Literatur bei Ferriani[6])) einer näheren Prüfung unterziehen, so müssen wir zur Überzeugung kommen, dass man auch hier zu sehr generalisiert hat. Der Vorgang ist begreiflich; dass es bösartige Kinder giebt, bezweifelt ja niemand, und es ist kein Zugeständniss an die Positivisten, wenn

1) Nasse, „Zeitschrift für Beurteilung und Heilung krankhafter Seelenzustände“. 1837. I. Bd. 2 Heft.

2) Broussais, „Irritation et folie“.

3) Voisin, „Des causes morales et physiques des Maladies mentales“. Paris 1826.

4) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“. Regensburg 1852.

5) Grohmann in Nasses Zeitschrift. 1823. 3. Heft.

6) L. Ferriani, „Minorenni Delinquenti“. Deutsch v. Ruhemann. Berlin 1896.

man der Ansicht ist, dass ein grosser Teil der Verbrecher schon in früher Jugend nichts nutz gewesen ist, aber hier handelt es sich um den Gattungscharakter der Kindheit, und da ist es gewiss übertrieben, wenn man diesen im allgemeinen tiefer setzt als den der Erwachsenen; wenn man fragt, zu was denn Erziehung und Bildung dann dienen sollen, wenn die Kinder ohnehin gut sind, so antworten wir, dass diese weitaus genügend geleistet haben, wenn sie im Punkte der Moral ein Gegengewicht gegen die verschlechternden Einflüsse des Lebens, der erwachenden Leidenschaften und der Umgebung zu bilden vermögen.

Stossen wir nun auf Kinder, die frühzeitig schlecht sind, so treten diese in unserem Beobachtungskreis besonders kräftig hervor, sie machen Aufsehen und Lärm, mehr als tausend wohlgeartete Kinder, und an einigen wenigen derartigen schlechten Exemplaren hält man dann fest. Das ist eine gewöhnliche Art, Dinge zu begutachten; was still und nicht auffallend vor sich geht, macht keinen Eindruck, wenn es auch in ungleich grösserer Zahl auftritt, während vereinzelte, aber lärmende Fälle so viel Aufmerksamkeit beanspruchen, dass ihre Signatur der ganzen Gattung aufgeprägt wird. So ist es auch beim Wahrsagen, Träumen, bei Ahnungen und Prophezeihungen: trifft es nicht zu, so vergisst man es, trifft es aber in 1000 Fällen einmal zu, so merkt man sich es und macht Lärm damit. Es hat daher den Anschein, als ob man sich von vereinzelten Fällen verleiten liess, unrichtigerweise einen Gattungcharakter abzuleiten. Auch sonst generalisiert man bei der Beurteilung von Kindern viel zu sehr. „Hast du dies verstanden, so verstehst du jenes auch“ — dies hört man Kindern gegenüber oft, und gewiss meistens mit Unrecht. Man stellt sich hierbei auf den Standpunkt des erfahrenen Mannes, dem „dies“ ebenso oft vorgekommen ist als „jenes“, und der so viel Erfahrung besitzt, dass das bischen mehr Intellekt, welches man für „jenes“ braucht, keinen Unterschied macht. Das Kind besizt aber gerade das „bischen Intellekt mehr“ noch nicht, und das eine ist ihm vorgekommen, das andere nicht. Um ein übertriebenes Beispiel zu wählen: Das Kind weiss z. B. sehr gut, dass man nicht stehlen darf, dass Stehlen verächtlich, eine Sünde, ein Verbrechen ist, es weiss aber nicht, dass Hochverrat, Münzfälschung und Brandlegung verboten sind. Diese Grenzen können sich aber nahe zusammenschieben: Es weiss, dass Stehlen verboten ist, hält es aber für erlaubt, von des Nachbars Obst zu naschen; es weiss, dass Lügen eine Sünde ist, es weiss aber nicht, dass gewisse Lügen plötzlich

gesetzlich strafbar sind und Betrug heissen. Wenn es also dem Oheim sagt, der Vater lasse um Geld bitten, weil er zufällig keines daheim hat, und wenn der kleine Schelm das herausgelogene Geld vernascht, so glaubt er vielleicht, es sei eine recht hässliche Lüge, dass er aber etwas objektiv gerichtlich Strafbares getan hat, weiss er vielleicht wirklich nicht.

Ebenso ist es dem Kinde schwer, zu subjektivisieren. Das Kind ist mehr Egoist als der Erwachsene: einerseits, weil es doch in vielfacher Beziehung von diesen bevorzugt und gehütet wird, anderseits, weil es der Natur der Sache nach für niemanden zu sorgen hat und zugrunde ginge, wenn es nicht von den anderen versorgt würde. Die natürliche Folge davon ist die, dass es die Grenze nicht findet, wo es nicht mehr erlaubt bekommt, als die anderen. Kraus[1]) sagt mit Recht: „Bei der Unterscheidung von gut und böse zeigt die unreife Jugend eine besondere Eigentümlichkeit. Stellt man einem Individuum dieses Alters die Aufgabe, irgend eine Handlung ohne Beziehung zu irgend welchen Personen zu beurteilen, so wird man nicht lange auf die richtige Lösung warten müssen. Steht aber die Handlung in irgend einer Beziehung zur Ichsphäre, zur Person des Gefragten, so ergibt sich eine auffallende Befangenheit, eine Schiefe des Urteils, eine Unfähigkeit, sich auf den objektiven Standpunkt zu stellen."

Es ist deshalb falsch, wenn man das Kind fragt: „Ja hast du denn nicht gewusst, dass man dies nicht tun darf?" Das Kind wird vielleicht antworten: „Ja, das habe ich gewusst" — es wagt aber nicht beizusetzen: „M a n darf es nicht tun, aber i c h darf es tun." Es ist nicht notwendig, dass dies der verhätschelte Liebling sagt, dem man törichterweise alles hingehen liess — jedes Kind hat in gewisser Beziehung eine bevorzugte Stellung — wie soll es wissen, wo da die Grenze ist? Die Erwachsenen müssen arbeiten, das Kind darf spielen, die Mutter muss kochen, das Kind setzt sich zum gedeckten Tisch, die Mutter muss waschen, das Kind zieht die Kleider lediglich an, es bekommt bessere Bissen, es wird von den anderen vor Kälte geschützt, man sieht ihm manches nach, was ein Grosser nicht tun oder sagen dürfte — jetzt auf einmal soll etwas Arges los sein, weil es von seinen herkömmlichen Rechten Gebrauch gemacht hat. Wer diesen künstlich, allerdings notwendigerweise erzeugten Egoismus der Kinder im Auge behält, wird manches Delikt eines Kindes milder beurteilen.

---

1) A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens". Tübingen 1884.

Dazu darf endlich nicht übersehen werden, dass das Kind manches tut, was es einfach und blindlings nachgemacht hat. Man beachte einmal dies von allen Psychologen hervorgehobene Moment genauer, und man wird sehen, wie vieles, was das Kind tut, bloss nachgeahmt ist. Freilich tritt auch hier bei einer gewissen Grenze Strafbarkeit ein, wenn aber das Kind nur jemanden nachahmt, der ihm eine nachahmungswürdige Person sein soll, Eltern, Lehrer u. s. w., dann hat die Verantwortung allerdings ihr Ende.

Im ganzen können wir sagen, dass uns niemand den Beweis erbracht hat, die Kinder seien schlechter geartet als die Erwachsenen, die Erfahrung lehrt uns aber, dass Verstellung, berechnende Bosheit, tendenziöser Eigennutz und absichtliche Lüge bei Kindern unvergleichlich seltener sind, als bei Erwachsenen, und dass sie im ganzen gut und willig beobachten, so dass wir Kinder, mit Ausnahme der eben mannbar werdenden Mädchen, als gute, häufig als vorzügliche Zeugen ansehen können.

c) Das Greisenalter.

Es hat den Anschein, als ob die Eigentümlichkeiten des höheren Alters bei unserer Arbeit zu wenig berücksichtigt würden. Man merkt auf die Unterschiede von Mann und Weib, von Kind und Erwachsenem, aber selten auf die, welche das Greisenalter von den übrigen Altersperioden trennt. Gleichwohl sind diese Eigentümlichkeiten so wesentliche, dass ein Übersehen derselben Nachteile bringen kann. Wir wollen von jener Stufe des Greisenalters, in welcher der Mensch wieder zum Kinde wird, absehen; dies ist ein Stadium, wo schon die Frage dringend wird, ob nicht Altersblödsinn vorliegt, oder wo zum mindesten die Schwäche des Wahrnehmungs- oder Wiedergebungsvermögens so deutlich zum Vorschein kommt, dass ein Verkennen nicht recht denkbar ist.

Von Wichtigkeit ist nur das vorausgehende Stadium, in welchem eine wesentliche Herabsetzung der Geisteskräfte, bis zum Kindischwerden, noch nicht wahrnehmbar ist. Den Beginn dieses Stadiums wollen wir dort einsetzen, wo der deutlich wahrnehmbare Geschlechtsunterschied zu schwinden anfängt. Gerade so, wie wir die erste Jugend dann für beendet ansehen, wenn der Unterschied von Knaben und Mädchen im ganzen Wesen hervortritt, ebenso können wir sagen, dass der wichtige Teil, der aktive, des Lebensprozesses abgelaufen ist, wenn dieser Unterschied sich zurückbildet. Es ist eigentümlich, wie zu einer gewissen Zeit das äussere Ansehen, die

Haltung, die Stimme, das innere Wesen und der Charakter das typisch Männliche oder Weibliche allmählich verliert und sich zu nähern beginnt. Das ist der Anfang des Greisenalters, die Anzahl der Jahre, Intelligenz, Bildung und was sonst Unterscheidendes besteht, ist von weniger Bedeutung, und die nun eintretenden Sonderlichkeiten lassen sich leicht ableiten, wenn man das Wesen des Greisenalters ins Auge fasst. Die Arbeit des Lebens ist beendet, weil die Körperkräfte nicht mehr reichen, der Widerstand gegen die Feindlichkeiten desselben ist geringer geworden, aus demselben Grunde, der Mut ist verringert, die Sorge um das leibliche Wohl gesteigert, alles geschieht langsamer und mühsamer, alles wegen der eingetretenen Schwäche, die von jetzt an die Signatur des ganzen Wesens bleibt. Deshalb hat Lombroso [1]) nicht unrecht, wenn er sagt, dass die charakteristischen Krankheiten des Greisenalters sich bei Frauen seltener finden als bei Männern; die Erklärung liegt zweifellos darin, dass bei der von Natur aus schwächeren Frau der Umschwung in einen neuen Zustand von Schwäche nicht so gewaltsam ist, als beim Mann, der aus der Vollkraft des Mannesalters zum schwachen Greise wird. Die Einbusse ist eine so grosse, der Unterschied so bedeutend und schmerzlich, dass das Ergebnis eine Reihe von üblen Eigenschaften sein muss: Egoismus, Reizbarkeit, Einsilbigkeit, Grausamkeit u. s. w. Es ist bezeichnend, dass der Greis alle jenen unangenehmen Charakterzüge annimmt, die wir an Eunuchen vermerken — sie resultieren aus dem Bewusstsein, Kraft verloren zu haben.

Deshalb entwickelt Kraus (l. c.) auch hieraus die Verbrechen des Greisenalters: „Die reizbare Schwäche des Greises bringt ihn so sehr in Gefahr, Verbrecher zu werden. Der Reizbarkeit kommt die Langsamkeit und Einseitigkeit im Denken entgegen, er lässt sich von den Aussendingen überraschen, er wird aus seinem Halbschlummer gerissen und handelt wie ein Schlaftrunkener. . . . . Der Greis ist der Fanatiker der Ruhe, jede Störung seiner Ruhe ist ihm lästig. Daher aller Griesgram, alles Brutteln und Zanken, alle Murrköpfigkeit und Hadersucht des Greises, dessen einzige Devise ist: ‚Lasst mich in Ruhe‘.“

Dieser „Schlaftrunkenheit“ wird aber entschieden zu viel Wert beigelegt; so hat auch (der jüngere) Henry Holland [2]) behauptet,

---

1) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte“. Deutsch von Kurella. Hamburg 1894.

2) Henry Holland, „Fragmentary papers on science and other subjects“. 1875.

das Alter nähere sich überhaupt einem Traumzustand, weshalb man dann Traum und Wirklichkeit leicht verwechsle. Hierbei scheint man wohl nur die letzten Stadien des Greisenalters im Auge zu haben, wenn nämlich das Leben zu einer ganz schwachen, vegetativen Funktion geworden ist; in diesem Stadium werden aber wohl kaum mehr Verbrechen begangen.

Wir werden viel einfacher sagen: Die eingetretene Schwäche bildet im Greise die schon früher vorhandenen Eigenschaften in einer bestimmten Richtung so weit aus, dass sie zu Verbrechen werden können. Wenn z. B. der heilige Augustinus sagt: *„cum cuncta vitia in sene senescant, sola avaritia juvenescit“*, so ist nur der erste Teil des Satzes richtig — „alle Fehler entwickeln sich in Richtung der eintretenden Schwäche“, aber die Habsucht wird nicht jung. Wir müssen annehmen, dass der alternde Mann früher sparsam war, er vergönnte aber sich und den Seinen etwas, weil er wusste, dass er imstande sei, das in Abgang Kommende wieder zu ersetzen; jetzt ist er alt und schwach, er weiss, dass er nichts mehr leisten kann, dass also das Vorhandene an Geld und Gut das Einzige ist, von dem er seine Tage fristen kann; daher die grosse Furcht, dasselbe zu verlieren oder vermindern zu lassen, daher wird aus Sparsamkeit der Geiz, dann die Habsucht und auch Schlimmeres, was ihn zum Verbrecher macht.

Ebenso ist es in der geschlechtlichen Sphäre: Zu schwach, um natürlichen Trieben bei Erwachsenen Geltung zu verschaffen, vergreift er sich an unreifen Mädchen, und die Furcht vor einem Menschen, dem er anders nicht mehr entgegentreten kann, macht ihn zum Giftmörder.

Drobisch[1]) findet das Andern der Charaktere darin gegründet, dass aus dem Ich bestimmte Elemente in jedem Lebensalter ausscheiden; das ausscheidende Element im Greisenalter ist das der Kraft, und wenn wir dies festhalten, werden wir jede Erscheinung in diesem Alter erklären können.

Auch als Zeugen wollen greisenhafte Menschen besonders behandelt sein; genaues Studium solcher Leute und die nicht übermässig reiche Literatur geben genügenden Aufschluss. Das Nötigste enthält jedes Lehrbuch der Psychologie, besonders empfehlen möchte ich die Arbeiten von Carus[2]) und Metzger[3]), die zwar alt, aber

1) Moritz Drobisch, „Die moralische Statistik“. Leipzig 1867.
2) Friedrich August Carus, „Psychologie“. Leipzig 1823.
3) Metzger in Schneiders „Annalen der Staatsarzneikunde“. 1840. 1 Heft.

wegen ihrer reichen Kasuistik nicht veraltet sind. In der Beurteilung der einzelnen Fälle wird immerhin eine wesentliche Erleichterung geschaffen, wenn man festhält, dass die geistige Organisation im Greisenalter wesentlich vereinfacht und auf wenige Typen beschränkt wird; die Tätigkeit ist eine geringere, die Einflüsse und Bestrebungen enge zusammengebracht, die Gegenwart bringt wenig, wird aber auch weniger berücksichtigt, und so kommt es, dass die Gesamtauffassung stets durch eine Resultierende beeinflusst wird, die sich aus jenen Kräften zusammensetzt, die auf sein Leben gewirkt haben. Man wird bei aufmerksamer Beobachtung im Wesen der Greise nur zwei Typen finden[1]): den des Verbitterten und den, dessen Urteil ausklingt in einem „Tout comprendre, c'est tout pardonner". Das objektive Hinstellen von Tatsachen will dem Greise selten gelingen, er erzählt alles mit gleichzeitiger Hinzufügung seines Urteils oder eigentlich Tatsache und Urteil zusammen und immer in einem der beiden Typen. Welcher es ist, das hängt weniger von der Gemütsorganisation des Betreffenden, als von dem herben oder heiteren Lose ab, das er im Leben gezogen hatte. Ist er einer von der verbitterten Sorte, so wird er einen vielleicht nicht harmlosen, aber nicht argen Vorgang, statt Tatsachen zu geben, so schildern, dass er über die Schlechtigkeit der Welt zu klagen beginnt, die es so weit gebracht hat, dass damals . . . dies und jenes geschah. Der versöhnende Greis beginnt mit den Worten: „Guter Gott, es war nicht so arg, die Leute sind jung und fröhlich und da hat eben einer u. s. w." Dass derselbe Vorgang vom einen und vom anderen grundverschieden dargestellt wird, ist selbstverständlich. Glücklicherweise ist der Greis leicht zu durchschauen, und nach den ersten Worten weiss man, in welchem Lichte er die Sache darstellen wird. Das Schwierigste an der Beurteilung einer Erzählung von Greisen ist das fortwährende Hereinspielen von Erinnerungen, die, unvergessen aufbewahrt, immer färbend und stimmend mitwirken. Die bekannte Tatsache, dass Greise längst Vergangenes besser merken, als eben erst Geschehenes, lässt sich dadurch erklären, dass das alte Gehirn nur das merkt, was es oft erfahren hat. Alte Erlebnisse wurden nun hundert und hundertmal in der Erinnerung wachgerufen und haben sich daher tief einprägen können, während das Neue nur wenige Male repetiert werden konnte und daher, bevor es vergessen wurde, nicht Zeit hatte, sich genügend tief einzuprägen. Erzählt der Greis

1) **Hans Gross**, „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

nun jüngst Vergangenes, so lebt gleichzeitig irgend etwas längst vergangenes Ähnliches wieder auf. Das letztere hat aber, wenn nicht lebhaftere, so doch gleich starke Farben, so kommt es, dass dieses immer daneben auftaucht, und so ist das Erzählte oft zur Hälfte längst Vergangenes. Wie diese alten Erinnerungen aus der Erzählung herauszufinden sind, weiss ich nicht, Schwierigkeiten bietet es immer, zumal in diesen Erinnerungen gewöhnlich eigene, oft böse Erlebnisse auferstehen — nicht mit Unrecht heisst es: „Nimm der Jugend etwas Leichtsinn, und du nimmst dem Alter viel Erinnerung."

d) Verschiedene Auffassung.

„Warum kann ich doch die Sachen nicht auch so sehen, wie andere Leute?"

Sancho Pansa.

Ich will an das eben Erwähnte anknüpfen, dass nämlich der Greis Tatsache und Urteil vermengt anbringt. In gewissem Sinne tut das jeder, und es ist, wie schon wiederholt erwähnt, töricht, zu behaupten, dass wir von den Zeugen nur Tatsachen verlangen können; abgesehen davon, dass in den meisten angeblichen Sinneswahrnehmungen Schlüsse stecken, abgesehen hiervon, liegt in jeder Darstellung fast ausnahmslos schon die Beurteilung des Herganges. wenn sie nicht bloss in wenigen, trockenen Worten gegeben wird. Und selbst da kann im gewählten Ausdruck, im Ton, in der Geberde eine Begutachtung liegen, die zeigt, was der Zeuge von der Sache denkt. Nehmen wir als Beispiel einen einfachen Vorgang: Zwei Betrunkene balgen auf der Strasse — und lassen wir uns den Hergang von den einzelnen der vielen Zeugen mit dem Auftrage schildern, nur die Tatsache mitzuteilen. Sie werden dies tun, aber fast alle mit einem einleitenden Worte: „Es war ein ganz gewöhnlicher Hergang" — „ein Hauptspass" — „vollkommen harmlos" — „geradezu ekelerregend" — „zu komisch" — „ein entsetzliches Stück Sittengeschichte" — „zu traurig" — „menschenunwürdig" — „fürchterlich gefährlich" — „sehr interessant" — „eine wahre Studie für einen Breughel" — „geradezu ein Zukunftsbild" u. s. w. Ist nun auch nur entfernt zu denken, dass die Leute, die denselben Vorgang so verschieden charakerisiert haben, „die blosse Tatsache" gleich schildern werden? Sie haben den Hergang schon nach ihrer Auffassung verschieden gesehen, der eine hat dies nicht bemerkt, der andere jenes, der eine dies hervorgehoben, der andere jenes, und trotzdem die Sache vielleicht sehr kurz ge-

dauert hat, machte dies einen solchen Eindruck, dass jeder ein vollkommen anderes Bild vor Augen hat und wiedergibt.[1])

Eine treffliche Zusammenstellung für verschiedene Auffassung hat uns von Volkmar[2]) gegeben: „Das eine Volk hört im Donner den Klang der Trompete, den Hufschlag der göttlichen Rosse, das Rasseln des Himmelsdrachen; ein Volk hört das Brüllen der Kuh, der Lette das Keifen des „Alten", ein anderes Volk hört die Heiligen des Himmels Kegel schieben und der Grönländer gar den Streit der verwünschten Weiber um ein getrocknetes Fell." Und Voltaire sagte einmal in seiner unvergleichlichen Weise: „Wenn man den Teufel fragte, was schön ist, so wird er sagen: Le beau est une paire de cornes, quatre griffes et une queue" — wenn wir aber jemanden als Zeugen fragen, ob etwas schön sei, so glauben wir doch, um eine Tatsache gefragt zu haben, und die Antwort wird ebenso verlässlich sein, wie dann, wenn wir einen fragen, ob es irgendwo „nett und sauber" gewesen ist, der glaubt „Ordnung gemacht zu haben, wenn er den Schmutz aus einer Ecke in die andere gekehrt hat".

Vergleichen wir die verschiedene Auffassung bei den Menschen im allgemeinen, so müssen wir von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehen, die im Verein mit der geistigen Wahrnehmung einen nicht unbedeutenden Unterschied ausmacht. Dass dieser Unterschied besteht, haben in exakter Form zuerst die Astronomen entdeckt, indem sie feststellten, dass zwei verschiedene Beobachter gleichzeitige Ereignisse (z. B. den Durchgang eines Sternes durch den Meridian) nicht gleichzeitig wahrnehmen; man nennt diese merkwürdige Erscheinung „die persönliche Gleichung". Ob hieran die verschieden rasche Wahrnehmung durch das Sinnesorgan oder die verschieden rasche Auffassung durch den Intellekt oder beide zusammen die Schuld tragen, weiss man nicht, jedenfalls ist der festgestellte Unterschied (bis zu einer Sekunde) ein so wesentlicher, dass sich bei Ereignissen, die sich sehr rasch nach einander abspielen, für den einzelnen Beobachter vollkommen andere Bilder in der Auffassung ergeben können (vergl. oben Seite 244); wer richtiger aufgefasst hat, der rascher oder der langsamer Sehende, ist ebenso wenig sicher, wie der Umstand, welche Leute rascher und welche langsamer wahrnehmen, und da wir nicht imstande sind, im einzelnen Falle dies mit besonderen Instrumenten zu prüfen,

1) Vergl. Gloss in H. Gross' Archiv. XIV, 83.
2) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.

so müssen wir uns lediglich mit der Feststellung begnügen, dass wichtige verschiedene Auffassungen vorkommen können, und dass dies z. B. im eben fraglichen Falle von ausschlaggebender Wichtigkeit sein kann (also bei Ereignissen, wo sich rasch aufeinander folgende Momente abgelöst haben, z. B. Raufereien, plötzlichen Angriffen, dann auch bei Fälschungen beim Spiele, Taschendiebstählen u. s. w.).

Der zunächst liegende gröbere Unterschied in der Auffassung liegt in der verschiedenen Beobachtung. Schiel[1]) erklärt: „Nicht der ist Beobachter, der das Ding sieht, sondern der sieht, aus welchen Teilen es zusammengesetzt ist. Das Talent dazu ist selten. Der eine übersieht die Hälfte, weil er unaufmerksam ist oder auf falschen Punkt achtet, der andere hält seine Folgerungen für Gesehenes, ein anderer achtet auf die Art der Umstände und lässt ihre Quantität unbestimmt; ein anderer trennt, was zu vereinigen ist, oder vereinigt, was zu trennen wäre.“ Wenn man sich klar hält, welche wesentlichen Unterschiede durch diese Verschiedenheiten entstehen können, so muss man auch einsehen, woher die oft wesentlich von einander abweichenden Aussagen der Zeugen stammen. Wir werden auch sagen müssen, dass sich diese Unterschiede noch ungleich grösser und wichtiger gestalten würden, wenn nicht die Zeugen meistens in der Lage wären, entweder sofort nach dem Ereignis oder später dasselbe zu besprechen und so ihre verschiedenen Auffassungen aneinander abzuschleifen und näher zu bringen. Deshalb machen wir oft die befremdliche Erfahrung, dass dann, wenn die Zeugen sich wirklich nicht besprechen konnten, auch keine Berichte durch dritte hörten, auch nicht die Folgen der Tat zu Gesicht bekamen, woran sie ihre Auffassung korrigieren konnten, doch noch wesentliche Verschiedenheiten zutage traten. Wir helfen uns damit, dass wir einen Teil dieser Zeugen der Lüge zeihen oder annehmen, sie waren unaufmerksam oder mit Blindheit geschlagen, während nichts anderes vorlag als verschiedene, aber für alle Teile gerechtfertigte Auffassung. —

Fast von gleicher Wichtigkeit sind Ansichten.[2])

Fiesco ruft aus: „Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos gross, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wach-

---

1) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung“. Braunschweig 1865.

2) Marie Borst, „Recherches experim. sur l'education et la fidelité du temoignage“ in „Arch. de psych.“ Genève. Tome III. Nr. 11.

senden Sünde" — und mit vollem Recht weist Exner[1]) darauf hin, dass z. B. Oedipus im Altertum anders aufgefasst wurde als heute; damals fand man sein Geschick schauderhaft, heute meint man kühl, er könne ja für alles Erlebte nichts dafür.

Das sind beides Kriminalfälle aus der Dichtung, welche die verschiedenen Ansichten hinstellt, ebenso verschieden fasst man heute dieselbe Handlung auf und, was für uns wichtig ist, ebenso sieht man auch die Tatsachen verschieden, die diesen Handlungen zugrunde liegen. Wir können uns aber auch Beispiele aus nächster Nähe holen; es ist bekannt und belustigend, dieselben Wolkenbildungen von verschiedenen Menschen beurteilen zu lassen, nach dem, was sie darin sehen. In wenigen Minuten hört man: „Blumenkelche mit Blütengeistern — bekneipte Studenten; brausendes Meer — ein Kamel mit einem Affen; kämpfende Riesen — einen Fliegenschwarm; einen Propheten mit wallendem Bart — einen Pfeifenkopf" und so fort in der buntesten Reihe; wie einer zufällig auffasst, was er für Ansichten vom Leben hat, was ihm nahe und vertraut liegt, das tritt hier zutage, und wenn auch das, was wir für gewöhnlich zu beobachten haben, nicht so kraus und luftig ist wie Wolkengebilde, so gibt es doch oft recht wirre Situationen anzusehen, und wenn dann die Beurteilungen nicht so weit auseinander gehen, so sind sie immerhin um so viel anders, dass sie vollkommen verschiedene Darstellungen bieten. Ich gestehe, dass mir die Erinnerung an das Beispiel von der verschiedenen Wolkenbeurteilung manche Zeugenaussagen, die unvereinbar aussahen, zu erklären vermochte. —

Stimmung, dieser undefinierbare Faktor, übt auch grossen Einfluss auf die Auffassung, und mit Recht hat La Roche-Foucauld[2]), der alte Kenner menschlicher Schwäche, behauptet: „Die Launen unserer Stimmung sind noch wunderlicher, als die des Schicksals." Was Stimmung ist, weiss jeder. Jeder hat darunter gelitten und davon Nutzen gezogen, aber was sie ist, kann keiner recht sagen. Fischer[3]) stellt die Stimmung so dar: „Alle inneren Zustände und Zustandsänderungen unseres Organismus können, wenn sie sensible Nerven treffen, unter gewissen Bedingungen Empfindungen auslösen, wie beispielsweise die Funktionen der Lungen,

1) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen". Leipzig 1894.

2) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen". Deutsch von Horlek. Leipzig.

3) Engelbert Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung". Mainz 1891.

des Herzens, des Magens, der Eingeweide, der Muskeln u. s. w. Aber wir werden dieser innerkörperlichen Vorgänge, zumal wenn sie in normaler Weise und ohne bedeutende Intensivität verlaufen, in der Regel nicht im einzelnen inne, sondern sie bewirken meistens eine zusammengesetzte Empfindung, die man gewöhnlich ‚Stimmung‘ nennt.“ 1)

Hiernach wäre Stimmung eine Art Vitalempfinden, die Resultierende aus dem momentan günstigeren oder ungünstigeren Funktionieren unserer Organe. Immer und allein richtig ist dies nicht, da einzelne, scheinbar unbedeutende Wirkungen auf unsere Sinne die Stimmung für längere Zeit schaffen und umändern können, ohne dass irgend eine Einwirkung auf die Organe und ihr Zusammenwirken ersichtlich wäre. Ich erinnere daran, wie bloss schönes oder trübes Wetter die Stimmung beeinflusst, wie eine gute Zigarre der Stimmung sofort auf die Beine helfen kann, und wie wir oft den ganzen Tag in einer geradezu erfreuten oder aber niedergeschlagenen Stimmung verharren können, bis wir entdecken, dass die Schuld einem angenehmen oder bösen Traume der verwichenen Nacht zuzuschreiben ist.2) Besonders lehrreich war mir ein kleines Erlebnis, das mir auf einer Fahrt zu einer auswärtigen Amtshandlung zugestossen ist. Es handelte sich um eine gewöhnliche Rauferei zwischen Bauernburschen, bei welcher einer arg zugerichtet wurde, der nun zu vernehmen war. Unterwegs, etwa in der Hälfte der langen Schlittenfahrt, mussten wir in einem Strassenwirtshause warten, da ich einen erhebenden Gendarm dahin bestellt hatte, und als wir, etwa nach einer Viertelstunde, weiterfuhren, überkam mich eine unsäglich traurige Stimmung, und namentlich die mir so gewohnte Rauferei kam mir so überaus traurig vor. Ich bemitleidete den verletzten Burschen, seine Eltern, seine Gegner, lauter mir total unbekannte Menschen, ich betrübte mich über die Rohheit der Menschen, über den Genuss geistiger Getränke, kurz über alles Mögliche. Diese Stimmung war so auffallend, dass ich über ihren Grund zu forschen begann; ich fand ihn zuerst in der langweiligen Gegend, dann in der Schale heissen Kaffees, die ich im Gasthaus getrunken hatte und die vielleicht vergiftet war, bis mir endlich auffiel, dass das Schellengeläute der Pferde in einem sehr betrüblichen Mollakkorde gestimmt war. Der Kutscher hatte zu Hause in der Eile

1) Heilberg, „Beitr. z. Psych. d. Äuss.“ 2. 1903.

2) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv. I, 261; H. Altmann, ibidem I, 335; Näcke, ibid. XI, 258; XIV, 363 u. XIV, 365.

vergessen, Glocken mitzunehmen und, um der Strassenpolizeiordnung zu entsprechen, hatte er sich erst im Gasthause ein Geläute ausgeborgt, und von diesem Augenblick datierte meine traurige Stimmung. Ich liess das Geläute entfernen und sofort freute ich mich an der schönen Natur.

Ich bin überzeugt, dass ich in der früheren Stimmung, als Zeuge über irgend einen Hergang vernommen, diesen anders erzählt hätte, als in normaler Stimmung. Welchen Einfluss Musik — namentlich Tanzmusik, traurige und kriegerische Musik — auf die Stimmung haben kann, ist bekannt genug[1]).

Übrigens ist auch der unbewusste Einfluss äusserer Momente häufig von Einfluss. „Ist man sehr in Gedanken", bemerkt Fechner[2]), „so merkt man weder Sonnenschein, noch Grün der Wiesen u. s. w., und doch ist man in ganz anderer Stimmung, als wenn man im finsteren Zimmer nachdenkt."

Von Bedeutung ist noch die Stimmung, die ir Gleichgültigkeit nennen und die besonders dann auftritt, wenn unser Ich durch kräftige Eindrücke sich am meisten mit sich selbst befasst: Schmerz, Trauer, Freude, wichtige Arbeit, Nachdenken, Krankheit u. s. w. In diesem Zustande unterschätzen wir die Bedeutung von allem, was um uns hergeht; es wird alles in Relation zu unserem persönlichen, augenblicklichen Zustand gebracht und unserem Egoismus entsprechend als mehr oder weniger gleichgültig angesehen. Ob diese gleichgültige Stimmung besteht zur Zeit der Wahrnehmung oder zur Zeit des Wiedergebens beim Verhör, ist gleichgültig, jedenfalls wird die Sache ihrer Härten, ihrer Bedeutung und ihrer Wichtigkeit beraubt, es wird grau geschildert, was weiss und schwarz gewesen ist.

Es gibt aber noch eine andere ähnliche Stimmung, die sich dadurch auszeichnet, dass wir uns derselben nicht recht bewusst werden, ihr aber stark unterworfen sind. Nach Lipps[3]) und Lotze[4]) bemerkt man bei allgemein nervöser Verstimmung, wie sie bei Härmorrhoidalbeschwerden vorkommt, nicht selten bei vollkommener Unversehrtheit der Empfindungen und des Bewusstseins eine eigentümliche Affektlosigkeit des Wahrgenommenen . . . unsere Existenz kommt uns wie eine fremde, uns wenig angehende, wie Fiktion,

1) Vergl. H. Gross, „Schrift u. Ton" in H. Gross' Archiv. I, 118.

2) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889 (I. Teil).

3) Theodor Lipps, Die Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.

4) Rudolf Hermann Lotze, „Medizinische Psychologie u. s. w." Leipzig 1852.

nicht wie Ernst vor. Dass man sich in solcher Stimmung um das, was ringsum vorgeht, nur wenig und nur nebenbei kümmert, ist begreiflich; die Erlebnisse scheinen dann schattenhaft und oberflächlich, sie sind gleichgültig und werden auch nur als solche wiedergegeben.

Dieser Zustand ist für unsere Arbeit insofern geradezu gefährlich, weil ein gewissenhafter Zeuge wohl mitteilen wird, dass er z. B. zur Zeit der Beobachtung oder der Vernehmung krank oder bekümmert war, und deshalb nicht korrekt erzählt, aber eine solche „Affektlosigkeit" seines Zustandes erzählt er dem Richter nicht, er weiss von ihrem Vorhandensein wahrscheinlich nichts. —

Mit diesen Stimmungen nahe verwandt sind gewisse Situationen, geistige und körperliche, welche uns zu einer vollkommen verschiedenen Auffassung bringen: *„Animo dolenti nihil oportet credere"* und *„amans iratus multa sibi mentitur"* ist nach 2000 Jahren auch noch buchstäblich wahr, und das Merkwürdigste daran ist nur der Umstand, dass dies jedermann bekannt ist, dass die in solchen Worten liegende Wahrheit aber selten bei Vernehmungen zur Geltung gebracht wird. Der körperlich Leidende, der in seinen Gefühlen schmerzhaft Verletzte und der durch Kummer vollkommen Herabgekommene wird gerade so als Zeuge vernommen, wie jeder andere, und selten fällt es jemanden ein, den notwendigen, wesentlich reduzierenden Maßstab anzulegen. Auch in den gegenteiligen Fehler verfällt man öfters, indem man wieder heftige Leidenschaften, deren Zeit längst vorbei ist, als so einflussreich ansieht, als ob sie heute noch glühten. Man weiss, dass Liebe und Hass in der Ferne schwinden, und dass längst erstorbene Liebe und längst verrauschter Hass allmählich in einem versöhnlichen, milden Empfinden ausklingen, welches trotz des so verschiedenen Herkommens für beide Leidenschaften eine merkwürdige Ähnlichkeit hat. Weiss nun der Vernehmende, dass einmal eine heftige Leidenschaft, sei es Liebe, sei es Hass, bestanden hat, so sieht er sich enttäuscht, wenn er statt dessen volle Ruhe und objektive Beurteilung findet. Das scheint ihm unmöglich und er glaubt dem vielleicht richtig schildernden Zeugen nichts oder das Wenige nur in anderer Färbung. —

Noch merkwürdiger sind körperliche Situationen, welche eine verschiedene Auffassung bewirken. Es stellt dies keine Sinnestäuschungen dar, da keine Änderung bei der Sinneswahrnehmung vorkommt, sondern es sind dies Verschiedenheiten, deren Entstehung nach der Sinneswahrnehmung, im eigentlichen Auffassungsvorgang zu suchen ist. Beispiele hierfür gibt es viele.

Herbart[1]) hat es, wie ich glaube, zuerst ausgesprochen, „dass einem zuweilen ein Gedanke gefällt, wenn man liegt, der nicht mehr gefällt, wenn man sich erhebt". Das ist seitdem wiederholt ausgesprochen und untersucht worden; es dürfte wohl mit der Verschiedenheit der Blutzufuhr zum Gehirn im liegenden und stehenden Zustande zusammenhängen und erklärt uns eine Reihe von Erscheinungen. Vor allem hängt damit das Pläne-machen und Pläne-ausführen zusammen. Jeder kennt es, dass man oft im Bette liegend allerlei Pläne aufkommen lässt und sie gut heisst; sobald man sich erhebt, steigen Bedenken auf, und der Plan wird nach und nach wieder fallen gelassen. Das hat so lange wenig Bedeutung, als man nicht in der ersteren Situation irgend etwas unternommen hat, was für den damals gefassten Beschluss bindend werden kann; wenn also z. B. zwei, im Bette liegend, einen bestimmten Plan gefasst haben, worauf dann jeder sich vor dem anderen scheut, davon zurückzutreten. Wir hören dann öfter von Verbrechern, dass sie der gefasste Plan gereut habe: „Nun war er einmal beschlossen und wurde ausgeführt." Viele solche Erscheinungen, die uns meistens nicht recht glaubhaft erscheinen, sind auf diese Situationen zurückzuführen.

Ähnliches kommt vor, wenn z. B. ein Zeuge irgend einen wichtigen Vorgang überdenkt, während er im Bett liegt. Später einmal denkt er wieder daran und kommt zur Überzeugung, dass sich die Sache eigentlich anders zutrug als so, wie er es neulich überdacht hat. Er kann nun zur Überzeugung kommen, dass der Zeitpunkt, an welchem er jene Überlegung machte, dem Hergang näher war, weshalb die damalige Auffassung die richtigere gewesen sein muss. Er bleibt dann bei seiner Vernehmung auch bei dieser Auffassung, obgleich sie die weniger richtige war.

Etwas Ähnliches hat Helmholtz[2]) festgestellt: „Die Farben einer Landschaft erscheinen viel glänzender und bestimmter, wenn man sie bei schiefer oder umgekehrter Lage des Kopfes betrachtet, als bei gewöhnlicher aufrechter Haltung. Bei letzterer suchen wir die Sachen als solche richtig zu beurteilen und wissen, dass z. B. grüne Flächen in gewisser Entfernung etwas veränderten Farbenton haben; wir gewöhnen uns daran, von dieser Veränderung abzusehen und lernen das veränderte Grün ferner Wiesen und Bäume doch

1) J. Herbart, „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie". Königsberg 1815—1850.

2) A. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik". Leipzig 1865.

mit der entsprechenden Farbe naher Objeke zu identifizieren. Ausserdem sehen wir in veränderter Lage die Landschaft als plattes Bild, ja mitunter sehen wir dann die Wolken in richtiger Perspektive und die Landschaft so platt, wie wir gewöhnlich die Wolken sehen." Das hat überdies jeder von uns schon als Knabe gekannt und geübt, wenn wir stehend den Kopf nach abwärts beugten und zwischen den Beinen nach rückwärts schauend die Landschaft betrachteten. Wie seltsam das aussieht!

Es ist selbstverständlich, dass kaum jemals ein Kriminalfall vorkommen wird, bei welchem die saftigere Farbe oder die plattere Erscheinung einer Wiese oder die zuletzt genannte abenteuerliche Stellung eine Rolle spielen wird; ebenso selbstverständlich ist es aber auch, dass derselbe Grund, welcher diese genannten Verschiedenheiten bewirken konnte, auch die Ursache von vielen anderen, noch nicht erforschten Verschiedenheiten abgeben kann, die für uns allerdings von Bedeutung sein können.

Diese ist namentlich dann möglich, wenn es auf das Vergleichen ankommt. Schiel[1]) legte viel Wert darauf, dass zwei verschieden lange Linien gleich lang erscheinen, wenn sie divergieren, während man sofort auf die verschiedene Länge kommt, wenn sie parallel laufen, neben einander nahe liegen und gleich anfangen. Er sagt, so sei es bei allen Vergleichen: Kann man die Juxtaposition zuwege bringen, so kann man auch vergleichen, ist das nicht möglich, so vergleicht man auch schlecht. Auch hier handelt es sich nicht um eine Sinnestäuschung, sondern nur darum, dass man sich durch bequemere Situation Erleichterungen verschafft. Die „Juxtaposition" ist oft wichtig; nicht aus praktischen Rücksichten, um leichter vergleichen zu können, sondern deshalb, weil wir wissen müssen, ob ein Zeuge die richtige Juxtaposition fand. War dies der Fall, so hat er gut verglichen, war es nicht so, dann ist seinem Vergleiche wenig Wert beizulegen. Ob er sie hatte oder nicht, ist bei näherem und sorgfältigem Eingehen auf die Sache meistens herauszubringen.

Eine bestimmte Situation zur Auffassung verleiht auch das besondere Interesse, welches man der Sache oder einem bestimmten Teil derselben entgegenbringt. Bonstetten[2]) gibt hierfür ein gutes Beispiel, indem er erzählt, eine seiner ältesten Erinnerungen sei die an seinen Grossvater — er erinnert sich aber nicht an den

1) J. Schiel, „Induktive Forschung".
2) Briefe von Bonstetten an Matthisson. Zürich 1827.

ganzen alten Mann, sondern nur an einen grünen Ärmel und eine runzlige Hand, die ein Schokoladentäfelchen reicht. Das Kind hatte also nur für das letztere ein Interesse und fasste also auch nur dieses und seine nächste Umgebung, die Hand und den Ärmel auf. Ähnliches können wir oft beobachten. In der ganzen grossen Rauferei hat der Zeuge nur gesehen, was seinen Bruder anging, von einem grossen Haufen gestohlener Kostbarkeiten hat der Numismatiker bloss ein Armband mit einer seltenen Münze bemerkt, von einer langen, staatsgefährlichen Rede hat der Zeuge nur das aufgefasst, was seinen Stand betroffen hat u. s. w. Ja dieselbe Sache erscheint anders, wenn sie aus irgend einem Grunde kein Interesse oder aber ein erhöhtes bietet: „Eine Farbe nimmt sich ganz anders aus, wenn sie aus der Mode ist, eine Blume anders, wenn wir wissen, dass sie gemacht ist, in der Heimat scheint die Sonne heller, die selbstgezogene Frucht schmeckt besser u. s. w.“ (v. Volkmar [1])).

Aber auch sonst noch gibt es eine Menge von einzelnen Einwirkungen auf unsere Auffassung, und seitdem Purkynje [2]) vor etwa 80 Jahren zuerst über die subjektiven Erscheinungen experimentierte und schrieb, wachsen die Beispiele ununterbrochen.

Ein wichtiges Moment bildet die verschiedene Bedeutung der Worte. Taylor [3]) hat, an einen Ausspruch von Lord Bacon anknüpfend, gesagt, die Worte sind für uns Marken für Begriffe geworden, und so werden einfache Worte zur Bezeichnung für verwickelte juristische, mathematische, philosophische Begriffe benutzt. Es ist begreiflich, dass dadurch einer etwas anderes aussagt, wenn er andere „Marken“ hat als andere Leute. Aber selbst im Denken und Konstruieren, somit im Verarbeiten des Wahrgenommenen, ergeben sich andere Auffassungen, wenn jemandem ein Ereignis mit anderen „Marken“ gegeben wird, als er sie versteht; der Unterschied ist vielleicht kein grosser, aber wenn mit dem anders gebrauchten Worte Ableitungen und Zusammensetzungen vorgenommen werden, dann multipliziert sich der Fehler und der Schluss ist etwas anders, als wenn von einer anderen Bedeutung ausgegangen worden wäre. Besonders weit vom Wege kann man kommen, wenn man fremde Worte in die Konstruktion einführt und dabei, wenn auch nur um wenig, von unserer Bedeutung desselben Wortes abweicht. Auch hier sei darauf hingewiesen, dass der Sinn des fremden Wortes

1) Wilhelm v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“.

2) Joh. Ev. Purkynje, „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne“. Berlin 1823—1825.

3) Taylor, „Anthropologie“. Deutsch von Siebert. 1883.

oft nicht mit der Bedeutung zusammenfällt, die es im Lexikon hat; daher ist es auch gefährlich, Aussprüche in fremden Sprachen zur Beweisführung zu gebrauchen, wenn es sich darum handelt, strenge bei einer Bedeutung zu bleiben. Taine[1]) sagt richtig: „Liebe und amour, girl und jeune fille, Lied und chanson ist nicht dasselbe, obwohl man eines durch das andere übersetzt. Es wird auch darauf hingewiesen, dass namentlich Kinder gerne den Begriff, den sie das erste Mal für ein Wort haben, in seiner Ausdehnung verändern und bald erweitern, bald verengern. So ist z. B. das Wort ‚Pipi‘ zuerst bloss für das Huhn bestimmt, wird bald auf alle Vögel ausgedehnt, und ein Kind, dem man im Walde einen Fichtenbaum zeigte, sagte, das sei kein Fichtenbaum, der ist nur zu Weihnacht.“

Es wäre aber falsch, wollte man dieses Vorgehen bloss auf Kinder einschränken, dasselbe machen wir alle, und das Festhalten der Bedeutungen kommt selten vor. Zu irgend einer Zeit, der eine früher, der andere später, hören wir ein Wort das erste Mal. Das Nächste, was wir nach dem Vernehmen eines Wortes tun, ist, damit einen Begriff zu verbinden. Dieses Verbinden wird aber selten richtig sein, schon deshalb nicht, weil wir ja das Wort zum ersten Male gehört haben. Für die nächste Zeit richtet sich aber unsere Auffassung von Darstellungen, in welchen dieses Wort vorkommt, lediglich darnach, was wir unter diesem Worte augenblicklich verstehen. Mit der Zeit werden wir, richtig oder unrichtig, eines Anderen belehrt, und so wechselt Wort und Bedeutung fortwährend, und wenn wir diesen Vorgang bei den einzelnen Menschen miteinander vergleichen, so kann ein Annähern in der Auffassung ebenso gut gedacht werden als ein Auseinanderkommen. Welche Missverständnisse sich daraus entwickeln können, braucht nicht besprochen zu werden, man darf aber vielleicht behaupten, dass manche Wandlung in der Auffassung von Recht und Sittlichkeit, die, auf grosse Zeiträume gespannt, sehr bedeutend sein kann, auf die Wandlung der Wortbedeutung, wenigstens zum Teil, zurückgeführt werden kann. Es ist ja richtig, dass „der Zeitmesser unserer Moral dann und wann nach der Normaluhr gerichtet werden muss“ — aber manches Mal würde es genügen, wenn man nur die Bedeutung des Wortes, um das es sich handelt, korrigieren wollte. Der Streit über die wichtigsten Fragen, über Staatsgewalt, Ehre, Verantwortung, Freiheit u. s. w. wäre vielleicht in dem Augen-

1) H. Taine, „Der Verstand“. Autorisierte Übersetzung v. L. Siegfried. Bonn 1880.

blicke geschlichtet, in dem es gelänge, den Streitenden die gleiche Auffassung von dem betreffenden Worte beizubringen. Schade, dass wir der Weisheit Aristoteles' nicht mehr folgen und bei sittlichen Wertbestimmungen das Urteil des *ἀνὴρ φρόνιμος καὶ σπουδαῖος* anrufen. Auch Kants Ethik kannte in dieser Richtung nicht viel mehr und Besseres. —

Ein weites Feld giebt es in dieser Beziehung bei der Frage der Ehrenbeleidigungen. Es ist bekannt, dass der Deutsche reich an Worten ist, mit denen er dem anderen seine Abneigung bezeigt, weiter aber auch, dass ein grosser Teil dieser Worte an sich harmloser Natur ist; aber der eine versteht dies, der andere jenes darunter, und schliesslich kommen wir in den Ruf, dass die Deutschen die meisten Ehrenbeleidigungsklagen zur Welt bringen. Der mit Unrecht vergessene K. Weber[1]) sagte schon vor langer Zeit: „Wo der Franzose lacht und witzig wird, da sehen wir den Deutschen ergrimmen, grob werden, *injuriarum* belangen, und die Franzosen bezeichnen das Empfindlichwerden über Kleinigkeiten: faire querelle d'Allemand." So kommt es auch, dass sich vor Gericht mancher Streit ob Ehrenbeleidigung rasch beilegen lässt, wenn man den Leuten die Auffassung des Wortes klar macht. Mancher, der geklagt hatte, weil er „eine Kreatur", „eine Person", „ein quadrilliertes Dings übereinander" genannt wurde, ging versöhnt von dannen sobald er die Bedeutung des Wortes auseinandergesetzt bekommen hatte.[2])

Zum Schlusse noch ein Wort über den Einfluss der Zeit auf die Auffassung.[3]) Nicht die Länge der verflossenen Zeit, sondern die Schätzung der Zeitspanne ist gemeint, die dann für einen Vorgang von Wichtigkeit ist. Herbart meinte einmal, „die Form der Wiederholung sei die Zeit", und wenn er da recht hat, so muss die Zeit, ihr langsames oder schnelleres Verstreichen auf die Auffassung dessen, was sich zugetragen hat, Einfluss nehmen. Es ist bekannt, dass Monotonie das Ablaufen der Zeit verlangsamt (Langeweile), und dass ereignisreiche Zeit rasch vergeht, aber in der Erinnerung lange erscheint, weil eine Menge von Ruhepunkten durchgedacht werden; überall muss man verweilen, wo sich in der Erinnerung etwas zugetragen hat, und so verlängert sich die Zeit (Münster-

---

1) Karl Julius Weber, „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". Stuttgart 1854.

2) Binet et Henri, „La memoire des phrases". Année psych. I. 1894.

3) Näcke in H. Gross' Archiv Bd. VII, 340.

berg [1]). Aber allgemein gilt das nicht. Schon Aristoteles [2]) hat gewusst, dass ein bekannter Weg kürzer erscheint als ein unbekannter, was dem Angeführten widerspricht. Ebenso verfliegt auch eine Reihe von Tagen, die wir z. B. in ungestörter Ferienruhe auf dem Lande gleichmässig, ohne jedes bemerkenswerte angenehme oder unangenehme Ereignis verleben, überraschend schnell. Dann, wenn sich irgend etwas Wichtiges in unserem Leben ereignet hat, und es folgt unmittelbar darauf eine ruhige, ereignislose Zeit, so erscheint diese (also von dem Wichtigen bis jetzt) sehr lang in der Erinnerung, obwohl ereignislose Zeit in der Gegenwart lang, in der Vergangenheit kurz erscheinen sollte. Diese und ähnliche Erscheinungen sind völlig unaufgeklärt, und selbst Vierordt [3]) konnte als das Ergebnis seiner umfangreichen Experimente über den Zeitsinn nur die allgemeine Feststellung bezeichnen, dass wir kleine Zeiten grösser, grosse aber kleiner auffassen.

Hierzu kommt noch die merkwürdige Tatsache, dass die meisten Menschen über die Dauer kleiner Zeiträume, namentlich der so oft im Munde geführten Minute, absolut keine Vorstellung haben. Man nehme einmal die Uhr zur Hand und verlange von einer Versuchsperson, meinetwegen von einer sehr gebildeten, der man den Beginn einer Minute angegeben hat, sie solle schweigend sitzen bleiben und (ohne aber etwa zu zählen u. s. w.) angeben, wann die erste, die zweite, die fünfte Minute vergangen ist. Nach höchstens $1\frac{1}{2}$ Minuten wird die Versuchsperson die fünf Minuten als abgelaufen bezeichnen. Wie viele hundertmal fragen wir aber Zeugen, wie viele Minuten dies und jenes gedauert hat. „Er hat mich 10 Minuten lang geohrfeigt" — „ich wurde fünf Minuten unter Wasser gehalten" — „zwischen Blitz und Knall verging mindestens eine Minute" und was dergleichen Unsinn mehr ist, finden wir alle Tage in Protokollen. [4])

Hier gibt es zur Richtigstellung zwei Mittel. Entweder lasse man die Zeitangabe in bekannterer Form angeben, z. B. ein Vaterunser lang u. s. w., „von jetzt" (Pause) „bis jetzt" — oder man gebe dem Zeugen die Uhr in die Hand und lasse ihn den Sekundenzeiger betrachten, dann wird er zugeben, dass die 10 Minuten,

---

1) Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie". Freiburg 1892.

2) Probl. V. 25 und XXX. 4.

3) Vierordt, „Der Zeitsinn". Tübingen 1868.

4) Liepmann, „Experimentelle Aussagen etc." „Beitr. zur Psychol. d. Aussage". 2, 1903. Vergl. Klausmann in H. Gross' Archiv. Bd. I, S. 39.

während er geohrfeigt worden sein will, höchstens eine halbe Minute dauerten.

Viel schwieriger hat man es, wenn es sich um längere Zeiträume, Wochen, Monate, Jahre handelt, weil es da kein Mittel gibt, irgend eine Nachprüfung vorzunehmen. Das einzige, was die Erfahrung mit Bestimmtheit lehrt, ist der Umstand, dass solche Zeitangaben nur dann sicher sind, wenn sie durch bestimmte Ereignisse fixiert werden. Wenn also jemand sagt, das Ereignis A fand 4—5 Tage vor dem Ereignisse B statt, so kann man ihm nur glauben, wenn er z. B. beisetzt: „denn als A stattfand, haben wir gerade begonnen das Korn zu schneiden, und als B eintrat, führten wir es ein, und dazwischen liegen 4—5 Tage.“ Kann er ähnliche Angaben nicht machen, so verlasse man sich nie darauf, denn es können Dinge vorgekommen sein, die seine Auffassung über die Zeitdauer so beeinflusst haben, dass er ganz falsch beurteilt hat.[1])

Gerade in diesen Fällen ereignet es sich oft, dass mangelhafte Feststellungen im Laufe längerer Erhebungen plötzlich zu Fixpunkten werden und dann, wenn diese falsch sind, Irrungen verursachen. Nehmen wir an, ein Zeuge habe einmal, vielleicht nur so nebenhin, angegeben, das habe sich vor 4 Jahren zugetragen. Viel später muss dann einmal eine Zeitbestimmung vorgenommen werden, das Ereignis wird nach der obigen flüchtigen Angabe auf 1893 festgesetzt, und nun werden die wichtigsten Momente lustig darauflos herausargumentiert.[2])

Wie immer in solchen Fällen, prüfe man vorerst an sich selbst, wie unsicher und unrichtig man solche Zeitbestimmungen vornimmt und je nach der verschiedenen Auffassung weit über- oder unterschätzt. Vom Zeugen kann man annehmen, dass er im fraglichen Falle besser aufgefasst hat, mit demselben Rechte kann man aber auch voraussetzen, dass es ihm viel schlimmer ergangen ist. Kurz, die Auffassung von Zeiträumen kann nie vorsichtig genug behandelt werden.

e) Natur und Kultur.

Die Unterscheidung der Menschen nach ihrer „Natur und Kultur“ rührt von Schopenhauer her; ich weiss nicht, wo er sie

---

1) Bernheim, „Das Verhältnis der hist. Methodik zur Zeugenaussage“ Beitr. zur Psych. d. Aussage“. 2. 1903.

2) Jaffa, „Ein psychol. Experiment“. Ibid. 1. 1903.

zuerst gebraucht, wohl aber weiss ich, dass diese Fassung durch keine andere zu ersetzen ist. Natur ist körperliche und geistige Beschaffenheit und Veranlagung im weitesten Umfang, Kultur ist Erziehung, Umgebung, Studien, Angelerntes und Erlebtes, ebenfalls alles im weitesten Umfang. Beides zusammen stellt den Menschen dar, was er ist, was er kann und was er will, und mit der Scheidung der Menschen nach ihrer Natur und Kultur ist ihre Einteilung nach ihrem Wesen vorgenommen. Welchen Einfluss die Natur eines Menschen, also das, womit er auf die Welt gekommen ist, auf ihn hat, das wissen wir oder streben wenigstens darnach, es kennen zu lernen, was aber die Kultur aus ihm in strafrechtlicher Beziehung macht, das ist uns noch völlig fremd; von den Stimmen, welche die Zivilisation als die alles versöhnende und gut machende Göttin preisen, bis zu jenen, die nur in der Rückkehr zur Einfachheit und Natur das Heil der Menschheit finden, sehen wir alle Zwischenvorschläge, Verbindungen und Unterscheidungen vertreten.

1. Wirkung der Kultur.

Die Frage, welche Wirkung die Kultur auf den Menschen haben kann, ist für den Kriminalisten bei der Erwägung wichtig, ob durch dieselbe Moral, Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe gehoben wird, da er oft Verhältnisse, Handlungen und Aussagen rücksichtlich ihres Wertes miteinander zu vergleichen hat, die sich nur durch die Kultur derjenigen unterscheiden, bei denen sie vorliegen oder von denen sie ausgehen. In dieser Richtung ist die Frage aber von grosser Wichtigkeit.

Das Belehrendste, was in dieser Hinsicht geschrieben wurde, dürften die Arbeiten von Tarde[1]) und von Oelzelt-Newin[2]) sein, aber auch die älteren Arbeiten sind von Wert. Leibniz sagte schon: „Überlasst mir die Erziehung und in einem Jahrhundert ist Europa umgestaltet.“ Cartesius, Locke, Helvetius treiben den Wert der Erziehung bis zum äussersten, namentllich der letztere[3]) kommt bis zu unhaltbaren Ansichten. Sie finden ihren Gegensatz z. B. in Carlyle[4]), der bei der Besprechung des Tagebuches

---

1) G. Tarde, „La philosophie pénale“, Lyon 1890; „La criminalité comparée“ 1886; „Les lois de l'Imitation“ 1890“; „Psych. économique“ 1902.

2) Anton Oelzelt-Newin, „Kosmodicee“. Leipzig und Wien 1897.

3) Claude Helvetius, „De l'esprit“. 3. discours. Paris 1758, 1843, 1890.

4) Thomas Carlyle, „The past and the present“. London 1843.

eines Mönches aus dem 12. Jahrhundert ausruft: „Die Zivilisation ist eine Hülle, unter der die wilde Menschennatur ewig mit höllischem Feuer fortbrennen mag." Die Modernen[1]) schlagen den Mittelweg ein, und es mutet einen recht wahrscheinlich an, wenn Ribot[2]) sagt: „Erziehung wirkt an den beiden Enden der Menschheit am wenigsten: wenig und nur vorübergehend beim Idioten, viel beim mittelmässigen Menschen, gar nicht beim Genie" — nur möchte ich da den Kreis der Idioten und Genies recht gross, den der Mittelmässigen ganz eng gezogen sehen, und wir Kriminalisten wollen Adolf Wagner[3]) recht geben, der nachweist, dass die Hebung der intellektuellen Bildung allein nach statistischem Materiale nicht von bemerkenswerten Folgen in Betreff der Bewegung der Verbrechen gewesen ist. Das ist einmal eine statistische Feststellung, die mit den Erfahrungen des Praktikers stimmt, und gerade wir, die wir Gelegenheit hatten, Beobachtungen vom kriminalistischen Standpunkte während der Zeit des „Aufschwunges des Volksunterrichtes" zu machen, wissen nichts Günstiges davon zu berichten. Wenn die allgemeine Behauptung, dass durch die gesteigerte Volksbildung die eigentlichen Rohheitsdelikte, namentlich Raufereien, Sachbeschädigungen u. s. w., abgenommen und die gewisse Kenntnisse erfordernden Delikte, wie Betrug, Veruntreuungen u. s. w., zugenommen haben, auf Wahrheit beruht, dann haben wir einen schlimmen Tausch gemacht: für die psychologische Wertbestimmung eines Verbrechers ist doch das Delikt allein nicht maßgebend, immer fragt es sich, welchen Schaden der Betreffende durch die Tat an seinem Wesen erlitten hat. Wenn also ein Bauernbursche in überschäumender, wenn auch noch so roher Kraft, eine Anzahl von Stuhlbeinen auf den Köpfen seiner Nächsten abgeschlagen oder Zäune, meinetwegen eines ganzen Dorfes demoliert hat, so kann er gleichwohl der ehrenhafteste Bursche sein und später ein allgemein geachteter Mann werden. Viele der besten und brauchbarsten Landbürgermeister haben aus ihrer Jugendzeit Abstrafungen wegen Raufereien, Sachbeschädigungen, Widerstand gegen die Obrig-

---

1) Vergl. J. Lubbock, „Die nationale Erziehung" u. H. Spencer, „Geistige, moralische u. körperliche Erziehung"; Sergi, „Die menschlichen Entartungen"; F. Nicolay, „Die schlecht erzogenen Kinder". Paris 1890; G. Sergi, „Erziehung des Charakters". Mailand 1893; A. Bain, „Die Wissenschaft der Erziehung".

2) Th. Ribot, „Die Erblichkeit". Deutsch von O. Hotzen. Leipzig 1876.

3) Adolf Wagner, „Statistisch-anthropologische Untersuchung der Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen". Hamburg 1864.

keit und Ähnliches zu verzeichnen. Hat einer aber einmal betrogen oder unterschlagen, so ist die Ehre verloren, und er bleibt und ist in der Regel ein Lump sein Leben lang. Haben wir also statt Verbrechern der erstgenannten Gattung solche der letzteren eingetauscht, so ist die Perspektive eine böse.

Ähnliche Erfahrungen machen wir auch mit den Einzelnen. Das Hauptkennzeichen des etwas kultivierten Menschen, der also nicht bloss lesen und schreiben kann, sondern auch einigen Gebrauch davon zu machen weiss, ist eine ausgesprochene Unzufriedenheit mit seiner Existenz, deren Vorhandensein allerdings leicht zu erklären ist.[1]) Hat er das Bedürfnis zu lesen einmal bekommen, so ist die kurz bemessene Zeit nicht ausreichend, um dasselbe zu stillen, und hätte er auch mehr Zeit frei, so ist es immerhin mit Überwindung verbunden, einen Band Gedichte weglegen und dann Schweine füttern oder Ställe reinigen zu müssen. Ausserdem lernt der in einfachen Verhältnissen lebende Mensch durch die Lektüre eine Menge von Bedürfnissen kennen, die er nicht befriedigen kann, die er aber bekommen hat, und wir Kriminalisten wissen von täglichen Beispielen zu erzählen, wie Eingriffe in fremdes Gut nur dadurch zu erklären sind, dass einer durch das Lesen Dinge kennen lernte, die er sich beschaffen wollte, aber auf redliche Weise nicht beschaffen konnte.

Allerdings kennt z. B. das österr. Recht den „mildernden Umstand“ der „vernachlässigten Erziehung“, es ist aber gewiss noch nie einem denkenden Kriminalisten eingefallen, von einem zu glauben, dass er eher der Versuchung zu stehlen und zu betrügen verfallen ist, weil er nicht lesen und schreiben konnte. Wie oft sind wir aber in der Lage, mit irgend einem alten Bauern als Zeugen zu verkehren, der so recht das Bild vollkommener Ehrenhaftigkeit darstellt, der absolut verlässlich ist und der so viel Lebensklugheit zutage bringt, dass es für den Gebildetsten Gewinn ist, mit ihm zu sprechen. Aber die schwarze Kunst des Lesens und Schreibens ist ihm sein Leben lang fremd geblieben, und von „vernachlässigter Erziehung“ wird bei ihm kein Mensch reden.

Wir wollen uns nicht auf fremdes Gebiet verirren, aber das sei gesagt, dass wir, mögen sich die Verhältnisse wie immer gestalten, stets Leute für einfache, harte Arbeit haben werden müssen, und diese unzufrieden zu machen dadurch, dass man ihnen Unerreich-

---

1) Vergl. Lino Ferriani in seinen „Minderjährige Verbrecher“ und „Schreibende Verbrecher“. Deutsch v. Ruhemann. Berlin 1900.

bares zeigt, ist eine Gewissensfrage — jedenfalls wollen wir es als zweifellos hinstellen, dass wir mangelhafte oder fehlende Geistesbildung nie für sich allein als einen Grund ansehen dürfen, dem Betreffenden weniger zu glauben oder ihn für irgend ein Verbrechen geneigter zu halten als einen anderen. Das grosse Wort Iherings[1]): „Das Bestehen und die Wohlfahrt der Gesellschaft ist der Zweck aller sittlichen Normen", hat mit der Geistesbildung nichts zu tun, und sittliche Normen brauchen nicht bloss aus dem Buche gelesen zu werden; — die Fehler, die der Erziehung zur Last liegen: Verzärtelung, Überstrenge, Vernachlässigung und in ihrer übeln Richtung noch Faulheit, Lüge und Diebstahl (Kraus[2])) sind aber Zugaben, die wir schwer genug in den Kauf nehmen.

Niemandem wird es beifallen, Verwilderung und Erziehungslosigkeit des Volkes zu wünschen, und wenn wir den Wert der Verstandesbildung sehr gering veranschlagen, so bleibt uns noch die sittliche Erziehung, und wie unendlich hoch diese einzuschätzen ist, das lässt sich in Vergleichszahlen nicht ausdrücken. Wir wollen die Frage allgemein anfassen und vorerst als Ziel der Bildung, z. B. mit Bruchmann[3]), die Fähigkeit bezeichnen, an dem Empfinden, Wissen und Wollen eines anderen Geistes teilzunehmen. Es wäre dieser Ausspruch vielleicht dadurch zu ergänzen, dass man beifügt, „in richtiger, entsprechender, eingehender u. s. w. Weise", denn ein bloss äusseres, ungefähres und verkehrtes Teilnehmen genügt selbstverständlich nicht; mit Recht hat deshalb Adolf Wagner[4]) gesagt: „Der Dienstbote weiss beiläufig von dem Herrn, wie er sich räuspert und wie er spuckt, bleibt aber innerlich roher als der eigentlich Arbeitende; es beweist den alten Satz, dass die Schattenseiten der Bildung und Zivilisation am meisten bei bloss äusserlicher Berührung mit letzteren hervortreten."

Wenn wir aber ein „richtiges Teilnehmen" in Rechnung setzen, dann ergibt es sich von selbst, dass ein Teilnehmen nur an dem Begreiflichen statthaben kann, dann müssen wir sowohl die Gebiete der eigentlichen Verstandesbildung als auch die der wissenschaftlichen Moral grundsätzlich ausnehmen, und es erübrigt

---

1) Rudolf von Ihering, „Der Zweck im Recht". Leipzig 1883.

2) A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens". Tübingen u. Leipzig 1884.

3) K. Bruchmann in der Rezension von Karl Langes „Über Apperzeption". Plauen 1889, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Band XIX.

4) Adolf Wagner, „Statistisch-anthropologische Untersuchungen u. s. w." Hamburg 1864.

uns nur mehr das der Religion, als der dem Volke zugänglichen Moral.

Goethe sagte irgendwo: „Das eigentlihe, einzige und tiefste Thema der Welt und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben.“ Dieser Konflikt soll hier nicht erörtert werden, es wollte nur zum Ausdrucke kommen, dass die einzige Bildung, auf die sich der Kriminalist wirklich und immer verlassen darf, die der echten Religion ist. Der wirklich nicht heuchelnde Religiöse ist verlässlich als Zeuge und gestattet, wenn er als Beschuldigter erscheint, zum mindesten die Annahme, dass er unschuldig ist. Das Schwierige liegt in dieser Richtung nur darin, festzustellen, ob wir es mit Heuchelei, Scheinreligion oder wirklichem, tiefreligiösem Gefühl zu tun haben; ist das letztere festgestellt, dann haben wir sicheren Boden.

Über dieses Thema hat z. B. Oettingen [1]) Zusammenstellungen bezüglich der Autoren gemacht, welche statistische Belege zu bringen suchen; dass die Bildung bessernd wirkt, h aben Quetelet [2]), Dufau [3]), Porter [4]), Corne [5]) behauptet; das Gegenteil beweisen Guerry [6]) („L'instruction est un instrument, dont on peut faire bon ou mauvais usage“), und Mayhew [7]) (mit Bezug auf Cooke Taylor: „Reading and writing is no more knowledge than a knife, a fork and a good dinner“); Rümelin [8]) schlägt den Mittelweg ein.

Von statistischen Daten seien nur zwei angeführt: In Russland [9]) können nur 10 Proz. lesen und schreiben, und doch konnten von 36368 verurteilten Personen nicht weniger als 26944 lesen und schreiben. In Schottland war in den siebziger Jahren der Prozentsatz der Verbrecher so verteilt: 21 Proz. ganz ungebildete, 52,7 Proz. halb gebildete, 26,3 Proz. gut gebildete.

Völlig wertlos sind für uns die Zählereien der Statistik nach

---

1) Alex. von Oettingen, „Die Moralstatistik u. s. w.“ Erlangen 1882.

2) Quetelet, „Sur l'homme et le dévelopment de ses facultés“. Paris 1835.

3) Dufau, „De la méthode d'observation etc.“ 1866.

4) Porter, „Progress of nations“. 1836.

5) A. Corne, „Essai sur la criminalité“ (Journal des Economistes 1868).

6) Guerry, „Essay sur la statistique morale de la France“ und „Statistique morale de l'Angleterre comp. avec la statistique morale de la France“. Paris 1864.

7) Mayhew, „The criminal prisons of London“. 1856.

8) G. Rümelin, „Reden und Aufsätze“. Tübingen 1875, Freiburg 1881.

9) Bericht des russischen Justizministeriums v. Jahre 1872 in „Westnik Jewropi“. Oktober 1873.

dem Glaubensbekenntnis. Ein Teil derselben gehört überhaupt nicht zur Frage der Religion, sondern zu der der Rasse, z. B. die Kriminalität der Juden. Ein Teil ist wertlos: Kriminalität der Protestanten, Katholiken etc., denn da handelt es sich nur um die protestantisch oder katholisch getauften; der letzte Teil, der uns lebhaft interessieren würde: Kriminalität der Gläubigen und Ungläubigen, der kann nicht geboten werden, weil das niemand feststellen kann. Erwägen wir einmal: Es heisst etwa in einer Statistik: Von den im Lande A im Jahre n Bestraften waren x Proz. Protestanten, y Proz. Katholiken etc. Was nützt uns das? Sowohl unter den x Proz. als den y Proz. waren aber viele absolut Ungläubige, ob diese aber ehemals protestantisch Ungläubige oder ehemals katholisch Ungläubige waren, ist gleichgültig, heute sind sie weder katholisch noch protestantisch, sondern Ungläubige und wir wissen also aus jener Statistik sonst nichts, als wie die Verbrecher getauft wurden — das ist aber kriminalanthropologisch durchaus gleichgültig, somit die genannte Statistik überhaupt wertlos.

Interessant wäre es, wenn wir wissen könnten, wie viele Proz. Katholiken und wie viele Proz. Protestanten wirklich gläubig sind, denn wenn wir — mit Recht — annehmen, dass der wirklich Gläubige überhaupt selten ein Verbrechen begeht, so könnten wir dann sagen, welche Religion vom Standpunkte des Kriminalisten den Vorzug verdient: einfach jene, welche einen grösseren Prozentsatz Gläubiger erhält — aber diese Kenntnis kann uns niemand bieten. Das Auszählen der „protestantischen" Verbrecher und der „katholischen" lasse man aber sicher beiseite. —

2. *Anschauungen Ungebildeter.*

„Sich mitteilen ist Natur, Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung"; hiermit hat uns Goethe[1]) gesagt, wo der Mangel an Bildung anfängt, und wer diesfalls beobachtet, muss wahrnehmen, dass in der Tat der Ungebildete dadurch gekennzeichnet ist, dass er nicht so zu nehmen vermag, wie es geboten wurde. Hiermit ist nicht gemeint, dass ungebildete Naturen bloss das ihnen Gesagte nicht so aufnehmen können, wie es geboten wurde, sondern auch das sonst Wahrgenommene können sie nicht in seiner Einfachheit aufnehmen und wiedergeben, so wie es sich ihnen dargeboten hat. Das ist das Alpha und das Omega von

1) Sprüche in Prosa. V.

allem, was bei der Vernehmung einfacher Menschen zu beachten ist; wer dies festhält, wird es recht machen, wer es übersieht, irrt jeden Augenblick. Dies haben Denker aus den verschiedensten Wissensgebieten von jeher wahrgenommen.

John Stuart Mill[1]) sagt z. B.: „Die Unfähigkeit, zwischen Wahrnehmung und Folgerung zu unterscheiden, ist bekannt genug. Sie ist am ärgsten, wenn der Unwissende versucht eine Naturerscheinung (im weitesten Sinn) zu beschreiben."

Duglas Stewart[2]) sagt: „Der Dorfapotheker wird selten den einfachsten Fall beschreiben, ohne sofort Terminologien zu brauchen, wo jedes Wort Theorie ist; die einfache und wahre Darstellung der Erscheinungen zeigt den Geist, der zum schwierigsten, zur getreuen Interpretation der Natur, gelangt ist."

Darin liegt eine Menge von Wahrheit und namentlich auch der Grund, warum wir oft einen allzu verwickelten Vorgang annehmen, obwohl er an sich einfach ist; man hat ihn uns eben so kompliziert dargestellt, weil man einfach zu erzählen nicht vermochte. Ähnliches sagt Kant[3]): „Die Zeugnisse gemeiner Leute können oft aufrichtig gemeint sein, aber sie sind doch oft nicht zuverlässig, denn weil sie nicht gewohnt sind, ihre Aufmerksamkeit lange auf etwas zu richten, so verwechseln sie das, was sie selbst denken, mit dem, was sie hören, und daher ist ihnen nicht zu glauben, ob sie gleich schwören."

In seiner feinen Weise sagt Hume[4]): „Die meisten Menschen neigen von Natur zu absprechenden und entschiedenen Aussprüchen, sie sehen die Gegenstände nur von einer Seite, denken nicht an die Gegengründe und erfassen so die ihnen zusagenden Grundsätze mit Heftigkeit und ohne Nachsicht auf die, welche anderer Ansicht sind."

Wenn hiermit auch scheinbar nicht dasselbe ausgedrückt ist, so kommt es doch auf dasselbe hinaus, denn wer „die Gegenstände nur von einer Seite sieht", der sieht sie nicht so, wie sie sich ihm bieten, und wer nicht an Gegenstände denken will, der hat die Sachen schon mit seinen Gründen, also subjektiv, gefärbt und wieder

1) J. Schiel, „Die Methode der induktiven Forschung", hauptsächlich nach J. St. Mill. Braunschweig 1865.

2) Duglas Stewart, „Elements of the Philosophy of Mind."

3) Im. Kants „Menschenkunde". Herausgegeben von Starke. Leipzig 1831.

4) David Hume (übersetzt von J. H. v. Kirchmann), „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes". Heidelberg 1888.

nicht so angesehen, wie sie sich bieten. Auch Stricker[1]) behauptet dasselbe: „Das sind die seltensten Menschen, die Ereignisse beschreiben können, ohne ihre Ursachenvorstellungen mit einfliessen zu lassen.“

Hierzu gehört auch die eigentümliche Art ungebildeter Leute, zu definieren; Lazarus[2]) meint, dieselben gehen nicht auf das Konkrete (also so, wie sich die Sache ihnen bietet), sondern womöglich erzählen sie etwas Abstraktes[3]). Das beste Beispiel hierfür ist die bekannte Kasernenhofdefinition: „Honneur ist dasjenige vor demjenigen, dem es zukommt.“

Aber auch, wer nicht das Ganze, wie es sich bietet, sondern nur das Auffallendste und zunächst Liegende aufnimmt, begeht den besprochenen Fehler. Unser Meister Mittermaier[4]) hat das natürlich längst gewusst: „Der leichtsinnige, nur zufällig dazugekommene Zeuge fasst nur die nächsten sich darbietenden Merkmale auf“ — und: „ Es ist eine bekannte Tatsache, dass ungebildete Leute nur auf das merken, was sie zuletzt gefragt werden.“ Namentlich das letztere ist ein ebenso merkwürdiger als wichtiger Umstand. Wenn man einen ungeschickterweise in einem Atem frägt, ob er den A ermordet, den B beraubt und dem C eine Birne gestohlen hat — so wird er vielleicht ruhig erklären: „Nein, die Birne habe ich nicht gestohlen.“ Über die zwei anderen Vorwürfe äussert er sich gar nicht. Dieses Moment benützen mitunter Verteidiger und herrschen z. B. einem wichtigen Belastungszeugen zu: „Können sie behaupten, gesehen zu haben, wie der Angeklagte in das Zimmer trat, sich überall umsah, sich dem Schranke näherte und dann die Uhr zu sich steckte?“ Der ungebildete Zeuge sagt dann trocken: „Nein, das kann ich nicht behaupten“ — obwohl er alles sah, nur das letzte, das die Uhr Zusichstecken, hat er nicht gesehen, verneint aber alles, weil er nur auf das zuletzt Gesagte gemerkt hat.

Auf diese Eigentümlichkeit kann nicht genug geachtet werden, was um so leichter ist, als man nur bei sich und bei anderen niemals dulden darf, dass mehrere Fragen nach einander gestellt werden, ohne erst die einzelnen Antworten abzuwarten; überhaupt stellt sich auch hier wieder die alte Regel in den Vordergrund, Fragen stets in möglichst einfacher und klarer Form zu stellen;

1) S. Stricker, „Studien über die Assoziation der Vorstellungen“. Wien 1883.

2) M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

3) A. v. Meinong, „Abstrahieren u. Vergleichen“. Ebbinghaussche Ztschft. XXIV, 34 (1900).

4) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“ Darmstadt 1843.

man braucht nie zu fürchten, dadurch banal und simpel zu werden, einfache Fragen werden stets dankbar aufgenommen und besser beantwortet, als wenn sie gekünstelt vorgebracht werden.

Aus demselben Grunde, weil ungebildete Leute nichts so nehmen, wie es geboten wird, haben sie Gerechtigkeitsliebe nur deswegen, weil sie besorgen, selbst ungerecht behandelt zu werden; deshalb können schwache Menschen nicht aufrichtig sein (La Roche-Foucauld[1])), und deshalb verstehen die meisten ungebildeten Menschen unter Pflicht das, was andere tun sollten; geboten wird die Pflicht als dasjenige, was alle tun sollen, bequemer ist es aber, dies nur von anderen zu fordern, und so wird es auch nur im letzteren Sinne aufgefasst. Vielleicht ist die Erklärung für diese Vorgänge einfach zu finden. Bulwer sagt in irgend einem Roman ungefähr: „Ich habe bemerkt, dass der unterscheidende Zug von Menschen, die an gute Gesellschaft gewöhnt sind, eine kalte, unerschütterliche Ruhe ist (a calm imperturbable quiet).“ Dass man sich durch Bildung und gute Gesellschaft Ruhe angewöhnt, ist gewiss, und dass man mit dieser richtiger anschaut und richtiger aufnimmt, ist auch nicht zu verwundern. —

Zu der Auffassung der Ungebildeten gehört noch eine Reihe mehr anekdotenhafter, aber deshalb nicht minder wichtiger Züge. Es ist z. B. ein eigentümlicher, oft wiederkehrender Denkvorgang, wenn man Rettungskähne, Löscheimer und sonstiges Geräte, welches man im Notfall sehr rasch braucht, durch Kette und Vorhängeschloss fürsorglich verwahrt.[2]) Das kann nur ein Ungebildeter tun, dem sich der Gedanke, für die plötzlich eintretende Not gesorgt zu haben, nicht als solcher geltend macht, sondern der diesen Gedanken durch die Sorge, bestohlen werden zu können, verdrängen lässt. —

Warum müssen Ungebildete alles, was man ihnen zeigt oder was sie sonst als neu entdecken, eingehend betasten? Kinder beriechen solche Dinge sogar, während der Gebildete sich mit dem Betrachten begnügt. Das „On est prié de ne pas toucher les objects“ hat seinen sehr triftigen Grund! Ich glaube, dass man nicht arg fehl geht, wenn man die Bildungsstufe eines Menschen vorläufig darnach taxiert, ob er vorgezeigte Dinge anfasst oder

---

1) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen“.

2) Al. Höfler ergänzt diese Fälle in seiner Besprechung dieses Buches sehr gut durch die Beobachtung, dass man oft Wegmarkierungen in den geradesten Alleen an jedem dritten Baume findet, an den Kreuzungsstellen fehlen sie aber.

nicht, jedenfalls darf dies mit als Beurteilungsmittel angewendet werden. Wo der Grund hiervon liegt, das wird schwer zu sagen sein, jedenfalls nicht darin, dass der Ungebildete die Sache gründlicher ansehen will als der Gebildete, und dass er deshalb noch andere Sinne zur genaueren Untersuchung heranzieht. Vielleicht sieht der Gebildete mehr, weil er geübter im sorgsamen Ansehen ist, so dass der Ungebildete wirklich noch mehr tun muss, als bloss schauen. Vielleicht ist der Hergang aber so, dass der Ungebildete auch wieder die Sache nicht so auffasst, wie sie geboten wird, und wenn sie sich ihm als Gegenstand A darstellt oder wenn sie ihm als A bezeichnet wird, so wehrt er sich vorerst, sie als A aufzunehmen und muss sich erst durch eingehendes Betasten davon überzeugen, dass er wirklich ein A vor sich hat. [1])

Vielleicht sollen aber auch hier die „Assoziationsbahnen" des genialen Meynert helfen!

Dass es Sache der Übung und des gebildeten Schauens ist, über die Plastik eines Gegenstandes klar zu werden, das beweisen mannigfache Beobachtungen, darunter auch die, dass Ungebildete sich mit Abbildungen schwer zurechtfinden. Die geringere Übung, die sie diesfalls haben, erklärt diese Erscheinung keineswegs zur Genüge. Die alte, aber instruktive Geschichte von der Bäuerin, die ihren lesenden Sohn fragte: „Sag einmal, was lest Ihr denn, das Schwarze oder das Weisse?" — diese alte Geschichte kann man oft erleben, wenn man Ungebildeten Abbildungen, Photographien u. s. w. vorzeigt. Ich habe lange nicht wahrgenommen, dass sie häufig den Hintergrund als das Darzustellende ansehen; sagen wir, man zeigt einem Ungebildeten ein Brustbild, so kann es vorkommen, dass er die oberen Umrisse von Schultern und Kopf für die unteren Konturen des Hintergrundes, der etwas darstellen soll, ansieht, und wenn diese Konturen z. B. die eines Hundes sein können, so sieht der Mann „einen weissen Hund". Das kommt öfter vor als wir glauben und daher das übergeringe Vertrauen, welches man Agnoszierungen auf Grund von Photographien entgegenbringen soll. [2])

Ich möchte statt zahlreicher hierher gehöriger Erlebnisse das jenes Photographen erzählen, der ein Dutzend durchmarschierender junger Dragoner photographierte, und zwar die Adressen der be-

1) Vergleiche die Erklärungsversuche in H. Gross' „Reflektoides Handeln u. Strafrecht" in H. Gross' Archiv. II, 140. (Auch III, 350 u. VII, 155.)

2) Vergl. Bauer in H. Gross' Archiv. VII, 160.

treffenden Eltern, aber nicht die Numerierung aufbewahrt hatte. Er sandte daher aufs Geratewohl den 12 Eltern je einen beliebigen Dragoner und bemerkte, wenn „etwa" eine Verwechslung vorgefallen sei, möge man ihn verständigen. Kein einziges Elternpaar beschwerte sich darüber, dass es nicht das Bild des eigenen Sprösslings bekommen hatte, jedes hatte einen Dragoner bekommen und scheint mit der Richtigkeit des Bildes zufrieden gewesen zu sein. Kurz, Agnoszierung nach Photographien ist namentlich bei Ungebildeten vollkommen wertlos.

In anderer Richtung haben aufgefasste Abbildungen für Ungebildete, ebenso für Kinder, eine eigene Bedeutung, indem sie unausrottbare Vorstellungen, namentlich in Bezug auf Grössenverhältnisse, erzeugen. Jeder Mensch erinnert sich keines Buches so lebhaft als wie seines ersten Bilderbuches, und was darin zu sehen war, das bleibt wenigstens im Unterbewusstsein fürs ganze Leben richtig, wenn wir uns auch überzeugt haben, dass es ebenfalls irrende Menschen waren, die unser erstes Bilderbuch geschaffen haben. Und wenn nun in diesem — wie es leider so oft der Fall ist — die Grössenverhältnisse falsch angegeben waren und z. B. auf derselben Seite ein Pferd und ein Renntier gezeichnet sind, und das letztere grösser erscheint als das erstere, so bleibt das Renntier in der Vorstellung für unser ganzes Leben grösser als ein Pferd. Allerdings wissen wir später, wie hoch ein Renntier ist, aber wenn wir es zum zehnten Male in einem Museum oder Tiergarten sehen, ist der erste geistig noch nicht kontrollierte Eindruck der, dass das Tier „unrichtig klein sei, es muss ja viel grösser als ein Pferd sein".

Später, wenn wir keine Kinder mehr sind, unterliegen zwar nicht die Gebildeten, wohl aber die Ungebildeten solchen Täuschungen, und viele falsche Berichte, die wir von Zeugen bekommen, beruhen auf Vorstellungen, die auf Abbildungen gebaut wurden. Ist dies bewusst geschehen, so ist es möglich, auf die Fehlerquelle zu kommen, geschah es aber unbewusst, dann ist nur durch Kombinieren und umständliches Fragen der Grund zu entdecken. —

Wie weit endlich auf das Allgemeinempfinden bei Ungebildeten die Tatsache einwirkt, dass sie nichts so nehmen, wie es geboten wird, beweisen zwei charakteristische Erzählungen. Der vielerfahrene W. Henry Earl Lytton[1]) weiss von einem Diener zu be-

1) William Henry Lytton Earl Bulwer, „France, social, literary, political". London 1883.

richten, den sein Herr geprügelt hatte und dem man antrug, ihm bei der Behörde Schutz zu schaffen; dies wies er entrüstet zurück, da sein Herr in viel zu vornehmer Stellung sei, als das ihm ein Gesetz etwas anhaben könne. Und Gutberlet [1]) erzählt die Geschichte vom Polizeidirektor Serafini in Ravenna, der gehört hatte, ein berüchtigter Mörder habe gedroht, ihn zu erschiessen. Serafini lässt ihn kommen, gibt ihm eine geladene Pistole und fordert ihn auf, ihn zu erschiessen. Der Mörder erbleicht, und Serafini jagt ihn mit Ohrfeigen davon. —

3. *Einseitige Bildung.*

Nur mit wenigen Worten sei auf die beträchtliche Gefahr hingewiesen, der wir durch einseitig gebildete Menschen ausgesetzt werden, wenn dieselben als wichtige Zeugen auftreten. Haben wir ganz ungebildete Leute vor uns, so warnen sie uns durch ihre Eigenart selbst, haben die Zeugen aber eine gewisse Bildung wenigstens in einer Richtung, so besticht uns das häufig, mindestens so weit, dass wir auch in anderen Gebieten Bildung voraussetzen und so irre geführt werden.

Was man eigentlich — den Kenntnissen nach — einen Gebildeten nennt, weiss niemand recht zu sagen. Dass wir ein gewisses Mass von Wissen verlangen, ist zweifellos, wir wissen aber nicht, wie gross dieses Mass sein muss, noch weniger aber, über welche Gebiete es sich erstrecken muss. Es ist merkwürdig, dass man in unserer Zeit, welche sich mehr als vielleicht alle anderen Jahrhunderte zusammen mit den Naturwissenschaften befasste, Kenntnisse in denselben gar nicht zum Begriffe der Bildung verlangt. Einige Unwissenheit in der Geschichte, das Nichtkennen der Klassiker oder gar erst einiger moderner Romane, das Nichtbesuchen des Theaters und der Gemäldeausstellungen, Vernachlässigen des Französischen und Englischen u. s. w. zieht dem Unglücklichen sofort den Mangel von „jeglicher Bildung“ zu. Ist er aber über das Genannte informiert und verrät er in naivster Weise die unglaublichste Unwissenheit in Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Astronomie u. s. w., so bleibt er gleichwohl „ein gebildeter Mensch“. Dieser Widerspruch ist nicht zu erklären, aber er besteht einmal, und deshalb kann auch niemand sagen, was man unter einem „einseitig gebildeten Menschen“ versteht. Wie weit aber die Einseitigkeit in dieser Hinsicht reicht, darüber bestehen unzählige Beispiele.

1) Constantin Gutberlet, „Die Willensfreiheit und ihre Gegner“. Fulda 1893.

Nur zwei seien erwähnt. Linnés eigenhändige Aufzeichnungen mit Zusätzen von Afzelius (Berlin 1826) beweisen, dass er trotz seines unglaublichen botanischen Wissens und Gedächtnisses sonst geradezu nichts, nicht einmal eine fremde Sprache kannte; er war drei Jahre in Holland, verstand aber die ihm doch nahe liegende Sprache gar nicht. — Von dem ersten Chemiker zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Sir Humphry Davy, wird erzählt[1]), dass er beim Besuche des Louvre in Paris lediglich die auserlesene Arbeit der Rahmen und das prächtige Material bewunderte, aus dem die berühmtesten griechischen Statuen gemacht waren.

Solche Anekdoten sind aber nicht bloss reichlich zu lesen, jeder von uns erlebt sie oft genug, und die Frage ist nur dahin zu richten, wie solchen Leuten zu begegnen ist, wenn sie als Zeugen auftreten. Nicht schwer ist es, wenn sie offen sagen, dass sie über das heute fragliche Gebiet nicht unterrichtet sind. Sagen wir, wir hätten einen Philologen über etwas zu fragen, wo so viel naturwissenschaftliche Kenntnisse zur klaren Auffassung nötig wären, als man von einem allgemein gebildeten Menschen voraussetzen darf. Erklärt er aufrichtig, dass er alles vergessen habe, was er diesfalls auf dem Gymnasium gelernt hat, nun, dann behandelt man ihn in dieser Richtung zwanglos als „ungebildeten" Menschen. Ist er aber nicht so ehrlich, das sofort zu gestehen, so erübrigt nichts anderes, als ihm seinen Standpunkt durch Fragen klar zu machen und auch dann entsprechend vorzugehen. Hier Schonung gegen den einen eintreten zu lassen, wäre gewissenlos gegen den anderen.

Eine ähnliche Stellung hat man gegenüber von Autodidakten und Dilettanten, welche beinahe immer das Mass der aufgewendeten Mühe zur Erwerbung ihrer Kenntnisse als das Mass des Wertes derselben ansehen und daher ihr Wissen und Können wesentlich überschätzen; es ist also stets aufzumerken, dass sie nicht mehr behaupten, als sie nach der Menge ihres Wissens behaupten sollten. Wer Autodidakt oder Dilettant ist, das ist an der Art, wie er seine Kenntnisse vorbringt, leicht zu erkennen. Der Autodidakt ist am Ende doch der Parvenu des Wissens, und gerade so, wie der Parvenu überhaupt sich beinahe nie verleugnet, so ist es auch mit dem Autodidakten. —

Noch einer Eigenschaft sei gedacht, die häufig vorkommt und die darin besteht, dass Leute, die in einer Richtung Ausgezeichnetes leisten und darin als massgebend gelten, nicht darin, sondern in

1) Ayrton, „The life of Sir Humphry Davy". 1831.

irgend einer nebensächlichen und stümperhaft betriebenen Kleinigkeit ihren Stolz finden (Friedrich der Grosse mit seinem miserablen Flötenspiel u. s. w.; Beneke[1]) führt zahlreiche Beispiele an). Bei solchen Leuten kann man leicht irregehen; man kennt ihre ausgezeichnete Qualität in einer Richtung und aus Achtung für dieselbe nimmt man unwillkürlich alles für bedeutend und richtig an, was sie sagen; handelt es sich dann zufällig um des Betreffenden Steckenpferd, so streicht man manches lediglich kühn Behauptetes für bar ein.

4. Hang.

Ob sich wissenschaftlich feststellen lässt, was man unter Hang versteht, ob die Grenzen dieses Begriffes fixiert werden können und ob er Ergebnis der Natur, der Kultur oder beider zusammen ist, muss als unsicher bezeichnet werden (vergl. hierüber namentlich Jodl[2])). Es soll hier auch nicht von den einzelnen Arten des Hanges (zum Trinken, zum Spiele, zum Stehlen u. s. w.) gesprochen werden, denn insofern wäre es so ziemlich das Letzte und Schwierigste unserer modernen Fragen, wir wollen sie nur allgemein und kurz berühren. „Der Baum und der Mensch fällt dahin, wohin er neigt", und wenn wir bei den unzähligen Gefallenen, mit denen uns der Beruf zusammenbringt, stets untersuchen wollten, wohin jeder geneigt hat, so würde uns die Qualifikation und Beurteilung der Tat weniger Schwierigkeiten bereiten. Allerdings ist Hang einerseits und Gelegenheit, Bedürfnis, Veranlagung im allgemeinen andererseits schwer von einander zu trennen. Das tiefsinnige Wort Alfieris: „Poter mal far, grande é al mal fare invito" — es ist eine grosse Verführung, Böses zu tun, wenn man es tun kann — schafft uns mehr Klarheit als langatmige Erörterungen. Das Können mag daher oft die Gelegenheitsursache zur Entwicklung einer bösen Richtung sein, und das öftere Gelingen führt vielleicht so weit, dass das Vorhandensein von Hang angenommen wird.

Ebenso ist es richtig, wenn Maudsley[3]) sagt: „Einmal vorhanden gewesene Gefühle hinterlassen ihre unbewussten Residua, indem sie die Gesamtheit des Charakters modifizieren und selbst das sittliche Gefühl als die Resultate einzelner Lebenserfahrungen ausbilden." Dass in dieser Weise sich ein „Hang" oder etwas Hangähnliches entwickeln kann, ist gewiss, da wir einen Hang

1) F. Beneke, „Pragmatische Psychologie". Berlin 1850.
2) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart u. Berlin 1903.
3) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

auch erwerben können — allerdings nur, wenn gewisse Vorbedingungen vorhanden waren. Dies sehen wir deutlich an den Vagabunden. Es wird vielleicht zugegeben, dass die Handhabung des Vagabundengesetzes zu den psychologisch interessantesten Tätigkeiten des Strafrichters gehört. Schon das Unterscheiden des echten, rechten Landstreichers von dem armen Teufel, der trotz des besten Willens vielleicht lange keine Arbeit bekam, erfordert das Zurate-halten allen psychologischen Könnens — da gibt es keine gesetzliche Vorschrift, das muss aus tausend Kleinigkeiten ersehen werden. Ebenso interessant sind die Ergebnisse des Verfahrens, namentlich gewisse statistische Ergebnisse. Man wird im Laufe einer längeren Tätigkeit wahrnehmen, dass sich unter den echten Landfahrern beinahe nie ein Mensch findet, dessen Beruf ein schwer angestrengter, härteste Arbeit erfordernder ist; Bauern, Schmiede, Zimmerleute, Brunnengräber, Bergleute sind selten Landstreicher. Die grösste Zahl stellen jene Gewerbe, die keine wirklich harte Arbeit erfordern und deren Tätigkeit keine gleichmässige ist: Bäcker, Müller, Kellner sind daher am stärksten vertreten; erstere haben ziemlich gleichmässige Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe, letztere haben einmal viel, einmal wenig zu tun, ohne dass sich eine Gleichmässigkeit ergiebt[1]). Wir würden nun fehl gehen, wenn wir schlössen: Weil die ersteren harte Arbeit und gleichmässige Verteilung von Tätigkeit und Ruhe haben, werden sie keine Landstreicher, und weil die letzteren weniger harte Arbeit und weniger gleichmässige Verteilung haben, verfallen sie der Vagabondage. Die Sache ist vielmehr so: Weil die ersteren von Natur aus den Hang und das Bedürfnis nach schwerer Arbeit und Gleichmässigkeit haben, also keinen Hang zur Landstreicherei besitzen, haben sie sich den harten Beruf gewählt, und weil die letzteren Hang zu leichterer, unregelmässiger Tätigkeit fühlten, also schon den Hang zur Vagabondage besassen, haben sie jene Berufsarten gewählt.[2]) Deshalb ist auch der echte Landstreicher kein Verbrecher; das Vagabundentum ist zwar Pflanzschule des Verbrecherwesens, weil sich viele Verbrecher zu den Vagabunden zählen, aber der eigentliche Vagabund ist dies nur aus Hang zum Vagabundenwesen, er ist ein Degenerierter.

Dass man ähnliche Feststellungen noch in verschiedenen an-

1) Vergl. die Literatur hierzu Ferriani, „Schlaue u. glückliche Verbrecher". Deutsch von Ruhemann. Berlin 1899.

2) Vergl. K. Wilmanns, „Die Psychosen der Landstreicher". Zentrbl. f. Nervenheilkunde u. Psych. 25. 779 (1902).

deren Richtungen wird vornehmen können, scheint nicht unmöglich, und ist es mit Hilfe einer auf psychologischen Grundlagen aufgebauten Statistik durchgeführt, dann könnte dies für unsere Beurteilungen oder wenigstens für vorläufige Annahmen von Wichtigkeit werden. Das würde dann in unsere Arbeit Parallelschlüsse einzuführen gestatten, indem wir aus der Berufswahl, aus der Art, seiner Arbeit vorzustehen, aus dem Umgang, der Wahl der Frau, den bevorzugten Vergnügungen u. s. w. erst einmal rückschliessen würden auf den diesem allen etwa zugrunde liegenden Hang, und dann erst versuchen könnten, die fragliche Tat mit diesem Hang in Einklang zu bringen; es ist schwer, das Verhältnis von Hang und Charakter zu bestimmen, und jedenfalls würde es nur in groben Umrissen stimmen, wenn man alles zusammen, wozu ein Mensch angeboren und angelernt einen Hang besitzt, seinen Charakter nennte, gewiss aber ist ein „Charakter von guter oder schlechter Art erst dann vorhanden, wenn seine Maximen in allem Wollen und Handeln der betreffenden Person sich tatsächlich Geltung verschaffen" (Drobisch[1]).

Auf dem „tatsächlich" liegt der Ton, das Tatsächliche lässt sich feststellen und diese Feststellungen sind verwertbar.

5. Sonstige Unterschiede.

Die uralte Unterscheidung der Menschen nach dem Temperamente ist unzulänglich; so oft davon gesprochen wird, pflegt man für jedes der vier Temperamente eine Reihe von Kennzeichen anzuführen, man versäumt aber niemals beizusetzen, dass sich alle diese Zeichen niemals vorfinden. Leute nach diesen vier Kategorien gibt es also streng genommen nicht, und hiermit hat die Unterscheidung schon keinen brauchbaren Wert.[2]) Benützt man aber nur die Bedeutung, welche dem Temperament im allgemeinsten Sinne beigelegt wird, dann ist der umständliche Apparat, der mit dieser Unterscheidung verbunden ist, überflüssig. Nennt man cholerisch jeden tatkräftigen, sanguinisch jeden heiteren, phlegmatisch jeden bedächtigen und melancholisch jeden traurigen Menschen, so hat man nur für einige der tausend Adjektiva noch einen technisch klingenden Ausdruck dazu genommen. Diese vier Formen sind aber nicht die einzigen, die es gibt, und abgesehen von un-

1) Moritz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w." Leipzig 1867.
2) Eine Erklärung des Temperaments s. Otto Gross, „Die cerebrale Sekundärfunktion". Leipzig 1903.

zähligen Zwischen- und Übergangsformen, gibt es auch noch ebensoviele, die in keine dieser Kategorien hineinpassen. Ausserdem ändert sich namentlich das nicht klar ausgesprochene Temperament nach Alter, Gesundheit, Erlebnissen und anderen Zwischenfällen, so dass die Unterscheidung nicht einmal durch die Konstanz der Erscheinung berechtigt wird. Sie ist aber nicht gleichgültig, weil die hergebrachte Form derselben eine gewisse Autorität erzeugt, und weil man mit jeder der vier Kategorien eine Reihe von Erscheinungen verbindet und sie als zweifellos voraussetzt, obwohl diese keineswegs damit verbunden sein müssen. Wenn z. B. Machiavelli behauptet, „die Welt gehört den Phlegmatischen", so hat er wohl nicht jenen Erscheinungskomplex gemeint, den man gewöhnlich als das Charakteristische des phlegmatischen Temperaments bezeichnet, er wollte lediglich zum Ausdruck bringen, dass mit der Überstürzung im gewöhnlichen Leben ebensowenig zu erreichen sei, wie in der grossen Politik, es wolle alles überlegt und wiederholt geprüft sein, bevor man an die Durchführung schreitet, dann kommt man langsam, aber sicher vorwärts. Hätte er gesagt: „Dem Vorsichtigen oder dem Bedächtigen gehört die Welt", so wäre dasselbe erreicht gewesen.

Wollen wir aber Klarheit haben über Natur und Kultur eines Menschen, so hilft uns die Frage nach seinem Temperament gar nichts. Über Temperament wären nachzusehen die Arbeiten von Höffding[1]), Ruemelin[2]) und Höfler[3]) (hier auch die Literatur angegeben). —

Fassen wir irgend etwas anderes heraus, was zur Beurteilung der Menschen benutzt wurde. „Am Lachen erkennt man den Menschen", heisst es im Sprichwort, und Grillparzer hat sich einmal gelegentlich der Besprechung des Publikums im alten Wiener Burgtheater feinsinnig geäussert, wenn man wissen wolle, wo im Theater die Gebildetsten und die weniger Gebildeten sitzen, so brauche man nur darauf zu merken, über was gelacht wird, wie gelacht wird und wo zuerst gelacht wird (d. h. wo man zuerst einen feinen Witz begriffen hat).

Schopenhauer macht die unvergleichliche Unterscheidung: „Der Verständige findet alles lächerlich, der Vernünftige gar nichts", und Erdmann[4]) sagt: „Dass etwas ärgerlich oder lächerlich ist, besagt

---

1) Harald Höffding, „Die Psychologie in Umrissen". Deutsch, Leipzig 1892.
2) Ruemelin, „Über die Temperamente".
3) Alois Höfler, „Psychologie". Wien 1897.
4) Erdmann, „Über die Dummheit". Berlin 1866.

ja nicht, was und wie der Gegenstand ist, sondern vielmehr, wie sein Beobachter beschaffen ist."

Wer aber als Kriminalist auf das Lachen seiner Leute aufmerkt, der hat sich viele Arbeit erspart. Das verlegene, blöde Lächeln des schlecht beobachtenden Zeugen, das schmerzliche Lächeln des unschuldig Angeklagten oder des überwiesenen Reuigen, das höhnische Lachen des schadenfrohen Zeugen, das boshafte des belastenden Mitschuldigen, das glückliche, schwache Lächeln des Unschuldigen, der Beweise brachte, und unzählige andere Formen des Lachens sind nach dem Wesen des Betreffenden so unendlich verschieden und so beweisend, dass es kaum etwas gibt, was an Wert damit verglichen werden kann. Dazu kommt noch, dass Verstellung beim Lachen nicht leicht vorkommt, am wenigsten im Momente, wo der Betreffende zu lachen aufhört — da kommt die wahre Bedeutung des Lachens fast ausnahmslos zum Vorschein. —

Von gleicher Wichtigkeit sind gewisse Veränderungen, welche sich im Laufe von oft kurzer Zeit bei den Leuten ergeben können. Wenn wir schon im gewöhnlichen Leben oft beobachten, dass sich Leute ohne auffallenden Grund so verändern, dass wir kaum glauben, denselben Menschen vor uns zu haben, so verzehnfacht sich dies bei den so energischen Wirkungen der auf jemandem lastenden Schuld, nun gar der Haft. Vor mehr als 100 Jahren hat der alte Hippel[1]) gesagt: „Die Einsamkeit hat die grössten Männer, die grössten Narren und die grössten Bösewichter erzeugt." Welche Wirkung muss erst die gezwungene Einsamkeit, die Haft, haben? Wir leben ja, gottlob, nicht mehr in der Zeit, die monate- und jahrelange Haften in den einfachsten Untersuchungen kannte, aber es genügen unter Umständen schon wenige Tage einer Haft, um einen Menschen völlig zu ändern. Verbitterung und Wildheit lässt sich ebenso durch die Haft erzeugen, wie Einkehr und Weichheit, und wer sich seine „Inquisiten" nicht so oft ansieht und mit ihnen verkehrt, als möglich, der tut seine Pflicht nicht; ich meine nicht, dass man dies zu dem Zwecke tun soll, um vielleicht später von einem „mürbe Gewordenen" ein Geständnis zu erhaschen, nein, nur um eine richtige und gerechte Auffassung des Falles zu bekommen. Jeder erfahrene Kriminalist wird zugeben, dass er den Hergang, besonder aber die Motive des Täters nach dem ersten Verhör des

1) Hippels „Tagesdenkzedul". Mitgeteilt in Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1797.

Beschuldigten anders auffasste als bei den später wiederholten, und ebenso dass die spätere Auffassung meistens die richtigere war. Wenn wir absehen von den bösen Fällen, in welchen der Untersuchungshäftling von den Mitgefangenen unterrichtet und noch mehr verdorben wird, so möchte ich mich fast zu der Behauptung versteigen, dass die Haft meistens den richtigeren Menschen, so wie er eigentlich ist, zum Vorschein kommen lässt. Die fremde Umgebung, das Herauskommen aus den alten Verhältnissen und die Möglichkeit zu einer Einkehr in sich selbst wirken — ich wiederhole, wenn nicht andere schlechte Einflüsse widerstreben — in der Regel klärend auf die Leute, und so hat der Kriminalist häufig die Empfindung, dass er den Verhafteten erst beim letzten Verhör eigentlich habe kennen gelernt.

Hierzu kommt noch, dass sich der körperliche Zustand und die Gesundheit des Verhafteten fast immer ändert. Die neue Lebensweise, Kost und Umgebung, der Mangel an Bewegung, der moralische Einfluss, das wirkt unbedingt auf den Körper und, leider müssen wir es gestehen, auf die Gesundheit. Es gibt allerdings Fälle, in welchen sich bei Leuten, die ein wüstes, unregelmässiges Leben führten, bei Trinkern und solchen, welche sich übermässig plagen und sorgen mussten, die Gesundheit infolge der Haft, wo alle diese Einwirkungen weggefallen sind, oft sogar auffallend gebessert hat. Das sind aber Ausnahmen und in der Regel leidet das körperliche Befinden wesentlich, glücklicherweise selten dauernd. Wie sehr aber solche Wirkungen auf das psychische Wesen wirken, ist bekannt. Bain[1]) führt das so aus: „Ein körperliches Missgeschick gibt häufig den Anlass zu einer vollkommenen Änderung der sittlichen Natur. Gesundheit erhält den Atheisten in der Finsternis.“ Der letzte Satz, den Bain zitiert, gibt zu denken, und erklärt er uns, wie manche Geständnisse, durch die oft spät ein Unschuldiger gerettet wurde, entstanden sind.

Es darf auch nicht vergessen werden, dass die Zeit — und für den Eingesperrten ist die Haft potenzierte Zeit — manchen Ausgleich in Extremen bewirkt. Ebenso wie nach La Roche Foucauld vollendete Tapferkeit und vollendete Feigheit sehr selten vorkommt, so weiss auch der Kriminalist, dass auch vollendete Schlechtigkeit ebenso selten ist, wie vollendete Tugend. Mit der letzteren haben wir nichts zu tun, aber auch die erstere stellt sich uns um so seltener vor, je länger wir mit schlechten Menschen zu tun haben,

1) Alexander Bain, „Geist und Körper“ Leipzig 1874.

und was wir vor Jahren als den Gipfel der Schlechtigkeit angesehen haben, das betrachten wir heute als das Ergebnis von Not, Elend, Schwäche, Dummheit, Leichtsinn und einfach als echt menschliche Armseligkeit. Und was sich da uns auf Jahre der Erfahrung ausgedehnt hat, das finden wir oft auch in kurzer Zeit zusammengedrängt und abgelaufen. Heute erscheint uns der Eingelieferte als der ärgste Bösewicht, in wenigen Tagen haben wir uns beruhigt und den Fall von anderen Seiten kennen gelernt, der Verhaftete lässt seine wahre Natur und Kultur mehr zum Vorschein kommen, und die ganze Auffassung ist anders.

Oft habe ich an die simple Geschichte gedacht, nach welcher Karl XII. plötzlich in Dresden eingeritten war, worauf die Stadtväter für den folgenden Tag eine ausserordentliche Sitzung einberiefen, um, wie der Schwedenkönig meinte, zu beraten, was sie gestern hätten tun sollen. Ähnlich macht das jeder verhörte Beschuldigte. Während er die Amtsstube verlässt, überlegt er schon, was er hätte anders sagen sollen, und die Überlegung wiederholt er bis zum nächsten Verhöre. Daher die oft scheinbar unerklärlich verschiedenen Aussagen, daher auch die Verpflichtung zu oftmaligen Verhören. —

Wie wichtig endlich die eigene Kultur und Natur des Kriminalisten selbst ist, das hat uns Mittermaier[1]) mit einem einzigen einfachen Beispiel ins volle Licht gesetzt: „Wenn ein Mädchen für den Geliebten und gegen den Bruder aussagt, wird bei der Beurteilung der Frage, welche Stimme mächtiger ist (ob also die Aussage wahr ist), der Richter nicht leicht den Massstab von sich selbst, von seinen Lebensansichten entlehnen?“ Hierbei ertappt man sich oft. Man überlegt einen schwierigen psychologischen Fall nach allen Seiten und hat plötzlich, ohne sich vollkommen Rechenschaft darüber zu geben, woher und womit, die Lösung gefunden: „So und nicht anders muss es gewesen sein, deshalb hat er so und so gehandelt, das war für sie der Grund, das wollte er u. s. w.“ Würde man aber einen solchen bestimmten Schluss genauer untersuchen, so käme man, vielleicht in den meisten Fällen, zur Überzeugung: „Ich habe nur so von ihm geschlossen, weil ich so gehandelt, gedacht und gewollt hätte.“ Das Interpolieren seiner eigenen Natur und Kultur statt der des Zeugen oder Beschuldigten ist eine der grössten Gefahren, die es bei dem Schliessen des Richters geben kann.

---

1) C. A. J. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“ Darmstadt 1834.

6. Verstand und Dummheit.

Von den drei Feinden, mit denen der Kriminalist zu kämpfen hat: die Schlechtigkeit, die Unwahrheit und die Dummheit, ist die letztgenannte nicht der geringste.[1]) Vor der Dummheit ist er nirgends sicher, sie tritt ihm entgegen als Eigenschaft der Menschheit im allgemeinen, in ihren Vorurteilen, Voreingenommenheiten, in ihrem Eigensinn und hochfahrenden Wesen, er hat mit ihr zu kämpfen in den Zeugen, in untergeordneten Leuten und ebenso oft in der Starrheit, Zopfigkeit und dem lächerlichen Eigendünkel seiner Vorgesetzten; sie tritt ihm hindernd entgegen in den Köpfen seiner Kollegen, oft der Beschuldigten und nicht am seltensten im eigenen Kopfe. Die grösste Dummheit wäre es, zu glauben, man mache selbst keine; die gescheitesten Leute machen die grössten Dummheiten und am weitesten kommt der vorwärts, der sich die lange Reihe selbstgemachter Dummheiten wiederholt und ehrlich vor Augen hält und an ihnen lernt. Man kann sich damit trösten, dass es anderen auch nicht besser ging, dass jede Dummheit Lernmaterial darstellt und dass es einmal so in der Welt ist: „Jede Dummheit findet einen, der sie macht."

Die Dummheit ist eine Eigenschaft für sich, sie verhält sich zum Verstande nicht wie Kälte zur Wärme; Kälte ist Abwesenheit von Wärme, aber Dummheit ist nicht Abwesenheit von Verstand, beide sind Eigenschaften, welche dieselbe Richtung haben wollen; deshalb ist es nie möglich, von Verstand oder Dummheit allein zu reden, wer das eine behandelt, spricht auch über das andere, aber es wäre verfehlt, beide als eine fortgesetzte Reihe anzusehen, an deren einem Ende der Verstand und am anderen die Dummheit steht; der Übergang ist nicht nur ein allmählicher, sondern es greifen merkwürdigerweise an manchen Stellen beide in einander über, vermengen und überdecken sich. Es kann daher oft manches gleichzeitig verständig und dumm, in der einen Richtung das eine, in der nächsten das andere sein, und es ist nicht unrichtig, wenn man mitunter von gescheiten Dummheiten und von gescheiten Handlungen spricht, die herzlich dumm sind.

Die Wichtigkeit der Dummheit ergibt sich selbstverständlich nicht bloss daraus, dass unabsehbare Folgen aus derselben entstehen können, sondern auch daraus, dass die Dummheit keineswegs immer leicht entdeckt werden kann; vor allem ist es zwar richtig, dass

---

1) Vergl. v. Schrenk-Notzing in H. Gross' Archiv XIV, 264.

die Dummen meistens doch noch klüger aussehen als sie sind, und dass man in der Regel eines eingehenderen Verkehres mit einem Menschen bedarf, um die ganze Unergründlichkeit seiner Dummheit wahrzunehmen, aber lange verkehren wir auch mit den für unsere Arbeit wichtigsten Menschen selten, um da Klarheit zu bekommen; „es gibt Leute, die man bei der ersten Begegnung für dumm hält, bei näherer Bekanntschaft sind sie es aber wirklich". Wenn man nun auch dahinter gekommen ist, dass ein Mensch dumm ist und in wie hohem Grade er es ist, so weiss man aber doch noch immer nicht, wie er seine Dummheiten macht, und es gehört viel Klugheit dazu, um dies völlig zu begreifen. Dazu kommt noch, dass in der Tat oft eine unglaubliche Menge von Mühe, Nachgrübeln und Schlauheit aufgewendet wird, um eine grosse Dummheit zu begehen. Jeder von uns kennt gewiss eine Anzahl von Kriminalfällen, die lange ungeklärt blieben, bloss weil irgend ein wichtiger Vorgang in denselben nur durch eine so masslose Dummheit erklärt werden konnte, dass niemand an diese glauben wollte. Erst als einer Klugheit genug hatte, an die Reellität auch einer solchen Dummheit zu glauben, klärte sich alles leicht und einfach. Das gilt namentlich von der viel besprochenen „einen grossen Dummheit", die der Täter fast bei jedem grossen Verbrechen begeht. „Das sei unmöglich", hatte man angenommen, und so war auch die Lösung unmöglich. Zu vergessen ist nie, dass gerade kluge Leute auf Dummheiten nicht eingehen wollen; so wie dem Reinen alles rein ist, und wie der Philosoph alles vom philosophischen Standpunkt erklären will, so möchte der Kluge auch alles mit der Klugheit vereinen, und oft wird es ihm unverständlich, die Aufklärung lediglich vom Standpunkt der reinen Dummheit aus vorzunehmen; gerade der Kluge muss sich daher über das Wesen derselben möglichst genau unterrichten.

Es gibt vielleicht wenige Bücher auf der Erde, die so viel Gescheites enthalten als das Büchlein „Über die Dummheit" von Erdmann [1]) — ich will versuchen, das für uns Kriminalisten Wichtigste aus demselben für uns zu verwerten. Erdmann geht von einem kleinen Erlebnis aus. Er sei einmal früh auf den Hamburger Bahnhof gekommen, wo sich im Wartesaal lediglich eine Familie mit vielen Kindern befand, aus deren Gesprächen zu entnehmen war, dass es auf einen Besuch des Grossvaters in Kyritz abgesehen sei. Der Bahnhof füllte sich immer mehr mit Leuten, was der

1) J. Erdmann, „Über die Dummheit". Berlin 1866.

kleinste Knabe jener Familie mit immer ängstlicher werdendem Gesicht bemerkte. Als der Wartesaal stark gefüllt war, platzte der Junge endlich heraus: „Ja, was wollen denn die vielen Leute alle beim Grossvater in Kyritz?" Der psychologische Vorgang in dem Kinde war der, dass es annahm, weil er selbst nach Kyritz fahre, könnten alle anderen Menschen, die sich da versammelt hatten, auch keine andere Absicht haben. Diese Beschränktheit der Anschauungen, das Generalisieren des eigenen, kleinen Standpunktes auf die anderen Menschen, wie es hier beim Kinde vorlag, ist nach Erdmann das Wesen der Dummheit, wenn es bei Erwachsenen in ähnlicher Form auftritt. Wie weit man da gehen kann, ohne dumm zu erscheinen, wird an einem anderen, ebenfalls ausgezeichneten Beispiel gezeigt. Wenn ein Fremder in Paris (also zu Zeiten Erdmanns in den sechziger Jahren) von den alten Bäumen auf einer Avenue spricht, so darf ihm allerdings der Pariser antworten: „Sie sind also auch nicht mit Haussmann einverstanden?" — weil damals jeder Mensch von der baumtötenden Verschönerungssucht des Pariser Präfekten, Baron Haussmann, Kenntnis hatte. Wenn man aber in einem kleinen Dorfe die Bäume auf dem Kirchplatz lobt und der einheimische Bauer antwortet: „Also wissen Sie auch, dass unser Schulze die Bäume umhauen lassen will?" so ist das dumm, weil der Bauer doch nicht annehmen sollte, dass die Gedanken seines Dorfschulzen der grossen Welt bekannt sein können.

Denkt man sich nun die Zahl der Gesichtspunkte immer kleiner, den Horizont immer enger, so kommt man auf einen Punkt, wo der Umkreis der Ideen mit ihrem Zentrum zusammenfällt, das ist die Kerngestalt der Dummheit: der Idiot. Dummheit ist der Geisteszustand, wobei einer alles nur nach sich beurteilt. Dies lässt sich wieder am besten an einem Bilde zeigen: Wenn man in einem Zimmer herumgeht und die Sachen ansieht, merkt man bald, wie sich die Gegenstände nach geändertem Augenpunkte verschieben und anders aussehen — wer bloss durch das Schlüsselloch schaut, erfährt das nicht, da sieht alles gleich aus. Der Einfältige ist der, dem das Age des eigenen Ichs das einzige Schlüsselloch ist, durch das er in den geschmückten Saal schaut, den wir die Welt nennen. Deshalb hat auch der beschränkte Mensch, l'homme borné, der die echte Narrowness of mind hat, nur eine geringe Anzahl von Ideen und Gesichtspunkten, und darum ist sein Gesichtskreis so beschränkt und eng; je mehr sich der Gesichtskreis verengt, desto dümmer ist der Mensch.

Dummheit und Egoismus ist Privilegium des Kindes — wir

alle werden dumm und roh geboren, erst das Leben witzigt uns und schleift uns ab — der Prozess geht langsam vor sich, und so bleibt bei jedem mehr oder minder Ungelecktes übrig. —

Distinguieren heisst gescheit sein — konfundieren dumm sein. Was deshalb beim Verkehr mit beschränkten Menschen zuerst in die Augen fällt, ist die Unbedingtheit und Allgemeinheit ihrer Aussprüche, wodurch sie so schneidend und absprechend werden . . . Das Generalisieren des Dummen wird dann mit Unrecht Übertreiben genannt: wenn er „immer" sagt, würde der Gescheite zwei- bis dreimal sagen. Der Dumme fällt den anderen in die Rede, weil er sich vordrängt als den allein Berechtigten. Ja, Schleiermacher erklärt es als höchst unziemlich, eine Gemütsstimmung zu unterbrechen. Besonders charakterisierend für den Einfältigen ist es aber, dass er sein Ich stets vorzubringen trachtet. „Das tue ich stets" — „Bei mir ist das sehr eigentümlich, ich . ." — „So etwas mache ich ganz anders" — ja bei hochgradiger Dummheit tritt sogar eine gewisse Gewalttätigkeit hervor, mit der der Betreffende sein „Ich" hervordrängt. Ist von der Erreichung des Nordpols die Rede, so sagt er: „Ich war zwar nicht auf dem Nordpol, aber in Kuckucksweiler war ich", und wird von einer grossen Erfindung gesprochen, so versichert er, das habe er nicht erfunden, aber Besen binden könne er, und dabei tadelt er mit Vorliebe, und je einfältiger einer ist, desto mehr tadelt er.

Allerdings muss in diesen Bestimmungen unterschieden und die Dummheit nicht mit verwandten Begriffen verwechselt werden, ohne dass man aber zu genaue Fixierungen vornehmen darf. Kraus[1]) unterscheidet z. B. zwischen dem Einfältigen, Dummkopf, Schwachkopf, Begriffsstützigen u. s. w., und teilt jedem unterscheidende Merkmale zu; ich halte dies nicht für zulässig, da die Begriffe für diese Ausdrücke zu sehr wechseln; wir nennen heute andere Leute Dummköpfe, als es Wielands Zeit getan hat, in Norddeutschland ist ein Einfältiger etwas anderes als im Süden, und selbst, wenn man am selben Orte und zur selben Zeit durch verschiedene Leute diese Begriffsbestimmungen vornehmen liesse, so käme bei jedem etwas anderes heraus. Bleiben wir z. B. bei A. Kraus, der die grösste Lücke in der Begriffssphäre des Dummkopfes im Kausalitätsverhältnis findet, weil diesen der ursächliche Zusammenhang der Dinge, das Verhältnis von Ursache und Wirkung am wenigsten beschäftigt, so können wir dasselbe vom Schwachsinnigen, Unbegabten, Einfalts-

1) A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens". Tübingen 1884.

pinsel ebenso behaupten — das wechselt zu sehr. Selbstverständlich ist es richtig, wenn Kant[1]) lehrt: „Da dumme Leute gemeiniglich aufgeblasen sind und Hochmut erniedrigt zu werden verdient, so muss das Wort Dummheit auf einen aufgeblasenen Einfältigen und nicht auf einen guten, ehrlichen Einfältigen, sondern auf einen eingebildeten Narren angewendet werden." Aber hier unterscheidet Kant nicht zwischen „Dummheit" und „Einfalt", sondern zwischen „Aufgeblasenheit" und „gutmütiger Ehrlichkeit", wobei er die erstere als ein notwendiges Attribut der Dummheit erklärt. —

Eine eigentümliche Unterscheidung nimmt Jessen[2]) vor, indem er meint, Vergesslichkeit finde man bei Einfältigen, denen es an Schärfe der Aufmerksamkeit fehlt, aber nicht bei Dummen, die nur beschränktes Gesichtsfeld haben. Ob das richtig ist, wird schwer zu sagen sein. Hoffbauer unterscheidet die Dummheit und Einfalt als Mangel an Ausbreitung oder an Intensivität der Aufmerksamkeit. —

Ebenso schwer ist die Feststellung, was wir naiv nennen und wie es vom Dummen abzugrenzen ist. Dass sich beide Begriffe nirgends decken, ist zweifellos, die Berührung findet sich dort, wo man unsicher ist, ob etwas dumm oder naiv ist; der wirklich Dumme ist nie naiv, denn zur Dummheit gehört immer eine gewisse Denkfaulheit und die kommt bei der Naivität nie vor; die Schwierigkeit liegt vornehmlich in der Unterscheidung zwischen echter Naivität und der erkünstelten, welcher sich viele Leute, und wenn sie es verstehen, mit grösstem Erfolge bedienen; wer dies tun will, muss sich so dumm stellen, dass der wirklich Einfältige vermeint, gescheiter zu sein; wenn das gelingt, dann hat der erstere gewonnenes Spiel, er hat aber nicht wirklich Dummheit, sondern Naivität simuliert; Kant (l. c.) nennt Naivität „ein Betragen, wo man nicht acht darauf hat, ob man von anderen beurteilt wird." Das ist nicht mehr der heutige Begriff derselben, er wird es zu Kants Zeiten gewesen sein, die der Einführung des Wortes (durch Gellert) aus dem Lateinischen (*nativus*) und dem Französischen (naïf) nahe stand. Auch Schiller[1]) fasst den Begriff noch ähnlich auf. Heute dürfte man Naivität vielleicht das kritiklose Verhalten gegen die umgebenden Verhältnisse nennen, und die Wichtigkeit der Naivität für unser Fach ist vielleicht darin begründet, dass — pardon —

1) Im. Kant, „Menschenkunde". Herausgegeben von Starke. Leipzig 1831.

2) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie". Berlin 1855.

3) „Über naive und sentimentalische Dichtung".

viele von uns sich ihrer befleissen. Natürlichkeit, Offenherzigkeit, liebenswürdige Einfalt, Unbefangenheit und wie die Effloreszenzen der Naivität sonst heissen mögen, sind ja entzückende Eigenschaften bei Kindern und Mädchen — aber den Strafrichter kleiden sie nicht gut. Es ist naiv, wenn man die plumpsten Verabredungen von Beschuldigten oder Zeugen ehrlich hinnimmt, es ist naiv, wenn man keine Ahnung davon hat, wie die Inquisiten miteinander korrespondieren, es ist naiv, wenn man Verbrecher vor seinen eigenen Ohren miteinander in der Gaunersprache konversieren lässt, es ist noch naiver, wenn man einen Verbrecher kordial im Gauneridiom anspricht, es ist naiv, wenn man die einfachsten Gaunerpraktiken nicht kennt, es ist überhaupt naiv, wenn man glaubt als Kriminalist mit seinen Gesetzestafeln und deren Auslegungen und Erklärungen sein Auslangen zu finden, es ist naiv, wenn man dem Verbrecher durch breit zur Schau getragene Schlauheit imponieren will, und es ist am allernaivsten, wenn man die Naivität des Verbrechers nicht erkennt. Halte jeder Kriminalist Einkehr in sich selbst, erkenne er, wie oft er naiv war aus Unkenntnis der Wichtigkeit scheinbar unbedeutender Umstände. „Die grösste Klugheit", sagte La Roche Foucauld, „besteht darin, den Wert der Dinge zu kennen." Dabei würde man aber falsch vorgehen, wenn man immer direkt nur das herausbringen wollte, was sich gerade hinter einem naiven Moment zu verbergen scheint: „Der Wille denkt nicht, aber er muss die Aufmerksamkeit des Geistes auf die Erkenntnis richten; er kann nicht irgend ein bestimmtes Erkenntnisresultat wollen; er kann nur wollen, dass der Geist unbefangen forsche" (Dorner [1]).

Will man aber diesen guten Willen in der richtigen Weise anwenden, dann muss vorerst die Forschung dahin gerichtet werden, festzustellen, wieviel Verstand und wieviel Dummheit man seinem Gegenüber — sei dies nun ein Beschuldigter oder Zeuge oder sonst wer — zuzumessen hat. Ich habe einmal ausgeführt, dass man einen grossen Fehler begeht, wenn man namentlich den Beschuldigten für dümmer hält als man selbst ist, dass man aber auch nicht verpflichtet ist, ihn für verständiger zu halten. Für den ersten Augenblick, d. h. für so lange, bis man sich nicht eines Besseren überzeugen konnte, tut man am besten, ihn für gerade so klug zu halten, als man selbst ist. Dann begeht man zwar fast immer einen Fehler, er ist aber selten so bedeutend, dass er Schaden zufügen kann. Macht man es anders, so errät man dann und wann

1) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen" Berlin 1887.

zufällig das Richtige, in allen anderen Fällen begeht man aber grosse Fehler.

Am wichtigsten für uns ist der Verstand unseres Gegenüber in der Form, die man Klugheit nennt — mit ihr hilft uns der Zeuge, mit ihr betrügt und entkommt uns der Beschuldigte. Kant behauptet, ein Mensch sei gescheit, wenn er praktische Urteilskraft besitzt; Dorner (l. c.) unterscheidet: „Gewisse Individuen sind intuitiv besonders beanlagt, andere für empirische Forschung, und wieder andere für spekulative Synthese. Bei den ersten überwiegt die Fähigkeit der Hingabe an das Objekt, die scharfe Beobachtung, die Zergliederung des Beobachteten, woran sich erst die Synthese anschliesst, bei den letzteren die Fähigkeit der Kombination, der Auffindung grosser Zusammenhänge."

In einem originellen, immer noch lesenswerten Buche von Dirksen[1]) findet sich eine oft klärende Zusammenstellung: „Der witzige Kopf erfindet, der scharfsinnige entdeckt, der tiefsinnige erforscht; der erste kombiniert, der zweite zergliedert, der dritte begründet. Witz blendet, Scharfsinn klärt auf, Tiefsinn erleuchtet. Witz überredet, Scharfsinn belehrt, Tiefsinn überzeugt."

In einzelnen Fällen fasst man einen Menschen voll und plötzlich auf, wenn man sich der, ich weiss nicht wo, vorkommenden Worte erinnert: „Es gibt zweierlei Schweiger: die einen schweigen aus Dummheit, die anderen aus Klugheit; gescheit sind sie beide." Irgendwo bei Kant heisst es: „Der Witzige ist frei und keck, der Urteilsfähige (Judiziöse) unschlüssig und bedenklich." Für uns nicht verwertbar, aber eine solide, exakte Grundlage bietend ist die Erklärung von Exner[2]): „Je reicher das ganze Erregungsgebiet der Rindenfasern ist, und was damit zusammenhängt, je sicherer die Beziehungen desselben zu anderweitigen assoziativ verbundenen Rindenerregungen zum Ausdruck gelangen, desto gescheiter ist ein Mensch."

In gewisser Beziehung helfen uns auch einzelne Hinweise. Wenn z. B. Hering[3]) sagt: „Die Einseitigkeit ist die Mutter der Virtuosität. Die Arbeit der Spinne ist bewunderungswert, aber sonst kann sie nichts. Der Mensch greift zu Bogen und Pfeil, wenn seinem Netze

---

1) Dirksen, „Die Lehre von den Köpfen". Altona 1833.

2) Sigmund Exner, „Entwurf zu einer Erklärung u. s. w." Leipzig und Wien 1894.

3) Ewald Hering, „Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organischen Materie". Wien 1876.

die Beute fehlt, die Spinne aber verhungert" — so haben wir damit den Unterschied zwischen mechanischer Geschicklichkeit und bewusster Klugheit vollständig gegeben. Ebenso haben zahlreiche *salse dicta*, die im Munde aller sind, klärenden Wert; z. B: „Der Tor tut nie, was er sagt, der Weise sagt nie, was er tut." — „Man kann schlauer sein als ein anderer, aber nie schlauer als alle anderen." — „Dummheit ist stets Natur, Klugheit oft Kunstprodukt." — „Auf den Zufall bauen ist Torheit, den Zufall benutzen ist Klugheit." — „Es gibt Torheiten, die nur ein Weiser begehen kann." — „Wie der Mensch vom Affen verschieden ist, so ist es die Klugheit von der List." — „Narren sagen, was die Klugen denken." — „Der Verstand fehlt, die Dummheit ist unfehlbar" u. s. w. Diese und unzählige andere Aussprüche helfen uns in einzelnen Fällen vortrefflich vorwärts, nur geben sie uns kein allgemeines Kennzeichen dessen, was Klugheit tut; ein solches Kennzeichen vom pragmatischen Standpunkte aus, darüber, ob etwas klug oder nicht klug gehandelt war, ohne dass wir erst den belehrenden Erfolg abwarten müssen, gäbe vielleicht der Satz: „Klug sein heisst, einen augenblicklichen kleinen Vorteil einem späteren, grösseren Vorteil opfern zu können." Der Satz scheint zuerst zu enge gefasst zu sein, er passt aber bei näherer Untersuchung für alle Fälle: Wer klug ist, der lebt mässig und opfert den kleinen Vorteil augenblicklichen Sinnesgenusses dem grossen Vorteil erhaltener Gesundheit; er ist sparsam und opfert die augenblicklichen kleinen Genüsse dem Vorteil eines sorgenfreien Alters; er ist vorsichtig in seinen Spekulationen und opfert momentane, zweifelhafte, daher kleine Erfolge dem grossen späteren Erfolg sicheren Gewinnes; er ist schweigsam und opfert den kleinen Vorteil, im Augenblicke in allen möglichen Dingen unterrichtet zu scheinen, dem späteren grossen Vorteil, daraus keine Unannehmlichkeiten zu haben; er begeht keine strafbaren Handlungen und opfert so die kleinen momentan zu erzielenden Vorteile für den späteren grossen Vorteil, nicht bestraft zu werden — so könnte man bei sämtlichen existierenden klugen Handlungen die Analyse in der gleichen Form machen, man fände, dass es nichts Kluges gibt, was sich nicht in der gedachten Form und nur in ihr lösen liesse.

Zu benützen ist diese Feststellung in all den zahlreichen Fällen, in welchen es sich darum handelt, eine Tat oder, was noch wichtiger ist, die Teilerscheinungen der Tat darauf zu prüfen, ob sie von einer bestimmten Person herrühren. Ist aus den zweifellosen Handlungen mit Hilfe jener Analyse konstatiert, welcher Grad

von Klugheit dem Betreffenden zuzutrauen ist, dann ist es nicht schwierig, auch die fragliche Handlung in der gleichen Weise zu prüfen und mit dem früher gewonnenen Ergebnis zu vergleichen. —

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, dass widerholt Fälle beobachtet worden sein sollen, in welchen sehr dumme Leute, Idioten und Verrückte durch Schreck, Angst, dann durch Kopfverletzungen oder heftige Schläge auf den Kopf, endlich kurz vor ihrem Tode für kurze Zeit vernünftig geworden sind. Denken lässt sich allerdings, dass eine Besserung der psychischen Tätigkeit in dieser Richtung dann eintritt, wenn der Defekt auf dem pathologischen Prävalieren eines Hemmungszentrums oder eines anderen Zentrums beruht hat, dessen krankhaft gesteigerte Tätigkeit in ihrem Erfolge einer Hemmung anderer wichtigen Zentren gleichkommt (akute heilbare Demenz, Paranoia). Eine leichte, vorübergehende wirkliche Steigerung der Geistestätigkeit wäre vielleicht auch noch durch die bekannte Tatsache zu erklären, dass Hirnanämie in ihren ersten Stadien nicht lähmend, sondern als Reiz wirkt; theoretisch könnte man dies vielleicht auch für die mit der Hirnerschütterung verbundenen molekularen Zellveränderungen konstruieren. Gross wird der durch die beiden letztgenannten Momente verursachte Unterschied wohl kaum sein; noch weniger aber wird man die auf veränderter Geistestätigkeit beruhenden Aussagen als verlässliche betrachten können. Denn auch Halluzinationen, Erinnerungsfälschungen, melancholische Verstimmungen (Selbstanklagen) lassen sich durch solche Reize erklären. Wir Kriminalisten haben aber oft gerade mit Leuten in den genannten Situationen zu tun, und wenn wir dann von solchen Leuten gescheite Antworten bekommen, trotzdem sie von ihrer Umgebung stets als blödsinnig, geistesschwach u. s. w. bezeichnet wurden, so ist das von ihnen Gesagte niemals kurzweg von der Hand zu weisen, sondern sorgfältig zu verzeichnen und allenfalls nach Zurateziehung der Psychiater zu verwerten. Siehe hierüber Dr. du Prel [1]) und die von ihm angeführte Literatur, Brierre de Brismont [2]), Burdach [3]), Fechner [4]),

---

1) Karl du Prel, „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaft". Leipzig 1890.

2) Brierre de Brismont, „Des hallucinations".

3) Karl Friedrich Burdach, „Bau und Leben des Gehirns u. s. w."

4) Gustav Theodor Fechner, „Zend-Avesta".

du Prel[1]), Haller[2]), Moore[3]), Bering[4]), Krause[5]), Friedreich[6]), Maudsley[7]) u. s. w. —

Hierher gehört noch die auffällige Erscheinung, dass wir oft dummen Menschen begegnen, die nie etwas Dummes machen. Es ist nicht richtig, dass dieselben einfach falsch beurteilt werden und vielleicht bloss dumm aussehen, sie sind es wirklich, aber es helfen ihnen gewisse Momente im geeigneten Augenblick hinaus. Vor allem sind sie nicht so dumm, um sich selbst zu betrügen, sie haben also doch eine gewisse Vorstellung ihrer Schwäche und lassen sich in Dinge nicht ein, die ihnen zu hoch liegen; weiter müssen sie ein gewisses Glück in ihren Unternehmungen haben; „Eigensinn ist die Energie der Dummen" pflegt man zu sagen, und wenn sie nun zufällig den Eigensinn in die richtige Lage eingesetzt haben, so geht die Sache abermals gut aus. Dann sehen sie oft die Gefahr nicht und bleiben frei von dem auch dem Geschicktesten gefährlichen Schwindel; „der Narr stolpert über den Abgrund, in den der Weise regelrecht hineinfällt", sagt Scheffel vom blöden Bruder Heribald, und wenn man mit Recht die Routine als das Surrogat des Talentes zu bezeichnen pflegt, so muss man auch annehmen, dass Gewohnheit und Übung auch den Dümmsten so weit bringen kann, dass ihm eine gewisse Routine oftmals glücklich hilft.

Wenn nun nach Esser[8]) die Dummheit nach der Denkweise verfährt: „Dinge, die in einigen Punkten gleich sind, sind überall gleich, und die in einigen Punkten ungleich sind, sind in allen ungleich" — so kann sie doch nur dann fehlen, wenn es sich gerade um solche Schlüsse handelt; kommen dem Dummen aber in den wichtigen Verhältnissen seines Lebens solche nicht unter, so entbehrt er der Gelegenheit, die ihm eigentlich entsprechenden Dummheiten zu machen. Ebenso geht es ihm mit seinen Interessen. Wirkliche Wissbegierde hat kein dummer Mensch, bei ihm wird diese durch Neugierde ersetzt und diese kann niemand mit Sicher-

---

1) du Prel, „Monistische Seelenlehre".
2) Haller, „Elem. physiol."
3) Moore, „Die Macht der Seele".
4) Bering in Nasses Zeitschrift. 1840. I.
5) Krause, „Vorlesungen über psychologische Anthropologie".
6) Friedreich, „Handbuch der allgemeinen Pathologie der psychischen Krankheiten".
7) Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".
8) W. Esser, „Psychologie". Münster 1854.

heit von Wissbegierde unterscheiden.[1]) Hat der Dumme also auch da Glück, so balanciert er vorwärts, zeigt Interessen, und niemand beweist ihm, dass dies nur blöde Neugierde ist. Nur vor einem muss der Dumme sich hüten: er darf nicht in Aktion kommen. „Die Dummheit in Aktion", sagt Erdmann, von dem wir ausgegangen sind, „ist Rohheit" — wahre Rohheit ist immer dumm und nie zu verkennen.

So kommt man zu dem seltsamen Schluss, dass wir Kriminalisten auch hier, wie in anderen Fällen, den Menschen nicht als das nehmen dürfen, was er überhaupt ist, sondern als das, als was er sich im besonderen Falle darstellt. Der schlechteste Mensch kann etwas absolut Gutes getan haben, der grösste Lügner kann heute die Wahrheit reden, und der Tor kann heute weise handeln, der Mensch als solcher berührt uns nicht, wichtig ist uns die augenblickliche Kundgebung desselben. Sein übriges Wesen ist Beurteilungsmaterial.

2. Besondere Einflüsse.

a) Gewohnheit.

Die Beobachtung dessen, was ein Mensch gewohnt ist, kann für uns in mehrfacher Richtung von Bedeutung sein.[2]) Vor allem müssen wir uns darüber klar werden, wie weit uns selbst bei unserem Denken und Tun die Gewohnheit beeinflusst dann ist es wichtig, bei Beurteilung von Zeugenaussagen zu wissen, ob und inwieweit der Zeuge gewohnheitsmässig vorgegangen ist, so dass wir dann manches für möglich halten können, was uns sonst unwahrscheinlich vorgekommen wäre, und endlich können wir uns vielleicht manche Verantwortung eines Beschuldigten mit Hilfe der Berücksichtigung von Gewohnheiten zurecht legen, namentlich wenn es sich um Handlungen dreht, die im Rausch, in der Schlaftrunkenheit[3]), Zerstreutheit u. s. w. entstanden sein sollen. Die grösste Bedeutung hat der Gewohnheit Hume[4]) beigelegt, dessen ganzes System eigentlich auf die Gewohnheit als Erklärungsursache hinausläuft. In den bedeutsamen Worten:

---

1) J. J. Epstein, „Psychologie der Neugier". „Die Wage". Nr. 39. 1899.

2) Vergl. H. Gross in H. Gross' Archiv II, 140; III, 350; VII, 155 („reflektoides Handeln").

3) Vergl. v. Makowitz in H. Gross' Archiv XIII, 161 u. H. Gross ibid. XIV, 189.

4) David Hume, „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes". Deutsch von Kirchmann. Heidelberg 1888.

„Was ist das Wesen aller unserer Schlüsse in Bezug auf Tatsachen? — Beziehung von Ursache und Wirkung!

Was ist die Grundlage aller Beweise und Schlüsse betreffs dieser Beziehung? — Erfahrung!

Was ist die Grundlage von allen Schlüssen aus der Erfahrung? — Gewohnheit“

liegt Humes Glaubensbekenntnis, und deshalb nennt er auch die Gewohnheit den grossen Führer im Leben. In der Tat ist es befremdend, wie oft wir einen dunkeln Vorgang plötzlich erklären können, wenn wir nur fragen, ob es nicht etwa lediglich Gewohnheit war, die das Ganze geleitet hat. Ja sogar alles, was wir Mode[1]), Sitte, Annahme nennen, ist schliesslich nichts anderes als Gewohnheit, oder wenigstens durch Gewohnheit zu erklären. Alle Kleidermoden, Gebräuche, Neuerungen erregen so lange Kopfschütteln, bis man sie gewohnt wird, und Sitte und Moral müssen sich der eisernen Gewohnheit fügen; was hätte meine Grossmutter von einer Dame gesagt, die lustig auf dem Bizykel durch die Strassen reitet, wie bekreuzigt sich der deutsche Bürger, der ein französisches Seebad sieht, und wenn wir den Begriff eines Eliteballes nicht kennten, was würden wir alle sagen, wenn man uns erzählte, irgendwo kommen des Abends die Männer mit halbnackten Weibern zusammen, erstere packen die letzteren in kräftiger Umarmung, reissen sie herum, rasen und toben bei entsetzlichem Lärm im Saale so lange herum, bis sie keuchend und schweisstriefend ihr tolles Verfahren aufgeben müssen. Nur weil wir es gewohnt sind, geben wir uns zufrieden. Um sich diesfalls über die Macht der Gewohnheit klar zu werden, genügt der bekannte Scherz, dass man auf einem Balle sich fest die Ohren zuhält und die Tanzenden betrachtet. Sobald man die Musik nicht mehr hört, vermeint man, sich unter Irrsinnigen zu befinden. Ja, man braucht nicht einmal ein an sich wirklich tolles Treiben zu wählen; Helmholtz[2]) fordert dazu auf, ferne gehende Menschen durch ein astronomisches (also verkehrt zeigendes) Fernrohr anzusehen: Welch seltsames Hüpfen und Wiegen des Körpers die Gehenden hervorbringen. Solche Beispiele gibt es genug, und kommen wir bei gewissen Vorgängen mit der Frage, ob erlaubt oder nicht erlaubt — so ist die Gewohnheit in das Gebiet der Moral übertragen; die Jagd auf harmlose, unschädliche Tiere, Vivisektion, Mensuren, Produktion halsbrecherischer Künste,

1) Vergl. G. Secrétant, „Über die Mode“ u. G. Simmel in „Die Zeit“. Oktober 1895.

2) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik“. Leipzig 1865.

Ballett und zahllose Dinge würden uns shoking, unbegreiflich, entsetzlich vorkommen, wenn wir sie nicht gewohnt wären. Das Bedenkliche liegt nun darin, dass wir Kriminalisten oft Verhältnisse beurteilen, die wir nicht kennen. Was der Bauer, der Arbeiter, der Handwerker tut und treibt, das kennen wir nur oberflächlich, seine Gewohnheiten aber in der Regel gar nicht, und wenn wir einem Menschen dieser Klasse irgend ein Vorgehen als höchst verwerflich bezeichnen: eine Balgerei, Beschimpfung, Misshandlung von Frau und Kindern u. s. w., so begegnen wir oft nur einem verdutzten Gesicht — er ist die Sache nicht anders gewohnt, und mit der Strafe erziehen wir ihn auch nicht.

Das sind aber alles Fragen allgemeiner Natur, deren Lösung dem Strafrichter nicht zukommt, der aber wohl durch richtige Fassung derselben viel zur Milderung krasser Widersprüche beitragen kann. Näher liegt ihm aber die richtige Beurteilung von Aussagen bei Berücksichtigung des Gewohnheitsmässigen (vergl. S. 312), da wir manche Behauptungen erst als wahrscheinlich aufnehmen werden, wenn uns der Aussagende nachweist, dass er „gewohnheitsmässig" gehandelt hat. Die Grenze zwischen Geschicklichkeit und Gewohnheit ist nicht strenge zu ziehen, und wir werden vielleicht recht sagen, wenn wir behaupten, dass eine Geschicklichkeit erst vorliegt, wenn wir die betreffende Manipulation gewöhnt sind, und Gewohnheit liegt erst vor, wenn wir eine gewisse Geschicklichkeit erlangt haben. Geschicklichkeit im allgemeinen ist die Fähigkeit, sich rasch etwas anzugewöhnen. Allerdings muss man da unterscheiden: „Die Gewohnheit macht die Handlungen leicht, die Angewohnheit notwendig" (Kant). Wir sehen dies bei körperlichen Übungen am besten: Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Radfahren, alles Dinge, bei welchen man nicht sagen kann, wo Geschicklichkeit und Gewohnheit zu trennen sind, wir alle begreifen nicht, wie wir und andere Ungeübte das nicht sofort machen konnten, und können wir es, so macht man alle diese Übungen, ohne daran zu denken, fast halbschlafend. Das ist dann nicht geschickt, sondern gewohnt, d. h. einen Teil der Verrichtungen besorgt der Körper selbst, ohne eine spezielle Leitung vom Geiste zu erhalten.

Wir finden es unbegreiflich, wie viele Tiere, Spuren u. s. w. der Jäger in Feld und Wald sieht, wie viele Pflanzen der Botaniker und Steine der Mineralog, wie viele Motive der Maler, merkwürdige Erscheinungen der Physiker und Gebrechen der Arzt bemerkt, die dem Ungewohnten sämtlich entgehen (Lipps[1])). Wenn

1) Th. Lipps, „Die Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.

z. B. Forster[1]) vom bekannten Kapitän Cook erzählt, dass er stets aus dem Gewirre von Tauen, Seilen und Stricken auf den ersten Blick die Leine fand, die angezogen werden musste, so war dies Gewohnheit, denn ohne diese hätte er es bei grösster Geschicklichkeit nicht vermocht; wenn dann eine Landratte solches von sich behaupten wollte, so zweifeln wir mit Recht, dem geübten Seemann lassen wir es gelten. Wir erleben dasselbe auch an uns selbst; haben wir einmal z. B. eine recht komplizierte Kristallfigur richtig erfasst, so begreifen wir nicht, wie wir sie früher nicht verstehen konnten (Helmholtz); ebenso ist es mit einer undeutlichen Zeichnung, einer sezessionistischen Schrift, mit einem neuen Weg, irgend einer körperlichen Tätigkeit u. s. w. Ein Mann, der es nicht gelernt hätte, wäre den ganzen Tag mit An- und Ausziehen beschäftigt (Maudsley), und wie schwer es ist, nur einfach zu gehen, was wir unbewusst tun, bestätigt der Mechaniker, der eine gehende Figur konstruieren will.

Dass Gewohnheit gleichmässig auf verschiedene Leute wirkt, das wird natürlich nicht behauptet. Am meisten äussern sich da die vorhandenen Dispositionen; nicht wie man das Wort im gemeinen Leben auffasst, sondern wie z. B. Lipps[2]) sie als jene Zustände beschreibt, die auf die Wiedererzeugung von bestandenen Vorstellungen gerichtet sind. Man muss also annehmen, dass die durch die Vorstellung *a* erzeugte Neigung Vorstellungen *a'*, *a''*, *a'''* ermöglicht. Nach diesen Dispositionen können sich also auch die Gewohnheiten entwickeln, wobei uns die Kenntnis, unter welchen Bedingungen dies geschieht und geschehen kann, mangelt. Wir werden allerdings annehmen, dass sich der berühmte Geschichtsforscher X das Schnapstrinken und die alte Stiftsdame, Gräfin Y, das Opiumrauchen nicht angewöhnen wird — aber hierbei schliessen wir doch nur aus den gegebenen Verhältnissen und nicht aus der Person. Deshalb ist es auch schwierig, mit Bestimmtheit zu behaupten, dass jemand diese und jene Gewohnheit nicht haben könne, so dass, wenn jemand eine Gewohnheit behauptet und dieser Umstand von Wichtigkeit ist, dies erst einmal erprobt werden muss. Eine gewisse Präsumption für die Richtigkeit der Angabe spricht allerdings, wenn z. B. der geübte Arzt behauptet, er zähle die Pulsschläge für die Minute auch ohne Uhr, oder wenn der Badewärter die Temperatur des Wassers auf

1) Georg Forster, „Kleine Schriften, I. Teil“.
2) Th. Lipps loco cit.

Es hat dieser Vorgang Ähnlichkeit mit dem oben (S. 57) besprochenen, bei welchem eine Geste, im Widerspruch mit dem Gesagten, die Wahrheit ausdrückt. Wir hören oft: „Ich habe es aus Not genommen, weil es gerade da lag" — er behauptet also Notdiebstahl und macht ihn gleichzeitig zum Gelegenheitsdiebstahl; oder „wir hatten uns nicht verabredet, eher" — er behauptet also keine Verabredung, und erklärt durch das nachgesetzte „eher", dass er eigentlich nur behaupten kann, dass die Verabredung nicht schon vor langer Zeit geschehen ist; oder „als wir so auf dem Boden lagen, wehrte ich mich und schlug hinunter" — er behauptet Notwehr, gibt aber zu, dass der andere unter ihm war.

So häufig solche „Gedankenbeugungen" vorkommen und so wichtig sie sind (namentlich bei Zeugen, die übertreiben oder sonst nicht ganz bei der Wahrheit bleiben), so selten werden sie beachtet, weil sie ein genaues Aufmerken auf jedes Wort erfordern, und das verlangt Zeit, und „unsere Zeit hat keine Zeit".

Über Gewohnheit siehe ausser den entsprechenden Kapiteln in jeder Psychologie, Ruemelin[1]) und Radestock[2]).

b) Vererbung.

So wichtig die Frage der Vererbung[3]) bei unseren psychologischen Beurteilungen auch wäre, so wenig möglich ist es, sie lediglich für uns zu konstruieren. Die Frage der Vererbung erörtern, hiesse sämtliche Lehren Darwins und seiner Schüler auf der einen Seite und die Lombrosos und seiner Leute auf der anderen Seite, und ausserdem die ganze Literatur über Erben und Vererben verwerten. Wie die Frage vom kriminalpsychologischen Standpunkte aus zu fassen ist, darüber sind die Akten noch lange nicht geschlossen; dass die ungegründeten, abenteuerlichen und willkürlichen Behauptungen der Lombrosoleute namentlich durch die Bemühungen deutscher Forscher widerlegt sind, das weiss jeder, wenn uns auch Lombroso noch auf dem letzten Kriminal-Anthropologenkongress in Genf zugerufen hat: „Die deutschen und österreichischen Gelehrten glauben meine Lehren nicht — das macht

1) Gustav Ruemelin, „Über das Wesen der Gewohnheit". Freiburg 1881.
2) Paul Radestock, „Die Gewöhnung u. s. w." Berlin 1882.
3) Benedict, „Heredity". Med. Times 1902. XXX, 289; H. Friedmann, „Zur Physiologie der Vererbung", Biol. Zentralblatt 1902. XXII, 773; Richardson, „Theories of Heredity". Nature 1902. LXVI, 630; Petruskewisch, „Gedanken über Vererbung". Freiburg 1904.

aber nichts, die Neukaledonier glauben sie auch nicht"! Seither sind auch die Leute anderer Nationen gegen Lombroso aufgetreten wie Debierre in Lille, Sernoff in Moskau, dann Taine, Drill, Marchand und andere, und so sind wir allerdings über die trostlosen Lehren der italienischen Positivisten hinausgekommen. Aber die Frage der Vererbung ist deshalb noch nicht totgeleugnet, und das will man auch nicht tun. Am deutlichsten hat das der Bericht [1]) gezeigt, den A. L. Marchand über die von ihm mit N. A. Koslow gepflogenen Erhebungen in den Asylen für Verbrecherkinder in der Petersburger anthropologischen Gesellschaft erstattet hat (Januar 1897) — und zwischen Buckle [2]), der die Vererbung von Tugenden und Lastern überhaupt leugnet, bis zu den jüngst verflossenen modernen Lehren finden sich eine Menge Zwischenansichten und bei einer derselben wird wohl das Wahre liegen.

Wer es ernst mit seinem Berufe als Kriminalist meint, muss sich auch mit der Literatur dieser Frage befassen; ich nenne die Arbeiten von G. Darwin [3]), Ch. Darwin [4]), Weismann [5]), Ribot [6]), Lucas [7]), Wiedemeister [8]), Häckel [9]), Schuster [10]), Locher-Wild [11]), Legrand du Saulle [12]), Bollinger [13]), Galton [14]), Cohen [15]), Hering [16]), Martinak [17]),

1) St. Petersburger Zeitung vom 1. und 13. März 1897. Nr. 60.

2) Henry Thomas Buckle, „History of civilisation in England". 7. Aufl. 1878.

3) G. Darwin, „Bedeutung von Ehen Blutsverwandter". Deutsch von van der Velde. 1876.

4) Ch. Darwin, „Gesammelte Werke". Deutsch von Carus. Stuttgart 1875 und 1888.

5) Weismann, „Über die Vererbung". Jena 1883 und „Über die Vererbung von Verletzungen". Jena 1889.

6) Th. Ribot, „Die Erblichkeit". Deutsch von Dr. Hotzer. Leipzig 1876.

7) Lucas, „Traité de l'hérédité naturelle". Paris 1847 und 1850.

8) Wiedemeister, „Der Cäsarenwahnsinn". Hannover 1875.

9) Häckel, „Perigenesis der Plastidule". Berlin 1876.

10) P. Schuster, „Gibt es unbewusste und vererbte Vorstellungen?" Leipzig 1879.

11) Locher-Wild; „Über Familienanlage und Erblichkeit". Zürich 1874.

12) Henri Legrand du Saulle, „La folie héréditaire". 1873.

13) Bollinger, „Über die Vererbung von Krankheiten". Stuttgart 1882.

14) Galton, „Hereditary genius". London. 2. Auflage, 1892.

15) Cohen, „Befruchtung und Vererbung". Nördlingen 1875.

16) Hering, „Über das Gedächtnis als u. s. w." Wien 1870.

17) Martinak, „Einige Ansichten über Vererbung moralischer Eigenschaften". Verhandlungen der Wiener Philologenversammlung. Leipzig 1893.

Reich [1]), Haacke [2]), Lexis [3]). Tarde [4]), Baldwin [5]), Lucas [6]), O. Gross [7]), H. Gross [8]) u. s. w.

Allerdings lehrt uns auch ein gründliches Studium dieser Bücher nicht, wie weit wir in der Annahme von Vererbung gehen dürfen. An Darwins Lehre glaubt heute noch jeder Gebildete, und die neuen Theorien, die sich von ihr emanzipieren wollen, schieben sie nur beim grossen Tor hinaus, um sie wieder beim Hintertürchen hereinzubitten; Darwinismus ist aber nach Paul du Bois-Reymond [9]) nur das Prinzip der erblichen Erhaltung der Abweichung des Kindes von den Eltern, die wirklichen Vererbungen sind jedermann bekannt, und für die Vererbung bestimmter Eigenschaften werden zahlreiche Beispiele gebracht; Selbstmord sei vererblich nach Ribot [10]), die Stehlsucht nach Despine [11]), starker Geschlechtstrieb nach Lucas [12]) und Morel [13]); Handschrift nach Darwin [14]) u. s. w. Jeder von uns weiss von seinen Bekannten, wie sich Gesichtszüge, Gestalt, Gewohnheiten, geistige Eigenschaften, besondere Geschicklichkeiten (namentlich Orts- und Zeitsinn, Augenmass, Orientierungsgabe), Interessen, Krankheiten u. s. w. vererben — selbst „Ideen haben ihre Ahnen, wie die Menschen", an den Tieren nehmen wir wahr, wie sich Instinkte, Fähigkeiten, selbst Angelerntes fort und fort vererben — und an den geborenen, also durch Vererbung belasteten Verbrecher wollen wir nicht glauben? Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer.

Ein Studium der Werke von Darwin, Wallace, Herbert Spencer, Häckel, Lamarck, Fritz Müller, Huxley, O. Schmidt, Weismann,

1) Reich, „Die Erblichkeit der Gebrechen". Neuwied 1882.

2) Haacke, „Gestaltung und Vererbung". Leipzig 1893.

3) W. Lexis, „Theorie der Massenerscheinungen u. s. w." Freiburg 1877.

4) G. Tarde, „Le lois de l'imitation". Lyon 1900, 1904.

5) James Marc Baldwin, „Imitation", „Mind". Neue Folge, 3. Band.

6) Prosper Lucas, „Traité philos. et physiol. de l'hérédité naturelle". Paris 1847 und 1850.

7) Otto Gross, „Die cerebrale Sekundärfunktion". Lpzg. 1903.

8) H. Gross, „Degeneration u. Strafrecht". Allg. öst. Gerichtsztg. September 1904.

9) Paul du Bois-Reymond, „Über die Grundlagen der Erkenntnis in den exakten Wissenschaften". Tübingen 1890.

10) Th. Ribot loco cit.

11) Despine, „Psychologie naturelle".

12) Lucas loco cit.

13) Aug. Morel, „Traité des Dégénérances physiques etc." 1857.

14) Ch. Darwin, „Variation of animals etc." 1867. Deutsch von Carus. Stuttgart 1873. (Vergleiche „Comptes rendues de l'Acad. des sciences". 1847.)

de Vries, Rabl, Hacker, Mac Farlane und ihrer unzähligen Schüler zeigt uns zur Zweifellosigkeit, dass keiner von ihnen behauptet, es erbten sich grosse Veränderungen, die in einem Individuum aufgetreten sind, auf die Nachkommen sofort weiter, ja, dies wird sogar als eine Unmöglichkeit hingestellt.

Das bis zu Darwin allgemein angenommene Linné-Cuviersche Gesetz der Artbeständigkeit verlangte, dass sich an den einmal angenommenen Eigenschaften einer bestimmten Art von Lebewesen auch in langen Zeiträumen nichts mehr ändere, während eines der Darwinschen Gesetze dahin geht, dass kleine Verschiedenheiten fortvererbt, aber durch entsprechende Zuchtwahl im Laufe vieler Zeugungen verstärkt werden und endlich auch grosse Verschiedenheiten erzeugen können. Es wird nun von niemandem widersprochen, dass der wirkliche Verbrecher eine Verschiedenheit von der Mehrzahl anderer Menschen — um das suspekte Wort Normalmensch nicht zu gebrauchen — sein muss. Dass diese Verschiedenheit aber eine grosse und wesentliche ist, geht aus dem Umstand hervor, dass eine Gewohnheit, eine einzige Eigenschaft, eine fehlerhafte Neigung u. s. w. noch keinen Verbrecher macht. Wenn einer ein Dieb ist, wird man doch nicht behaupten, der Mann sei sonst so geartet wie die anständigen Leute, er habe nur zufällig den kleinen Hang zum Stehlen; man weiss, dass ausser der Neigung zum Stehlen noch die Scheu vor ehrlicher Arbeit, der Mangel an moralischer Kraft, die Gleichgültigkeit gegen den Verlust der Ehre bei Entdeckung, das Fehlen echter Religiosität — kurz eine solche Zahl von sehr wesentlichen Eigenschaften dazu treten muss, um den Menschen zum Dieb zu machen, dass eine vollständige, tiefgreifende Änderung seines ganzen Wesens vor sich gegangen sein muss. So grosse Änderungen im Individuum erben sich aber niemals auf einmal fort, nur einzelne Eigenschaften können sich vererben, diese machen aber noch keinen Verbrecher aus, und deshalb muss der Sohn des Verbrechers nicht wieder ein Verbrecher sein.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass sich durch Generationen und Generationen eine Eigenschaft nach der anderen nicht so lange dazu vererben kann, bis es wirklich zu einer Art von Verbrechern gekommen ist, das ist aber fast ebenso selten, wie wir bei Tieren neue Arten entstehen sehen — Rassen werden oft gezüchtet, Arten entstehen sehr selten. —

c) Die Voreingenommenheit.

Voreingenommenheit, Vorurteil und vorgefasste Meinung sind vielleicht die ärgsten Feinde der Kriminalisten. Man glaube ja nicht, dass die Gefahr keine grosse ist, da die Voreingenommenheit wenigstens in den meisten Fällen bloss bei einem vorherrscht, und ein Kriminalfall doch immer von mehreren behandelt werde. Das beweist aber nichts. Wenn der elegante Schulreiter im Zirkus die subtilsten Kunststücke der Dressur vorgeführt hat, dann grüsst er und nimmt graziös den Zylinder ab — das Publikum merkt erst jetzt, dass es etwas Merkwürdiges zu sehen bekommen hatte und applaudiert lebhaft, nicht weil es die Schwierigkeit des zuletzt Vorgeführten begriff, sondern weil der Reiter gegrüsst hat. So geschieht es uns beim besten Willen auch; der eine hat den Fall in der Hand, er führt ihn vor und wenn er zur rechten Zeit „voilà" sagt, so sagen die anderen Ja und Amen dazu; ist er von einer Voreingenommenheit geleitet worden, so ist dies hinterdrein nicht mehr wahrzunehmen, und wenn wir auch bei allen den besten Willen annehmen, so muss doch zugegeben werden, dass oft die Überzeugung, die einer, wenn auch auf unbewusst falscher Grundlage gewonnen hat, ihn und die anderen derart durchdringt, dass niemand mehr das Herkommen kennt. Friedrich Notter sagte einmal[1]): „Nicht keine Vorurteile zu haben bezeichnet den gesunden, kräftigen Geist, sondern die Kraft, die Vorurteile ablegen zu können, sobald man sich von ihrer Nichtigkeit überzeugt hat." Freilich, diese Überzeugung ist schwer zu bekommen, denn wenn man etwas als Vorurteil erkannt hat, dann ist es keines mehr. Ich habe anderwärts[2]), im Kapitel „von der vorgefassten Meinung", auf die Gefahren hingewiesen, in die der Untersuchungsrichter durch dieselbe geraten kann, und namentlich darzutun versucht, wie sogar eine falsche örtliche Vorstellung zur Voreingenommenheit für eine bestimmte Sachlage führen kann, weiter, wie stark der Einfluss der ersten Anzeige ist, da wir uns leicht von dieser ersten Nachricht einnehmen lassen und immer erst zum mindesten Zeit brauchen, um uns zu überzeugen, dass die Sache auch anders sein kann, als wie wir sie zuerst geschildert bekamen. Daher bergen die falschen Anzeigen stets eine Gefahr, und es kostet uns immer einige Mühe, uns zu überzeugen,

1) v. Günther, „Gedenkschrift über Mörike und Notter".
2) „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w."

dass es sich um ein fingiertes Verbrechen handelt, oder etwas, was als „Unfall“ u. s. w. angezeigt wurde, ein Verbrechen verbergen solle. Das weiss der gemeine Mann sehr gut, und nach einer Rauferei, nach widersprechenden Zeugenaussagen u. s. w. eilen gewöhnlich beide Parteien, um vor der anderen die Anzeige zu erstatten. Wer zuerst anzeigt, ist immer in der günstigeren Lage, man hat die Sache zuerst von ihm schildern gehört, ist für diese Auffassung eingenommen und hat erst Mühe, sich zur gegenteiligen Meinung zu bequemen; die Rolle des Zeugen und des Beschuldigten vertauscht man später nur schwer.

Aber nicht nur mit der Voreingenommenheit in uns selbst, sondern auch mit ihr in allen, mit denen wir zu tun haben, müssen wir rechnen: Zeugen, Beschuldigten, Sachverständigen, Geschworenen, Untergebenen, Gleichgestellten und Vorgesetzten. Mit Nachdruck hat Volkmar[1]) auf die brutale Gewalt der Voreingenommenheit hingewiesen. Je mehr wir bereits wissen, um so mehr erscheint uns neu, wo aber die apperzipierenden Massen starr und kompakt sind, da hört die innere An- und Umbildung und mit ihr eigentlich alle neue Erfahrung auf, und es kommen die Köpfe zum Vorschein, die nichts zu lernen und nichts zu vergessen haben. Unbestimmtheit in den apperzipierenden Massen hat flache Geläufigkeit der Apperzeption zur Folge. Köpfe mit unklaren Vorstellungskreisen stossen sich wenig an die besonderen Eigentümlichkeiten des Gegebenen und finden, was sie im Sinne haben, überall.

In der Einseitigkeit der Apperzeption ist oft eine Verfälschung der Auffassung enthalten. (Vorurteile, Standpunkte, Grundsätze, Erfahrung, Hypothesen, Theorien u. s. w. haben da genug gethan.) Am meisten wirkt da wieder der Egoismus mit, so dass die Menschen geneigt sind, ihre eigenen Erlebnisse, Ansichten und Grundsätze den anderen unterzuschieben und sich hiernach für den neuen Fall ein System aus Voreingenommenheit und Vorurteilen aufzubauen. Besonders gefährlich sind da ähnliche Erfahrungen, die jemand gemacht hat und die ihn dann zur festen Überzeugung veranlassen, dass es diesmal auch so sein müsse. Hat nun gar jemand in diesem Falle seinerzeit eine aktive Rolle gespielt, so muss auch jetzt so gehandelt werden wie damals: Alles, was so gemacht wird, wie er es damals gemacht hat, ist richtig, alles, was anders ausgeführt wird, ist schon deshalb falsch, wenn auch der heutige

1) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“. Cöthen 1875.

Fall mit dem damaligen nur eine äusserliche, scheinbare Ähnlichkeit aufweist.

Ebenso liegt es im Wesen des Egoismus, dass sich die Leute — und da meine ich auch die besten und festesten Charaktere mit — so leicht durch Entgegenkommen bestechen lassen. „Die Zuneigung der meisten Menschen wird durch nichts leichter und in höherem Grade gewonnen, als durch wirkliche oder als Schein angenommene Anhänglichkeit und Interesse, die man ihnen bezeigt" (Beneke[1]). Wird das halbwegs geschickt angestellt, so widerstehen wenige, und die Voreingenommenheit ist fertig. Wie viele sind denn frei von Vorurteilen gegen hässliche, missgestaltete, rothaarige, schielende, stotternde Menschen, und wer hat kein Vorurteil für schöne, liebenswürdige Menschen? Auch dem Gerechtesten kostet es Mühe, erst einmal auf den Weg zu klimmen, auf dem er dem Betreffenden geradeaus entgegenzukommen hat, ohne gegen oder für ihn eingenommen zu sein, wenn die Natur durch seine Ausstattung hierzu aufgefordert hat.

Fast ebenso viel macht das Benehmen und Zufälligkeiten aus. Nehmen wir an, ein Kriminalist habe den ganzen Vormittag angestrengt gearbeitet, es ist weit über die Zeit spät geworden, er hätte gerade heute gewünscht, aus irgend einem Grunde zur rechten Zeit zu Hause zu sein, und wie er den Hut auf dem Kopf hat, kommt einer und verlangt die Aufnahme einer Anzeige, etwa wegen eines vor mehreren Jahren abgelegten, angeblich falschen Eides. Jahre hat der Mensch vergehen lassen und just heute muss die Anzeige gemacht werden; er ist von weit hergekommen, fortschicken kann man ihn nicht, die Sache sieht unwahrscheinlich aus, auch der Mann drückt sich schwerfällig und ungeschickt aus; endlich protokolliert man, es stellt sich heraus, dass man ihn falsch verstanden hat, und ausserdem bringt er zahlreiche belanglose Zusätze vor, kurz er spannt die Geduld auf das äusserste an — ich möchte den Kriminalisten kennen, der in einem solchen Falle nicht eine lebhafte Voreingenommenheit gegen diesen Anzeiger bekommt. Das ist so natürlich und im Wesen des Menschen gelegen, dass man da ein Vorurteil niemandem ernstlich übelnehmen kann; wohl aber kann man verlangen, dass dies nur vorübergehend sein darf, und dass später, wenn sich die Stimmung gelegt hat, alles wieder durch skrupulöse Gewissenhaftigkeit gutzumachen gesucht wird, was man damals vielleicht gefehlt hat.

---

1) E. Beneke, „Pragmatische Psychologie". Berlin 1850.

Alle einzelnen Formen und Gründe der Voreingenommenheit zu besprechen, ist weder nötig noch auch möglich; unbedingt festzuhalten ist nur, dass man jedesmal ängstlich darnach forsche, ob man sich nicht etwa einer Voreingenommenheit schuldig gemacht habe, wenn irgend welche Anzeichen auch nur entfernt dafür sprechen. Als fast äusserste Grenzen dessen, was noch möglicherweise ein Vorurteil erwecken könnte, seien als Beispiel die Namen aufgeführt. Es klingt fast lächerlich, wenn man behauptet, dass man durch den Klang eines Namens pro oder contra voreingenommen werden könnte. Und doch ist es so. Wer will leugnen, dass er für jemanden gewonnen wurde, der den Taufnamen eines geliebten Wesens trägt, und wer hat nicht schon ähnliches gehört wie: „Ich kann den Kerl schon wegen seines Taufnamens nicht leiden." Ich erinnere mich lebhaft an zwei Fälle aus der Praxis; in dem einen waren Patriz Siebenpfundtner und Emmerenzia Hinterkofler wegen Betrugs angezeigt worden, und mein erster Gedanke war, dass man mit so ehrenfesten Namen doch unmöglich einen Betrug verüben könnte. Der Gegenfall war der, dass eine mit „Artur Filgré" unterzeichnete Eingabe mit Behauptungen über irgend ein an ihm begangenes Verbrechen eingelaufen war. Ich dachte zuerst lediglich „wird die ganze Anzeige ebenso windig sein wie der Name des Anzeigers". Ich weiss, dass einer eine angesuchte Stelle als Privatsekretär eines hohen Herrn nicht bekam, weil er laut seines schriftlichen, mit besten Zeugnissen belegten Gesuches „Kilian Kräutl" hiess. „Wie kann an einem Menschen etwas daran sein, wenn er einen so dummen Namen hat", hiess es damals; und ein in der Gesellschaft einer grossen Stadt überaus beliebter Augustinermönch soll seine Popularität zum Teil seinem rythmischen Namen Pater Peter Pumm verdanken. —

Wie wichtig für uns kurzsichtige Erdenwürmer etwas so Gleichgültiges wie der Name sein kann, dass wissen unsere Dichter recht gut, und gerade die feinsten unter ihnen, wie Gottfried Keller, Storm, Scheffel u. s. w., sind in der Wahl und Zusammenstellung der Namen in ihren Erzählungen äusserst vorsichtig. Nicht der geringste Teil in den Wirkungen ihrer Werke liegt im gelungen ausgesuchten Klange der Namen ihrer Personen. Und nicht mit Unrecht durfte man sagen: „Bismarck hätte unmöglich das werden können, was er wurde, wenn er Maier geheissen hätte."

d) Nachahmungstrieb und Masse.

Das Bestehen des Nachahmungstriebes und seine Wirkung auf die Masse hat man schon lange gekannt, man hat ihn an Tieren, Kindern, Weibern und auch an Männern studiert und hat diesen Trieb als eine Grunderscheinung des Intellekts und als die alleinige Möglichkeit alles Lernens erkannt.[1]) Später hat man seine Wirkung auf Volksmassen beobachtet, und Napoleon sagte „Les crimes collectifs n'engagent personnes". Weber[2]) kannte die „contagion moral" und darüber, dass der Selbstmord „kontagiös" wirke, war man schon lange klar; Baer[3]) wies dies namentlich in Gefängnissen nach und nannte es einen „imitatorischen Zug", und Mazarik[4]) sagt mit Recht: „Hat sich einmal einer von der Vendomesäule herabgestürzt, so machen es sicher einige nach." Derartige Beobachtungen werden häufig gemacht. Ein alter Wächter auf einem Aussichtsturm erklärte einmal, er könne nicht genug aufpassen: Zwei haben sich schon da herabgestürzt: „Jetzt kommts in die Mode." Merkwürdig ist die bekannte Tatsache, dass sich Selbstmörder auf Bäumen erhängen, auf denen sich schon einmal einer aufgehängt hat. Auch in Gefängnissen wird es häufig beobachtet, dass nach langem Stillstand plötzlich eine Reihe von Selbstmorden auftritt.[5])

Ebenso häufig ist auch das Wiederholen von Verbrechen, wenn einmal eines in einer besonderen Art verübt wurde, und da wieder besonders die Art des Kindsmords; hat eine ihr Kind erwürgt, so machen es 10 andere nach, hat eine sich auf das Neugeborene darauf gesetzt oder es dadurch erstickt, dass sie es fest an den Busen drückte u. s. w. — gewiss finden sich andere, die es ebenso machen. Ja, der hochbedeutende kriminalistische Denker Tarde[6]) erklärt das Verbrechen überhaupt fast nur aus dem Gesetze der Nachahmung — Wo sich aber die Imitation und die Zahlengesetze der Statistik berühren, das weiss heute noch niemand, und gewiss liegen gerade

---

1) Vergl. Otto Gross, „Soziale Hemmungsvorstellungen" in H. Gross' Archiv Bd. VII, S. 123.

2) Karl Julius Weber, „Deutschland". Stuttgart 1834.

3) A. Baer, „Die Gefängnisse u. s. w." 1871.

4) Th. G. Mazarik, „Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung u. s. w." Wien 1881.

5) A. Baer, „Der Verbrecher in anthrop. Beziehg". Lpzg. 1893 u. die dort verzeichnete Literatur; Morselli, „Der Selbstmord". Lpzg. 1881.

6) G. Tarde, „Les lois de l'imitation", und „La philosophie pénale". Lyon und Paris 1890.

hier die für uns schwersten Fragen. Wenn mehrere in der gleichen Weise morden, so nennen wir das „Imitation der Fälle“ — wenn aber bestimmte Krankheitsformen oder Verletzungen in einem Spitale Jahre lang nicht zur Beobachtung kamen und dann plötzlich in mehreren Fällen auftreten, so heisst das „Duplizität der Fälle“. Den Spitalärzten ist diese Erscheinung so wohlbekannt, dass sie auf den zweiten Fall einer seltenen Krankheit mit Bestimmtheit rechnen, wenn nur einmal ein Fall vorgekommen ist. Solche Fälle kommen oft aus verschiedenen Gegenden, betreffen auch z. B. seltsame Knochenbrüche u. s. w., so dass kein Mensch von Nachahmung reden kann — wie unterscheidet man dann Imitation und Duplizität im einzelnen Fall? — Wo ist ihre Grenze? — Wo berühren, wo decken, wo mengen sie sich?

Wie wir die Fragen der Nachahmung kriminalpolitisch verwerten könnten, ob und inwieweit etwas Entschuldigendes darin liegt, wenn die Imitation den grössten Teil des Antriebes ausgemacht hat, das sind Fragen, die noch lange nicht gelöst werden können. Aber symptomatischen und diagnostischen Wert haben sie in hervorragendem Masse.[1]) Zum mindesten werden wir manchmal die einzige Möglichkeit einer Erklärung für ein Verbrechen oder für die Art, wie es verübt wurde, finden können, wenn wir dahin sehen, von woher eine Anregung zu einer Nachahmung gekommen sein kann; besonders bei jugendlichen Personen und bei Weibern wird man vielmals irgend ein Vorbild finden, nach welchem vorgegangen wurde, so dass wenigstens das sonst unerklärliche und überflüssige Beiwerk (unnötige Grausamkeit, Zerstörung, umständliche Vorbereitungen u. s. w.) verstanden werden kann.

Selbst eine Spur des Täters kann unter Umständen gefunden werden, wenn man das Vorbild kennt und dann weiterforscht, wer nach diesem Vorbilde gehandelt haben könnte. Auch in unserem Gebiete gibt es die „Duplizität der Fälle“. —

Merkwürdig ist das Moment des Tuns in der grossen Masse. Vor allem sind hier die grossen Unglücksfälle belehrend, bei welchen fast jeder einzelne von diesem Unglück Betroffene nicht bloss sinnlos, sondern, objektiv genommen, auch verbrecherisch gegen die anderen handelt, indem er diese seiner eigenen Rettung opfert, ohne sich in wahrem Notstand zu befinden. Hierher gehören vor allem die vielen Brückenübergänge flüchtender Truppen (Elbe, Elster, Berezina u. s. w.), bei welchen namentlich die Reiter sinnlos auf die

---

1) E. Lohsing in H. Gross' Archiv XIII, 180.

eigenen Waffenbrüder einhieben, um durchzukommen; dann die bekannten grossen Unfälle, z. B. bei der Trauung Ludwig XVI., wo durch ein Gedränge 1200 Menschen zugrunde gingen; ebenso die Brände bei der Trauung Napoleons, im Wiener Ringtheater 1881, das furchtbare Gedränge auf dem Chodinkafelde bei Moskau im Mai 1896, wo über 1400 Menschen ertreten und erdrückt wurden. dann der Brand des Vergnügungsdampfers „General Slocum" 1904 u. s. w.; überall konnte man da Schreckensszenen durch das sinnlose Dreinschlagen der entsetzten Menschen beobachten. Unvergleichlich einfach und richtig sagt der steierische Volksdichter und Psycholog Rosegger: „Einer ist ein Mensch, einige sind Leute, viele sind Viecher." Damit ist viel erklärt.

Im oben zitierten (zweiten) Buche von Tarde sagt er: „In der Menge tun die ruhigsten Leute das Unsinnigste", und auf dem Kongress für kriminalistische Anthropologie 1892 sagte er: „Die Masse ist nie frontal, kaum occipital, höchstens spinal; sie hat immer etwas Kindisches, Pueriles, fast Feminines." Auf demselben Kongress bewiesen er, dann Garnier und Dekterew, wie oft der Pöbel von Geisteskranken und Betrunkenen zu allen möglichen Exzessen gereizt wurde. Lombroso, Laschi, Maxime du Camp, Faldello, Michellet, Diderot, Legouve, Bain, Taine erzählen viele Beispiele von Grausamkeiten, die der Pöbel bei Aufständen in sinn- und zweckloser Weise verübte.

Vergleiche hierzu die Arbeiten von Lexis [1]), Ferri [2]), Despine [3]), Martin [4]), Pugliese [5]), Hobbes [6]), Bordier [7]), du Camp [8]), Sergi [9]), Tocqueville [10]), Charles Lacretelle [11]), Sterne [12]), Holtzendorff [13]), Friedmann [14]) und in erster Linie das wichtige Werk von Scipio

---

1) Lexis, „Zur Theorie der Massenerscheinungen u. s. w." Freiburg 1877.

2) E. Ferri, „Das Verbrechen als soziale Erscheinung". Deutsch. Lpzg. 1897.

3) Despine, „De la contagion moral". Paris 1870.

4) A. Martin, „Psychoses infectieuses". Ann. de Psychiatr. et d'hypnot. Dezember 1893.

5) Pugliese, „Il delitto collettivo". Turin 1887.

6) Hobbes, „De cive". Paris 1642, Amsterdam 1647. Deutsch, Leipzig 1873.

7) A. Bordier, „La vie des sociétés. Paris 1888.

8) du Camp, „Les convulsions de Paris". 1881.

9) Sergi, „Psicosi epidemiche". Mailand 1889.

10) Tocqueville, „La democratie en Amerique". Band I.

11) Charles Lacretelle, „Histoire du dix-huitième siecle".

12) C. Sterne, „Die Krone der Schöpfung". Teschen 1884.

13) v. Holtzendorff, „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe". 1875.

14) „Die Wahnideen im Völkerleben". Wiesbaden 1901.

Sighele[1]), welches die Frage vom wissenschaftlichen Standpunkt auffasst und auf das belehrendste durchführt.

Aber endlich ist „die Seele der Masse“, die sie jetzt erfunden haben, doch nichts anderes, als der Makroanthropos Schopenhauers, und im besonderen Falle festzustellen, wie viel Verschulden den Anthropos und wie viel den Makroanthropos trifft, das wird unsere wichtige Aufgabe sein.

e) Leidenschaft und Affekt.

Für unsere Arbeit ist das Studium von Leidenschaft und Affekt von Wichtigkeit, weil dieselben beim Zeugen und bei uns selbst verwirrend in die Kreise der Beobachtung eingreifen, weil sie beim Beschuldigten oft die Tat erzeugt oder beeinflusst haben, und weil sie endlich auch im Momente der Vernehmung oft von erheblicher Wirkung sind. Das Wesen von Affekt und Leidenschaft, ihre Definition, ihre Wirkung, ihre physikalische und physiologische Erklärung ist in jeder Psychologie besprochen; besonders ausführlich von Hume[2]), Carus[3]), Friedreich[4]), Darwin[5]), Piderit[6]) u. s. w.; auch einzelne Affekte haben ihre besonderen Bearbeiter gefunden, wie Mosso[7]), Laehr[8]) u. s. w.; zitierbar ist ja auch Mantegazza[9]).

Wie aber das über die Affekte und Leidenschaften Festgestellte für unsere Zwecke zu verwenden ist, darüber ist wenig gesagt worden und lässt sich auch wenig sagen. Was im Affekt getan wurde, das ist als solches von jedem zu erkennen, diesfalls ist also keine Arbeit zu leisten; was wir zu tun haben, besteht nur darin, dass wir stets die Reduktion dahin vornehmen, was ohne den Affekt geschehen wäre — in einem einzigen Falle ist allerdings noch etwas zu tun, nämlich uns selbst gegenüber den Affekt und die Leidenschaft zurückzudämmen. Es ist nicht zu leugnen, dass

1) Scipio Sighele, „Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen“. Deutsch von Kurella. Dresden und Leipzig 1897.

2) D. Hume, „Über die Leidenschaften“.

3) Carus, „Psychologie“. Herausgegeben von Ferdinand Hand. Leipzig 1823.

4) J. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“. Regensburg 1852.

5) Ch. Darwin, „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen u. s. w.“ Stuttgart 1885.

6) Theodor Piderit, „Mimik und Physiognomik“. Detmold 1886.

7) Mosso, „Die Furcht“. Deutsch von W. Frieger. Leipzig 1889.

8) H. Laehr, „Die Angst“ im Januarheft 1893 d. „Berl. Klinik“.

9) Paolo Mantegazza, „Fisiologia del dolore“, „Le estasi umane“. „Physiologie des Hasses“, „Physiologie der Liebe“, „La fisiologia del piacere“ u. s. w.

gerade die „Temperamentvollsten“ unter den Kriminalisten die Besten sind, denn mit Phlegma und Melancholie führt man keine Untersuchungen durch, und deshalb sind es die Lebhaften und Leidenschaftlichen, die am meisten leisten, aber auch unter ihren Eigenschaften am meisten leiden. Niemand wird es in Abrede stellen, dass es schwer ist, einem frech leugnenden Verbrecher gegenüber, oder dann, wenn es sich um ein recht grausames, unmenschliches oder wüstes Verbrechen handelt, volle Ruhe zu bewahren, aber Leichtes bringt uns unser Beruf überhaupt nicht, und so muss auch diese Schwierigkeit überwunden werden. Jeder von uns, gewiss jeder hat beschämende Erinnerungen an Vorfälle, wo er sich, vielleicht in berechtigter Weise, von einer Leidenschaft hinreissen liess — solche Erinnerungen muss er sich für die Zukunft ersparen. Freilich hat der bekannte „temperamentvolle“ Graf Gideon Raday seinerzeit in kürzester Frist einen wegen seiner unzähligen Raubanfällen berüchtigten ungarischen Komitat von allen Räubern dadurch befreit, dass er in jeder Gemeinde, in der ein Raub geschah, kurzweg den Bürgermeister aufhängen liess, aber so viel „Temperament“ kann man nicht überall haben, und man erinnert sich vielleicht der peinlichen Lage, in die ein bekannt ausgezeichneter Vorsitzender bei einem Aufsehen erregenden Mordprozess in Wien geraten ist, als er mit allerdings begreiflicher Leidenschaftlichkeit gegen den Angeklagten vorging und sich von diesem wirkliche Zurechtweisungen gefallen lassen musste.

Das einzige Mittel, welches diesfalls zu raten wäre, ist ein recht selbstverständliches: man hüte sich vor der allerersten Ausschreitung; sobald ein Wort gefallen ist, welches, sagen wir einfach, nicht salonfähig ist, kann man sich als verloren betrachten, dann ist der Stein im Rollen, und wie weit man dann kommt, das hängt von der Natur und Kultur des Betreffenden ab. „Ein Schimpfwort kommt selten allein“, und ist auch hier ein ungehöriges Wort gefallen, so hat man die Einhaltung der richtigen Grenze nicht mehr in der Hand; es weiss übrigens auch der Verbrecher, und gerade der raffinierte am besten, dass jemand, der sich recht ausgescholten hat, nicht mehr zu fürchten ist (Beneke[1]); mit Recht sprach deshalb Bulwer den nach ihm viele Male zitierten Satz aus: Die Pressfreiheit sei „the safety-valve of the passions of every party“. Hat sich einer ausgetobt, so wird er dann naturgemäss ruhig und gutmütig, er hat aber ausserdem fast in-

1) Ed. Beneke, „Pragmatische Psychologie“. Berlin 1850.

stinktmässig das Bedürfnis, es in irgend einer Weise wieder gut zu machen, was er durch „Zuweitgehen“ gefehlt hat. Es tritt dann eine wieder übertriebene Gutmütigkeit und Nachsicht zutage und gerade darauf haben es viele Verbrecher abgesehen, indem sie den Vernehmenden absichtlich reizen, bis sie sich eine Flut von harten Redensarten, Grobheiten und Beschimpfungen ertrotzt haben, weil sie wissen, dass dies dann durch besondere Nachsicht wieder gutgemacht werden wird. —

Viele Schwierigkeiten bieten uns die Affekte der Zeugen, namentlich jener, welche durch die Tat geschädigt wurden, und jener, die etwa eine grausame, entsetzliche Tat gesehen haben und sich noch heute deswegen in einer gewissen Erregung befinden. Dieser Umstand war es auch, der erfahrene Leute vor der unbedingten Verlässlichkeit der Aussage des Beschädigten warnen liess. So sagt Mittermaier[1]), der Privatbeteiligte sei nie ruhiger Stimmung; Leidenschaft, Ärger, Zorn, persönliches Interesse u. s. w. spiegelt Schaden vor oder vergrössert ihn. Davon hat übrigens schon sehr eingehend und psychologisch korrekt die alte C. C. C. (Art. 25, Nr. 6) gehandelt, und jeder nur halbwegs erfahrene Kriminalist kennt genug Fälle, in welchen der Beschädigte in der angedeuteten Weise vorgegangen ist. Wir reden hier natürlich nicht von jenen Fällen, in welchen eine Verletzung berechnend vergrössert oder ganz erdichtet wurde, um daraus Kapital zu schlagen, sondern von jenen, in welchen der Verletzte aus Zorn, Wut, Ärger, Schmerz dem Täter oft Unsinniges andichtet, nur um ihn recht zu Strafe zu bringen. Dabei machen wir häufig die auffallende Beobachtung, dass dies verhältnismässig selten dort vorkommt, wo ein sehr grosser Schade entstanden ist; der, dem ein Auge ausgeschlagen wurde, der Vater einer vergewaltigten Tochter, der, dessen ganzes Hab und Gut einer Brandlegung zum Opfer fiel, steht oft dem Täter gegenüber merkwürdig ruhig da; er klagt ihn nicht besonders an, er übertreibt nicht, er beschimpft ihn nicht. Viel ärger macht es dagegen der, dem z. B. einige Obstbäume beschädigt wurden, dem man mutwilligerweise einen Zaun umgerissen hat, dem ein beschimpfendes Pamphlet auf die Haustüre geklebt wurde, und am ärgsten der, an dem ein Jagdfrevel begangen wurde; hat man diesem aber gar zur Schonzeit eine trächtige Rehgais gemordet oder ein Geläge Rebhuhneier ausgenommen und gekocht, dann ist die

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“. Darmstadt 1834.

grausamste Strafe für den Täter zu schonend und die unerhörteste Summe an Schadenersatz zu gering.

Aus naheliegenden Gründen kommt es auch oft vor, dass sich Beschädigter und Beschuldigter im Zustande wirklichen Hasses gegenüber stehen; deswegen, weil einer dem anderen einmal ein Loch in den Kopf geschlagen oder ihn bestohlen hat, braucht dies allerdings nicht der Fall zu sein, häufig ist aber der Gegenstand des Prozesses erst das Ergebnis langen und tiefgreifenden Hasses, und dass dieser alles entstellt, ist bekannt genug. Es ist deshalb unbedingt nötig, das Vorliegen desselben festzustellen, was nicht immer leicht ist. Man hat behauptet, dass man nur dort wirklich hasst, wo man doch noch, wenn auch nur etwas Achtung empfindet. Ich glaube, dass dies zu viel behauptet ist, und möchte lieber sagen, dass sich Hass nur zwischen Gleichgestellten, wenigstens in einer bestimmten Richtung Gleichgestellten entwickeln kann. Im allgemeinen wird der König nicht den Musketier hassen können, wenn sie aber in Liebe zum selben Mädchen entbrannt wären, dann wird Hass auftreten können, denn in der Liebe sind sie gleichgestellt. Ebenso wird es der hochgestellten Dame nicht einfallen, ihre Zofe zu hassen; hat sie sich aber auf ihre prächtigen Haare viel eingebildet und nimmt sie wahr, dass sie darin von der Zofe übertroffen wird, dann hasst sie diese — im Punkte des Haarschmuckes gibt es keinen Rangunterschied.

Überhaupt ist aber festzuhalten, dass der wirkliche, echte Hass nur drei Quellen hat: Schmerz, Eifersucht oder Liebe. Entweder hat der Gehasste dem anderen irgend einen grossen, unverwindlichen Schmerz zugefügt, oder sie eifern um irgend etwas Wichtiges oder der Hass war, ist oder wird Liebe. Nach Esser[1]) gibt es noch eine Quelle des Hasses, die dann zum Vorschein kommt, wenn wir jemandem etwas getan haben. Dass dies Hass oder mindestens eine hassähnliche Leidenschaft erzeugen könnte, mag sein, es dürfte dies aber in den meisten Fällen ein Gefühl tiefer Beschämung und Reue sein, welches nur gewisse Erscheinungen mit dem Hass gemeinschaftlich hat. Wäre es aber wirklich solcher. dann ist es schliesslich doch nichts anderes als Hass aus zugefügtem Schmerz. Jedenfalls ist aber Hass nicht leicht zu verbergen und wird vom halbwegs erfahrenen Kriminalisten nur ausnahmsweise übersehen; viel, unvergleichlich viel schwerer ist die

1) W. Esser, „Psychologie“. Münster 1854.

Entdeckung von Neid, der unversöhnlicher[1]) ist als Hass, nicht so explosiv, aber tiefgreifender wirkt als dieser und eine ungleich grössere Verbreitung besitzt. Zu wirklichem Hass, also zu einer ausgesprochenen Leidenschaft gehört doch immerhin, sagen wir Temperament, er kann uns unter Umständen sogar nicht unsympathisch berühren, aber elenden Neid bringt jeder Schuft zuwege. Vielleicht durch keine andere Leidenschaft werden so viele Existenzen gefährdet und zugrunde gerichtet, so viele Leistungen erstickt, so viel Bedeutendes unmöglich gemacht, so unendlich viele Menschen elend falsch beurteilt. Dazu die übergrosse Verbreitung des Neides und die armselig leichte Kunst, ihn zu verbergen, fürwahr, die Gefahr des Neides kann nicht hoch genug geschätzt werden. Für uns ist sie um so grösser, als wir uns die Leute nicht leicht loben lassen; was wir mit Zeugen u. s. w. besprechen, sind zumeist belastende Momente, und hierbei kommt Neid nie leicht zutage.

Wenn einer noch so sehr gegen einen anderen loszieht, so können wir immer annehmen, dass er die Wahrheit spreche oder schlimmsten Falles, dass er die Sache falsch aufgefasst hat, dass er übel unterrichtet wurde u. s. w. — daran denken wir selten, dass ihm alles das der Neid diktiert hat. Auf diese Vermutung kommen wir beinahe immer erst, wenn einer den anderen loben soll. Da kommt ein eigentümlich vorsichtiger, zögernder, einschränkender Zug zum Vorschein, so dass auch der nur etwas Erfahrene sofort auf den Gedanken kommt: „Den hält der Neid zurück." Auch hier zeigt sich die schon oft besprochene Tatsache, dass zum echten Neid eine gewisse gleiche Stellung notwendig ist; man zitiert das Beispiel, dass der kleine Krämer wohl seinen etwas glücklicheren Konkurrenten, nicht aber den grossen Kaufherrn beneidet, dessen Schiffe die Welt befahren. Das Gefühl, welches der gemeine Soldat gegen den Generalen, der kleine Bauer gegen den Grossgrundbesitzer hat, ist kein rechter Neid; es ist Wunsch, es auch so zu haben, Ärger, dass es der andere um so viel besser hat u. s. w., aber Neid ist es deshalb nicht, weil ihm jene Werktätigkeit fehlt, die wir eigentlich zum Begriffe des Neides verlangen. Wir sprechen von diesem gewöhnlich erst, wenn gegen den Beneideten irgend etwas unternommen wird, wenn der Beneidende intriguiert, ihm Schwierigkeiten bereitet, übel von ihm spricht u. s. w. Dass dies richtig ist, beweist der Umstand, dass man das bloss

1) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen".

Empfundene leicht eingesteht: „Wie beneide ich den um diese Reise, um seine unerschütterliche Gesundheit, seinen schönen Wagen" u. s. w.; hiermit gesteht man nur harmlose Empfindungen. Niemand gesteht es aber: „Ich habe aus Neid gegen ihn böse gesprochen, dies und jenes unternommen" — das ist erst der echte Neid als Leidenschaft.

Dieser ist aber für das Ergebnis unserer Arbeiten deshalb gefährlich, weil er uns über viele Menschen falsche Bilder gibt. Wollen wir uns über jemanden überhaupt oder über ein besonderes Tun oder Lassen unterrichten, so fragen wir selbstverständlich Leute, die darüber Auskunft geben können, also Berufsgenossen oder sonst ihm in seinem Wesen und Wirken Nahestehende, da ja andere über den Gegenstand der Frage nicht unterrichtet sind. Gerade unter diesen herrscht aber am ersten Neid, und der Bericht wird von ihm beeinflusst. Das ist eben eine jener mangelhaften Einrichtungen in der Welt, die sich überall bemerkbar macht, wenn man sich über Menschen und ihre Leistungen erkundigt; fragt man Unbeeinflusste, so erfährt man nichts, weil diese von der Sache nichts verstehen, fragt man Fachleute, so spricht aus ihnen häufig Neid oder sonst ein selbstisches Interesse. Aufmerksam machen kann uns stets nur die geschilderte zögernde, reservierte Art des Antwortens — die bleibt gleich von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen, sie ist bezeichnend und wertvoll, weil sie uns vor den ärgsten Missgriffen bewahren kann. Ich wiederhole: So wie im Leben, so ist auch im Strafverfahren keine Leidenschaft so gefährlich und irreführend wie der Neid. —

Im allgemeinen, als Quelle von Verbrechen, lässt sich über Leidenschaften nichts sagen, was immer gültig und was auch nicht ohnehin bekannt wäre. Festzuhalten ist, dass der Affekt (Volkmar[1])) in der Regel drei Perioden durchmacht: „Die erste charakterisiert sich durch die allgemeine oder teilweise Zurückstauung der älteren Vorstellungen, in der zweiten nützt die neue Vorstellung ihre dominierende Stellung den älteren gegenüber negativ oder positiv aus, der Affekt kulminiert, in der dritten stellt sich die gewaltsam gestörte Gemütsruhe wieder her."

Hierzu kommen bei den meisten Affekten auch noch die physischen Erscheinungen, die jedermann kennt. Einzelne sind genau studiert, so namentlich die für uns wichtige Angst durch Kierke-

---

1) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie". Cöthen 1875.

gaard[1]) und Laehr[2]). „Die Atmung bei Angst ist unregelmässig, oft die Inspiration unterbrochen, auf eine Reihe flacher Atemzüge folgt einer oder mehrere tiefe; Inspiration ist oft kurz, Exspiration verlängert, eine oder andere tönend, seufzend; alle diese Erscheinungen sind nur eine Folge der Steigerung der Respirationsveränderungen. Durch die Unregelmässigkeit derselben tritt dann Husten ein, dann Sprachstörungen, die auf unregelmässiger Aktion der Kehlkopfmuskeln, teils auf Beschleunigung der Exspiration beruhen; im Stadium der abklingenden Angst kommt oft auch Gähnen vor, und im Verlaufe des Affektes beobachtet man auch Pupillenerweiterung (infolge der Kontraktion der glatten Muskulatur)." Diese Beschreibung stellt uns genau jenes trübe Bild vor, welches wir bei Verhören so oft vor uns haben, wenn dem Leugnenden ein zwingender Verdachtsgrund nach dem anderen vorgeführt wird, wenn er dem Agnoszierungszeugen gegenübersteht oder wenn sonst ein entscheidendes Moment bevorsteht — immer und jedesmal ein Mitleid erregender Anblick, auch wenn ihn der Verworfenste darbietet.

Das Merkwürdige und keineswegs Erklärbare liegt dabei darin, dass diese Erscheinungen beim Unschuldigen nicht vorzukommen scheinen. Man sollte meinen, dass die Angst, überführt zu werden, beim Schuldigen und beim Unschuldigen gleich sein sollte, gleichwohl finden wir beim letzteren allerdings den Ausdruck des Schreckens, des Zornes, der Wut, der Entrüstung, aber nicht den der eigentlichen Angst. Ich wiederhole, dass dies aber nur empirisch begründet ist, so dass es noch eingehender Beobachtungen bedarf, bevor es gestattet wäre, daraus Folgerungen zu ziehen, d. h. jemanden für schuldig zu halten, bloss weil alle Symptome der Angst, wenn auch noch so deutlich, ausgesprochen vorlagen. Zu vergessen ist bei solchen Zuständen nie, dass sich auch hier Leidenschaften und Affekte oft in ihr Gegenspiel verwandeln, wie dies als allgemeine Regel gilt; aus Geiz wird Verschwendung (und umgekehrt), aus Liebe wird Hass, und mancher wird aus übergrosser, zur Verzweiflung getriebener Furcht geradezu kühn. Ebenso kann es vorkommen, dass sich erhebliche Angst in eine erstarrende Kälte verwandelt; dann äussert sich keines der typischen Zeichen der Angst, sie verrät sich aber ebenso sicher durch die eisige Gleichgültigkeit, an der, wenigstens scheinbar, alle andringenden Momente abprallen.

Ebenso wie Umwandlung von Leidenschaften vorkommt, treten

---

1) Sören Aaby Kierkegaard, „Der Begriff der Angst". Deutsch, Leipzig 1890.

2) Hans Laehr, „Die Angst". Berliner Klinik, Januarheft 1893; vergl. auch Diehl, „Die Schreckreaktion vor Gericht" in H. Gross' Archiv XI, 240.

auch mitunter verschiedene von ihnen in signifikanter Weise zusammen, so Schreck oder Furcht mit ausgelassener Heiterkeit und Wollust mit Grausamkeit[1]); die letztere Verbindung ist für uns von grosser Wichtigkeit, weil sie oft Schwierigkeiten in der Konstruktion von Verbrechen mit einem Schlage beseitigt.

„Dass Wollust und Grausamkeit in der Wurzel eng verbunden sind, wusste man stets. Selbst den Entzückungen schwärmerischer und leidenschaftlicher Liebe ist ein gewisser grausamer Zug nicht selten beigemengt. Frauen sind im allgemeinen grausamer als Männer“ (Eulenburg[2])). Man behauptet, in der Liebe sei die Frau dem Manne stets um eine Begierde voraus; wenn das wahr ist, so ist hiermit vielleicht allein die ebengenannte Behauptung von der grösseren Grausamkeit der Frau genügend erklärt.

In gewisser Weise steht der Zusammenhang zwischen Wollust und Grausamkeit auch mit jener Unersättlichkeit in Verbindung, die mit vielen Leidenschaften zugleich auftritt. Diese Unersättlichkeit ist am besten bei Leidenschaften zu beobachten, die mit Geld und Gut zu tun haben, namentlich dann, wenn es sich um die sinnliche Wahrnehmung des Geldes handelt; mit Recht spricht man von der „bestrickenden, dämonischen Gewalt“ des Goldes, von der Wollust, im „Gelde wühlen“ zu können, von dem „unwiderstehlichen Klingen der Münzen“ u. s. w., und mit demselben Recht sagt man, das Geld habe auf gewisse dadurch gekennzeichnete Menschen dieselbe Wirkung, wie Blut auf die Raubtiere. Wir alle kennen zahlreiche Beispiele, wo bis dahin recht anständige Menschen nur durch den Anblick einer grossen Summe Geldes zu schweren Verbrechen verleitet wurden. Eine Erhebung in der Richtung auf diesen Umstand kann auf Spuren, sogar die der Person des Täters führen.

f) Ehre.

Immanuel Kant[3]) sagt: „Die Ehre des Mannes besteht darin, was die Leute denken, des Frauenzimmers aber, was sie sprechen.“ Lazarus[4]) meint: „Ehre und Ehrgefühl ist eine Erweiterung des Selbstgefühles in anderen und durch sie. Dass ich auch im Vorstellungskreise eines anderen und nicht bloss in meinem eigenen

---

1) vergl. Näcke in H. Gross' Archiv XV, 114.

2) Prof. Dr. Albert Eulenburg, „Sexuale Neuropathie“. Leipzig 1895.

3) Im. Kant, „Menschenkunde u. s. w.“ Herausgegeben von Starke. Leipzig 1831.

4) M. Lazarus, „Das Leben der Seele“. Berlin 1856.

Existenz habe, dass meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von anderen gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre." Und Falstaff resumiert: „Ehre ist ein gemalter Schild beim Leichenzuge!" Sie haben recht und auch nicht, Ehre ist einfach die Stellung, die einer vor sich und der Welt einnimmt, und so darf man auch von der Ehre des Spitzbuben sprechen. Wer diese als Kriminalist nicht gelten lassen will, begeht nicht nur häufig Ungerechtigkeiten, sondern auch Fehler bei der Arbeit und findet dann nicht den Schlüssel zu ihm unentwirrbaren Vorkommnissen.

Einer der Schlechtesten von den vielen Schlechten, mit denen mich mein Beruf zusammenbrachte, ein Mensch, der so viele der niedrigsten Lumpereien beging, dass er dadurch seine ehrenwerten Eltern zu gemeinsamem Selbstmordbrachte, hat nach seiner letzten Verurteilung zu vieljähriger Kerkerstrafe wörtlich erklärt: „Ich melde kein Rechtsmittel gegen das Urteil, ich bitte aber um die Gewährung der dreitägigen Bedenkzeit, damit ich noch eine Reihe von Abschiedsbriefen schreiben kann, die ich nicht als Sträfling schreibe". Also auch in der Brust dieses Verworfenen leuchtete noch der Abglanz dessen, was andere Menschen Ehre nennen! Ähnliches findet sich oft, und daher sind auch die Ratschläge häufig, wie man auftauchende gute Regungen des zu Vernehmenden rasch benützen kann. Sogar auf Leibniz[1]) wird sich bezogen. Ich möchte nicht dazu raten, solche „gute Regungen" etwa dazu zu benützen, um Geständnisse, Bezeichnung von Mitschuldigen u. s. w. zu erlangen. Im Interesse der guten Sache möchte dies ja sicher gelegen sein; aber man hält leicht eine „weiche Stimmung" für eine „gute Regung", und erstere darf man vielleicht nicht ausnützen, wenn auch vermeintlich in bester Absicht. Weiter aber wird bei niedrig stehenden Menschen eine Regung, die wirklich eine bessere gewesen sein mag, kaum lange andauern und in kurzem wieder jenen Regungen Platz machen, die für gewöhnlich in schlechten Menschen hausen. Dann bereut er sicher das, zu was er sich in der „besseren Regung" hat bewegen lassen, und flucht dem, der sie ausgenützt hat. Das wollen wir aber nicht. —

Fast drollig nimmt es sich oft aus, wenn man wahrnimmt, in welchen Punkten mancher Verbrecher seine „Ehre" sucht; mit derselben findet es der Räuber unvereinbar, für einen Dieb, der Einbrecher für einen Taschendieb gehalten zu werden. Keiner

1) Leibniz, „Nouveaux essais". II. opp. philos.

will „ein Pfuscherstück“ gemacht haben, die meisten wären an ihrer „Ehre“ tief gekränkt, wenn ihnen bewiesen werden könnte, dass sie einen Mitschuldigen verraten, bei der Beuteteilung bemogelt oder sonst gegen Kameraden unredlich gehandelt hätten, ja einer geberdete sich untröstlich darüber, dass es „in die Zeitung gekommen sei“, er habe dummer Weise bei einem Einbruch gerade das grosse Bargeld übersehen.

Dass mitunter Verbrechen lediglich deshalb verübt werden, um eine gewisse „Berühmtheit“ zu erlangen, ist sicher — jeder Herostrat hofft, seinen Theopompos zu finden.

g) Aberglauben.

Über dieses hierher gehörige Kapitel, dessen Wichtigkeit auch heute noch nicht hoch genug angeschlagen werden kann, habe ich das mir Bekannte in meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ gebracht, weshalb ich auf dasselbe (besonders mit der Erweiterung des fraglichen Kapitels in der 4. Auflage) verweise.[1])

3. Unrichtigkeiten.

a) Sinnestäuschungen.

1. Allgemeines.

Das gesamte Material, auf Grund dessen Recht gesprochen wird, muss vorerst durch die Sinne von Menschen gegangen sein, durch die von behördlichen Organen, von Zeugen, von Beschuldigten, und deshalb hängt auch ein grosser Teil der Richtigkeit des gesetzlichen Vorganges von der Richtigkeit des sinnlich Wahrgenommenen ab. Im grossen und ganzen dürfen wir sagen, dass die Nachrichten, welche wir von unseren Sinnen erhalten und auf die wir weitgehend Schlüsse bauen, verlässliche sind, so dass wir keinen Grund haben, mit übertriebener Vorsicht allem zu begegnen, was wir auf Grund von Sinneswahrnehmungen als bestehend annehmen[2]), aber ausnahmslos richtig sind dieselben denn doch nicht, und wenn wir einmal genauer zusehen, von welchen Täuschungen unserer Sinne man im allgemeinen Kenntnis hat, so muss es uns in der Tat wunder-

1) Vergl. auch die Fälle in H. Gross' Archiv I, 306; III, 88; IV, 340; V, 290; V, 207; IX, 253; IV, 168; VI, 312; VII, 162; XII, 334.

2) Vergl. Robert Müller im Journal für Psychologie und Neurologie III, 112 (1904).

nehmen, dass dadurch nicht grössere Verwirrungen in unseren Feststellungen angerichtet werden.

Befasst hat man sich mit Sinnestäuschungen seit jeher, und seitdem Heraklit „der Dunkle“ kurzweg erklärt hatte, unsere Sinne seien eigentlich nichts als Lügenschmiede, haben die Psychologen und sonstige Beobachter unseres Wesens Stück für Stück einzelne Sinnestäuschungen entdeckt und bekannt gemacht. Das Schicksal solcher Mitteilungen war ein verschiedenes; einzelne hat man zu Spielereien benützt (wie z. B. die bekannte, zuerst von Helmholtz angeregte Frage, wie hoch ein neben die Wand auf den Boden gestellter Zylinderhut an derselben hinaufreicht), andere dienten wieder zu schwierigen und eingehenden wissenschaftlichen Erörterungen, wieder andere wurden abwechselnd in beiden Richtungen verwendet, ja es ist eigentlich merkwürdig, dass gerade die bekanntesten und von Kindern zu Spielen verwendeten Sinnestäuschungen oft bis heute tiefsinnigen und gelehrten Erklärungsversuchen Widerstand geleistet haben. Die meisten Sinnestäuschungen sind überraschend, daher unterhaltend und die Aufmerksamkeit der Leute anregend, sie sind somit allgemein bekannt geworden, und da sich auch über jede von ihnen etwas sagen lässt, so übt man an ihnen gern seine Kunst, zu erklären, aber ihre Wirkung auf andere Erscheinungen und ihre Folgen im praktischen Leben sind selten studiert worden. Das hat nun zweifachen Grund. Erstens bewegen sie sich, wenigstens scheinbar, doch nur im kleinen, und es wird selten erwogen, welche grossen Folgen es denn haben soll, wenn z. B. eine auf dem Papier gezeichnete Linie länger oder geneigter aussieht, als sie eigentlich ist. Zweitens meint man, dass die Wirkung der Sinnestäuschungen nicht leicht im praktischen Leben zutage treten kann. Merkt man, so wird kalkuliert, die erfolgte Täuschung, so ist sie unschädlich gemacht und kann keine Wirkung mehr äussern; merkt man sie aber nicht, und es treten dann im weiteren Verlaufe Folgen ein, so ist es nicht möglich, sie auf die Ursache zurückzuführen, weil man diese nicht als solche erkannt hat und weil meistens so viele Zwischenglieder eingeschoben wurden, dass eine richtige Rückleitung nicht mehr durchgeführt werden kann.

Beide Gründe erklären aber nur, dass auf die Sinnestäuschung selten Rücksicht genommen wird, sie beweisen aber nicht, dass dies mit Recht geschieht. Vor allem ist es richtig, dass es bedeutende Schwierigkeiten bietet, Experimente, die einstweilen nur im kleineren gemacht wurden, auf die Verhältnisse im grossen anzuwenden. Man ist da von der Voraussetzung ausgegangen, dass sich die

Verhältnisse so gestalten würden, wie sie dem Naturforscher liegen, der allerdings weiss, dass eine Mischung, die in der winzigen Eprouvette gewisse Erscheinungen zeigt, dasselbe bietet, wenn sie auch im grossen erzeugt wird. So genau lassen sich aber die Umstände bei anderen Erscheinungen nicht abwägen, und so sind auch überhaupt die wertvollen und bedeutenden Ergebnisse der modernen Psychophysik[1]) für praktische Fragen bis heute eigentlich unproduktiv geblieben. Alle ihre Experimente und Feststellungen haben sich im kleinen Raume des Studierzimmers oder Laboratoriums vollzogen, und wie sich die Dinge gestalten würden, wenn man statt des leisen Schalles, den das fallende Kügelchen erzeugt, einen Flintenschuss beobachtet, oder wenn man statt der zwei Kreidestriche auf der Tafel einen Schienenstrang ansieht — das wissen wir vorläufig noch nicht. Selbstverständlich fällt es niemandem ein, daraus der Disziplin der Psychophysik einen Vorwurf zu machen oder den Wert ihrer Forschungen angreifen zu wollen; ihre Experimente mussten zuerst im engen Rahmen gemacht werden, weil sie gerade hierdurch ob des geringeren Apparates und somit der geringeren Fehlerquellen sichere Ergebnisse versprachen und auch deshalb, weil man so leichter und rascher viele Versuche machen und deshalb eher Sicheres finden konnte. Hat man erst einmal da festen Boden gewonnen, so wird man auch noch die Versuche im grossen machen, die erst für uns praktischen Wert haben. Ist das geschehen, so wird man auch daran gehen, mit den gewonnenen Resultaten die Sinnestäuschungen zu studieren und ihre Wirkung im grossen festzustellen. Hiermit entfällt dann der zweite genannte Grund, warum man sich bei uns, wenigstens bis jetzt, wenig um die Sinnestäuschung kümmert. —

Dass Zeugen nicht dahinter kommen, wie ihre Beobachtung unter dem Einflusse einer Sinnestäuschung gelitten hat, ist richtig, wenigstens hört man nur selten, dass ein Zeuge mit der Nachricht gekommen ist, er habe infolge einer Sinnestäuschung falsch beobachtet. Eben deshalb ist es Sache des Kriminalisten, das Vorhandensein einer Sinnestäuschung zu entdecken und aufzuklären, dann werden eine Menge von „unerklärlichen und rätselhaften Erscheinungen" verschwinden und sich in einfacher und natürlicher Weise verstehen lassen. Freilich gibt es da viele Schwierigkeiten, da man zwar über die Sinnestäuschungen viel beobachtet und geschrieben,

1) Siehe die Bibliographie der psychophysischen Literatur von Hirschlaff (J. A. Barth, Lpzg.).

dies aber nicht für uns gemacht hat; die Nutzanwendung muss erst durchgeführt werden. Der Weg hierfür ist ein doppelter. Auf dem einen fassen wir die Erscheinungen auf, wie sie uns in unserer Arbeit geboten werden, und suchen, rückwärts schreitend, festzustellen, ob und welche Sinnestäuschung irgend eine absonderliche oder sonst unklare Tatsache verursacht haben kann. Dieser Weg kann natürlich ausschliessend in der Praxis eingeschlagen werden, er ist schwierig und mühsam, da Schritt für Schritt mit der grössten Vorsicht gegangen werden muss; mangels genügenden Vergleichsmateriales ist dieser Weg, einstweilen wenigstens, auch unsicher.

Der andere Weg ist der theoretische, der in dieser Richtung als der vorbereitende bezeichnet werden muss; auf diesem hätten wir so vorzugehen, dass wir uns vor allem darüber klar werden, was man überhaupt über Sinnestäuschung weiss und welche Beispiele verbürgter Natur darüber bekannt sind. Von dem so gefundenen, ausgedehnten Material fällt für unsere engeren Zwecke der grösste Teil weg, einerseits alles, was krankhafter Natur ist, und was wir als *noli me tangere* ausschliesslich dem Gerichtsarzt überlassen. Nur flüchtig hätten wir uns da auf den Grenzgebieten aufzuhalten, wo die krankhafte Natur der Sache nicht deutlich ausgesprochen ist. Hier haben wir uns so viel Klarheit zu verschaffen, dass wir überhaupt nur erkennen, dass der Arzt zu fragen ist.

Andererseits ist aus dem wissenschaftlich festgestellten Material auch wieder alles auszuscheiden, von dem schon im voraus zu sehen ist, dass es Gebiete betrifft, welche mit dem unsrigen nichts zu tun haben können. Allerdings wird von diesen dermalen unberührt gelassenen Fällen später mit wachsender Erkenntnis wieder eine grosse Menge hereingenommen werden, wenn man wahrnimmt, dass auch solche Erscheinungen in mehr oder weniger ähnlicher Form in unserem Gebiete auftreten können. Wenn wir einstweilen bei sorgfälter und mühsamer Prüfung der Fragen zu viel beiseite legen, weil wir meinen, keinen kriminalistischen Fall zu kennen, in welchem eine Verwertung eintreten könnte, so liegt nichts daran — wir haben mit dem Übrigbleibenden noch weitaus genug, nach und nach ziehen wir auch vom Ausgeschiedenen manches in den Kreis der Betrachtung. Zu leugnen ist es nicht, dass wir häufig allgemeine Beobachtungen kennen lernen, bei welchen wir den ungezweifelten Eindruck erhalten, dass sie bei einer Zeugenbeobachtung oder sonst in einem Straffall Belehrung [bieten könnten, ohne dass wir aber diese Fälle genau zu bezeichnen vermöchten. Hierbei er-

übrigt nichts anderes, als diese Möglichkeit festzustellen oder zu warten, bis später einmal die Anwendung auf ein besonderes Ereignis durchführbar ist.

Eine bestimmte Erleichterung verschaffen wir uns bei dieser organisierenden Arbeit, wenn wir schon im allgemeinen gewisse Unterscheidungen vornehmen. Die scheinbar wichtigste ginge dahin, die normalen Sinnestäuschungen von den krankhaften zu trennen, wie aber schon erwähnt, bringt dies deshalb wesentliche Schwierigkeiten, weil das Grenzgebiet zu gross ist, wo sich Normales und Krankhaftes berührt, und weil namentlich eine Menge von körperlichen Zuständen das Entstehen solcher Sinnestäuschungen wenn nicht möglich macht, so doch begünstigt, die weder normal noch krankhaft genannt werden können; hierher gehören z. B. ein etwas überladener Magen, Blutandrang zum Kopfe infolge unpassender Lage, durchwachte Nächte, geistige oder körperliche Überanstrengung. Alles das sind keine krankhaften Zustände, aber für gewöhnlich sind wir nicht in solchen Lagen, sie sind also nicht normal. Steigern wir dieselben und sagen wir z. B., der überladene Magen habe sich zu einer leichten Indigestion, der verstärkte Blutandrang zu Kongestionen u. s. w. gestaltet, so sind wir dem krankhaften Zustande schon recht nahe, die Grenze können wir aber nicht bestimmen.

Eine andere Frage ist die, wo denn die Sinnestäuschung beginnt, wie wir sie also vom richtigen Aufnehmen trennen können.[1]) „Dass man Sinnestäuschungen von richtigen Sinneseindrücken unterscheiden kann, beruht auf der gleichmässigen Konstruktion der Sinnesorgane bei dem Menschen. Denn an sich könnte man, wenn man bei den Empfindungen für sich stehen bleibt, kaum angeben, warum die eine Empfindung eine richtige, die andere eine Täuschung sein sollte.“ So sagt Dorner[2]), ohne uns aber dabei die Grenze zwischen Richtig und Täuschung anzugeben.

Die „gleichmässige Konstruktion der Sinnesorgane“ löst die Frage auch nicht, denn es gibt genug Sinnestäuschungen, denen unter gleichen Verhältnissen alle Menschen unterliegen, so dass das Urteil der Mehrheit nicht maßgebend sein kann. Ebenso kann die Kontrolle eines Sinnes durch den anderen allein zur Unterscheidung nicht genügen; in manchen Fällen ist es allerdings möglich, z. B. den Gesichtssinn durch den Tastsinn oder das Gehör

1) W. Bender, „Sinenestäuschungen“. Eulenburgs Realenzyklop. d. ges. Heilkde. 3. Aufl.

2) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen“. Berlin 1887.

durch das Gesicht überprüfen zu lassen, das geht aber nicht immer an. Vielleicht tun wir am einfachsten, wenn wir sagen, ein Sinneseindruck ist dann richtig, er entspricht dann der Wirklichkeit, wenn er, unter verschiedenen Verhältnissen, also in verschiedenen Lagen, mit verschiedenen Sinnen, mit verschiedenen Mitteln, von verschiedenen Menschen beobachtet, immer gleich bleibt. Ein Sinneseindruck beruht aber auf Täuschung, wenn er nur unter besonderen Verhältnissen so, unter allen anderen aber anders wirkt. Wo man aber überhaupt mit dem Worte Sinnestäuschung beginnt, ist schwer zu sagen; dass entfernte Gegenstände kleiner aussehen, als sie sind, dass die Schienenstränge oder Strassenzüge zusammen zu laufen scheinen, sind eigentlich wirkliche Sinnestäuschungen, man nennt sie aber nicht so, sondern „Gesetze der Perspektive", so dass zum Begriffe der Sinnestäuschung eine gewisse Seltenheit oder Seltsamkeit des Auftretens zu gehören scheint.

Eine weitere Unterscheidung habe ich[1]) seinerzeit durchgeführt; ich halte sie für wichtig und will sie hier kurz wiederholen: sie besteht im Unterschiede zwischen den eigentlichen Sinnestäuschungen und jenen falschen Auffassungen, bei welchen durch einen falschen Schluss der Fehler eingeschaltet wurde. Bei den ersteren hat der aufnehmende Sinn wirklich falsch gemeldet; wenn der Augapfel seitlich gedrückt wird und man alles doppelt sieht, oder wenn zwei auf eine nervenärmere Hautpartie aufgedrückte Zirkelspitzen nur einfach gefühlt werden, so war der betreffende Sinnenapparat wirklich nicht in der Verfassung, welche zu einer richtigen Weitermeldung nötig ist. Wenn ich aber eine Landschaft durch ein rotes Glas ansehe und dann glauben wollte, die Landschaft sei wirklich rot, so lag der Fehler nur im Schliessen, weil ich in meiner konkludierenden Auffassung die färbende Wirkung des Glases nicht berücksichtigt habe; ebenso wenn ich vor einem Regen die Berge näher glaube als sie sind, wenn ich den halb in Wasser getauchten Stab wirklich für geknickt halte, so habe ich lediglich die Wirkung der Lichtbrechung vergessen. Mein Sinn ist da niemals getäuscht worden, sondern ich habe nur falsche Schlüsse gemacht. Dass dies richtig ist, beweist schon der Umstand, dass der schräg ins Wasser getauchte Stab auch auf dem Bilde geknickt aussehen würde, wenn wir ihn photographieren wollten.

Besonders deutlich wird das bei den sogenannten Erwartungserscheinungen, die man auch Sinnestäuschungen nennen will. Wenn

1) „Handbuch der Untersuchungsrichter".

jemand in der Kirche irgend einen dumpfen schwachen Ton hört, so wird er glauben, es beginne die Orgel zu klingen, weil es eben nahe liegt, dies anzunehmen; oder wenn man einen Eisenbahnzug ansieht und aus allen Zeichen entnehmen kann, dass er sofort abfahren wird, so gibt man sich leicht der Täuschung hin, dass er schon fährt (Sully [1])). Wie soll denn da der Sinn getäuscht worden sein? Das Ohr hat lediglich einen Ton gehört, das Auge einen Eisenbahnzug gesehen, und dies und nichts anderes hat es gemeldet; die Qualifikation des Eindruckes vorzunehmen, ist nicht Sache des Sinneswerkzeuges, und wenn sich dann die Phantasie dreinmengt und einen falschen Schluss bewirkt hat, so ist das keine Sinnestäuschung.

Noch viel deutlicher wird die Unrichtigkeit der Bezeichnung gewisser Vorgänge als Sinnestäuschung, wenn sich der in Mitte liegende Schlussfehler geradezu ziffermässig nachweisen lässt. Wenn ich z. B. vom Fenster aus in grösserer Entfernung einen Mann mit einer Axt einen Pfahl einrammen sehe, so sehe ich das Niederfallen der Axt natürlich viel früher, als ich den Schlag höre. Zufällig kann die Entfernung nun genau so gross sein, dass ich den Schall des zweiten Schlages gerade in dem Momente höre, in welchem ich das Niederfallen des dritten Schlages sehe. Ich nehme also trotz der grösseren Entfernung die Licht- und Schallerscheinung zugleich wahr, geradeso, als ob ich in unmittelbarer Nähe stünde. Zuerst werde ich wahrscheinlich über diese physikalische Anomalie staunen, und dann, wenn ich auf meinen einfachen Schlussfehler gekommen bin, werde ich jemandem erzählen, was für eine merkwürdige „Sinnestäuschung“ ich heute hatte, obwohl doch keiner meiner Sinne getäuscht hat oder getäuscht wurde.

Schopenhauer [2]) machte auf die übrigens bekannte Tatsache aufmerksam, dass man, nach kurzem Schlummer erwacht, alle Lokalisationen verdreht auffasst und dann nicht weiss, was vorne, was hinten, was rechts und was links ist. Wollte man dies als „Sinnestäuschung“ bezeichnen, so wäre auch das wieder falsch, da wir in diesen Fällen lediglich nicht vollkommen wach und genügend orientiert sind, um uns die Lage, in der wir uns befinden, klar zu machen. Anders steht die Sache, wenn wir einen ungewohnten Sinneneindruck nicht richtig schätzen. „Eine leichte Binde

1) James Sully, Die Illusionen“ (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, LXII. Band). Leipzig 1888.

2) Arthur Schopenhauer, „Über das Geistersehen“ in „Parerga und Paralipomena“. Berlin 1851. 7. Aufl. 1891.

an ungewohnter Stelle des Körpers wird als schwere Last empfunden; nach dem Verluste eines Zahnes fühlen wir eine riesige Höhle im Munde, und welch unsinnige Vorstellung von dem, was vorgeht, haben wir, wenn ein Drillbohrer am Zahne arbeitet" (Sully l. c.) In allen diesen Fällen haben die Sinne einen neuen Eindruck bekommen, den sie noch nicht richtig schätzen können, weshalb sie dann eine falsche Meldung erstatten. Hieher gehören im Grunde genommen alle unrichtig taxierten neuen Eindrücke, wenn wir z. B. aus dem Dunkeln kommen und eine mässige Helligkeit für sehr grell halten, wenn wir im Winter einen Keller warm finden, den wir im Sommer für eisig kalt erklären, wenn wir, das erste Mal auf einem Pferde sitzend, uns turmhoch in den Lüften glauben u. s. w. Ob aber etwas wirklich Sinnestäuschung ist oder nicht, hat namentlich für uns Bedeutung, da wir zum Zwecke der Feststellung, ob eine Aussage auf Täuschung beruht oder nicht, doch bestimmte Prüfungen vornehmen müssen, und ob sich diese auf den Intellekt eines Menschen beziehen oder auf einen seiner Sinne, dies macht einen grossen Unterschied. Schon für die erste oberflächliche Prüfung ist dies von Wichtigkeit, da wir vielleicht den Sinnen eines Menschen ganz gut trauen, nicht aber seinem Intellekt oder umgekehrt.

Über die Wichtigkeit der Sinnestäuschungen im Strafverfahren zu sprechen, dürfte überflüssig sein — auf der Richtigkeit des weiter überlieferten Wahrgenommenen beruht fast ausschliesslich die Richtigkeit des Urteils, und wer sich nur erst über das Wesen der Sinnestäuschungen im allgemeinen und ihre Häufigkeit klar ist, der weiss auch ihre Bedeutung im Strafverfahren zu würdigen. Was da in lange und halbvergangener Zeit gesündigt wurde, indem man sich um solche Fragen nicht gekümmert hat, das mag ins Maßlose gehen. Es war nicht etwa zur Zeit der Theresiana, sondern viel, viel später, als man einem Manne, der trotz vollständiger Finsternis den erkannt haben wollte, der ihm einen Faustschlag auf das Auge versetzt hatte, vollkommen glaubte, bloss weil man annahm, dass der Faustschlag auf das Auge so stark war, dass der Verletzte „Funken sprühen" sah, bei deren Schein er den anderen erkennen konnte! (Helmholtz und Meyer); und doch hat schon Aristoteles (de sensu et sensili Cap. II) gewusst, dass dies nur *scheinbar* ist: *θλιβομένου γὰρ καὶ κινουμένου τοῦ ὀφθαλμοῦ φαίνεται πῦρ ἐκλάμπον* (Aubert [1])). Dass man solche Dinge

1) H. Aubert, „Psychologie der Netzhaut". Berlin 1865.

glaubte, war die Folge der Lehre Reichenbachs [1]), nach welchem auch Duttenhofer [2]) noch behauptete, dass mancher Menschen Augen leuchten.

Zur Orientierung über die Sinnestäuschungen im allgemeinen wären zu empfehlen die Arbeiten von Hoppe [3]), Mayer [4]), Hagen [5]), Sully [6]), Lazarus [7]), Leubuscher [8]), Krafft-Ebing [9]), Martius [10]), Brierre de Boismont [11]), Thiery [12]), Duttenhofer [13]), Bernstein [14]), Parish [15]), Müller [16]), Cramer [17]), Th. Lipps [18]), E. Bleuler und K. Lehmann [19]); dann die zerstreuten Arbeiten in jedem Lehrbuch der Physik und Physiologie und den betreffenden Zeitschriften u. s. w. Vergleiche auch die später noch weiter zitierte Literatur.

Über die so überaus verbreiteten Sinnestäuschungen infolge des Morphinismus vergl. Smidt [20]).

2. *Gesichtstäuschungen.*

Um sich über die Bedeutung der Gesichtstäuschungen klar zu werden, scheint es am zweckmässigsten, sich vorerst mit gewissen Zeichnungen zu befassen, welche seltsame, irrige Vorstellungen erwecken. Sie sind deshalb wichtig, weil die Täuschung, be-

---

1) v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch".

2) Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen". Nördlingen 1858.

3) J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen". Würzburg 1888.

4) A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen". Wien 1869.

5) Hagen, „Die Sinnestäuschungen". Leipzig 1837.

6) J. Sully, „Die Illusionen". Internationale wissenschaftliche Bibliothek. LXII. Bd. Leipzig 1888.

7) M. Lazarus, „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen". Berlin 1867.

8) Leubuscher, „Entstehung von Sinnestäuschungen". Berlin 1852.

9) v. Krafft-Ebing in Friedreichs Blättern 1864, 2. Heft (mit Angabe der älteren Literatur).

10) Martius, „Die scheinbare Grösse der Gegenstände". Philosophische Studien. Bd. 5.

11) A. Brierre de Boismont, „Des Hallucinations". Paris 1852.

12) A. Thiery, „Über geometrisch optische Täuschungen".

13) Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen". Nördlingen 1858.

14) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen". Leipzig 1875.

15) Edmund Parish, „Über Trugwahrnehmung". Leipzig 1894.

16) F. C. Müller, „Psychopathologie des Bewusstseins". Leipzig 1889.

17) A. Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie". Jena 1897.

18) „Ästhetische Eindrücke und optische Täuschung".

19) „Zwangsmässige Lichtempfindung durch Schall". Leipzig 1881.

20) Smidt, „Morphinismuspsychosen". Archiv für Psychiatrie. VII. Bd.

ziehungsweise die Möglichkeit verschiedener Auffassung für jeden Beobachter erkennbar ist, und weil trotzdem jeder sofort mit einem Stückchen Papier und dergleichen sich den Beweis der falschen Auffassungen herstellen kann. Wenn wir damit nichts anderes beweisen können, als dass unter den einfachsten Verhältnissen wirklich grobe Irrungen vorkommen können, so ist für unsere Arbeit schon viel bewiesen, denn das „untrügliche Zeugnis unserer Sinne“ stellt sich dann doch als einer Überprüfung bedürftig dar; mit dem „Ich habe es doch selbst gesehen“ ist nichts bewiesen, denn wenn man sich in einem Punkte irren kann, so kann dies in anderen ebensogut geschehen.

Im allgemeinen werden wir mit Lotze[1]) sagen: Die Lage der Linien ist nicht ohne Einfluss auf ihre Grössenschätzung; senkrechte Dimensionen werden für etwas grösser gehalten, als sie sind. Von zwei im Kreuz gestellten Linien erscheint die vertikale grösser, obwohl sie gleich lang sind; ein Oblongum, das auf seiner etwas grösseren Seite ruht, halten wir leicht für ein Quadrat; stellen wir es auf die kürzere Seite, so erscheint es nun viel mehr oblong als es ist. Teilen wir einen Quadranten in gleiche Winkel, so halten wir die der Horizontalen näheren für grösser, so dass wir bei Beurteilung von Böschungen bei Abhängen leicht Winkel von 45° zu sehen glauben, wo deren kaum von 30° vorhanden sind. Auch die Gewohnheit tut hier sehr viel; man wird sich kaum bewusst sein, dass in dem Buchstaben S die obere Wölbung einen bedeutend kleineren Radius hat als die untere; das umgekehrte S — S — lässt dies sogleich erkennen.

Hierher gehören noch manche Falschschätzungen; Abhänge, Dächer u. s. w. sehen von weitem so steil aus, dass man es für unmöglich erklärt, sich darauf ohne besondere Hilfsmittel fortbewegen zu können; der darauf herumkriecht, findet aber die Neigung gar nicht so bedeutend. Daher die Notwendigkeit, jeden, der ein Besteigen einer geneigten Fläche für unmöglich erklärt, erst einmal zu fragen, ob er selbst dort war, oder ob er die Neigung nur von ferne betrachtet hat.

Unterschätzt werden aber schwache Krümmungen; Exner[2]) macht mit Recht darauf aufmerksam, dass er bei einem Rundgang um die Rotunde im Wiener Prater immer viel früher am Ausgangspunkte anlangte, als er erwartet hat; daher die so häufigen falschen

1) Rud. Herm. Lotze, Medizinische Psychologie“. Leipzig 1852.

2) Sigm. Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung u. s. w.“ Wien und Leipzig 1894.

Schätzungen bei Weg- und Distanzangaben, sobald schwache Krümmungen vorliegen, daher auch die merkwürdige Erscheinung, dass man regelmässig, wenn man nachts in einem Walde irre geht, sich in einem auffallend kleinen Kreise herumbewegt und dann natürlich nicht vom Fleck kommt. Man hat oft beobachtet, dass Leute, die aus irgend einem Grunde in einem Wald geflohen sind, z. B. um einer Rauferei, einer Misshandlung, einem räuberischen Überfalle, einer Notzüchtigung u. s. w. zu entgehen, sich bei anbrechendem Tage trotz der Flucht ganz nahe vom Tatort befunden haben, so dass man an die Ernstlichkeit der Flucht nicht glauben wollte. Trotzdem kann die Behauptung auch dann wahr sein, wenn sich der Betreffende unter tags in dem ihm bekannten Walde gut zurecht gefunden hätte. Der Betreffende hat einfach die von ihm gemachten Krümmungen unterschätzt und glaubte gradeaus oder doch wenigstens in sehr flachem Bogen zu gehen, so dass er hoffen musste, vorwärts und aus dem Walde zu kommen, während er stark gekrümmte Bogen und diese stets in derselben Richtung machte, so dass er nur im Kreise herumging.[1])

Eine Unterstützung findet diese Täuschung durch die von August Kundt und Hermann Aubert gesondert beobachtete Tatsache, dass das linke Auge die links liegenden Gegenstände zu klein sieht, während das rechte Auge die rechte Seite unterschätzt; dies wird ziffernmässig mit 0,3—0,7 Proz. angegeben, also Grössen, die in der Natur Erhebliches ausmachen können und im Dunkeln namentlich dann mitwirken, wenn es sich um Krümmungen handelt, die mit dem der Innenseite zugewendeten Auge naturgemäss intensiver betrachtet werden.

Am ärgsten werden solche Konfusionen, wenn noch Schätzungen dazu kommen; so lange der Berichtende es weiss, dass er nur „geschätzt" hat, ist die Gefahr nicht allzugross, da man doch wenigstens meistens weiss, was man von Schätzungen zu halten hat; in der Regel betrachtet der Berichtende seine Auffassung nicht als Schätzung, sondern als sicheres Wissen, er sagt nicht „ich schätze dies so und so" — sondern „es ist so".

Aubert[2]) erzählt, der Astronom Förster liess eine Anzahl von gebildeten Männern, Ärzte u. s. w., den scheinbaren Durchmesser

---

1) Vergl. Alfred Lehmann, „Aberglaube und Zauberei". Deutsch von Petersen. Stuttgart 1898; dann H. Gross in H. Gross' Archiv X, 170 mit anderer Erklärung und Angabe der Literatur.

2) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut". Berlin 1865.

des Mondes zeichnen; der eine machte ihn mit 1″, einer mit 8″, andere noch mehr; richtig wäre gewesen $1\frac{1}{2}'''$ auf 12″ Entfernung.

Bekannt ist es, dass ein unmöbliertes Zimmer so viel kleiner aussieht, als ein möbliertes, eine beschneite Wiese viel kleiner als eine bunt bewachsene (Lotze l. c.); wir wundern uns regelmässig, wenn auf einem scheinbar ganz kleinen Bauplatz ein riesiger Neubau Platz findet, oder wenn ein Grundstück zu einzelnen Baugründen parzelliert wird; sind diese abgeplankt, so staunen wir, wie viel solche Plätze auf der Fläche Raum bekamen. Noch grösser sind die Täuschungen, wenn wir aufwärts blicken; offenbar sind wir Schätzungen in vertikaler Richtung weniger gewöhnt als solche in horizontaler Richtung. Schon Reid[1]) hat erwähnt, dass ein Gegenstand auf der Zinne des Daches viel kleiner erscheint, als wenn er in gleicher Entfernung in der Ebene stünde. Dies kann man vornehmlich beobachten, wenn irgend eine Figur, die man jahrelang auf einem Hause zu sehen gewohnt war, einmal herabgebracht wird; in doppelter horizontaler Entfernung, als die Haushöhe beträgt, sieht die Figur doch noch grösser aus als früher. Dass der Grund dieser Enttäuschung in der mangelnden Übung liegt, beweist der Umstand, dass Kinder in der Höhenschätzung Irrtümer begehen, die Erwachsenen unbegreiflich sind. Helmholtz[2]) erzählt, er habe als Kind von seiner Mutter verlangt, dass sie ihm die niedlichen Püppchen von der Gallerie eines hohen Turmes herabreichen möge. Ich erinnere mich gut, dass ich als Kind von fünf Jahren meinem Kameraden den Vorschlag machte, mich bei den Fussgelenken festzuhalten, damit ich vom Fenster der im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung einen Hampelmann heraufiangen könne, der uns in den Hof hinabgefallen war; ich hatte also die Höhe etwa um das Zwölffache unterschätzt.

Gewisse Anhaltspunkte für Unter- und Überschätzungen haben wir namentlich dann, wenn irgend ein Gegenstand in der Nähe des zu beurteilenden Objektes sich befindet, dessen Grösse wir zu kennen glauben und den wir dann gewissermassen als Massstab benützen. v. Volkmar[3]) gibt als Grund dafür, dass die Bäume und Bauwerke auf den sogenannten heroischen Landschaften eine solche ideale Grösse erhalten, die künstlich verkleinerte Staffage an. Ich weiss,

1) Thomas Reid, „An inquiry into the human mind etc.“ Edinburg 1765.

2) Helmholtz, „Über das Sehen der Menschen“. Populärer wissenschaftlicher Vortrag 1855.

3) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“. Cöthen 1875.

dass auf mich wenige Bilder einen solch dämonischen Eindruck gemacht haben als eine riesige Landschaft — fast eine halbe Wand einnehmend — so etwa im Stil von Claude Lorrain, auf welcher im Vordergrunde in einem Hohlweg ein Türke, auf einem Schimmel reitend, zu sehen war; Reiter und Pferd waren wenige Zoll hoch, und dadurch gewann die ohnehin grosse Landschaft eine überwältigende Mächtigkeit; ich hatte das Bild als Student gesehen und wüsste heute noch alle Einzelheiten anzugeben. Ohne den winzigen Türken wäre es einfach ein grosses Bild ohne besondere Wirkung geblieben.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass die Grössenverhältnisse der Dinge um uns herum infolge der Perspektive abenteuerliche sind, so dass wir dies nicht mehr beachten. „Es wird mir schwer", sagt Lipps[1]), „zu glauben, dass der Ofen, der in der Ecke des Zimmers steht, von mir nicht grösser gesehen wird als meine Hand, wenn ich sie einen Fuss vom Auge halte, oder der Mond nicht grösser ist als ein Stecknadelkopf, den ich aus etwas grösserer Nähe betrachte ... Wir müssen eben nicht vergessen, wie wir zu vergleichen pflegen. Ich vergleiche Hand und Ofen und denke die Hand selbst direkt am Ofen." Man versuche nur einmal, diesem Gedanken nachzugehen, um wahrzunehmen, wie viel Richtiges darin stekt. Wie gross der Ofen und eine Hand ist, das weiss man, sehr oft vergleicht man aber Dinge, deren Grösse unbekannt oder wenigstens nicht so geläufig ist.[2])

Ad vocem der hier und oben von Förster zitierten scheinbaren Grösse des Mondes möchte ich noch erwähnen, dass ein so bedeutender Denker wie Thomas Reid meinte, der Mond scheint uns mit freiem Auge betrachtet etwa „tellergross" (!), durch eine Röhre oder die hohle Hand angesehen aber talergross. So sehr sich Reid — zu unserer wesentlichen Belehrung — in der Grössenschätzung des Mondes geirrt hat, so sehr hat er eine wichtige Tatsache damit festgestellt, dass er auf die Grössenunterschiede hinwies, die bei Beobachtung durch eine kleine Öffnung entstehen. Solche Betrachtungen, sagen wir z. B. durch ein Schlüsselloch, spielen in Straffällen nicht selten eine Rolle: Man versuche einmal, durch ein Schlüsselloch zu sehen und die erblickten, bekannten oder noch besser unbekannten Gegenstände nach ihrer Grösse abzuschätzen; um wie viel zu gering die Angaben ausfallen ist erstaunlich.

1) Theodor Lipps, „Die Grundtatsachen des Seelenlebens". Bonn 1883.
2) E. J. Pillet, „Les erreurs de l'oeil". Ann. d. Sci. Psychol. XI, 129.

Bei allen diesen Erscheinungen, die sich im Freien und auf grössere Entfernung darbieten, ist die Luftperspektive von grosser Bedeutung. So nennt man nach Helmholtz[1]) „die Trübung und Farbenveränderung des Bildes ferner Objekte, die durch die unvollkommene Durchsichtigkeit der (nach der Entfernung) verschieden dicken Luftschichten erzeugt wird.“ Ihr Einfluss ist sehr gross, wir kennen ihn aus dem verschiedenen Aussehen ferner Gegenstände, der verschiedenen Farbe entfernter Berge, der Grösse des Mondes am Horizont und deutlich an den Schwierigkeiten, welche die Luftperspektive den Malern bietet; viele Bilder dürfen ihren Erfolg oder ihre Ablehnung lediglich der geschickteren oder verunglückten Behandlung der Luftperspektive zuschreiben. Ist die Wirkung aber im kleinen Raum eines Bildes schon so bedeutend, so ist es auch einzusehen, wie leicht sie Täuschungen in der Natur hervorrufen kann, besonders wenn man Extreme, wie sie oft vorkommen, heranzieht, und wenn jemand eine Beobachtung in einer ihm nicht gut bekannten Gegend gemacht hat. War er daselbst z. B. mehrere Male stets bei unreiner, wenig durchsichtiger Perspektive und zur Zeit der nun wichtigen Beobachtung bei besonders klarer Luft, so sind die Angaben nicht nur über Entfernung, sondern auch über Grössenverhältnisse, Farben und gegenseitige Lage vollkommen unverlässlich.

Eine Erklärung für viele Sinnestäuschungen erhofft man mit Recht von den sogenannten Täuschungslinien, welche in wissenschaftlichen Behandlungen nach einigen Vorläufern vorerst Zöllner[2]) gebracht hat und die vielfach von Kundt[3]), Hering[4]), Müller-Lyer[5]), Brentano[6]), Delboeuf[7]), Helmholtz[8]), Plateau und Oppell[9]),

1) H. Helmholtz, „Lehrbuch der physiologischen Optik“. Leipzig 1865.

2) Zöllner in Poggendorfs Annalen der Physik. Band 110. S. 500, Band 114. S. 587 und Band 117. S. 477.

3) Kundt in Poggendorfs Annalen der Physik. Band 120. S. 138.

4) E. Hering in Poggendorfs Annalen der Physik. 1861. S. 70 und Ergänzungsband I. S. 1. — „Zur Lehre vom Ortssinne der Netzhaut“. Leipzig 1861 (dort zitiert die Mitteilungen von Dr. Weisske).

5) F. C. Müller-Lyer, „Optische Urteilstäuschungen“ in du Bois-Reymonds Archiv. 1889. S. 263.

6) Fz. Brentano in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“. Band III und VI. 1892. — „Zur Lehre von den optischen Täuschungen“.

7) Delboeuf, „Bull. de l'Akadem. roy. de Belgique“. 3. Serie. Vol. XXIV. 1892, und „Sur une nouvelle illusion d'optique“ und „Revue scientifique“. Tome LI.

8) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik“. Leipzig 1865.

9) Plateau und Oppell, Poggendorfs Annalen. Bd. 80. S. 287 und Bd. 99. S. 540.

Hoppe[1]), Necker[2]), Auerbach[3]), Mach[4]), Lipps[5]), Burmester[6]), Heymanns[7]) und anderen besprochen und gedeutet wurden.

Die eigentlichen Zöllnerschen Linien bestehen darin, dass in der Tat vollkommen parallele Linien durch anlaufende oder sich



Fig. 1.



Fig. 2.

kreuzende Linien als nicht parallel erscheinen. Es sind in Figur 1 und Figur 2 die beiden horizontalen Linien tatsächlich parallel, wie

1) „Archiv für die gesamte Physiologie". 43. Band.

2) Neckers Rhomboëder. Edinburgh Philosoph. Journal 1832, Band I, S. 334 und Poggendorfs Annalen. Band 27. S. 502.

3) F. Auerbach in der Ebbinghaus-Königschen Zeitschrift, Band 7.

4) E. Mach, „Beobachtungen über monokulare Stereoskopie" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. , Band 58, gleichzeitig mit Rollmann).

5) Th. Lipps in der Ebbinghaus-Königschen Zeitschrift, Band 5.

6) Burmester in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" XII.

7) Heymanns ebenda IX und XI.

man entweder durch Anlegen eines Lineals oder dadurch wahrnehmen kann, dass man sich über die Zeichnung neigt, so dass man die Augen senkrecht darüber stellt. Sieht man dieselbe aber von der Seite, von vorne oder hinten an, so sind in Figur 1 die

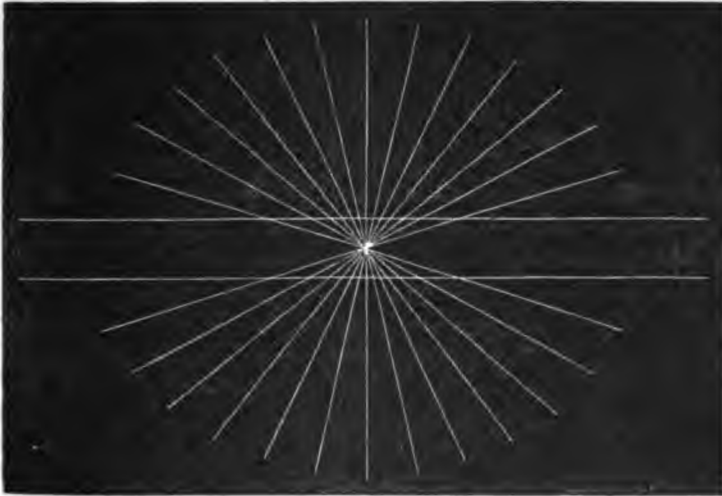


Fig. 3.

horizontalen Linien in der Mitte ausgebaucht, bei Figur 2 aber an derselben Stelle einander genähert.

Noch auffallender ist die Täuschung bei Fig. 3, wo die Ausbauchung eine sehr deutliche ist. Die Stärke der Linien, ihre Länge, ihr Verhältnis zueinander, die Regelmässigkeit der Zeichnung bei den strahlenförmigen Linien macht in der Täuschung keinen Unterschied aus.

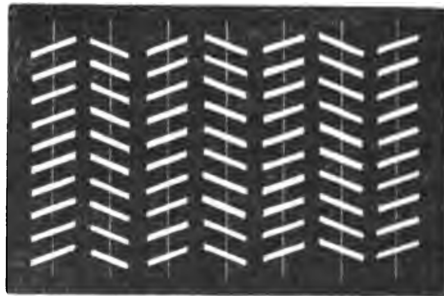


Fig. 4.

Dagegen müssen bei Fig. 4, die sich mit ihren Erscheinungen überhaupt schwer den übrigen anpassen lässt, die schrägen Querstriche bedeutend dicker sein, als die parallelen Horizontalstriche, damit die letzteren nicht parallel erscheinen sollen. Dass hier die Neigung der die Parallelität der Linien störenden Hilfslinien, also die entstehenden Winkel das Massgebende sind, beweisen die ein-

fachen Delboeufschen Winkelproben, wo in Fig. 5 die Entfernung von *a* nach *b* gerade so gross ist, als die von *b* nach *c*, und wo gleichwohl die erstere bedeutend kleiner aussieht als die letztere. Noch täuschender ist es bei Fig. 6, wo die erstere Linie mit dem Winkel nach einwärts ungleich kürzer aussieht, als die zweite mit den Winkeln nach auswärts. (Die Literatur über die sechs verschiedenen Erklärungsversuche über diese einzige Figur siehe bei Höfler[1]).)

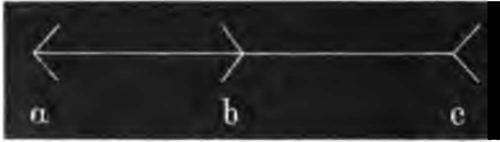


Fig. 5.

Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinungen, von denen es noch unzählige andere bekannte, und zufällig noch nicht aufgefundene gibt, ist von allen, die darüber geschrieben haben, versucht worden; eine befriedigende Lösung haben sie nicht gegeben. Eine solche wäre für uns keinesfalls gleichgültig, denn hätten wir die Erklärung für diese Erscheinungen, so vermöchten wir zu generalisieren, und dürften wir das, so könnten wir auch die Nutzanwendung für praktische Fälle konstruieren.[2]) Darüber kann kein Zweifel herrschen, dass Erscheinungen, welche wir auf einem Stückchen Papier mit wenigen Strichen hervorrufen können, auch im grossen vorkommen und daselbst ihre vergrösserten Wirkungen äussern müssen. Das Wo und Wie ist uns nur noch ganz fremd. Wir können uns allerdings denken, dass das Phänomen, wie es Fig. 1 und 2 zeigen, sich im grossen z. B. dann ergibt, wenn Feldergrenzen an eine Strasse mit parallelen Seiten schräg anlaufen, wodurch dann die Strasse an der betreffenden Stelle aus- oder eingebuchtet erscheint. Wahrscheinlich haben wir so etwas halb unbewusst schon öfter gesehen, wir haben der Sache aber weiter keinen Wert beigelegt: einerseits, weil es wirklich gleichgültig war, ob die Strasse regelmässig oder unregelmässig angelegt war, andererseits, weil wir selbst dann, wenn wir die krumme Form der Strassenseiten wahrnahmen, höchstens dachten, dass eben die Strasse da nicht gerade sei.


Fig. 6.

1) Al. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

2) Vergl. die treffenden Bemerkungen in Brehms Tierleben (Bd. VII) über die Schätzung der Länge von Schlangen.

Ebenso dürften wir Winkelerscheinungen, wie sie Fig. 5 und 6 zeigen, wiederholt in Gassen gesehen haben, wo Häuser oder Häuserfronten im Winkel angebaut waren; dann sah eben die fragliche Zeile länger oder kürzer aus, wir hatten keinen Anlass und keinen Anhaltspunkt dafür, die Linie richtig einzuschätzen, und so haben wir irgend eine Feststellung gar nicht vornehmen können. Wir haben die Länge falsch eingeschätzt, wenn es zu einer Beurteilung kam, aber weiter geschah nichts. Es ist ja auch wahrscheinlich, dass wir eine wirkliche oder gedachte Linie auf der Giebelseite eines Hauses, die also an dem First des Daches ausliefe und so von dem letzten Dachsparren winkelförmig eingeschlossen wird, für zu kurz, also das Haus von dieser Seite für zu niedrig halten — das hatte aber bis jetzt keinen praktischen Wert. Gleichwohl lässt sich die Bedeutung dieser Täuschungslinien für unsere Zwecke nicht in Abrede stellen; das Wichtigste daran ist die gewonnene Belehrung, dass wir uns in der Tat arg täuschen können, so zwar, dass wir auf unser Augenmass in so einfachen Dingen ein Jurament ablegen wollten und uns doch geirrt haben; hiermit hat die Sicherheit unserer Beurteilungen nach dem Sinnenmass eine Lücke erhalten, und wir haben nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür, zu sagen, wie gross diese Lücke ist. Es wurde schon erwähnt, dass wir ja nur jene wenigen Beispiele kennen, die Zöllner, Delboeuf u. a. wahrscheinlich zufällig entdeckt haben, empirisch und absichtlich lassen sich solche Dinge nicht finden. Es ist daher die Annahme zulässig, dass solche Täuschungen in grosser Menge und auch auf ausgedehnten Dimensionen existieren. Man weiss z. B., dass Thompson seine bekannte „optische Rädertäuschung“ (sechs im Kreise angeordnete Kreise, mit einem Kreis in der Mitte, von denen jeder krumme Radien besitzt, die sich einzeln drehen, wenn man die ganze Zeichnung im Kreise dreht) durch Zufall entdeckte, als ihm geometrische Ornamentzeichnungen eines Schülers in die Hände fielen; wenn man sich gerade mit solchen optischen Täuschungen befasst, so kann man beinahe bei jedem zweiten Muster von Damenstoffen (namentlich auf Perkailkleidern) und ebenso auf Tapeten- und Möbelmustern die merkmürdigsten Täuschungen sehen, die allerdings meistens zu kompliziert sind, um sich beschreiben zu lassen. Im Laufe der Zeit werden noch eine Menge solcher Täuschungen bekannt werden, es wird auch nicht an Erklärungen fehlen und dann kann abstrahiert werden, wie das Gewonnene auf bestimmte praktische Fälle anzuwenden wäre. —

Leichter ist die Applikation schon bei den sogenannten Um-

kehrungen des Gesehenen. Der einfachste Fall ist der von Hoppe (l. c.) genannte, durch Fig. 7 veranschaulichte, wo man nach Belieben die mittlere Vertikallinie tiefer oder höher als die beiden anderen Vertikalen sehen kann; im ersten Falle hat man eine Rinne, im zweiten ein Dach vor sich.


Fig. 7.

Ähnliche Verhältnisse ergeben sich bei dem sogenannten Plateauschen Drahtgerüste eines Würfels (Fig. 8), von dem Mach und gleichzeitig Rollmann zeigten, dass man die Ecke *a* beliebig konvex oder konkav sehen kann, je nachdem man sich die von *a* abwärts gehende Kante vor oder hinter der Grundfläche denken will.[1])

Noch deutlicher wird die Erscheinung, wenn man im Neckerschen Rhomboëder die Hilfslinie *x y* zieht: dann kann man abwechselnd *x* oder *y* uns näher sehen und dadurch die Figur in andere Lage bringen (Fig. 9). Hat man das einmal zuwege gebracht, so gelingt es willkürlich, so oft man will (vergl. Aubert[2])).

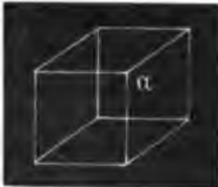


Fig. 8.

Für diese Feststellungen kennt man schon praktische Beispiele. Helmholtz[3]) zitiert als wichtig Sinstedens Beobachtung.[4]) Er sah an einem Abend gegen hellen Hintergrund eine Windmühle silhouettenartig abgehoben. Nun schienen die Flügel einmal nach rechts, einmal nach links zu gehen — offenbar, weil er nicht den Körper der Mühle ausnahm und ebensogut annehmen konnte, er sehe sie von vorne, als von hinten: in einem Falle gingen die Flügel nach rechts, im anderen nach links.

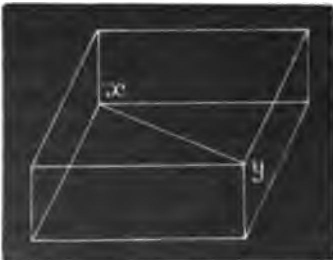


Fig. 9.

Ein analoger Fall ist der von Bernstein[5]) zitierte. Wenn (Fig. 10) das Kreuz aus den dünnen Linien die an einer Wetterfahne angebrachte Wind-

1) St. Witasek, „Über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen". Ztschft. f. Psychol. IXX, 81 (1898).
2) Hermann Aubert, „Pysiologie der Netzhaut". Breslau 1865.
3) H. Helmholtz, „Handbuch der phyisologischen Optik". Leipzig 1865.
4) Poggendorfs Annalen der Physik. Bd. 111. S. 336ff. und S. 638ff.
5) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen". Leipzig 1875.

rose, die starken Linien aber die Wetterfahne selbst bedeuten, so kann es bei entsprechender Beleuchtung für ein von *N* sehendes Auge nicht möglich zu unterscheiden sein, ob die Wetterfahne nach *NO* oder nach *SW* steht; es fehlt der Anhaltspunkt zur Beurteilung des Fixpunkts; was man bestimmt sagen kann, ist nur, dass die Wetterfahne zwischen *NO* und *SW* steht; dass sich ihr Angelpunkt an der Kreuzung der beiden Linien befindet, das weiss man auch, wohin aber ihre Spitze zeigt, lässt sich in einiger Entfernung nicht mehr sagen.

Beide zitierten Fälle können in einem Strafprozess von Bedeutung sein, denn wenn man einmal eine fixe Vorstellung von einer bestimmten Anordnung gewonnen hat, so lässt man sie nicht mehr los, zweifelt auch nicht an ihrer Richtigkeit und schwört schliesslich auf diese. Handelt es sich dann um die Angabe, ob z. B. die Mühle nach rechts oder links ging, so wird der Beobachter kaum einmal in hundert Fällen in Rechnung ziehen, ob eine optische Täuschung vorliegt oder nicht, in allen anderen Fällen versichert er einfach, dass es so war, wie er es gesehen zu haben glaubt; ob er zufällig das Richtige erwischt hat, ist rein Glückssache.



Fig. 10.

Nun kommen aber zu diesen Täuschungen noch alle jene, die mit der Bewegung zusammenhängen oder durch sie erst erzeugt werden. Vierordt [1]) sagt: In Bewegung befindliche Körper sehen wir nur unter bestimmten Bedingungen in ihrer wirklichen Form; mit zunehmender Geschwindigkeit erblicken wir sie scheinbar verkürzt in der Richtung der Bewegung, mit abnehmender Geschwindigkeit dagegen erscheinen sie breiter als sie wirklich sind. Einen schnell fahrenden Eisenbahnzug halten wir bei einer langen Reihe von Wagen in unmittelbarer Nähe für kürzer, von hintereinander marschierenden Menschen überschätzen wir die Länge der Reihe. Am stärksten ist die Täuschung, wenn wir durch einen ruhenden schmalen Spalt schauen. [2]) Dasselbe findet dann statt, wenn wir

1) Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen". Tübingen 1868.

2) Erklärungen von Zöllner, Poggendorfs Annalen. Bd. 117. S. 477 und Helmholtz, „Physiologische Optik".

uns rasch an Körpern vorbeibewegen, weshalb uns Körper nahe am Geleise beim raschen Vorbeifahren sehr kurz erscheinen.[1])

Allerdings reicht in solchen Fällen die Sinnentäuschung allein nicht aus, und es muss die Ergänzung zur Erklärung auf rein psychischem Wege, durch Heranziehung von Schlussfolgerungen gesucht werden; diese sind meistens ziemlich kompliziert.[2]) Wir wissen z. B., dass Gegenstände, welche uns in der Nacht, besonders in trüben, nebeligen Nächten unerwartet erscheinen, von uns ins Ungeheuerliche vergrössert werden. Der Vorgang hierbei ist ein verhältnismässig langwieriger. Sagen wir, ich sehe in nebeliger Nacht unerwartet und nahe vor mir ein Pferd, dessen Umrisse mir infolge der trüben Atmosphäre undeutlich erscheinen. Ich weiss nun aus Erfahrung, dass Gegenstände, welche mit undeutlichen Umrissen erscheinen, in der Regel weit entfernt zu sein pflegen. Ich weiss weiter, dass Gegenstände, die weit entfernt sind, viel kleiner erscheinen, ich muss daher annehmen, dass das Pferd, welches mir trotz der eingebildeten Entfernung noch in natürlicher Grösse erscheint, von ungeheuren Formen sein muss. Der Gedankengang ist also: Ich sehe das Pferd undeutlich, folglich ist es weit entfernt, es ist trotz der Ferne von natürlicher Grösse, wie ungeheuer muss es sein, wenn es mir nahe kommt? Selbstverständlich geschehen diese Schlüsse weder langsam noch bewusst; sie geschehen blitzartig und ohne Überlegung, ohne deshalb aber die Sicherheit des momentanen Urteils zu beeinflussen, und hinterdrein hat es oft grosse Schwierigkeiten, wenn man den Vorgang und den in demselben begangenen Fehler entdecken will.

Findet aber der Beobachtende selbst in dem Hergange eine nicht erklärliche Lücke, so wird ihm die Sache unheimlich, weil unerklärlich, und hiermit ist auch der Begriff des Unheimlichen gegeben, welches bei unseren Zeugenvernehmungen oft eine grosse Rolle spielt. Wenn ich daher — natürlich unter sonst nicht angenehmen Verhältnissen — ein Pferd laufen sehe, ohne die Hufe klappern zu hören, wenn ich Bäume sich bewegen sehe und keinen Sturm fühle, oder wenn ich einem Menschen begegne, der trotz Mondschein keinen Schatten hat — so ist mir alles dies unheimlich, weil in dem logischen Hergang der Sache etwas fehlt; welche Wirkung es auf den psychischen Zustand eines Menschen hat, wenn ihm etwas unheimilch wurde, das wissen wir zur Genüge; von dem

1) Dove in Poggendorfs Annalen. Bd. 71. S. 118.

2) W. Larden, „Optical Illusion“. Nature LXIII, 372 (1901).

Moment an, als es jemandem unheimlich wurde, ist keine einzige Wahrnehmung mehr verlässlich, ja, es ist zweifelhaft, ob dasjenige wahr ist, was er erlebt haben will, bevor es ihm unheimlich wurde. Dazu kommt, dass die wenigsten Menschen eingestehen wollen, dass es ihnen unheimlich zumute war — vielleicht wissen sie es auch nicht.[1]) So haben wir also die verhängnisvolle Wechselwirkung zwischen Sinnestäuschung und „unheimlichem Empfinden"; eines verursacht oft das andere, dieses vergrössert jenes und so zurück, bis die Sache in das Unkenntliche verzerrt und verändert wurde; dann stehen wir vor einem der vielen „unerklärlichen Vorfälle", die uns von den glaubwürdigsten Leuten versichert werden.

Wollen wir uns diese Erscheinungen noch verstärken, so brauchen wir uns nur dazu leicht abnorme Fälle zu denken. Es wurde schon eingangs erwähnt, dass es viele Vorgänge dieser Art gibt, die anormal, aber noch nicht krankhaft sind, und weiter, dass oft entschieden krankhafte Fälle auftreten, die sich aber nicht als solche ankündigen, wenigstens nicht so, dass der Richter sofort nach dem Arzte ruft. Dies ist um so verfänglicher, als es oft, sozusagen, lokale Erkrankungen gibt, die sonst nichts Auffallendes — wenigstens für den Laien — zeigen, der also keinen Anlass hat, Sachverständige zu fragen. Wenn wir alle wirklichen Erkrankungen, die mit optischen Täuschungen verbunden sind, als uns nicht betreffend beiseite lassen, so finden wir noch genug Beispiel So ist z. B. in jedem medizinischen Lehrbuche zu lesen, dass Morphinisten, besonders aber Kokaïnisten sehr zu optischen Täuschungen neigen und oft geradezu von ihnen geplagt werden. Der Arzt kennt solche Exzedenten besonders im vorgeschrittenen Stadium auf den ersten Blick; der Laie verfügt aber nicht über die Kenntnisse, um sofort die Diagnose auf Morphinismus oder Kokaïnismus zu stellen. Er wird vielleicht den Eindruck gewinnen, es mit einem kranken, sehr nervösen Menschen zu tun zu haben, aber dass dieser ein Leiden hat, welches ihn zu optischen Täuschungen besonders geneigt macht, das weiss er nicht, und der Zeuge selbst sagt es unaufgefordert auch nicht; es wird kaum jemand von einem Zeugen gehört haben: „Meine Angaben sind durchwegs unzuverlässlich — denn ich bin Morphinist oder Kokaïnist u. s. w." —

Einer der hervorragendsten Augenärzte der älteren Schule, Karl Gustav Himly, hat zuerst die später immer wieder bestätigte

1) Hans Gross, „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

Beobachtung gemacht, dass krankhafte Reizbarkeit der Netzhaut jede Farbe um eine Stufe höher erscheinen lässt: beleuchtetes Schwarz für Blau, Blau für Violett, Violett für Rot, Rot für Gelb. Torpor der Netzhaut dämpft diese Farben in entgegengesetzter Richtung (Rüte[1])).

Dietz[2]) erzählt von Farbentäuschungen infolge von unbedeutenden Gastrizismen, Foderè[3]) von nicht besonders stark Hysterischen, die mitunter alles umgekehrt sehen, und Hoppe[4]) sagt: „Wenn die Anordnung der Netzhautzapfen durch kleine entzündliche Herde in der Netzhaut eine Verschiebung erleidet, so erfährt der Entwurf der Zeichnung im optischen Wahrnehmungszentrum eine Veränderung, so dass Kleinersehen, Verunstaltet- oder Verschobensehen eintritt.“ Begreiflicherweise kann der Kriminalist weder leichte Gastrizismen, noch schwache Hysterie, noch entzündliche Herde an der Netzhaut bei seinen Zeugen wahrnehmen, und doch können falsche Beobachtungen, wie die geschilderten, von bedeutender Wirkung in den Feststellungen einer Strafsache sein.

Fehlen solche anormale Erscheinungen, so sind die Gründe der optischen Täuschungen anderer Art. Im allgemeinen sagt Aubert[5]): „Gesichtstäuschungen finden statt, wenn eine Unterbrechung im Verkehr zwischen der Netzhaut, den Bewegungen und dem Tatsinn stattfindet, oder wenn wir verhindert sind, die Veränderung des Netzhautbildes auf Bewegungen unseres Körpers oder unserer Augen zu reduzieren. Wir reduzieren fortwährend unbewusst die Veränderungen der Netzhautbilder so auf die Bewegungen des Körpers, dass die Einheit der Vorstellung von Objekt und Lage erhalten ist.“ Solcher Bewegungen wurde schon früher gedacht, hier wären noch andere Formen zu erwähnen. So ist es zweifellos, dass uns die Bewegung des Körpers rascher erscheint, wenn wir ihn mit ruhendem Blick betrachten, als wenn wir ihn mit dem Blick verfolgen (Fleischl[6])); der Unterschied kann ein so nennenswerter sein,

1) Rüte, Lehrbuch der Ophthalmologie“.

2) Dietz, „Über die Quelle der Sinnestäuschungen“ in Friedreichs „Magazin für Seelenkunde“. Heft VIII; vergl. Mc Clure: „A color Illusion“. Americ. Journ. of Psych. XII. 178.

3) Foderè, „Traité du délire applipué à la médecine, à la morale et la legislation“. Tome I.

4) J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen“. Würzburg 1888.

5) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“. Breslau 1865.

6) v. Fleischl, Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften. Bd. 86, Abteilung 3.

dass es sich immer der Mühe lohnt, zu fragen, in welcher der genannten Arten geschaut wurde, wenn die Feststellung der Schnelligkeit in einem bestimmten Falle von Bedeutung ist.

Fechner[1]) hat die alte Tatsache, dass die Gegenstände am Boden zu laufen scheinen, wenn man rasch fährt, eingehenden Erörterungen unterzogen, da die Erklärung mit den Unterschieden in der Bewegung wohl nicht ausreicht. Man vergleiche hierzu den Umstand, dass dann, wenn man von einer niedrigen Brücke senkrecht hinab in rasch fliessendes Wasser sieht, die Brücke plötzlich schnell stromaufwärts zu schwimmen scheint — das Wasser scheint aber deshalb nicht stille zu stehen. Hier wirkt offenbar noch etwas uns nicht Bekanntes mit, und wirkt es da, so kann es in vielen anderen Erscheinungen Einfluss haben, ohne dass wir es beachten und die Folgen kennen.

Hierher gehört auch die befremdliche Erscheinung, dass uns vom Bahnzuge aus die Gegenstände leicht zu nahe und deshalb kleiner erscheinen, als sie sind (Helmholtz[2])). Vielleicht ist die Sache aber umgekehrt: Die Gegenstände erscheinen kleiner, d. h. wenigstens kürzer (weil wir so rasch vorbeikommen), und da wir gewohnt sind, die Verkleinerung von Gegenständen auf ihre Entfernung zu schieben, so taxieren wir die letztere falsch. Jedenfalls ist so viel sicher, dass wir regelmässig, wenn wir selbst uns rasch bewegen, in Bezug auf Grösse, Entfernung und wohl auch Farbe falsch urteilen. Das letztere wird vielleicht daher kommen, dass sich beim raschen Vorbeikommen Farben (besonders in öfter wiederholten feinen Strichen) mengen können; es kann dann aus Grün und Rot ein deutliches Weiss und aus Blau und Gelb Grün werden etc. Ich meine, dass alle diese Täuschungen mit der Verbreitung des Radfahrens zunehmen werden, da vom dahinfliegenden Rade aus häufig Beobachtungen gemacht werden und sich daher die Täuschungen stark mehren müssen. —

Über die Bewegungsdifferenzen sagt interessant Stricker[3]): „Wenn ich auf dem Rücken liege und im gleichmässig blauen Himmel einen Vogel fliegen sehe, so erkenne ich doch die Bewegung, obwohl ich kein Vergleichsobjekt habe. Mit den verschiedenen Punkten der Netzhaut, die getroffen werden, erklärt es sich nicht, denn wenn der Vogel ruht und ich drehe das Auge, so weiss ich

1) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889.
2) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik". Leipzig 1865.
3) S. Stricker, „Studien über die Sprachvorstellung". Wien 1880.

doch, dass er sich nicht bewegt." Die letzte Argumentation ist nicht richtig. Wenn der Vogel auf einem Ast sitzt, so weiss ich freilich trotz aller Kopfbewegungen meinerseits, dass er ruht, aber nur deshalb, weil ich die ruhende Stellung des Vogels wahrnehme und sattsam kenne. Wenn ich aber, wie Stricker, auf dem Rücken liege und über mir einen Vogel jener Falkenarten sehe, die oft minutenlang unbeweglich im Äther stehen („schwimmen" sagen die Jäger), und wenn ich dann den Kopf bewege, so weiss ich allerdings nicht, wann sich der Vogel in Bewegung setzt. Wir haben also hier keineswegs eine Ausnahme von der allgemeinen Regel und können noch immer sagen, wir sprechen dann von optisch wahrgenommener Bewegung, wenn die von einem Körper ausgehenden Strahlen nach und nach verschiedene Stellen unserer Netzhaut treffen. Da dies nun sowohl dann geschieht, wenn wir uns bewegen, als auch dann, wenn sich der Gegenstand bewegt, so ergibt sich die Möglichkeit, dass wir nicht zu sagen vermögen, auf welcher Seite die Bewegung stattgefunden hat. —

Dass Phantasievorstellungen bei der Bewegung auch etwas mittun können, ist bekannt. Wenn ich ruhig im Walde sitze und in einiger Entfernung von mir z. B. einen Stein, ein Stück Holz, ein Häufchen trockener Blätter u. s. w. sehe und einen solchen Gegenstand durch irgend eine Täuschung für einen zusammengerollten Igel halte, so kann es geschehen, dass ich mit der Zeit dies so fest glaube, dass ich sehe, wie sich der vermeintliche Igel aufrollt, Pfoten hervorstreckt und andere Bewegungen macht. Ich erinnere mich der ersten gerichtlichen Sektion, die ich als Schriftführer mitmachte; es war im strengsten Winter und durch ein Versäumnis war die Verständigung vom Eintreffen der Kommission nach dem Dorfe in der Nähe der Hauptstadt nicht eingelangt. So fanden wir die Leiche holzhart gefroren, es wurde rasch der Ofen der Totenkammer geheizt, und der Totengräber lehnte die steife Leiche neben den Ofen, um das Auftauen zu befördern, während wir einen Lokalaugenschein aufnahmen. Nach einiger Zeit wurde ich vom Untersuchungsrichter beauftragt, nachzusehen, wie es mit der Leiche stünde, und ich fand dieselbe zu meinem Entsetzen neben dem Ofen zusammengekauert sitzen; sie war aufgetaut und zusammengesunken. Während der nun folgenden Obduktion sah ich nun auf das deutlichste die Leiche allerlei Bewegungen machen, und selbst nach der Sektion, während des Diktierens des Protokolles, sah ich durch die noch immer nicht beruhigte Phantasie,

so oft ich hinblickte, wie die Leiche eine Hand oder einen Fuss bewegte.

Auch Farbenveränderungen kann man mit Hilfe der Phantasie wahrnehmen; ich sah einmal auf meinem Schreibtisch, der rechts neben einem Fenster steht, mit voller Deutlichkeit einen grossen, hochrunden Wassertropfen, an dessen linker Seite, sich klar die Scheiben des Fensters spiegelten (Fig. 11). Das Ganze war einen guten Meter von meinem Auge entfernt. Während der Arbeit sah ich öfter hin, bis mir einfiel, wie denn dahin ein so grosser Wassertropfen gekommen sein konnte. Stundenlang war ich unbeweglich am Schreibtisch gesessen, ich hätte es bemerken müssen, wenn er dorthin getropft wäre. Ich näherte mich absichtlich nicht und glaubte es mir ausdenken zu können, wie die Sache entstanden sei; umsonst, erst nach langer Zeit untersuchte ich den Wassertropfen, es war ein längst vollkommen trockener Tintenklecks, auf dessen linker Seite einige Stäubchen weisser Zigarrenasche lagen. Diese hatte ich für das Spiegelbild des Fensters gehalten und daran sofort die Vorstellung des glänzenden hochgewölbten Wassertropfens geknüpft — die tiefschwarze Farbe des Kleckses hatte ich vollkommen übersehen. Als Zeuge vernommen, hätte ich es beschworen, dass ich einen Wassertropfen gesehen habe, selbst wenn ich gewusst hätte, dass die Sache wichtig ist.[1])



Fig. 11.

In manchen Fällen gelingt es, die Phantasie zu meistern, aber nur, wenn man weiss, dass das Vorgespiegelte nicht so sein kann, wie man es optisch wahrnimmt. Jedermann kennt die Erscheinung, nach welcher man auf grössere Entfernung einen halbverdeckten Gegenstand oder mehrere zufällig gruppierte Dinge für Gott weiss was hält. So sah ich einmal vom Schreibtisch aus auf meinem Rauchtisch eine durch einen Brief halb verdeckte grosse Schneiderschere liegen; sie blieb es trotz wiederholten genauen Hinsehens. Erst als ich mir einschärfte, dass in meinem Zimmer sich unmöglich eine Schneiderschere aufhalten könne, löste sich der Spuk: einige Aschenschalen, der untere Rand des Feuerzeuges, die Metallfassung zweier Zigarrentaschen, alles das halb durch einen Brief verdeckt, und im ungewissen Schein der durch einen Baum einfallenden Strahlen der untergehenden Sonne boten den Anblick der Schneiderschere. Gäbe es eine solche im Hause oder hätte ich statt dieser

---

1) W. Hellpach, „Die Farbenwahrnehmung im direkten Sehen". Diss. Lpzg. 1900.

etwas anderes im Hause Mögliches zu sehen geglaubt, so hätte ich nicht weiter geforscht und hätte abermals geschworen, das Ding gesehen zu haben. Bezeichnend ist es noch, dass ich vom Augenblicke an, als ich die Erscheinung verstand, den Eindruck der Schneiderschere trotz aller Mühe nicht mehr herstellen konnte. Wie oft mag solches in Strafprozessen vorkommen. —

Von Wichtigkeit für unser richtiges und getäuschtes Sehen ist noch das sogenannte Kaptivieren unseres Anschauungsvermögens. Vor allem müssen wir, um richtig zu sehen, den wahrzunehmenden Gegenstand voll ins Auge fassen; ein seitliches Ansehen gibt uns das Bild nur ungefähr und lässt der Phantasie freien Spielraum. Allgemein bekannt ist die Bemerkung Lotzes[1]): „Wer, in Gedanken versunken, einen Punkt am gegenüberliegenden Dache fixiert, kann leicht eine Fliege, deren undeutliches Bild er seitlich erhält, für einen grossen Vogel halten." Ebenso bekannt ist die Beobachtung von Cornelius[2]): „Die Schrift eines Buches erscheint merklich kleiner, wenn man vor oder über derselben in gewisser Entfernung die Spitze eines Bleistiftes scharf fixiert." Damit stimmt auch Helmholtz[3]): „Man stelle sich so, dass man zur Seite um etwa 90° vom Fixationspunkt entfernt eine weisse Tür in dunkler Wand hat und beachte, wie hoch diese im indirekten Schauen ist. Schaut man dann direkt hin, so ist sie viel niederer."

Das sind alles Beispiele, in welchen das unrichtige indirekte Schauen durch späteres direktes Schauen korrigiert wurde, es ist aber gewiss, dass dieses Korrigieren nur in seltenen Fällen geschieht, weil wir doch nur dann zum Zwecke der Korrektur genauer hinsehen, wenn es der Mühe wert ist; wie oft ist dies aber der Fall? Wir haben seitlich, d. h. indirekt, etwas wahrgenommen, es ist nicht weiter interessant, wir sehen nicht direkt hin, und wenn die Sache später von Bedeutung wird, d. h. den Gegenstand eines Strafprozesses bildet, dann vermeinen wir, es doch genau gesehen zu haben und versichern unsere vermeintliche Wahrnehmung; so wird dann oft, um auf Lotzes Beispiel zurückzugreifen, „ein grosser Vogel aus einer Fliege".

Nun wirken aber auch eine Menge von Zufälligkeiten mit, um die Täuschung zu vervollständigen. Bleiben wir nochmals bei dem Beispiele Lotzes und nehmen wir an, dass damals, als ich die seitlich wahrgenommene Fliege für einen grossen Vogel hielt, gerade

1) R. H. Lotze, „Medizinische Psychologie". Leipzig 1852.
2) C. S. Cornelius, „Zur Theorie des Sehens". Halle 1864.
3) Helmholtz loco cit.

wirklich der Schrei eines Raubvogels laut wurde, so appliziere ich den Schrei auf das Gesehene und bin dann davon überzeugt, einen Raubvogel gesehen zu haben. Das kann sich häufen und so können Reihen von Sinnestäuschungen hervorkommen. Ich zitiere des Zusammenhanges wegen aus meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ das Beispiel vom Theaterdekorationsmaler, der uns mit wenigen, aber charakteristischen Klecksen die schönsten Bilder vorzaubert. Dies macht er in der Art, dass er z. B. gerade das herausgreift, was uns an einer Rosenlaube charakteristisch erscheint, und wenn dies auch nur eine begrenzte Anzahl von Farbenklecksen ist, so werden wir — allerdings unter Mithilfe von Beleuchtung, Entfernung und Phantasie — wirklich eine schöne Rosenlaube sehen. Für uns Kriminalisten wäre es nun wichtig, wenn uns der Theatermaler bestimmte Regeln sagen könnte, nach denen er vorgeht, wenn er also z. B. erklären könnte, er setze nur die höchsten Lichter, tiefsten Schatten und grellsten Farben auf. Solche Regeln hat der Theatermaler bis heute aber noch nicht, er geht rein erfahrungsgemäss vor und beweist diesen Umstand namentlich dadurch, dass er begangene Fehler nicht verbessern kann. Macht also z. B. die Rosenlaube nicht den richtigen Eindruck, so versucht er gar nicht sie auszubessern, da dies immer vergeblich wäre, er macht sie einfach neu. Daraus können wir aber auch entnehmen, dass nicht alle Leute dieselben Charakteristika erfordern, um einen Gegenstand als solchen zu erkennen, und wenn wir die Dekoration mit der Rosenlaube allein auf die Bühne stellten, so würde wahrscheinlich nur ein Teil des Publikums dieselbe als richtig gemalt bezeichnen; ein anderer Teil erkennt sie vielleicht gar nicht. Sind aber am Abend sämtliche nötigen Dekorationen auf der Bühne, so wird das gesamte Publikum die Rosenlaube sehr schön finden. Dies beruht darauf, dass der menschliche Sinn unter Umständen „eingeleitet“ werden kann. In unserem Falle mit den Theaterdekorationen werden wir also annehmen, dass der Maler bei einem Teil des Publikums die für denselben nötigen Charakteristika der Rosenlaube, bei einem anderen die einer Burg, bei einem dritten die eines Waldes und bei einem vierten die des Hintergrundes typisch erwischt hat. Ist aber für jemanden nur ein Teil der Dekoration richtig dargestellt, so ist sein Sinn schon „eingeleitet“, also für die Richtigkeit der Darstellung kaptiviert, und es gleitet die Vorstellung von der richtigen Darstellung von dem einen Gegenstande auf den anderen im Wege des Schliessens hinüber; es wird also in unserem Fall derjenige, für welchen der

Maler die von ihm gewünschten Charakteristika der Burg richtig getroffen hat, bald auch die Rosenlaube, den Wald, den Hintergrund richtig dargestellt finden. Dieser geistige Vorgang tritt deutlich bei jenen optischen Darstellungen hervor, welche in letzter Zeit häufig dem Publikum gezeigt wurden (Schlacht bei Gravelotte, die Reise des österreichischen Kronprinzen in Ägypten u. s. w.). Der Hauptkunstgriff bei diesen Darstellungen besteht darin, dass im Vordergrund wirkliche Gegenstände angebracht sind (Steine, Baumstämme, Räder u. s. w.), die sich dann unvermerkt an das gemalte Bild anschliessen. Der Sinn des Beschauers bleibt an den plastischen Gegenständen hängen, überzeugt sich von deren Körperlichkeit und überträgt dann die Vorstellung von dieser Plastik auf das nur Gemalte, so dass ihm dann das ganze Bild als plastisch erscheint. —

Dass hier nicht allein die Beleuchtung und die aufgeregte Phantasie wirkt, das beweisen jene Kunststücke, mit welchen man namentlich zu Anfang dieses Jahrhunderts gern grosse Parks verzierte. So erzählt Weber [1]) entzückt von einer Allee in Schwetzingen (Württemberg), an deren Ende auf einer einwärts gebogenen, grell beleuchteten Mauer eine schöne Landschaft mit Bergen und Wasserfällen gemalt war. Jedermann habe die Täuschung für Wahrheit gehalten, weil eben das Auge kaptiviert und richtig eingeleitet war; freilich muss der Künstler in allen diesen Fragen psychologisch richtig vorgegangen sein und mit gewissen, sagen wir Schwächen unseres Anschauens und Denkens gerechnet haben. Exner [2]) weist trefflich auf den einfachen Umstand hin, dass wir nicht einsehen wollen, dass etwas unter gewissen Bedingungen ein Ende haben soll; zeichnen wir eine gerade Linie und bedecken ein Ende derselben mit einem Blatt Papier, so staunt jeder darüber, dass die Linie nicht länger ist, wenn das Blatt Papier entfernt wird.

Selbstverständlich wird für unsere Strafsachen alle künstliche und fast alle absichtliche derartige Täuschung ausser Betracht kommen, wie sie vom Theaterdekorations- und Dioramamaler durchgeführt wird; ich wüsste mir wenigstens keinen Fall zu denken, in welchem eine derartige Täuschung wirksam werden könnte, wohl aber können wir uns vorstellen, dass in unzähligen Fällen solche Täuschungen zufällig und unbeabsichtigt eintreten. Wir können

1) C. J. Weber, „Deutschland". Stuttgart 1834.

2) Sigmund Exner, „Allgemeine Denkfehler". (Vortrag auf dem Naturforschertage in Cöln). „Deutsche Rundschau". Bd. 58. 1889.

dies namentlich dann gut beobachten, wenn wir eine Gegend oder besser einzelne Objekte aus einer solchen, ein Haus, einen Waldrand, eine Wegkreuzung u. s. w. einmal flüchtig und nach kurzer Zeit genauer ansehen. Wir staunen dann oft darüber, wie grundfalsch wir die Situation das erste Mal aufgefasst haben. Ein Teil hiervon mag allerdings auf Gedächtnisfehler zurückzuführen sein, diese spielen dann aber keine oder eine geringe Rolle, wenn die Zeit kurz war, und wenn wir uns erinnern können, dass die falsche Auffassung sofort eingetreten war, als wir die fragliche Situation wahrgenommen hatten. Der eigentliche Grund der falschen Auffassung kann dann einzig darin gefunden werden, dass wir bei der ersten flüchtigen Besichtigung uns unrichtig „einleiten" liessen und dann zu ähnlichen Täuschungen gelangten wie bei den Theaterdekorationen. So ist es möglich, dass man z. B. eine Bretterwand, auf der irgend etwas Moosgrünes lag, für einen bemoosten Felsen hält, und dieser leitet dann den Sinn so weit ein, dass man eine steile Felsenwand zu sehen glaubt; gewisse Schatten können z. B. ein kleines Fenster eines Wirtschaftsgebäudes so vergrössern, dass man es so gross wie das eines Wohnzimmers sieht; hat man aber ein Fenster so gross gesehen, so glaubt man alle von derselben Form und ist überzeugt, statt des Wirtschaftsgebäudes ein Wohnhaus gesehen zu haben. Oder man sieht, durch einen Wald halb verdeckt, in der Entfernung einiges Schilf, so sieht man in der Erinnerung sicher auch den dazu gehörigen, aber gar nicht bestehenden Teich; oder es ragt aus den Bäumen ein Kirchturm und vielleicht in der Nähe davon ein Hausdach empor, so hat man sich auch dazu einleiten lassen, ein Dorf zu sehen, obwohl nur die Kirche und ein Haus dort steht.

Auch hier ist zu wiederholen, dass diese Täuschungen nichts an sich hätten, wenn dabei irgend ein Zweifel herrschte — dann vergewissert man sich ja der Sache, aber solche Wahrnehmungen werden mit voller Sicherheit wiedergegeben und bringen im Prozesse die grössten Konfusionen hervor. Ein Wirtshausstreit, ein geschwungener Stock und ein rotes Kopftuch genügen, um eine grosse Rauferei mit blutigen Köpfen gesehen zu haben; eine nagende Ratte, ein aus Versehen über Nacht offen gebliebenes Fenster und einige verlegte, im Augenblick nicht gefundene Gegenstände sind die Ingredienzien zu einem Einbruchsdiebstahl, und wenn einer einen besonders rasch fahrenden Eisenbahnzug sieht, dann einen grellen Pfiff hört und eine grosse Staubwolke bemerkt, so war er Zeuge eines grossen Eisenbahnunglücks. — Bei allen diesen Er-

scheinungen ist endlich auch nicht zu vergessen, dass wir alle Dinge so sehen, wie sie gewohntermassen auszusehen pflegen. Ich wiederhole auch hier die Behauptung, dass der photographische Apparat, wofern er nur nicht eine verzerrende Linse besitzt, richtiger wiedergibt als unser Auge, welches immer durch das Gedächtnis korrigiert wird. Lasse ich jemand, auf einem Stuhle sitzend, en face und mit weit vorgestreckten, übereinander geschlagenen Beinen photographieren, so wird ein lächerliches Bild daraus, weil der uns entgegengestreckte Stiefel viele Male grösser ist, als der Kopf des Portraitierten. Dann heisst es: Die Photographie habe verzeichnet. Das ist aber nicht wahr, denn wenn wir uns den Betreffenden nochmals in der gleichen Positur hersetzen und nun die scheinbare Grösse von Kopf und Stiefel durch Visieren messen, so bekommen wir genau dasselbe Verhältnis wie auf der Photographie. Wir wissen eben erfahrungsgemäss, wie gross ein Stiefel und wie gross ein Kopf ist, und deshalb sehen wir im gewöhnlichen Leben alle Grössenverhältnisse auf das richtige Mass reduziert; auf dem Bilde haben wir die natürliche Grösse nicht mehr anzuwenden, weil es eben nicht die Natur selbst ist, und deshalb behaupten wir sofort einen Zeichenfehler.

Handelt es sich im Strafprozesse um eine Grössenschilderung so geben wir diese so, wie wir sie erfahrungsgemäss kennen, nicht wie sie wirklich ist, und hat uns aus irgend einem Grunde die Erfahrung getäuscht, so ist auch die Angabe falsch, obwohl wir auf Grund angeblicher Sinneswahrnehmung ausgesagt haben wollen. —

Die Lehre von Nachbildern ist, wahrscheinlich wegen der kurzen Dauer derselben, von keinem kriminalistischen Wert. Ich habe seinerzeit geglaubt, dass diese merkwürdige und auffallende Erscheinung bei Wahrnehmungen der Zeugen wesentlichen Einfluss haben müsse — es ist mir aber nicht gelungen, ein einziges Beispiel zu finden, in welchem dieser Einfluss wahrzunehmen wäre.

Von grosser Wichtigkeit ist aber die Irradiation, die Erscheinung der Überstrahlung des dunkeln Körpers durch den daneben befindlichen hellen. Diese Erscheinung kennt jedermann, ebenso wie die Erklärungsversuche von Helmholtz und Plateau, aus jedem Lehrbuche der Physik und Physiologie, sie wird aber gleichwohl nicht hoch genug veranschlagt. Man braucht sich nur ein weisses Quadrat auf möglichst mattschwarzem Grunde und ein gleichgrosses mattschwarzes auf weissem Grunde anzufertigen und beide greller Beleuchtung auszusetzen, um wahrzunehmen, um wie viel grösser

das weisse als das schwarze Quadrat aussieht. Dass solche Erscheinungen in der Natur oft vorkommen, braucht nicht hervorgehoben zu werden, es ist aber zweifellos, dass man regelmässig, wenn es sich um Grössenverhältnisse handelt, die Farben des Gegenstandes und seiner Umgebung, beziehungsweise seines Hintergrundes in Erwägung ziehen und an die Wirkung der Irradiation denken muss.

3. *Gehörstäuschungen.*

Die Gehörstäuschungen haben von unserem Standpunkte aus kaum geringere Bedeutung als die Gesichtstäuschungen, ja das falsch Hören ist viel häufiger als das falsch Sehen. Der Grund hiervon mag in der grösseren Ähnlichkeit der Tongebilde untereinander gelegen sein, und diese mag wieder darin gesucht werden, dass die sehbaren Erscheinungen nicht nur drei Dimensionen, sondern auch die Farbe zur Unterscheidung besitzen, während das Hörbare doch nur, wenn man so sagen darf, eine Erscheinungsform besitzt. Freilich ist z. B. zwischen Kanonendonner und Vogelgezwitscher ein Unterschied in mehrfacher Richtung gelegen, man kann aber behaupten, dass die verschiedensten Tonerscheinungen doch nur dem Grade nach verschieden sind. Und zum Vergleich kommen wieder nur die auf einer Stufe stehenden Tongebilde, z. B. menschliche Stimmen, ähnliche Getöse u. s. w. Allerdings sind da die eigentlichen akustischen Täuschungen mit den Missverständnissen im Hören zusammengebracht, die Trennung lässt sich aber nicht strenge durchführen. Ein Missverstehen wird in der Regel durch irgend welche äussere Momente — Schallverhältnisse, Wiederhall, Echo, falsches Auffallen der Schallwellen u. s. w. — erzeugt werden, so dass von einer wirklichen Täuschung die Rede sein kann.

Das Studium solcher Täuschungen ist namentlich dadurch erschwert, dass sie selten so oft wiederholt werden können, um Beobachtungsfehler und Zufälligkeiten verlässlich ausschliessen zu können. Genau und genügend oft konnte ich nur zwei derartige Erscheinungen beobachten. Durch die lange gerade Strasse, in der ich wohnte, ist durch drei Sommer hindurch ein Mann gefahren, der Eis feil hielt und dies durch fortwährendes Ausrufen des Wortes „Géfrornes“ (mit dem Tone auf die erste Silbe) ankündigte. Dies Wort konnte man deutlich hören, kam der Mann aber an eine bestimmte Stelle der Strasse, so hörte man ebenso deutlich das Wort „Bauchweh“. Fuhr er dann weiter, so wurde das Wort undeutlich

und ging allmählich wieder in das richtige „Géfrornes" über. Dies beobachtete ich fast täglich und habe es zahlreiche Leute beobachten lassen, ohne ihnen vorher von der Täuschung zu sagen: jeder hörte dasselbe, trotzdem die beiden Worte „Géfrornes" und „Bauchweh" doch verschieden genug sind.

Etwas Ähnliches beobachtete ich auf einer Radfahrschule. Bekanntlich können Anfänger oft schon lange allein ganz gut fahren, müssen aber zum Auf- und Absitzen jemanden haben, der ihnen behilflich ist und das Rad hält; zu diesem Zwecke wird dann am Ende einer bestimmten Anzahl von Runden der Radfahrlehrer gerufen, was in der betreffenden Schule durch die Worte: „Herr Maier!" geschah. Stand man nun an einer bestimmten Stelle und rief der betreffende Anfänger oder Anfängerin an einer bestimmten Stelle (gewöhnlich derselben), so hörte man deutlich „Mama". Ich war zuerst lebhaft überrascht, wenn ich in Jahren oft schon recht vorgeschrittene Herren und Damen in ängstlichem Tone „Mama" rufen hörte, und erst später kam ich dahinter, dass dies „Herr Maier" heisst. Ich machte dann mehrere Bekannte darauf aufmerksam: alle hörten dasselbe.

Ich halte diese Dinge nicht für gleichgültig. Sie zeigen, dass man wirklich weit auseinander liegende Laute verwechseln kann, dann dass ein Nachproben eines Missverständnisses oft falsche Ergebnisse liefert, da nur dann dasselbe gehört wird, wenn bei der Probe sowohl der Hörende als der Sprechende sich genau an derselben Stelle befinden, an der damals die Täuschung stattfand; sie zeigen endlich, dass es mit der Richtigstellung von etwas falsch Gehörtem überhaupt seine Schwierigkeiten hat. Diese Rekonstruktionsarbeit kann im allgemeinen beim falsch Hören leichter vorgenommen werden als beim falsch Sehen. Wenn jemand z. B. behauptet irgendwo einen Revolver gesehen zu haben, und wenn man weiss, dass dies nicht der Fall gewesen sein kann, so ist es doch nahezu unmöglich, festzustellen, was denn der Gegenstand eigentlich gewesen sein mag. In den seltensten Fällen wird es etwas ganz Ähnliches sein (etwa eine Pistole), sondern irgend ein Gegenstand, auf den man mit aller Kombination unmöglich kommen kann. Anders beim Hören. Ist einmal festgestellt, dass etwas falsch gehört wurde, so beginnt eine, allerdings schwierige, aber nicht aussichtslose Arbeit, um festzustellen, was denn eigentlich das Richtige gewesen sein kann. Diese Arbeit obliegt oft dem Kriminalisten, wenn er Protokolle in die Hand bekommt, die gewissenloserweise nicht vorgelesen wurden, und in denen dann

Hör- und Diktierfehler ruhig verblieben sind. Meistens sind solche Fehler erheblich sinnstörend, und ist der Fall von Wichtigkeit, so muss herauskombiniert werden, worin der Fehler steckt; dies gelingt bei einiger Mühe beinahe immer; man kann selbstverständlich einen dem Leser fremden, falsch verstandenen eigenen Namen nicht richtig stellen, aber in anderen Fällen gelingt es, wenn nicht nach Durchlesen des fraglichen Protokolles, so doch nach Kombinierung desselben mit anderen Aktenstücken. Diese Arbeit ist ebenso wichtig als belehrend für das falsch Hören überhaupt. (Das Nähere hierüber siehe im Kapitel „Missverständnisse" S. 625.) — Was nun die Gehörstäuschungen im allgemeinen anlangt, so muss vor allem auf die vielen und bedeutenden Verschiedenheiten Rücksicht genommen werden, welche hier in Betracht kommen. In erster Linie das verschieden gute Gehör; dass es Normalhörende und Schwerhörige verschiedenster Grade gibt, wird freilich von jedem berücksichtigt, aber es gibt auch da noch einige Sondermomente. So die sogenannten „Überhörigen", die feiner hören, als Normalhörende. Selbstverständlich sind die Behauptungen von Reichenbach[1]) und Duttenhofer[2]), nach welchen „sehr feine" Menschen an den „Polen" grosser Bergkrystalle, an Magnetkrystallen und geriebenem Schwefel Rauschen und Zischen hören — nicht richtig, aber das ist gewiss, dass man bei einiger Aufmerksamkeit doch überraschend viele Menschen findet, die ein weit feineres Gehör haben als normale Menschen. Hieher gehören — abgesehen von Kindern — vorerst Musiker, die teils durch Übung feiner hören als andere Menschen, teils aber auch schon deswegen Musiker geworden sind, weil sie mit besonders feinem Gehör ausgestattet sind. Dann junge Mädchen, die, vielleicht wegen der allgemeinen zarten Konstruktion des ganzen Körpers, auch zarter gebaute Gehörwerkzeuge besitzen; endlich gehören hierher viele sehr nervöse, reizbare und kränkliche Personen, die dadurch, dass sie auf stärkere Geräusche schmerzhaft reagieren, auch feiner und leichter hören. So erklären sich manche verschiedenen Wahrnehmungen von Zeugen, der eine hört feiner als der andere, und wenn jemand behauptet, noch etwas gehört zu haben, was unmöglich scheint, so muss erst einmal geprüft werden, ob der Betreffende nicht doch fast so feine Ohren besitzt, wie die Leute Reichenbachs und Duttenhofers.

Ein weiteres Moment ist das lokale; welchen Unterschied

1) v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch".
2) Prof. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen". Nördlingen 1858.

es macht, ob man bei Tag im Weltgeräusch oder bei stiller Nacht, im Gewühl der Stadt oder im Gebirge etwas hört, das weiss jeder. Ebenso bekannt sind Hall- und Schallwirkungen, Echo und Auffangen der Töne, kurz, wo gehört wurde, ist von grosser Wichtigkeit.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, dass viele Leute an verschiedenen Tagen verschieden hören; wer verschnupft ist, hört entschieden schlechter, und bei vielen Menschen übt Temperatur, Barometerstand und Wetter einen erheblichen Einfluss in Betreff des Gehörs.

Alle diese Momente haben für unsere Frage dadurch Wichtigkeit, dass sie die verschiedenen Grade von Möglichkeit zeigen sollen, in welchen eine Gehörstäuschung bewirkt werden kann, weshalb auch bei Überprüfungen, ob und welche Gehörstäuschung entstehen konnte, nach Tunlichkeit die gleichen Verhältnisse geschafft werden müssen; wer nicht dasselbe Vergleichsobjekt unter derselben Umgebung u. s. w. untersucht, der bringt in die Sache statt Klarheit nur Verwirrung.

Dass bei Gehörstäuschungen Krankheiten, Fieber, Hysterie, Nervosität, Alkoholismus und seine Verwandten, Geistesstörungen[1]), Hyperämien, Gehörskrankheiten u. s. w. eine grosse Rolle spielen, ist bekannt; diese Fragen berühren uns auch hier nur insofern, als nicht oft und frühe genug der Arzt herangezogen werden kann. Solche Krankheiten sind auch fast immer so deutlich ausgeprägt, dass selbst der Laie selten im Zweifel darüber ist, es sei seine Arbeit beendet und die des Arztes anzurufen. Ungleich grösser ist die Schwierigkeit auch hier auf den Grenzgebieten, wo entweder von einer wirklichen Krankheit noch nicht gesprochen werden kann, oder wo das Leiden so beschaffen ist, dass der Laie von dessen Vorhandensein keine Kenntnis und somit keine Veranlassung hat, den Arzt zu fragen. Es ist z. B. bekannt, dass ein starker Pfropf von Ohrenschmalz im Gehörgang allerlei Klingen und Sausen, ja sogar wirkliche Halluzinationen hervorbringen kann (Mayer[2])); ein Mensch mit einem solchen Ohrenschmalzpfropf kann doch ein absolut gesunder Mensch sein, er macht nicht den mindesten krankhaften Eindruck, man scheut sich geradezu, den Arzt zu fragen, und doch liegt etwas Anormales vor. Ebenso bekannt ist es, dass

1) Cramer, „Über Zeugnisfähigkeit bei Geisteskrankheiten". „Beitr. z. Psych. d. Aussage". II, 1903.

2) A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w." Wien 1869.

Perforation des Trommelfelles (namentlich wenn dies einen Katarrh nach sich gezogen hat) deutliches Stimmengeräusch vortäuschen kann; dasselbe kann durch Epidermisschüppchen im Gehörgang, dann durch Anämie und wieder durch den verstärkten Pulsschlag der Carotis mit Erweiterung des Gefässrohres, sowie durch Alkoholgenuss erzeugt werden, ohne dass der letztere zu akutem oder chronischem Alkoholismus gesteigert gewesen sein muss (Hoppe[1]). Wichtig ist es auch, dass bei vielen Menschen das Gehör bei beginnendem Fieber ausserordentlich geschärft wird (Bain[2]), und ebenso, dass Frauen zur Zeit des Klimakteriums (oft nur durch kurze Zeit) allerlei Stimmen hören; da dies sich bald verliert, so ist das Anormale und Unrichtige dieses Hörens meistens schwer festzustellen (Hagen[3]). Auch der Geburtsakt ist imstande, die Umgebung lebhaft aufzuregen. Ältere, sonst gewissenhafte Geburtshelfer haben ungeborene Kinder atmen und schreien gehört — ja Livius (XXI) erzählt, ein kleiner Römer habe im Mutterleibe wiederholt gerufen „Io triumphe". Vergl. Fabrice[4]).

Solche Beispiele gibt es unzählige, und es kann daraus lediglich die Lehre gezogen werden, dass immer, wenn irgend eine wichtige und sonst durch nichts zweifellos unterstützte Gehörswahrnehmung behauptet wird, der Arzt gefragt werden muss, dessen Sache es ist, dem Vorhandensein eines zwar nicht krankhaften, aber doch nicht normalen Zustandes nachzuforschen. Es wurde ja auch mit Recht schon darauf aufmerksam gemacht, dass blosse zufällige oder habituelle allgemeine Reizbarkeit alle wahrgenommenen Geräusche erheblich stärker erscheinen lässt (Hagen) — ob das im speziellen Fall so war, kann allein der sachverständige Arzt feststellen. —

Das Schwierigste bieten aber doch noch die Gehörstäuschungen bei vollkommen normalem Zustande, deren Häufigkeit entschieden unterschätzt wird (vergl. Stumpf[5]); der Arzt hat mit ihnen nicht zu tun, der Physiker, Akustiker und Physiologe kümmert sich um uns Kriminalisten und unsere Bedürfnisse nicht, wir selbst haben selten Zeit und Gelegenheit, uns damit zu befassen, und so wissen wir schon von den bekannten Fällen nicht viel; wie viele uner-

1) Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen". Würzburg 1888.

2) Alexander Bain, „Geist und Körper". Leipzig 1874.

3) Fr. Wilhelm Hagen, „Die Sinnestäuschungen". Leipzig 1837.

4) „Die Lehre von der Kindesabtreibung und vom Kindesmord". Berlin 1904.

5) Stumpf, „Tonpsychologie".

forschte mag es aber noch geben. Mich hat z. B. erst vor kurzem ein Freund[1]) darauf aufmerksam gemacht, dass man, im Schlummer die Schläge der Uhr zählend, regelmässig um einen Schlag zu viel zählt. Ich überprüfte diese mir neue Beobachtung und fand sie (bei mir und anderen) vollauf bestätigt. Wenn man nun erwägt, wie wichtig in Kriminalprozessen oft die Stundenangabe ist, und wie leicht man also eine Mitteilung bekommen kann, die um eine volle Stunde falsch lautet, so kann man die Bedeutung dieser Täuschung erwägen. Wie dieses seltsame Zuvielzählen zu erklären ist, wird schwer zu sagen sein — ebenso, ob diese Beobachtung nicht bloss ein einziger Fall aus einer ganzen Reihe unbekannter und auf derselben Basis ruhender Gehörstäuschungen ist.

Eine ähnliche merkwürdige und seither in allen psychologischen und physiologischen Lehrbüchern erwähnte Tatsache ist die Erscheinung vom „doppelten Hammerschlag". Ich glaube, dass Mach[2]) sie zuerst beschrieben hat; er sagt: „Lässt man durch einen Gehilfen mit einem Hammer auf den Tisch schlagen, während man mit beiden Fingern beide Ohren zuhält und öffnet sie 0,5—1,0 Sekunden nach dem Schlag, so hören wir ihn neu entstehen. Ja auch, wenn man rasch öffnet und schliesst, so kann man den Schlag mehrere Male hören."

Man erklärt diese Erscheinung dadurch, dass „im Zimmer Schallreflexe entstehen, die aber nur dem unermüdeten Ohre wahrnehmbar sind". Diese Erklärung befriedigt jedenfalls nicht, da das Experiment auch im Freien, allerdings nicht immer, gelingt. An sich sieht das Ganze sehr theoretisch aus, und man meint zuerst, dass doch etwas keinen praktischen Wert haben könne, bei dem man sich die Finger in die Ohren stopfen und mit Bruchteilen von Sekunden operieren muss. Gleichwohl kann das Gleiche sozusagen automatisch geschehen. Es ist bekannt, dass man durch Schlingbewegungen momentan den Gehörgang verschliesst (namentlich in liegender Stellung); geschieht dies nun zufällig während eines Schlages, Schusses oder eines ähnlichen Schalles, so muss man ihn doppelt hören. Nun kann es aber leicht geschehen, dass man im Halbschlummer erst infolge des Lärmes erwacht und, aufgeschreckt, wegen der Speichelansammlung rasch eine Schlingbewegung macht — dann spielt der Zufall eigentlich keine bedeutende Rolle, und

1) Theologie-Professor Dr. v. Scherer.

2) E. Mach, „Die Grundlinien von der Lehre von den Tonempfindungen" Leipzig 1875.

so dürfen wir annehmen, dass dieses Doppelthören, welches bei einer Zeugenaussage oft die grösste Wichtigkeit haben kann, sogar häufig vorkommt. —

Von erheblichem Einflusse kann auch die Stärke des vernommenen Schalles sein. Urbantschitsch[1]) hat z. B. auf die Merkwürdigkeiten gering intensiver Schallwirkungen hingewiesen. Entfernt man eine Taschenuhr so weit vom Ohr, dass man sie noch deutlich, aber nur schwach hört, so tritt allmählich Schwächung der Schallwirkung ein, man hört sie gar nicht mehr, nach einiger Zeit aber wieder u. s. w. Das kann zum Hören eigentümlicher Geräusche, aus vielen Tönen bestehend, führen und wird allerdings beim Ticken einer Taschenuhr keine grossen Täuschungen erzeugen. Dasselbe kann aber auch bei stärkeren, aber weit entfernten Geräuschen vorkommen, z. B. beim Murmeln eines Baches, dem Rauschen eines Eisenbahnzuges, dem Stampfen in einer entfernten Fabrik; bei so entferntem Lärm spielen noch Schallreflexe, Luftwellen, Wind u. s. w. eine Rolle, und so ist es möglich, dass man aus vollkommen monotonem Geräusche alles Mögliche hören kann. Besonders leicht kann man sich davon überzeugen, wenn man in der Nacht von ferne einen Bach leise rauschen hört: ist man dazu gerade disponiert und gar, weiss man in fremder Gegend nicht, dass sich ein Bach hier befindet, so kann man aus seinem eintönigen Gemurmel menschliche Stimmen, Gestöhne, Wimmern und Seufzen deutlich hören. —

Merkwürdig ist die leicht zu überprüfende und wirklich richtige Beobachtung Duttenhofers[2]), dass man Eigentümliches hört, wenn im Dunkeln sehr zarte Instrumente, z. B. Maultrommeln, in einem Zimmer gespielt werden. Es nähert und entfernt sich das Gesumme, dann kommt es von verschiedenen Seiten und schliesslich hat man die Empfindung, als ob das ganze Zimmer voll von summenden und schwirrenden Insekten wäre; das kann sich, länger fortgesetzt, bis zur Unleidlichkeit steigern.

Für dieses Vielfachwerden monotoner Geräusche gibt es eine Menge von Belegen; jedermann kennt die Akkorde der Äolsharfe, die aus lauter gleichgestimmten Saiten besteht, ebenso bekannt sind die Melodien, die sich in das Gerumpel des Schienenstosses auf der Bahn einlegen. Dies kann besonders beim leisen Halbschlummer

---

1) Urbantschitsch, „Über eine Eigentümlichkeit der Schallempfindungen geringer Intensität“. Zentralblatt für die medizinischen Wissenschaften. 1875.

2) Duttenhofer loco cit.

deutlich werden. Nickt man im Waggon ein, so wird sich regelmässig, wenn das Denken durch den beginnenden Schlaf aufhört, das taktmässige Rütteln des Schienenstosses geltend machen. Allmählich fliesst in diesen Takt eine dazu passende Melodie leise und immer stärker ein, und wacht man dann plötzlich wieder vollständig auf, so wundert man sich nur, warum denn die deutlich gehörte Musik fehlt.

Ebenso wird häufig behauptet, dass eine Reihe ziehender wilder Schwäne wohlklingende Akkorde hören lässt, obwohl jeder Schwan nur einen einzigen Schrei hervorzubringen vermöge; verschiedene Entfernung und Luftschwingungen machen dann die Akkorde.

Die Schwierigkeiten in der Unterscheidung von Stärke und Schwäche eines Schalles sind ebenfalls bedeutend[1]); Fechner[2]) erfuhr z. B. vom Violinvirtuosen Wasilewski, man habe bei einem rheinischen Sängerfeste allgemein bemerkt, dass ein Männerchor von 400 Stimmen nicht wesentlich stärker klang, als einer von 200 Stimmen. Ebenso: Eine Glocke in grosser Entfernung hört man nicht — 100 Glocken würde man hören. Eine Raupe hört man nicht fressen, — wenn 1000 fressen, hört man es, also muss doch jede einzelne auch einen bestimmten Lärm machen.[3]) Und schon Jacobs[4]) macht davon Erwähnung, wie schwer es ist, die Zahl zusammen geläuteter Glocken zu unterscheiden; zwei oder drei werden (auch von Musikern) für fünf oder sechs Glocken gehalten.

Hierbei sind gewiss eigene Dispositionen von beträchtlichem Einfluss; Ruete[5]) sagt: „Der operierende Arzt vernimmt das leise Wimmern des Kranken nach der Operation, ohne dessen laute Schreie während der Operation gehört zu haben.“ Während der Operation darf der Arzt nichts hören, weil ihn dies zu sehr stören und seine Arbeit behindern würde, aber das leise Wimmern hat sich ihm eingeprägt. Dieses „Schulbeispiel“ finden wir in zahlreichen Erscheinungen. Die schlafende Mutter hört oft bedeutenden Lärm nicht, wird aber wach, wenn ihr Kind einen stärkeren Atemzug macht. Ebenso hört der Müller, der Arbeiter in der

1) Vergl. Renz und Wolf, „Über das Schallmaß“ in Poggendorfs Annalen XCVIII.

2) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik“.

3) Max Meyer, „Zur Theorie der Geräuschempfindungen“. Lpzg. 1902 und Ztschft. v. Ebbinghaus und Nagel 31, 233 (1903.)

4) Jacobs, „Dissert. de auditus fallaciis“. Bonn 1832.

5) Ruete, „Über die Exisenz der Seele“. Leipzig 1863.

Fabrik, der Eisenbahreisende das Getöse der Mühle, der Fabrik, des Zuges nicht, nimmt aber jeden leisen Ruf wahr, und das bedeutende Weltgeräusch, die Summe aus allem entfernteren Lärm bemerken wir erst, wenn es in der Stille der Nacht fehlt. —

Die Täuschungen in Betreff der Schallrichtung sind so bekannt, dass sie nur gestreift werden sollen; Hagen erwähnt, dass ihr auch Tiere unterworfen sind, und dass die wenigsten Menschen sagen können, woher in einer Strasse Musik, ein Wagen, Glockengeläute u. s. w. kommt, das weiss jeder. Hervorzuheben wäre nur, dass selbst dann, wenn man durch lange Übung am gewohnten Orte richtige Bestimmungen machen kann, doch noch zufällige Ereignisse, vielleicht Wetter, besondere Geräusche, andere Verteilung der Menschen auf der Strasse arge Täuschungen bewirken können. Ich habe mich seinerzeit um der Sache wegen bemüht, in meiner Amtsstube vom Tisch aus beurteilen zu können, ob das Pferdebahngeklingel von oben oder von unten kommt; in der Tat brachte ich es zu einer bedeutenden Sicherheit, so dass ich nicht begreifen konnte, wie man dies nicht sicher unterscheiden kann. Und doch versagte es manchmal vollkommen und ich schätzte mit derselben Sicherheit falsch, als ich es sonst richtig machte. Worin der Grund liegt, weiss ich nicht. —

Alle die aufgezählten Umstände sollen nur zeigen, wie wenig sicher alle akustischen Wahrnehmungen sind und wie wenig man ihnen trauen kann, wenn sie nicht sorgfältig und unter gleichen Verhältnissen nachgeprüft sind und, was die Hauptsache ist, wenn sie nicht vereinzelt stehen. Wir kommen immer wieder zum alten Grundsatz, dass jede Beobachtung nie ein Beweis, sondern nur ein Beweismittel, ein Beweisstück ist, und dass wir einem solchen nur trauen dürfen, wenn es mehrfach durch Parallelaktionen unterstützt ist, und wenn diese wirklich stimmen. Es kann auch dann noch durch unglücklichen Zufall überall ein Fehler unterlaufen sein und alles dennoch stimmen, aber dann haben wir wenigstens das Menschenmögliche geleistet.

4. Täuschungen des Tastsinnes.

Dass der Tastsinn in gewisser Richtung sehr hoch steht und sogar zum Kontrollorgan des edelsten Sinnes, des Gesichtes, wird, ist zweifellos, und mit Recht hat Condillac[1]) in einer noch heute

1) Condillacs Abhandlung „Über die Empfindungen". Deutsch von Dr. Johnson. Berlin 1870.

lesenswerten Arbeit nachzuweisen gesucht, wie die übrigen Sinne vom Tastsinn „unterwiesen werden". Wir erfahren es auch täglich, dass man dann, wenn man das Sichtbare besonders genau wahrnehmen will, noch immer den Tastsinn zuhilfe nimmt, um festzustellen, ob das Gesehene richtig aufgefasst wurde, und um dasjenige noch aufnehmen zu können, was etwa dem Auge entgangen ist. Deshalb finden wir das Betasten besonders häufig bei Leuten, deren Sehen nicht ganz verlässlich ist, also (wie schon oben S. 512 berührt) bei Menschen, die infolge hohen Alters oder aus anderen Gründen nicht mehr gut sehen, bei Kindern, die im Schauen noch ungeübt sind, und bei Ungebildeten, die überhaupt nie gelernt haben, rasch und umfassend zu sehen. In besonderen Fällen ergänzt aber jeder noch durch Tasten, wenn er z. B. die Feinheit von Papier, Stoffen und Zeugen, die Schärfe oder Spitzigkeit eines Instrumentes oder die Rauhigkeit eines Gegenstandes prüfen will; ja selbst wenn wir z. B. einem schönen Hunde schmeichelnd über das Fell oder einem Kinde über die Wangen streichen, so geschieht es mit auch deswegen, weil wir uns überzeugen wollen, ob das Fell des Hundes, die Wange des Kindes wirklich so glatt und fein ist, wie sie sich dem Auge darbietet. Allerdings wollen wir auch den angenehmen Eindruck wiederholt und eingehender prüfen.

So wichtig und verlässlich die Dienste des Tastsinnes aber auch in so vielen Fällen sind, so wenig darf ihm getraut werden, wenn er allein der Berichtende ist, und dieser Umstand macht seine Täuschungen in mehrfacher Hinsicht in kriminalistischer Beziehung wichtig. Wir dürfen uns niemals darauf verlassen, was uns ein Zeuge lediglich auf Grund einer Tastwahrnehmung sagt, und was noch häufiger vorkommt, es ist selten richtig, was ein Verwundeter über Zeit, Art und Entstehung seiner Verletzung sagt, wenn er nicht gleichzeitig bei dem Akte derselben zugeschaut hat. Wir wissen, dass die meisten Verletzungen durch Schuss oder Stich, also in der Regel die gefährlichsten, im ersten Augenblicke lediglich als nicht starke Stösse empfunden werden[1]); Schläge auf Extremitäten machen sich nicht als solche, sondern nur als Schmerzempfindungen geltend, und Schläge auf den Kopf werden regelmässig in Bezug auf ihre Stärke falsch eingeschätzt; waren sie so stark, dass sie Bewusstlosigkeit erzeugten, so werden sie (falls der Verletzte nicht absichtlich übertreibt) als sehr mässig bezeichnet; haben sie aber Bewusstlosigkeit nicht erzeugt, so werden sie auch von Nichtüber-

1) Vergl. Wilke in H. Gross' Archiv III, 117 und Lelewer ibidem VI, 300.

treibenden als viel stärker geschildert, als sie tatsächlich waren. Über den Ort einer Verletzung am Rücken, Oberschenkel, selbst an den Oberarmen kann der Verletzte nur allgemein sprechen, und wenn er uns den Sitz derselben richtig angibt, so hat er dies später erfahren, im Momente der Entstehung hat er es gewiss nicht gewusst (vergl. oben S. 273). Nach Helmholtz werden weiter fast alle Empfindungen der Baucheingeweide an die vordere Bauchwand verlegt. Diese Fragen sind wichtig, wenn einer bei einer Rauferei oder einem sonstigen Angriffe durch Mehrere verschiedene Verletzungen erlitten hat und dann bestimmt angeben will, er müsse die Wunde a erst bekommen haben, als der X auch dazu kam, die Wunde b, als der Y zuschlug u. s. w. Diese Angaben sind meistens falsch, weil der Verletzte leicht die Schmerzempfindung im Momente der Tat mit der späteren Schmerzhaftigkeit einer Wunde in Zusammenhang bringt. Hat z. B. einer im Rücken eine längere, aber seichte Schnittwunde und einen tiefen Stich bekommen, so wird ihm die erstere sofort ein recht arges Brennen, der letztere aber nur die Empfindung eines mässigen Stosses verursachen; später, zur Zeit der Vernehmung, ist der Schnitt verbadert und schmerzt längst nicht mehr, der gefährliche Stich, der etwa die Lunge erreicht hat, erzeugt Schmerz und heftige Atembeschwerden, so dass der Verwundete die Entstehung des Stiches auf die schmerzhafte Empfindung des Schnittes und umgekehrt verlegt.

Die verschiedenen Wahrnehmungen, welche Verletzte bei Entstehung einer Wunde machen, sind sehr merkwürdig, und ich habe deshalb einen Gerichtsarzt, einen äusserst kenntnisreichen und unterrichteten forensen Mediziner, bewogen, das überreiche Material seiner Tätigkeit zu sammeln und zu verwerten. Es soll am besten in tabellarischer Form ausgeführt werden: genaue Beschreibung der Verletzung nach Sitz, Grösse, Form und Bedeutung, dann die Angaben des Verletzten über seine Empfindung im Momente der Verwundung, der Heilungserfolg und endlich erläuternde Bemerkungen über den mutmasslichen Grund der wahren oder unrichtigen Empfindung des Verletzten. Da diese Arbeit nur psychologischen Wert haben soll, so ist es gleichgültig, ob der Verletzte die Wahrheit sagt oder nicht — wir wollen nur wissen, was die Leute über ihre Wahrnehmungen sagen; bei reicherem vorliegenden Material wird sich das Wahre und Erlogene von selbst scheiden, und dann wird es sich darum handeln, die wahren subjektiven Empfindungen mit den wahren objektiven Tatbeständen zu vergleichen; vielleicht ist es sogar möglich, wenn einmal sehr viel Material vor-

liegt, zu Generalisationen zu schreiten und gewisse Regeln zu abstrahieren; der Erfolg könnte ein bedeutender sein, er erfordert aber viel Mühe.[1]) —

Dass wir durch das weiter nicht kontrollierte Tasten oft falsch wahrnehmen, beweisen viele Beispiele. Die moderne Psychophysik hat durch reichliche Versuche über Täuschungen bei Druck, Stich und sonstigen Berührungen der Haut eine Menge irriger Wahrnehmungen festgestellt. Die bekanntesten und für uns auch wichtigsten sind die mit den geöffneten Zirkelspitzen, die wir auf minder nervenreichen Partien des Körpers (Rücken, Oberschenkel u. s. w.) noch stets als einen Stich empfinden, wenn sie auch schon recht weit geöffnet sind; ebenso Zirkelspitzen, 1 cm weit geöffnet, quer über die Volarseite einer Fingerspitze und gegen die Handwurzel geführt, scheinen sich zu nähern (Hoppe, Fechner, Wundt, Ebbinghaus u. s. w.). In anderer Richtung zeigten wieder die Versuche von Th. Flournoy, wie schwer man Gewichte beurteilt, bei welchen nicht Form und Aussehen eine Unterstützung durch das Auge möglich macht; es wurden 10 Gegenstände in verschiedener Form (von Pappe hohl dargestellt, bis zu massivem Blei) von 50 Leuten auf das Gewicht geprüft: nur ein einziger fand heraus, dass alle gleich schwer waren.

Ebenso wenig haben wir durch das Tasten allein die richtige Kontrolle über unsere Körperteile. Sully[2]) sagt mit Recht, dass wir uns im Bette willkürlich vorspiegeln können, dass die Beine ganz anders liegen als dies der Fall ist. Ich will hier, ebenfalls wegen des Zusammenhanges, aus meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter" Beispiele zitieren:

Wenn wir eine Erbse mit dem Daumen und Zeigefinger ergreifen, so fühlen wir die Erbse nur einfach, obwohl uns ihr Tastbild durch zwei Finger, also doppelt, übermittelt wird. Wenn wir aber den dritten Finger über den vierten kreuzen und nun die Erbse zwischen die Spitzen dieser zwei Finger fassen, so fühlen wir sie doppelt, weil die Finger nicht in ihrer gewöhnlichen Lage sind, also auch doppelt vermitteln. Anders gesagt wäre ja die doppelte Vermittlung die richtige, wenn wir aber in der natürlichen Lage tasten, so spielt die Erfahrung mit und wir empfinden nur eine Erbse. Diese Spielerei hat schon Aristoteles psychologisch untersucht.

---

1 Dieselbe Bitte habe ich später an alle Gerichtsärzte in meinem Archiv (VI, 191) gestellt — betrübender Weise völlig vergeblich.

2) James Sully, „Die Illusionen". Deutsch, Leipzig 1884.

Ein ähnliches Beispiel: Faltet man die Hände über Kreuz und dreht sie nach innen und aufwärts, so dass die linken Finger wieder nach links und die rechten wieder nach rechts stehen, so hat man die Lokalisation der Finger total verloren, und wenn dann eine zweite Person auf einen der Finger, ohne ihn zu berühren, mit der Aufforderung deutet, ihn zu heben, so hebt man regelmässig den entsprechenden Finger der anderen Hand. Überhaupt zeigt es sich, dass der Tastsinn insofern auf geringer Höhe der Ausbildung steht, als er dann, wenn nicht lange Erfahrung zu Hilfe kommt, noch der Unterstützung durch einen anderen Sinn, namentlich des Gesichtssinnes bedarf. Wahrnehmungen durch den Tastsinn allein sind daher von geringer Verlässlichkeit, weil immer nur nach wenigen und gröberen charakteristischen Zeichen geschlossen wird.

In überzeugender Weise wird dies durch ein Gesellschaftsspiel bestätigt, mit welchem sich unsere Jugend zu unterhalten pflegt und wobei (es dürfen nur ein oder zwei Eingeweihte vorhanden sein) unter dem Tische gewisse harmlose Dinge weitergereicht werden: ein Stück weichen Mehlteigs, eine geschälte, feuchte und mit kurzen Holzspitzchen gespickte Kartoffel, ein nasser mit Sand gefüllter Lederhandschuh, eine spiralig abgenommene Rübenschale u. s. w. Jeder, der einen dieser Gegenstände, also ohne ihn sehen zu können, in die Hand bekommt, glaubt ein scheussliches Untier erhalten zu haben und schleudert es von sich. Er hat mit dem Tastsinn nur das Feuchte, Kalte und Bewegliche, also die gröbsten Charakteristika der Reptil-Vorstellung wahrgenommen, die Phantasie ergänzt Bewegungen und Greifen, und so wird die Vorstellung eines Reptils u. s. w. dem Gehirne überliefert.

So einfältig diese Spielerei auch scheint, so lehrreich ist sie namentlich für den Kriminalisten in ihrer psychologischen Seite. Wer sie nicht kennt, dem rate ich, sie zu versuchen, um zur Überzeugung zu kommen, welch unglaublicher Täuschungen der unkontrollierte Tastsinn fähig ist.[1])

Zu diesen mangelhaften Vorstellungen durch den Tastsinn allein kommt noch eine Art von Übertragbarkeit gewisser Tastempfindungen; wenn z. B. in der Nähe meines Sitzes Ameisen laufen, so empfinde ich sofort, dass mir Ameisen unter den Kleidern laufen,

1) In dem oben zitierten Werke von Lehmann „Aberglaube und Zauberei“ wird mit Recht behauptet, dass eine grosse Zahl von Leistungen der „spiritistischen Medien“ auf geschickt benutzte Tastsinntäuschungen zurückzuführen ist.

und wenn man eine Wunde sieht oder beschreiben hört, so empfindet man häufig an der entsprechenden Stelle des eigenen Körpers Schmerzen; dass dies namentlich bei Zeugen erregbarer Natur zu argen Täuschungen führen kann, ist selbstverständlich.

Zu dieser sozusagen Unselbständigkeit des Tastgefühls kommt noch der Umstand, dass bei demselben mehr als bei den anderen die Schätzung nach dem Relativen in Rechnung kommt. Wir empfinden den Keller im Winter warm und im Sommer kalt, weil wir nur den Unterschied mit der Aussentemperatur verspüren, und wenn wir eine Hand in heisses und eine Hand in kaltes Wasser und dann beide in laues tauchen, so empfindet die eine Hand das laue Wasser kalt, die andere fühlt es warm. Die Erörterung von Gefühlsempfindungen kommt in unseren Protokollen häufig vor, es ist die Unverlässlichkeit derselben stets zu berücksichtigen.

Dass krankhafte Erscheinungen, die auch hier eine wichtige Rolle spielen, dem Arzt vorbehalten bleiben, ist selbstverständlich; zu erwähnen wäre nur, dass leichte Vergiftungen durch Chloroform, Morphin, Atropin, Daturin die Tastempfindlichkeit herabsetzen (Fechner[1])) und dass ebensolche Vergiftungen durch Strychnin diese Empfindlichkeit wesentlich erhöhen.[2])

5. *Täuschungen des Geschmackssinns.*

Für uns werden Geschmackstäuschungen nur Wichtigkeit haben, wenn es sich um Vergiftungen handelt und wir uns mit Hilfe jener, an denen eine Vergiftung versucht wurde, oder die von den fraglichen Substanzen gekostet haben, über den Sachverhalt sicherstellen wollen. Dass es beim Geschmack und Geruch überhaupt nicht leicht ist, sich mit anderen zu verständigen, wurde schon früher (Sinneswahrnehmungen, S. 264 ff.) berührt, um so schwieriger ist es, über eigentliche Sinnestäuschungen diesfalls ins Klare zu kommen. Dass Erkrankungen auch irrige Geschmacksvorstellungen bewirken können, ist bekannt; aber auch vorausgegangene Vergiftungen können täuschen. So erzeugen nach Beobachtungen von Rose Santoninvergiftungen (das bekannte Wurmmittel, gegen welches manche Kinder so abnorm empfindlich sind) nachhaltigen bitteren Geschmack und subkutane Morphiumvergiftungen täuschen (nach Beigel, Wernich, Eulenburg) bitterlichen und

1 G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889.
2) Wiener Sitzungsbericht 1852. VI.

säuerlichen Geschmack vor (Landois[1])). Nach Hagen[2]) soll bei Wechselfiebern zur Zeit, wenn kein Anfall herrscht und sich der Patient also verhältnismässig wohl fühlt, häufig metallischer, besonders Kupfergeschmack vorgetäuscht werden. Wenn das wahr ist (es wird dies seither, also seit fast 70 Jahren, nie mehr erwähnt), so kann es allerdings leicht falsche Annahmen von Vergiftungen erzeugen, zumal die Erscheinungen von Wechselfieber so verschieden sind, dass dasselbe häufig nicht erkannt wird[3]).

Auch die Einbildung macht hier viel aus. Taine erzählt irgendwo von einem Novellisten, der die Vergiftung der Heldin so deutlich schilderte, dass er Arsengeschmack bekam und an Indigestionen litt(!). Ich halte so etwas für möglich. Vielleicht hat es jedermann schon erfahren, welche Wirkung die falsche Vorstellung von der Natur einer Speise ausüben kann. Hält man z. B. eine gesalzene Fleischspeise für eine süsse Mehlspeise, so entsteht beim Verkosten ein abscheulicher Geschmack, weil man den vorgestellten und den wirklichen Geschmack vermengt zu kosten glaubt. Überhaupt wirkt das Auge wesentlich mit, und die hundertmal zitierte und hundertmal geleugnete Geschichte, dass man im Finstern Rotwein und Weisswein, Hühnerfleisch und Entenfleisch u. s. w. nicht unterscheidet, dass man es nicht merkt, wenn die Zigarre ausgeht u. s. w., ist doch wahr; Höfler[4]) sagt, dass man mit geschlossenen Augen sogar eine Zwiebel statt eines Apfels isst.

Bedeutende Geschmackstäuschungen können auch durch das Vorausgenossene entstehen. Darauf hat schon Steifensand[5]) hingewiesen und bemerkt, dass man bei Behauptungen von Geschmacksempfindungen immer erst fragen muss, was voraus gegessen oder getrunken wurde. Das ist eine richtige Mahnung an den Kriminalisten. Wir beobachten dies ja an jeder erfahrenen Hausfrau, die bei jedem Arrangement einer Mahlzeit sorgfältig erwägt, nach welchem Gericht die einzelnen Weinsorten zu folgen haben. Das sind dann lauter Geschmackstäuschungen, durch die der Wert der Weine beträchtlich hinaufgeschraubt werden kann.

Im grossen und ganzen darf gesagt werden, dass die Verläss-

---

1) L. Landois, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen". Wien 1889.

2) Fr. W. Hagen, „Die Sinnestäuschungen". Leipzig 1837.

3) D. P. Hänig, „Zur Psychophysik des Geschmacksinnes". Diss. Lpzg. 1901.

4) A. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

5) Steifensand, „Über die Sinnesempfindungen". Crefeld 1831.

lichkeit von Mitteilungen über Geschmacksempfindungen nicht niedrig genug veranschlagt werden kann. Die Täuschungen sind zu gross, namentlich, wenn jemand etwas mit irgend einer vorgefassten Meinung gekostet hat.

6. Täuschungen des Geruchsinnes.

Diese kommen (bei gesunden Menschen) verhältnismässig am seltensten vor und haben daher am wenigsten Wichtigkeit. Bei Geisteskranken sind wirkliche Geruchstäuschungen oft zu bemerken; sie haben häufig Zusammenhang mit sexuellen Momenten und treten dann so energisch auf, dass der Richter nicht leicht daran zweifeln kann, dass hier der Arzt des Amtes zu walten hat. Gewisse Vergiftungen wirken allerdings irreführend auf den Geruchsinn, da nach Vierordt z. B. Strychnin den Geruch feiner, Morphin ihn stumpfer macht. Wichtig ist die zuerst von Mayer[1]) angeführte Tatsache, dass Leute mit Lungenbeschwerden häufig das Atemhindernis a u s s e n suchen und glauben, dass sie schlechte Luft, mephitische Dünste u. s. w. einatmen müssen. Wird dazu das misstrauische Wesen in Rechnung gezogen, welches schwer Lungenleidende oft zur Schau tragen, so erklären sich manche grundlose Anzeigen über angebliche Mordversuche durch Ersticken mittelst giftiger oder irrespirabler Gase u. s. w. Ist dem Richter diese eigentümliche Täuschung nicht bekannt, so findet er nicht einmal einen Grund, den Arzt zu fragen.

Die verhältnismässig grösste Zahl von Geruchstäuschungen liefert wieder die Einbildung. Der oft zitierte, Fall von Carpenter[2]), bei welchem die Beamten, die eine Exhumierung leiteten, fürchterlichen Aasgeruch wahrnahmen, bis es sich herausstellte, dass der Sarg leer war, ist in ähnlicher Form schon vielen passiert. Ich erinnere mich, dass ich einmal zu einer Erhebung wegen Brandlegung fuhr und bei Annäherung an das Dorf jenen charakteristischen Geruch bemerkte, den verbrannte Tiere oder Menschen verbreiten. Als wir erfuhren, dass das abgebrannte Gehöft noch eine Stunde ausserhalb des Dorfes liege, war der Geruch sofort verschwunden. Ebenso glaubte ich einmal beim Nachhausekommen die Stimme eines Besuches zu hören und roch sofort den charakteristischen Parfum der betreffenden Dame, die aber gar nicht da war.

1) A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w.“ Wien 1869.
2) William Carpenter, „Principles of mental physiology“. 3. Aufl. 1879.

Die Erklärung solcher Täuschungen liegt darin, dass stets viele Gerüche in der Luft liegen, dass dieselben keineswegs sehr kräftig differenziert sind, und dass daher mit Hilfe von Einbildung leicht ein vorhandener Geruch in jenen umgesetzt wird, welcher etwa vorhanden sein könnte.

Hierher gehören auch die Erscheinungen, die von hypersensitiven Menschen erzählt werden[1]), welche die Pole der Magnete oder in Glas eingeschmolzene Chemikalien riechen wollen. Dass sie dies gutgläubig tun, ist vorauszusetzen, aber durch zugeschmolzenes Glas zu riechen ist physikalisch unmöglich, und so kann nur angenommen werden, dass solche Leute irgend etwas wirklich gerochen haben und diese Wahrnehmung in der entsprechenden Richtung umgedeutet haben. Ein ähnliches Verhältnis tritt dann ein, wenn man einen Geruch, den man sonst gern hat, für abscheulich und entsetzlich hält, sobald man nicht weiss, woher er rührt. Wenn z. B. jemand Sardinen in Öl noch so gern isst, so wird er sich abwenden, wenn man ihn bei geschlossenen Augen eine eben geöffnete Büchse mit Sardinen riechen lässt. Manche delikate Käsegattungen verbreiten ekelhaften Geruch, so lange man nicht weiss, dass Käse da ist, und der Geruch, der nach dem Essen von Krebsen an den Händen haftet, ist doch unerträglich; vergegenwärtigt man sich aber, dass derselbe nur von den Krebsen herstammt, so ist der Geruch gar nicht mehr so übel.

Sehr viel bewirken auch Assoziationsvorstellungen; ich habe lange Zeit auf einem Marktplatz, auf dem Blumen, Bouquets, Kränze u. s. w. feilgehalten werden, regelmässig Leichengeruch wahrzunehmen geglaubt, bis ich dahinter kam, dass ich nur jenen Geruch verspürte, den die vielen Blumenkränze an der Bahre von Verstorbenen verbreiten und den man bei Begräbnissen zu riechen bekommt. Ebenso finden viele Menschen einen Parfum gut oder schlecht, je nachdem sie die Person, die ihn gewöhnlich trägt, leiden mögen oder nicht, und das Urteil über die Eigenschaft eines Geruches wird überhaupt davon abhängig gemacht, ob man ihn mit angenehmen oder unangenehmen Erinnerungen verbindet. Als mein Sohn, der von Natur aus Vegetarianer ist und nie zur Annahme von Fleischnahrung zu bewegen war, Mediziner wurde, glaubte ich, er werde den Geruch der Seziersäle nicht ertragen. Dies störte ihn aber gar nicht und er erklärte dies damit: „Ich esse doch nichts, was so riecht, ich begreife nur nicht, wie Ihr etwas

1) Reichenbach, Duttenhofer u. s. w.

aus dem Fleischerladen essen könnt, wo es genau so riecht wie im Seziersaal."

Was die Leute also gut und schlecht, entzückend oder ekelhaft riechen nennen, ist subjektiv und zu einer allgemeinen Beurteilung nie zu verwenden; Zeugenangaben über Geruchswahrnehmungen, die nicht anderweitig unterstützt sind, scheinen wertlos.

b) Halluzinationen und Illusionen.

Die Grenze zwischen Sinnestäuschung einerseits und Halluzination und Illusion andererseits lässt sich keineswegs sicher bestimmen, zumal viele Erscheinungen zu dem einen oder dem anderen gezogen werden können.[1]) Am sichersten wird man noch sagen können, dass der Grund der Sinnestäuschung vorwiegend im betreffenden Sinnesorgan, der Grund der Halluzination und Illusion aber mehr in der Gehirntätigkeit gelegen ist. Die letzteren werden mehr in den Bereich des Arztes fallen als die Sinnestäuschungen, gleichwohl werden auch Halluzinationen und Illusionen häufig der Beurteilung des Juristen unterstellt sein, da dieselben wirklich auch bei normalen Menschen oder bei solchen vorkommen, deren Erkrankung erst im Anzuge ist, so dass scheinbar der Arzt noch nicht einzugreifen hat. Jedenfalls wird aber der Jurist immer, wenn er glaubt, es mit einer Halluzination oder Illusion zu tun zu haben, unbedingt den Arzt rufen müssen, denn so sehr eine gewöhnliche Sinnestäuschung nur mit den Regeln der Logik und Psychologie und oft mit einigen anderen Kenntnissen und Erfahrungen, die jedem Gebildeten zugebote stehen, erklärt werden kann, so sehr kommen doch bei Halluzinationen und Illusionen Vorgänge in Betracht, die zum mindesten die physiologischen Kenntnisse des Arztes in Anspruch nehmen.

Unsere Tätigkeit muss sich also darauf beschränken, wahrzunehmen, dass wir es im besonderen Falle wirklich mit einer Halluzination oder Illusion zu tun haben, alles andere ist Sache des Psychiaters. So unscheinbar da unsere Tätigkeit aussieht, so wichtig und schwierig ist sie, denn einerseits wollen wir nicht wegen jeder törichten Einbildung oder jeder Lüge eines Vernommenen sofort an den Arzt appellieren, und andererseits lastet wieder schwere

1) C. Wernicke, „Über Halluzinationen, Ratlosigkeit und Desorientierung etc." Monatsschr. f. Psychiatr. und Neurol. IX. 1. (1901.)

Verantwortung auf uns, wenn wir wirkliche Halluzination oder Illusion als wahre und richtige Beobachtung auffassen und verwerten würden. Sich also mit dem Wesen von Halluzination und Illusion vertraut zu machen und die (oben Seite 568) genannten Werke zu studieren, kann nicht dringend genug empfohlen werden.

Die Unterscheidung zwischen Halluzination und Illusion hat zuerst der grosse Esquirol[1]) gegeben, indem er sagt: Der Halluzination entspricht gar kein äusseres Objekt, bei der Illusion werden vorhandene Objekte verkannt und missdeutet; an dieser Begriffsbestimmung wird noch heute im gleichen Sinne festgehalten. Hiernach liegt eine Illusion vor, wenn man etwas wirklich Vorhandenes für etwas anderes hält (einen Ofen für einen Menschen, Windrauschen für menschlichen Gesang); von Halluzinationen spricht man aber, wenn man etwas gar nicht Existierendes wahrnimmt: man glaubt einen Menschen eintreten zu sehen, eine Stimme zu hören, eine Berührung zu empfinden, obwohl alles das nicht geschehen ist. Sully[2]) sagt deshalb auf Grund dieser Unterscheidung: „Illusion ist teilweise, Halluzination vollständige Ersetzung einer äusseren Tatsache.“ Sully fügt allerdings mit Recht bei, dass es einen genauen Unterschied zwischen Illusion und Halluzination doch nicht gebe, da das Vorhandene zum Wahrgenommenen in so entfernter Beziehung stehen kann, dass es nicht mehr als eine Anregung darstellt, und dass somit die Illusion zur wirklichen Halluzination werden kann. Lazarus[3]) sagt dazu eingehender: „Illusion ist die Auffassung eines wirklich gegebenen äusseren Vorganges, der auch durch die peripherische Sinnestätigkeit perzipiert worden ist, durch eine mit dem gegebenen Vorgang nicht übereinstimmende Vorstellung. Der Fehler liegt nicht in mangelhafter Sinnestätigkeit, als darin, dass an die Stelle der erst aus der Perzeption zu bildenden Anschauung eine apperzipierende Vorstellung von innen her tritt.

In der Halluzination fehlt es an jedem äusseren Vorgang ausserhalb des Individuums, folglich auch an einer daher stammenden Reizung der Nervenperipherie.“

---

1) Jean Et. Dom. Esquirol, „Des illusions chez les aliénés“. Paris 1832.

2) James Sully, „Die Illusionen u. s. w.“ Deutsch, Leipzig 1884.

3) M. Lazarus, „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen“. Zeitschrift für Völkerpsychologie. V. Band. 1868.

An Erklärungen hat es seit Müller[1]) nicht gefehlt. Hagen[2]) meint, die Halluzinationen seien durch Krampf der Sinnesnerven veranlasst, Leubuscher[3]) findet, die Illusion sei eine von aussen angeregte, dem äusseren Reize nicht entsprechende Sinnesempfindung, und Sully sieht darin eigentlich eine normale Erscheinung: Die meisten Menschen sind bisweilen Illusionen unterworfen, wohl niemand ist in allen Wahrnehmungen und Überzeugungen beständig nüchtern und vernünftig .... Der Lichtkreis unserer vernünftigen Wahrnehmung ist von dem nebeligen Halbschatten der Illusion eingehüllt.

Er sucht auch den eigentlichen Begriff der Illusionen von dem sprachgebräuchlich erweiterten zu trennen: „Illusion wird oft falsch angewendet auf Irrtümer, die wirkliche Wahrnehmungen nicht vortäuschen. Wir sagen, ein Mann sei in Illusion befangen, der von sich zu viel glaubt, oder wenn er aus Gedächtnisschwäche Sachen, die sich ereigneten, anders erzählt. Illusion ist jede Art von Irrtum, die die Form des unmittelbaren selbstverständlichen oder intuitiven Wissens, gleichviel ob als Sinneswahrnehmung oder in anderer Form vortäuscht."

Im modernen Sinne werden wir die Entstehung der Halluzination und Illusion in irgend einer Überreizung des Cerobrospinalsystems suchen, und ebenso wie diese Reizungen verschieden in ihrer Stärke und Bedeutung sein können, vom momentanen Blutandrang bis zum vollen Wahnsinn, ebenso können die Halluzinationen und Illusionen auch bedeutungslos, aber auch die Zeichen arger Geistesstörung sein; das haben schon alte Schriftsteller, wie Hibbert[4]), Wierus[5]), Arnold[6]) und andere gewusst, indem sie hervorhoben, dass bei vielen, die später dem Irrsinn verfielen, schon lange vorher Halluzinationen und Illusionen zu bemerken waren. Die Modernen bestätigen das vollauf, so dass in dieser Richtung nicht genug aufgemerkt werden

1) J. Müller, „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen". Coblenz 1826.

2) Hagen, „Die Sinnestäuschungen". Leipzig 1837.

3) Rudolf Leubuscher, „Über die Entstehung der Sinnestäuschungen". Berlin 1852.

4) Hibbert, „Andeutungen zur Philosophie der Geistererscheinungen". Weimar 1825.

5) Wierus, „De prestigiis daemonum".

6) Arnold, „Beobachtungen über die Natur u. s. w. des Wahnsinns". Aus dem Englischen von Ackermann, Leipzig 1784.

kann.[1]) — Wenn wir fragen, welcher Art diese Erscheinungen sind, so werden wir sagen, dass hierher vor allem sämtliche Geistererscheinungen und Gespenster gehören, die nicht von dritten absichtlich erzeugt oder aber erlogen waren.[2]) Wenn Brutus den Geist Cäsars, Lady Macbeth das Blut König Duncans, Macbeth Banquos Geist, Nicolai seinen Sohn sieht, so sind dies genau dieselben Halluzinationen oder nach Befinden Illusionen, wie jene Erscheinungen, die unsere Kinderfrau „wahrhaftig und wirklich" gesehen hat. Freilich haben solche Mitteilungen für unsere Arbeiten keine Bedeutung, weil wir das Auftreten von Banquos Geist kurzweg in Abrede stellen — wenn aber einer einen einsteigenden Dieb, nachschleichende Mörder, einen blutigen Leichnam oder ähnliche Objekte des Strafgesetzes gesehen hat, und es sind dieselben Halluzinationen wie die klassischen Gespenster, dann können wir arg irregeführt werden.

Hoppe[3]) zählt Halluzinationen von angeblich gesunden (?) Leuten auf (die von Melancholikern und sonstigen Geisteskranken wurden übergangen):

1. Ein durch geistige Anstrengung ermüdeter Geistlicher sah beim Schreiben sets einen Knabenkopf über seine Schulter schauen. Sah er hin, verschwand er, schrieb er, so kam er wieder.

2. „Ein durchaus vernünftiger Mensch" sah immerfort ein Skelett.

3. Pascal sah, allerdings nach einem schweren Sturze, einen feurigen Abgrund, in den er zu fallen fürchtete.

4. Einer, der eine grosse Feuersbrunst gesehen hatte, sah immer wieder Flammen durch lange Zeit (wie lang?).

5. Zahlreiche Fälle, in denen Verbrecher (namentlich Mörder) das Opfer immer wieder vor sich sehen.

6. Justus Möser sah bekanntlich Blumen und geometrische Figuren mit grösster Deutlichkeit.

7. Bonnet kennt einen „gesunden" Menschen, der Leute und Vögel u. s. w. mit offenen Augen sah.

8. Nach Verletzung über dem linken Ohre hat jemand wochenlang eine Katze gesehen.

1) Cramer, „Über Zeugnisfähigkeit bei Geisteskrankheiten". „Beitr. z. Psych. d. Aussage". II 1903, und Hoche, „Zur Frage der Zeugnisfähigkeit geistig abnormer Personen". In „jurist. psychiatr. Grenzfragen". I. Bd. 8. Heft.

2) Vergl. Benno Diederich, „Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und Literatur". Lpzg. 1903.

3) J. J. Hoppe, „Erklärungen der Sinnestäuschungen". Würzburg 1888.

9. Eine 88 Jahre alte Frau sah oft alles mit Blumen bedeckt — sonst ganz „gesund."

Ein Teil dieser erzählten Fälle sieht wohl recht abenteuerlich aus, ein Teil derselben betrifft zweifellos pathologische Individuen, gewisse Fälle werden auch anderweitig bestätigt. Dass Mördern (namentlich oft Kindesmörderinnen) ihre Opfer immer wieder erscheinen, ist eine Tatsache, die uns Kriminalisten bekannt ist; es muss deshalb die Gepflogenheit, Mördern, die zu Kerkerstrafen begnadigt wurden, alljährig am Jahrestage der Tat 24 Stunden Dunkelhaft zu diktieren, als raffinierte und stark mittelalterliche Grausamkeit bezeichnet werden. Ich habe wiederholt von derart Gepeinigten das Entsetzliche der Erscheinungen an solchen Martertagen schildern gehört. Hoppe zählt auch weitere Fälle auf, in welchen Gefangene dann, „wenn sie an Stuhlverstopfungen leiden", allerlei Gesichts- und Gehörshalluzinationen haben und z. B. aus dem Rascheln des Strohes in ihrem Lager allerlei Worte hören. Dass Einsamkeit zu derlei Dingen prädisponiert, ist ebenso bekannt, wie, dass Stuhlverstopfung Blutandrang zum Kopfe und dadurch Nervenreiz erzeugt. Die bekannten Räubergeschichten, mit denen wir öfter von Verhafteten bedacht werden, beruhen nicht immer auf böswilliger Erfindung, ich meine, dass ein nicht unwesentlicher Teil derselben das Ergebnis von Halluzinationen ist.

Hoppe zählt überhaupt noch eine grosse Menge von Halluzinationen im wachen und halbwachen Zustande auf und behauptet, dass so etwas jeder habe, wenn er nur aufpasse. Wenn dies auch zuviel behauptet ist, so ist es doch richtig, dass man im gesunden Zustande, aber irgendwie aufgeregt oder ängstlich gestimmt, im Rauschen des Laubes, Fauchen des Feuers allerlei hören, und im Rauch, in den Wolken, in Holzmasern und tausend anderen Dingen allerlei hören und sehen kann. Besonders charakterisch ist das Sichbewegen von Bildern und Statuen, namentlich bei gewisser unsicherer Beleuchtung und nicht ganz ruhiger Gemütsstimmung. Ich besitze ein Tonrelief aus Ghibertis Meisterhand, „Die Auferstehung des Fleisches", auf welchem sieben Lemuren um einen Sarg tanzen und musizieren. Wenn ich nun abends im Studierzimmer die Lampe lösche, und das Mondlicht auf das Bildnis fällt, so tanzen in der Zeit, in der sich das Auge vom Lampenlicht an das Mondlicht gewöhnen muss, die sieben Lemuren so lebhaft als nur möglich. Etwas Ähnliches sehe ich an einem alten Schrank, der Füllungen aus Eschenwurzelflader hat; dieser ist so klein gemustert, dass er in unsicherer Beleuchtung Köpfchen und Flammen zeigt, so wie

in der katholischen Kirche „die armen Seelen im Fegefeuer“ dargestellt werden; in gewisser Beleuchtung flackern die Flammen, die Köpfe bewegen sich und aus dem Feuer heben sich die Arme zu den darüber schwebenden Wolken. Dazu bedarf es keiner erregten Stimmung, sondern nur des abendmüden Empfindens, wenn die Augen sich von stundenlangem, gleichmässigem Lesen oder Schreiben auf etwas anderes abheben.[1]) Dazu kenne ich beide Gegenstände von frühester Kindheit her, hatte also die genannten Erscheinungen schon unzählige Male und stets in gleicher Weise.

Richtig zitiert Mayer (l. c.) die Wirkung grosser Erhitzung, welche Halluzinationen leicht erscheinen lässt; so kommt es vor, dass marschierende Soldaten auf nicht existierende Tiere, angeblich nahende Feinde schiessen, und Fechner[2]) nennt gleichmässige, bis zur Ermüdung getriebene geistige Tätigkeit als Quelle von Halluzinationen. Er sagt, dass er einmal einen Tag lang magnetische Versuche mit Hilfe eines Sekundenzählers machte und dann noch nachts diese Schläge hörte. Ebenso, als er lange Zahlenreihen studierte, sah er nachts diese Zahlen so deutlich im Finstern, dass er sie ablesen konnte.

Oft hört man auch von Tast-Illusionen reden, die gerade für unsere Fälle wichtig werden können. Man hält einen Lutftzug für einen nahenden Menschen, ein enges Halstuch kann die Vorstellung von Gewürgtwerden hervorrufen, ein Ast, der uns streift, kann für Angepacktwerden gehalten werden; alte Leute haben öfters (warum?) sandigen Geschmack beim Essen — hört man das erzählen, so ist der erste Gedanke der, dass dies grob gepulverter Arsen gewesen sein muss — es kann aber auch blosse Illusion sein.

Am leichtesten erscheinen Halluzinationen und Illusionen allerdings dann, wenn der Betreffende sich in einem nicht normalen Zustande befindet. So wird seit Hibbert[3]) immer wieder darauf hingewiesen, dass Leute, die in grosser Gefahr sind, allerlei Halluzinationen haben und besonders Menschen sehen. Das kann wichtig sein, wenn Leute, auf die ein Attentat geschah, Menschen gesehen haben wollen, deren Anwesenheit nicht wahrscheinlich ist.

Weiter erzählt Bequet viele Beispiele, nach welchen Menschen, die lange ohne Nahrung waren oder die grossen Blutverlust erlitten haben (z. B. nach schweren Verletzungen), die verschiedensten

1) A. Mosso, „Die Ermüdung“. Lpzg. 1892.

2) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik“.

3) Hibbert, „Andeutungen zur Philosophie der Geistererscheinungen“. Weimar 1825.

Halluzinationen hatten; Struve[1]) erwähnt, dass gewisse Visionen bei manchen Menschen periodisch auftreten (Menstruation, Hämorrhoiden), und vielfach wird erzählt, dass Halluzinationen lediglich durch grosse Schmerzen bedingt werden, mit ihnen entstehen, bei der Steigerung der Schmerzen deutlicher werden und mit ihrem Schwinden auch abnehmen.

Es möchte fast den Anschein haben, als ob auch hier geradezu dem Nihilismus das Wort geredet und behauptet werden sollte, dass nichts wahr und nichts verlässlich sei, was uns die Zeugen sagen. Ich behaupte nicht, dass unseren Feststellungen aller Boden entzogen werden soll, wohl aber, dass vieles von dem, was wir als bewiesen angesehen haben, nur auf Illusionen in des Wortes weiter Bedeutung beruht hat, und dass strenges Prüfen von allem, was wir unserer Forschung zugrunde legen, unsere ernsteste Pflicht ist.

Vergl. noch Pick[2]) und A. Höfler[3]).

c) Phantasievorstellungen.

Von den Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen, als eine zusammengehörige Gruppe betrachtet, unterscheiden sich die Phantasievorstellungen dadurch, dass bei den ersteren der betreffende Mensch eine mehr passive Rolle spielt und das Objekt abgibt, an welchem die fraglichen Täuschungen vollzogen werden, während bei den letzteren der Betreffende mehr aktiv auftritt und namentlich durch Kombination existierender oder nur vorgestellter Momente vorerst für sich neue Gebilde schafft. Ob es nun bei der Vorstellung allein bleibt oder ob das Phantasieprodukt durch Wort, Schrift, Bild, Plastik, Musik u. s. w. auch anderen zugänglich wird — schaffende Phantasie — ist für den Begriff gleichgültig, wir haben es nur mit dem Vorgange und den Ergebnissen zu tun. Selbstverständlich kann die Abgrenzung der Phantasievorstellungen von den Sinnestäuschungen u. s. w. keine scharfe sein, die Grenzen sind auch hier fliessend, und von manchen Erscheinungen wird niemand sagen können, zu welcher der beiden Gruppen sie gehören, zumal auch der Sprachgebrauch kein sicherer ist; namentlich wird unter dem Begriff Illusion häufig ein falsches Ideal, das Er-

1) Gustav Struve, „Das Seelenleben u. s. w." Berlin 1869.

2) Pick, „Beitrag zur Lehre von den Halluzinationen". Neurologisches Zentralblatt. 1892. Nr. 11.

3) A. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.

gebnis ungezügelter Phantasie verstanden; so fasst das prächtige Buch Gerocks[1]) mit dem Schlusse: „Von Illusionen frei — den Idealen treu“, das erstere Wort durchaus in diesem Sinne.

Fassen wir nun die Tätigkeit der Phantasie im gewöhnlichen Sinne auf, so haben wir dieselbe vor allem zu zerlegen; Meinong[2]) lehrt, es gebe zweierlei Phantasievorstellungen: eine generative und eine konstruktive; erstere erzeugt Bestandstücke, letztere vereinigt sie. Also: Ich stelle mir irgend ein mir bekanntes Haus vor, dann reproduziere ich die Vorstellung von Feuer (generativ), nun vereinige ich beide Bestandstücke (konstruktiv) und sehe nun das betreffende Haus in meiner Phantasie in Flammen. Hierbei sind einige Momente festzuhalten.

Das generative Moment hat niemals Schwierigkeiten geboten, vorstellen können wir uns endlos viel (ob richtig oder nicht, ist hier gleichgültig), das Schwierige liegt im konstruktiven Teile der Tätigkeit, da wir uns erstaunlich wenig in der Kombination vorstellen können. Wir vermögen uns nichts in der vierten Dimension vorzustellen, und obwohl wir von Jugend auf mit solchen Grössen rechnen mussten, so haben wir alle zwar die Vorstellung, dass die Grösse a z. B. eine Linie, a^2 ein Quadrat, a^3 einen Würfel vorstellt, aber sobald wir sagen sollten, welcher Vorstellung a^4, a^5, a^6... entspricht, so ist unser Rechenlatein zu Ende. Nicht einmal 12 Menschen oder eine grüne Fläche durch rotes Glas betrachtet oder zwei Leute Verschiedenes sprechend können wir uns auch nur halbwegs lebhaft vorstellen. Wir haben die Bestandstücke, aber konstruieren können wir uns die Vereinigung nicht. Dies stört uns auch oft bei Betrachtung gewisser Gegenstände; sehen wir z. B. einen künstlerisch vollendet dargestellten Engel an, so stört uns beständig der Gedanke, dass die Flügel desselben viel zu klein sind, um ihn fliegen zu lassen; sollte ein Engel, der doch menschlich konstruiert gezeichnet wird, von seinen Flügeln getragen werden, so müssten diese so riesig sein, dass jede künstlerische Wirkung verloren ginge. Ja, wer noch grübelnder und etwas anatomisch veranlagt ist, wird auch bei der schönsten Engelstatue spintisieren, wie die vier Extremitäten, Arme und Flügel, am Skelett konstruiert sein möchten? Die Phantasie ist also in gewisser Richtung zu schwach, um sich ein ätherisches Wesen in Menschengestalt in den Lüften schwebend zu denken.

---

1) Karl Gerock, „Illusionen und Ideale“. Stuttgart 1886.

2) Al. v. Meinong, „Phantasie und Phantasievorstellung“ in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“. Bd. 95.

Weiter. Oelzelt-Newin sagt in einer ausgezeichneten und lehrreichen Arbeit[1]): „Wir denken häufiger an Zentauren als an Menschen mit Schlangenleibern, nicht weil sie ästhetischer sind, sondern weil Pferde häufiger dargestellt werden, als Schlangen.“ Ich glaube zwar nicht, das dies die richtige Erklärung ist, denn sonst müssten wir uns auch Menschen mit Hundeleibern vorstellen, da Hunde mindestens ebenso häufig dargestellt werden als Pferde, aber die Tatsache ist richtig und erklärt sich daraus, dass wir uns einen Zentauren wegen des passenden Grössenverhältnisses, der entsprechenden Kraft und auch deshalb leichter vorstellen, weil der Weg vom Reiter zum Zentauren kein weiter ist. Kurz, wir sehen auch hier, dass die Phantasie lieber dort waltet, wo ihrer Konstruktionsarbeit geringere Schwierigkeiten geboten werden. Dann: Mit der Leichtigkeit der Vorstellung geht auch eine gewisse Möglichkeit derselben Hand in Hand. Ich kenne einen alten Herrn in A und einen alten Herrn in B, die einander nie gesehen haben; ich kann mir nun leicht beide zusammen, mit einander sprechend, Karten spielend u. s. w. vorstellen, schwer aber, beide mit einander balgend oder wettlaufend. In der Möglichkeit liegt also immer eine gewisse Leichtigkeit und diese wird von der Phantasie bevorzugt.

Bezeichnend ist es, dass wir dann, wenn uns andere behilflich sind, und wenn wir zufällig ein Vergnügen daran finden, uns recht schwierige Anforderungen an unsere Phantasie gefallen lassen; Sully[2]) macht darauf aufmerksam, dass namentlich in der Oper die Abweichung von der Wirklichkeit so stark ist, dass sie dem Ungewohnten lächerlich erscheint. Wir brauchen aber den „Ungewohnten“ gar nicht, wir brauchen uns nur die gewöhnlichste Szene aus einer Oper vorzustellen: Eine gesungene Liebeserklärung — eine Arie mit Abweisung von ihr — eine Arie von ihm vor dem Selbstmord — den singenden Chor mit einer Sentenz über dieses Unglück — hat man denn Ähnliches auch nur annährend im Leben so gesehen? Das lassen wir uns aber ruhig gefallen und finden es schön und ergreifend, bloss weil es uns andere, für uns mühelos, vormachen und weil wir es für möglich halten wollen.

Wenn wir uns aus dem Gesagten für unsere Arbeiten eine Regel konstruieren, so werden wir sagen: Wir müssen immer dann,

1) Anton Oelzelt-Newin, „Über Phantasievorstellungen“. Graz 1889.

2) James Sully, „Die Illusionen“. Deutsch, Leipzig 1884.

wenn wir vermeinen, dass eine Angabe auf einer Fantasievorstellung beruhe oder durch eine solche Änderungen erfahren hat, zuerst das Zunächstliegende in Anschlag bringen und, Schritt für Schritt vorwärts gehend, zuerst die Bestandstücke suchen und diese wieder in einfachster Form konstruktiv zusammenzulegen trachten. Auf diese Weise gelingt es nicht selten, den richtigen Sachverhalt festzustellen. Man sage nicht, dass dies wieder ein Phantasiegebilde geben müsse. Diese Einwendung wäre richtig, wenn die genannte Konstruktion das Ende der Arbeit wäre, wenn man es bei dem Gewonnenen bewenden liesse. Das soll es aber nicht sein, wir wollen nur aus dem Gewirre des Unsicheren und Unverständlichen eimal einen festen Punkt gewinnen, um von diesem anzufangen. Ist die Konstruktion gemacht, so wird sie dann erst mit dem gesamten vorhandenen Material verglichen und durch dieses abgeprobt, und erst, wenn alles stimmt, dann darf angenommen werden, dass der Ausgangspunkt richtig gewählt war. Konstruiert man sich einen solchen aber nicht, so tappt man zwecklos umher und gibt die Arbeit auf, bevor sie ernstlich angefangen worden ist.

Wir wollen ein möglichst einfaches Beispiel vorführen, wie es die Praxis brachte. Zwei Burschen, A und B, hatten auf einer Kegelbahn einen lebhaften Streit, wobei A die Kegelkugel in der Hand hatte und dem B drohte, ihm dieselbe an den Kopf zu werfen. B, darüber erschreckt, lief davon, A verfolgte ihn, warf nach wenigen Schritten die Kugel in das Gras, holte dann den B ein und versetzte ihm mit der flachen Hand einen leichten Schlag (die Zeugen sagten: einen „Klaps") auf den Hinterkopf. B fing an zu wanken, sank zu Boden, wurde ohnmächtig und zeigte alle Erscheinungen einer Gehirnerschütterung (lange Bewusstlosigkeit, Erbrechen, Pupillenerscheinungen u. s. w.). Alle einzelnen Momente des Herganges sind durch zahlreiche Zeugen (Freunde des A und des B und Unparteiische, darunter der zufällig des Weges kommende Pfarrer des Ortes) übereinstimmend gleich festgestellt, Simulation vollkommen ausgeschlossen, da B, ein einfacher Bauernbursche, die Symptome eines Gehirnreizes gewiss nicht kannte, und er auch von dem vollkommen vermögenslosen A keinen Ersatz verlangte. Wir konstruieren also das Naheliegendste. Die Bestandstücke sind: B sieht in der Hand des A eine schwere Kegelkugel, A droht dem B damit und verfolgt ihn, B verspürt einen Schlag auf den Kopf. Die Vereinigung der Bestandstücke ergibt: Feste Annahme, dass A ihn, den B, mit der Kugel auf den Kopf ge-

schlagen hat. Der Schluss dieser Phantasievorstellung war die Erregung aller Erscheinungen, die naturgemäss hätten erfolgen müssen, wenn A den B wirklich mit der Kugel auf den Kopf geschlagen hätte.

Man wird vielleicht sagen, dies seien doch so seltene Fälle, dass sie in der Praxis keinen ausschlaggebenden Wert haben. Das ist unrichtig. Wir beobachten solche Fälle nur nicht, weil wir sie übersehen, und vieles für reell halten, weil es glaubhaft versichert wird, während wir bei genauerem Zusehen entdeckt hätten, dass uns ein Phantasiegebilde betrogen hat; ein grosser Teil der Widersprüche, denen wir in unseren Prozessen begegnen, ist nur dadurch zu erklären, dass der eine einer Phantasievorstellung zum Opfer fiel, der andere nicht. Dann können die Aussagen freilich nicht stimmen. Dass solche Phantasievorstellungen häufig sind, beweist der Umstand, dass zwischen denen des normalen Menschen über die einfachsten Vorgänge bis zu den ungeheuerlichen Phantasievorstellungen des Irrsinnigan nirgends ein Sprung oder eine Abgrenzung zu finden ist. Jeder Mensch stellt sich oft das Antlitz eines abwesenden Freundes, eine Landschaft, die er einmal gesehen hat vor — der Maler zeichnet sogar das Gesicht eines hierbei nicht anwesenden Modelles — der geübte Schachspieler spielt Partien ohne ein Brett vor sich zu haben — einer im Halbschlummer sieht Abwesende eintreten — der im Walde nachts Verirrte sieht Geister und Gespenster — der Hochnervöse sieht auch zu Hause und bei Nacht abenteuerliche Gestalten — und der Irre sieht die entsetzlichsten Ungeheuer — das sind alles Phantasievorstellungen, beginnend von dem, was alle Tage jedem vorkommt, endend mit den Erscheinungen der krankhaft entarteten Natur; wo ist die Grenze, wo ein Sprung?

So wie bei allen Vorkommnissen im Leben, so ist auch hier die natürliche Entwicklung aus dem Alltäglichen der untrügliche Beweis für das Vorkommen des Vorgeschrittenen überhaupt und auch für die Häufigkeit dieses Vorkommens.

Freilich darf man nicht bloss nach sich selbst urteilen; „wer nicht an den Teufel glaubt und nicht etwa aus seiner Kindheit von ihm ein Bild im Kopf hat, der wird ihn auch durch Illusion nie zu Gesicht bekommen“ (Leubuscher[1])), und wer von Hause aus eine zahme, nie exzedierende Phantasie besitzt, begreift allerdings

1) Rudolf Leubuscher, „Über die Entstehung der Sinnestäuschungen“. Berlin 1852.

den anderen nicht, dem seine Phantasie alleweile mit ihm selbst durchgeht. Dies sehen wir hundertmal. Wir wissen, dass in den Gebilden der Wolken, des Rauches, der Bergspitzen, in Tintenklecksen und Kaffeeflecken jeder etwas anderes sieht, je nach Art und Kraft seiner Phantasie (Hoppe), und bei allem, was wir undeutlich und unverständlich sehen, geht die Erklärung in jene Richtung, die durch das Wesen des Betreffenden vorgeschrieben ist.

Dasselbe sehen wir bei der Betrachtung jedes Kunstwerkes. Jedes derselben stellt die Einkleidung von etwas Allgemeinem in etwas Konkretes vor (Maudsley[1]); das Konkrete versteht jeder, der die entsprechenden Kenntnisse hat, um das Dargestellte zu erkennen — das Allgemeine findet er aber heraus, so wie seine Phantasievorstellungen beschaffen sind, also jeder anders. Ja sogar auf wissenschaftliche Fragen kann dies übergehen. Mir fällt da immer ein, wie drei Gelehrte, als die Kenntnis der Hieroglyphen noch in ihren Anfängen stand, dieselbe Inschrift entzifferten: der erste las darin eine Kriegserklärung an einen Nomadenstamm, der zweite eine königliche Brautwerbung um eine fremde Prinzessin und der dritte eine Rechnung über die von den Frohndienste verrichtenden Juden aufgezehrten Zwiebeln. Da können doch unmöglich „wissenschaftliche“ Anschauungen allein so differenzierend gewirkt haben, das muss Phantasievorstellung gewesen sein, die die Gelehrten so weit auseinander jagte! —

Wie wenig wir uns aber in die Phantasievorstellungen anderer hineindenken und dieselben beurteilen können, beweist besonders der von Oelzelt-Newin (l. c.) besprochene Umstand, dass wir nicht mehr wissen, ob die Kinder, die ja in ihrer Phantasie alles beleben, diese Dinge wirklich für lebend halten. Es ist zweifellos, dass der Wilde, der seinen Fetisch für lebend hält, dass das Kind, das seine Puppe mit Leben ausstattet, sich wundern würden, wenn Fetisch und Puppe Lebenszeichen von sich gäben — aber ob sie dieselben wirklich als lebend ansehen, das wissen wir Erwachsene doch nicht. Können wir uns aber in Anschauungen und Vorstellungen später nicht mehr hineindenken, die wir selbst einmal hatten, so können wir uns unmöglich in das hineinleben, was andere sich vorstellen. Hierzu kommt noch charakteristisch der Umstand, dass wir hier gerade minder kräftige Wirkungen in Betracht ziehen müssen. Carus[2]) sagt richtig: „Die Bildungskraft wird mehr erregt durch

1) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“. Deutsch, Würzburg 1870.

2) Fr. Aug. Carus, „Psychologie“. Leipzig 1823.

leisere, stille Eindrücke als durch starke. Diese betäuben und beunruhigen mehr die Seele, diese lassen sie zu sich selbst kommen. Das Spiel der Gedanken wird eher angeregt durch leichten Tabakrauch als die Säule des rauchenden Vesuv, der rieselnde Bach regt mehr an als das aufgetürmte Meer.“ Wäre es umgekehrt, so würden wir die Wirkungen bei anderen leichter beobachten; wir sehen, dass jetzt ein grosser Eindruck wirkte, wir werden auf sein Vorhandensein aufmerksam gemacht und sind dadurch leicht in die Lage versetzt zu beobachten, welche Wirkung dieser Effekt bei anderen hervorbrachte. Auf die kleinen unbedeutenden Erscheinungen (aufsteigender Tabaksrauch, rieselnder Bach) merken wir um so weniger als ihre Wirkung auf die Phantasie anderer keineswegs immer auftritt. Hundertmal gehen solche kleine Eindrücke wirkungslos vorüber, einmal finden sie die rechte Stimmung, die rechten Vorbedingungen und sie schlagen ein. Wie und wann sollen wir dies aber bei anderen beobachten?

Ob seine Phantasie gerade in Tätigkeit ist, das sehen wir an einem anderen selten; allerdings erzählt man zahllose Geschichten, was berühmte Menschen taten, wenn ihre Phantasie arbeitete: Napoleon musste etwas zerschneiden, Lenau scharrte ganze Löcher in den Boden, Mozart verknüpfte und zerriss Tücher und Servietten, andere laufen herum, wieder andere müssen rauchen, trinken, pfeifen u. s. w., aber alle haben solche Eigenschaften nicht, und dann: Wir, die wir über die Wirkung der Phantasievorstellung bei einem Zeugen oder Verbrecher später urteilen sollen, waren ja damals nicht dabei, als die Phantasie in ihm arbeitete. Und in solchen Fällen durch Zeugen wieder Konstatierungen vorzunehmen, das gibt einen zu unsicheren Umweg. Bain hat einmal vorgeschlagen (und mit Recht), man solle zur Bekämpfung seines Zornes die Extremitäten ruhig halten. Man kann also mit vieler Sicherheit, um festzustellen, ob jemand in einem gewissen Augenblicke von heftigem Zorn befasst war, fragen, ob er damals Hände und Füsse ruhig hielt — aber solche Kennzeichen gibt es für die Tätigkeit der Phantasie nicht.

Bezeichnend und für uns wichtig ist die Tatsache, dass der, dessen Phantasie noch so lebhaft wirkte, dies oft, sogar meistens, hintendrein nicht mehr weiss. Du Bois-Reymond sagt irgendwo: „Ich habe in meinem Leben einige gute Einfälle gehabt und mich dabei beobachtet. Sie kamen völlig unwillkürlich, ohne dass ich einmal an die Dinge dachte.“ Das glaube ich ihm nicht. Seine Phantasie, die so schöpferisch war, arbeitete so leicht und ohne Anstrengung, dass er ihrer Tätigkeit nicht gewahr wurde, ebenso

waren ihm die grundlegenden Ideen so klar, dass sich alles selber ordnete und fand, ohne dass er später davon wusste. Dieses „Arbeiten“ der Phantasie geht begnadeten Naturen so mühelos von statten, dass es zu einfacher Bewegung wird. „Es gibt Bewegungserscheinungen der Vorstellungen“, sagt Oelzelt-Newin und führt als Beispiel die bekannte Äusserung Goethes an, nach welcher sich ihm eine vorgestellte Blume auseinanderlegt, wieder vereinigt, wieder zerlegt und sich anders vereinigt u. s. w. Darin liegt auch einer der Gründe, warum uns Wahrnehmungen falsch berichtet werden: als die Wahrnehmung gemacht wurde, war sie richtig — dann traten „Bewegungserscheinungen der Vorstellungen“, als Phantasietätigkeiten ein, und nun entsteht die Frage, wer von den beiden kräftiger war: die Wahrnehmung selbst oder die Tätigkeit der Phantasie; war jene stärker, so bewahrt das Gedächtnis richtig, war diese stärker, so erfolgt die Aufbewahrung unrichtig. Deshalb ist die Phantasie unserer Zeugen und das Studium ihrer Stärke bei jedem einzelnen für uns so wichtig. (Vergl. hierzu die vortreffliche Arbeit von Witasek[1]): „Über willkürliche Vorstellungsverbindung“.) Wir brauchen nur zuzusehen, welche Wirkung die Phantasiebewegung bei bedeutenden Geistern hatte, um darüber klar zu werden, welche Bedeutung als schwacher Abglanz sie auch noch beim einfach veranlagten Menschen hat; Schopenhauer[2]) findet den Hauptgenuss bei jedem Kunstwerk in der Phantasie, und Goethe[3]): „Der Mensch erfährt und geniesst nicht, ohne dabei produktiv zu werden.“

Höchst lehrreich ist die Zusammenstellung der Phantasievorstellungen, wie sie Höger[4]) von Gelehrten, Forschern, Künstlern und anderen bedeutenden Menschen gibt; es dürfte aber für unsere Zwecke von Nutzen sein, wenn eine Anzahl anderer beglaubigter und verlässlicher Mitteilungen aufgezählt wird, nach welchen Menschen, und zwar nur normale Menschen, durch ihre Phantasievorstellungen irregeleitet wurden.[5]) Man kann sich dann für unsere Alltagsarbeit ungefähr feststellen, was Phantasievorstellungen leisten können und wie weit die ihnen gezogenen Grenzen noch gehen können. So macht z. B. Sully[6]) darauf aufmerksam, dass

1) In der „Zeitschrift für Psychologie“. Band XII.
2) A. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung“. II.
3) „Über den sogenannten Dilettantismus“. Cotta-Ausgabe XXXI.
4) Alois Höfler, „Psychologie“. Wien und Prag 1897.
5) G. Dumesnil, „Psychologie des Poètes“. Nouv. Rev. CIXX, 609 (1899).
6) James Sully, „Die Illusionen“.

Dickens' Gestalten ihm reell waren, und wenn der Roman fertig war, so wurden sie ihm persönliche Erinnerungen. So kann es bei allen phantasiereichen Leuten sein, die dann alles Vorgestellte als wirklich geschehen in der Erinnerung haben. Dilthey[1]) sagt von Gortscharof, „es sei ihm oft vorgekommen, als sei das, was er denkt, nicht seine Gedanken, sondern es schwebe das nur so um ihn her und er brauche nur hinzusehen.“ Welche Verwirrung kann so jemand als Zeuge hervorbringen, wenn er das, was er denkt, vor sich sieht, vielleicht mitten unter dem, was er wirklich sehen und beobachten wollte!

Dr. Hadekamp[2]) sagt, er habe — offenbar infolge der aufregenden Spannung — beim Aderlassen oft den Blutstrom eher gesehen, als der Schnepper losging. Ein anderer Arzt, Dr. Schmeisser, bestätigt dies aus eigener Erfahrung. In diesen Fällen liegt eine physikalische Kontrolle vor: Der Blutstrom kann nicht eher gesehen werden, als der Schnepper losgeht; wie oft werden, zum mindesten chronologisch, ähnliche Fehler geschehen, wenn man dabei einer solchen, sofort den Irrtum nachweisenden Kontrolle entbehrt!

Oelzelt-Newin[3]) erzählt von eine Frau, die so genau die Symptome zu schildern wusste, die durch eine verschluckte Nadel entstehen, dass die Ärzte getäuscht wurden und Operationen vornahmen; erst diese bewiesen, dass die Frau sich alles eingebildet hatte. Ähnlich ist der oft zitierte Fall, in welchem ein Mann glaubte sein falsches Gebiss verschluckt zu haben; er hatte sogar arge Erstickungsanfälle, die aber sofort behoben waren, als sich das Gebiss auf dem Nachttisch fand.

Ein vorzüglicher Augenarzt erzählte mir, er habe einmal einen berühmten Gelehrten (eine der ersten heute lebenden wissenschaftlichen Grössen) längere Zeit behandelt, weil dieser alle Erscheinungen einer Netzhautablösung so deutlich schilderte, dass der Arzt sich durch diese Angaben trotz des objektiven Befundes lange täuschen liess, bis sich herausstellte, dass dem grossen Gelehrten glücklicherweise nur seine Phantasie einen Streich gespielt hatte.

Maudsley[4]) erzählt, Baron von Swieten habe einmal einen faulen Hundekadaver platzen gesehen, und als er nach Jahren

1) W. Dilthey, „Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn“. Leipzig 1886.

2) Fechners Zentralblatt 1854.

3) Anton Oelzelt-Newin, „Über Phantasie-Vorstellungen“. Graz 1889.

4) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele.“

wieder an dieselbe Stelle kam, so spie von Swieten, bloss durch die Phantasievorstellung des damaligen ekelhaften Anblickes angeregt. Maudsley erinnert hierbei daran, dass viele Menschen sich vergangene Bilder visionsartig vorrufen können, so Goethe, Newton, Shelley, der bekannte Kupferstecher William Black u. s. w.

Fechner[1]) zitiert eine Mitteilung von Meyer, der sagt, er kann willkürlich an jeder Stelle der Haut das Gefühl von Druck, Wärme, Kälte erzeugen — nicht aber Schnitt, Stich, Schlag, weil dann die Vorstellung längere Zeit unterhalten würde. Meyer erzählt auch von dem Herrn, dem drei Tage sein Finger weh tat, weil er sah, wie sich sein Kind gequetscht hatte. (Vergl. damit die Ausführungen von Ad. v. Strümpell[2]).)

Abercrombie erzählt, dass ein allerdings sehr erregbarer Mensch an die Realität des Glückes geglaubt hat, das ihm einmal gewahrsagt wurde, und Leubuscher[3]) erwähnt, dass eigentlich jeder, der jemanden sehnsüchtig erwartet, in jedem Geräusch den Fusstritt des Kommenden hört.

Wichtig ist die Bemerkung Hoppes[4]), dass *Pruritus vulvae* so oft bei phantasiereichen Weibern die Illusion, geschändet zu werden, hervorruft; darauf ist bei gewissen Anzeigen genau zu achten!

Lieber[5]) berichtet von einem farbigen Prediger, der die Qualen der Hölle so lebhaft schilderte, dass er selbst minutenlang bloss schrie und unartikulierte Töne ausstiess.

Müller[6]) erzählt von einer Dame, der man eine leere Flasche zum Riechen gab und die vollkommen regelrecht in Ohnmacht fiel, weil man ihr gesagt hatte, die Flasche enthalte Lachgas.

Dazu gehört die Bemerkung Jessens[7]), nach welcher Frauenzimmer oft behaupten, dass sie bei Wohnungsveränderungen mitunter die neue Wohnung im Traume genau so sahen, wie sie später wirklich war.

Mayer[8]) erwähnt eines seit 14 Jahren blinden Mannes, der

---

1) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik".

2) „Über die Entstehung und Heilung von Krankheiten durch Vorstellungen". Erlangen 1892.

3) Rudolf Leubuscher, „Über die Entstehung der Sinnestäuschungen". Berlin 1852.

4) J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen". Würzburg 1888.

5) Smithsonian Institute tome II.

6) Müller, „Handbuch der Physiologie". Bd. II.

7) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie". Berlin 1855.

8) A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w." Wien 1869.

stets Gesichter von Bekannten sah, was ihn so marterte, dass ihm der berühmte Graefe die Sehnerven durchschnitt und ihn so von seinen Vorstellungen befreite.

Taine[1]) schildert die prächtige Szene, wie Balzac einmal bei Madame de Girardin erzählte, er habe die Absicht, Sandeau einen Schimmel zu schenken. Er tat es zwar nicht, dachte sich aber so in diese Idee hinein, dass er sich bei Sandeau erkundigte, wie sich der Schimmel befände.

Taine fährt dann fort: „Es ist klar, dass der Ausgangspunkt für solche Illusionen eine willkürliche Fiktion ist; der Betreffende weiss anfangs, dass es eine solche ist, vergisst es aber am Ende. Bei barbarischen Völkern, bei rohen und kindischen Seelen entstehen derartige falsche Erinnerungen zahlreich. Solche Leute haben ein einfaches Faktum gesehen; nach und nach, sowie sie daran denken, deuten sie daran, vergrössern und schmücken es mit Nebenumständen, diese bilden mit der Erinnerung ein Ganzes, und schliesslich wissen sie nicht, was wahr ist und was nicht. So entstehen die meisten Legenden. Ein Bauer versicherte mich, dass er am Todestage seiner Schwester ihre Seele gesehen habe — es war Phosphoreszenz einer Weingeistflasche im Abendsonnenschein."

Ich möchte zum Schlusse noch einer eigenen Beobachtung Erwähnung tun, die ich zwar schon einmal[2]) veröffentlichte, die mir aber signifikant erscheint. Als ich mich als Student einmal auf Ferien befand, besuchte vom Orte meines Aufenthaltes ein junger Bauernbursche auf einen Tag zum ersten Mal in seinem Leben die Stadt. Er war von früher Kindheit an mein Ferialspielgenosse und mir als absolut wahrheitsliebend bekannt. Am nächsten Tage erzählte er mir von den Wundern der Stadt, deren Gipfelpunkt eine Menagerie war, die er besucht hatte. Er schilderte das dort Geschaute recht gut, erzählte aber auch anschaulich, dass er in der Menagerie einen Kampf zwischen einer Riesenschlange und einem Löwen gesehen habe. Die Schlange verschluckte den Löwen, dann kamen viele Mohren und schlugen die Schlange tot. Wie sofort zu vermuten war, und wie ich mich bei der Rückkehr von den Ferien noch überzeugen konnte, war dieser Kampf nur auf den Aushängebildern zu sehen, wie sie vor jeder Menagerie zur Schau gestellt werden. Die Phantasie des Burschen war durch all das an diesem

1) H. Taine, „Der Verstand". Deutsch, Bonn 1880.

2) „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w."

Tage Gesehene so aufgeregt worden, dass er Wirkliches und Abgebildetes total durcheinander gebracht hatte. Wie oft mag das bei unseren Zeugen geschehen!

Wenn man mit Oelzelt-Newin den Begriff der Phantasie beschränkt auf „vorstellende Tätigkeit", so gehören hierher auch die Vorempfindungen und Ahnungen, welche nicht bloss bei Ungebildeten eine grössere Wirkung haben, als man gewöhnlich annimmt. Gleichwohl lässt sich darüber wenig Exaktes bringen, da zweifellose, nicht erst *a posteriori* zusammengesetzte Beobachtungen fehlen. Dass es unzählige Behauptungen und eine ganze, allerdings weniger als halbwissenschaftliche Literatur hierüber gibt, ist allgemein bekannt; ebenso lässt es sich nicht leugnen, dass Vorhersagungen Ahnungen, Vorausempfindungen vorerst psychisch lebhaft empfunden werden und dann auch somatisch wirken. So können Prophezeiungen des nahen Todes, gewisse Omina oder die Kenntnis davon, dass für jemanden „Mordgebete" gesprochen oder „Mordmessen" gelesen wurden, in der Tat bei erregten Menschen tödlich wirken. Namentlich der letztgenannte Aberglaube wirkt heute noch. Das „Mordbeten" und „Mordmessen-lesen-lassen" ist uralt; A. E. Schönbach [1]) weist bis ins 12. Jahrhundert diesen Gebrauch nach, der heute noch lebt; mir wurde selbst vor etwa 12 Jahren amtlich ein Fall mitgeteilt, in welchem einer alten Frau hinterbracht wurde, dass eine ihr feindlich gesinnte Person für sie eine „Mordmesse" lesen liess; die alte Frau ängstigte sich einfach zu Tode. Auch auf solche uns scheinbar fern abliegende Fragen muss in gewissen Fällen ein sorgsames Auge gerichtet werden.

d) Missverständnisse.

1. Sprachliche Missverständnisse.

Auch hier ist es nicht möglich, eine vollkommen sichere Grenze zwischen akustischen Täuschungen und Missverständnissen zu ziehen.[2]) Soweit dies angeht, wird man nach dem Wortlaute sagen: Von ersteren sprechen wir, wenn der Fehler wenigstens hauptsächlich im Gehörsapparat entstanden ist, während wir letztere dann meinen, wenn wir uns beim Verstehen eines Wortes oder Satzes geirrt haben. In diesem Falle hat das Ohr gut fungiert, der Verstand wusste aber mit dem Gehörten nichts anzufangen und ersetzte

1) Anton Schönbach, „Über Hartmann v. Aue". Graz 1894.

2) Vergl. H. Gross, „Typisches Missverstehen" in H. Gross' Archiv III, 161.

das Gehörte durch etwas anderes, im Zusammenhange mehr oder weniger Unsinniges. Deshalb ereignen sich diese Missverständnisse so häufig bei Fremdworten; wenn man also z. B. in Hessen sang:

„Polen macht sich frei,
Bricht die Türen ein" (statt: „Bricht die Tyrannei"),

so hat man das letztere Wort einfach nicht verstanden und dafür etwas dem Worte, aber nicht dem Sinne nach Verständliches eingesetzt.

Die Frage der Missverständnisse, ihre Entstehung und Lösung ist für uns von grosser Wichtigkeit, da denselben nicht bloss die Zeugen, sondern auch unsere Schriftführer und Abschreiber unterliegen, und weil die Missverständnisse, wenn sie nicht entdeckt werden, zu gefährlichen Irrtümern Anlass geben, und dann, wenn ihr Vorliegen bemerkt wird, uns grosse Mühe verursachen, um das Richtige heraus zu bekommen[1]). Solche Textherstellungen erfordern nicht bloss Mühe, sondern auch psychologische Kenntnisse und das Vermögen sich auf den Standpunkt desjenigen zu stellen, der den Fehler begangen hat. Diesen selbst zu fragen, ist oft wegen Entfernung desselben nicht möglich, meistens aber auch unnütz, da er hinterdrein nicht mehr weiss, was er damals sagte oder sagen wollte. Wenn wir erwägen, welche Menge von Arbeit es sich oft die klassischen Philologen und die Philologen überhaupt kosten lassen, um in irgend einem Gedichte ein einmal verschriebenes Wort richtig zu stellen, so ist die Forderung begreiflich, dass wir in der Textkonjektur eines Protokolles noch viel mehr Mühe aufwenden, da von der Herstellung des richtigen Wortlautes Schuld und Unschuld eines Menschen abhängen kann. Diese Dinge sind, wenn sich das Missverständnis nicht auf den ersten Blick ergibt, in der Regel schwierig, häufig unlösbar. Ob nun ein Zeuge oder der Schriftführer falsch verstanden hat, das übt auf die Art der Arbeit keinen Einfluss, die Wichtigkeit dürfte jedenfalls dieselbe sein, nur ist im letzteren Falle wenigstens der vernehmende Richter, soweit er das Gehörte, das ja richtig ist, noch im Gedächtnis hat, nicht im Irrtum. Die Fehler der Schriftführer liessen sich allerdings auf ein Minimum herabdrücken, wenn alle Protokolle sofort vorgelesen würden, und zwar nicht vom Schriftführer, sondern vom vernehmenden Richter selbst. Liest sie der Protokollführer, so

1) Vergl. S. Freud, „Psychopathologie des Alltagslebens". Monatsschrift f. Psych. und Neurologie X. 27 und Ausgabe 1904, Berlin.

macht er denselben Fehler, und nur ein sehr intelligenter Zeuge wird ihn wahrnehmen und rügen. Geschieht das nicht, so bleibt der Fehler.

Ich habe es leider versäumt, die Unmengen der Fehler, die mir und meinen Freunden untergekommen sind, im Laufe der Jahre zu notieren, so dass ich nur wenige mehr anführen kann:

Aus einem Sektionsprotokoll: „Gehirn gut und weich“ (statt „Gehirn blutreich“). Aus einer Zuschrift an ein fremdes Gericht: „Ich ersuche, in dem waldartigem Grundbuche nachzusehen, ob...“ (statt „woldortigem“ — allerdings verdammter Kurialstil). — Aus einem Protokoll mit dem Beschuldigten: „Am 12. v. Mts. verliess ich Marie Tomizl“ (statt „mein Domizil“). — Statt „irrelevant“: „Ihr Elefant“. Sehr oft werden Worte mit geschrieben, die der Diktierende zum Aktuar oder anderen sagt, z. B. „Herein“ — „Weiter“ — „Was haben wir?“ — „Etwas rascher“ — „Umwenden“ — „Passen Sie auf“ u. s. w. Fügen sich solche Worte halbwegs in den Text, so ist ihre Entstehung später schwer zu enträtseln. Wie leicht und oft die Leute falsch verstehen, zeigt die Eidesformel; es vergeht kein Tag, wo bei den Hauptverhandlungen nicht wenigstens ein Zeuge einen groben Unsinn beim Nachsprechen sagt; die Formel lautet: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen reinen Eid, dass ich über alles, was ich bei Gericht befragt werde, die reine und volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit aussagen werde, so wahr mir Gott helfe.“ Statt „einen reinen Eid“ hört man: „einen treuen Eid“ — „keinen freien Eid“ — „eine Kleinigkeit“ — „die Dreieinigkeit“ — „bei Gelegenheit“ — „wie es einen freut“ u. s. w. Statt „die reine volle Wahrheit“: „keine volle Wahrheit“ — „deine tolle Klarheit“ — „meine volle Zartheit“ u. s. w. Und statt „nichts als die Wahrheit“: „nicht die Wahrheit.“ „nix aber für heut“ u. s. w. Hört man täglich mindestens *einen* solchen oder ähnlichen Unsinn bloss bei der Wort für Wort vorgesagten Formel, so lässt sich daraus allein schliessen, wie viel anderes Missverstandenes täglich im ganzen Gerichtshause zustande kommt!

Wollen wir hier lernen, wie man solche Fehler entdeckt und das Richtige dafür interpoliert, so kommen wir abermals zur alten Regel, dass wir bloss durch das Studium unserer eigenen Fälle nichts erlernen, denn da ist der Gesichtskreis zu enge, das Material zu gleichförmig und die Anregung zu gering. Auch hier müssen wir zusehen, wie sie es in anderen Disziplinen in analogen Fällen machen, und weiter müssen wir uns nach Beispielen aus dem ge-

meinen Leben umsehen, die uns in ihrer Einfachheit und leichteren Verständlichkeit über die Anfangsschwierigkeiten solcher Arbeiten hinaushelfen.

Vor allem haben wir auch hier, wie überall, vom Altmeister Goethe[1]) zu lernen; in seinem kleinen Aufsatz „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ erzählt Goethe zuerst, dass er meistens diktierte und dann später die wunderlichsten Hörfehler entdeckte, die ihm, wenn er nicht sofort nachgesehen hat, grosse Schwierigkeiten im Entziffern machten. Als einziges Mittel zur Entzifferung führt er an: „Ich lese mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluss der Rede das rechte sich ergibt. Niemand hört, als was er weiss, niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann. Wer keine Schulstudien gemacht hat, kommt in den Fall, alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmässig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist . . . es kommt aber auch beim Diktieren der Fall vor, dass der Hörer seine innewohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfnis an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.“ Goethe führt dann einige Beispiele von „Hörfehlern“ an:

anstatt:	Beritten	lies:	Pyriten.
„	Schon hundert	„	John Hunter.
„	Dass sie die älteste	„	Das Ideellste.
„	Die sie schätzt	„	Sujets.
„	Sehr dumm	„	Irrtum.

Ein besseres Mittel, als Goethe zur Entdeckung von solchen Fehlern angegeben hat, wird niemand sagen können — freilich muss aber auch das Protokoll oder was es sonst ist, gelesen werden, sonst hilft das beste Mittel nichts.

Gleichwohl sind in den ersten Goetheausgaben die unglaublichsten Dinge stehen geblieben, und man weiss nicht, was für uns belehrender ist: dass diese Fehler dem Meister selbst entgangen sind oder dass sich eine so ungeheure Zahl von Lesern nicht daran gestossen hat; Bernays[2]) hat da namentlich so unsinnige Textkorruptionen nachgewiesen, dass es unverständlich erscheint, wie dieselben

1) Stuttgarter Ausgabe von 1833, Band XLV, dto. von 1867, Band XXVIII.

2) Michel Bernays, „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes“. Leipzig 1867.

übersehen werden konnten. Etwas Ähnliches bringt eine überhaupt für uns sehr lehrreiche Arbeit von Polle[1]). „In Lessings Emilie Galotti (2. Aufzug, 6. Auftritt) sagt Claudia: „Gott, Gott, wenn das der Vater wüsste! Wie wild er schon war, als er nur hörte, dass der Prinz dich jüngst nicht ohne Missfallen gesehen.“ Der Fehler ist deutlich genug, und doch hat es fast hundert Jahre gedauert, dass man darauf kam, Millionen haben es gelesen und keinen Anstoss genommen. Das Gesagte und Verstandene ist etwas anderes: Der Stein fliegt, die Uhr geht, die Nadel sticht, niemand meint das Gesagte, jeder versteht es.“

Merkwürdige Missverständnisse, von denen sich einige garnicht begreifen lassen, führt Uphues[2]) an, die er im Laufe der Zeit gesammelt hat:

Anstatt:	Innsbruck	lies:	Dienstboten.
„	Tyroler	„	Philologen.
„	Bär	„	Pferd.
„	Elsass	„	Ofters.
„	Halbes Huhn	„	Halbe Stunde studieren.
„	Durst und Hunger	„	Verdruss und Kummer.

Goethes Erklärung stimmt wieder vortrefflich!

Für viele Fehler beim Abschreiben gibt Münsterberg eine treffliche Erklärung: Man liest leicht ein nur kurz gesehenes Wort falsch, wenn man früher ein dahin gehöriges Wort gehört hat, z. B.:

Zuerst gehört:	Verzweiflung;	Obst;
man liest:	Trost;	Frucht;
statt richtig:	Triest;	Furcht.

(Vergl. dazu Kulpe[3])).

Eine Menge von Missverständnissen bringen die vortrefflichen Arbeiten von Andresen[4]) und von Meringer und Mayer[5]); ich möchte aus ersteren eine Reihe von Beispielen anführen, da diese eine vorzügliche Anlehnung für Textkonjekturen in unseren Arbeiten abgeben; sie zeigen, wie das Volk seine Ethymologien bildet; diese Art ist immer und überall dieselbe, und hat man eine gewisse

1) Fried. Polle, „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ Leipzig 1889.

2) Goswin K. Uphues, „Über die Erinnerung“. Leipzig 1889.

3) Oswald Kulpe, „Grundriss der Psychologie“. Leipzig 1893.

4) Karl Gustav Andresen, „Deutsche Volksethymologie“. 6. Aufl. Leipzig 1899.

5) Meringer und R. Mayer, „Versprechen und Verlesen“. Leipzig 1895.

Anzahl derselben vollkommen inne, so geht man denselben Weg bei Lösung anderer Missverständnisse.

Im allgemeinen sagt Andresen: Grund aller volkstümlichen Erklärungen ist das Sprachbewusstsein, welches sich dagegen sträubt, dass der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist. Die Kräfte des menschlichen Geistes verfahren dabei durchaus instinktiv und naiv, ohne alle Reflexion, sie lassen sich nur durch Laune oder Zufall bestimmen. Dann führt er zahlreiche Umdeutungen von Fremdworten an, z. B. Kotlacke = Kloake; angeschirrt = engagiert; umgwendter Napoleon = Unguentum Neapolitanum; Rhinozerosöl = Rizinusöl; Cholerakäfer oder Kohlrabikäfer = Koloradokäfer u. s. w. Dann bezeichnende Umstellungen in Liedertexten; ein alter Orgelmann singt das bekannte Polenlied: „Du warst in Ruhm und Glück stets mein Gefährte“: „Du warst in Rom und Glückstädt mein Gefährte“, und eine alte Magd sang:

„Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welch' ein Gott sie hält.
Niemand (statt Hymen) kommt, wenn man ihn fordert,
Aber (statt Amor), wenn es ihm gefällt.“

Analog ist die Beobachtung, dass eine Menge von Schutzpatronen der katholischen Kirche nur auf dem Laut ihres Namens beruht: S. Clara (macht klar sehen); S. Lucie (Anklang an Lucida, also für Blinde); S. Mamertus (Anklang an *mamma*, weibliche Brust), Schutzpatron der Ammen und Säugenden.

Instruktive Verwechslungen sind: Jaques Pierre statt Shakespeare, Pereklö für Bärenklau, Apolda für Appollo, grosser Sieg bei le Mans: grosser Sieg bei Lehmanns, Pflasterdepot für Place de repos. Dann Titel: Der Roman „Godwie-castle“: „Gott wie köstlich“. — „Quentin Durward von Walter Scott“: „Blinden Torwart vom alten Schott“. — „Oberon, König der Elfen“: „Abraham, wie könnt' ich dir helfen?“

Ein ländlicher Baubericht erzählt von rumänischem (romanischem) und gothaischem (gothischem) Stil.

Andresen warnt übrigens davor, allzuweit im Auslegen zu gehen, und führt als Beispiel an, dass man versucht habe, das alte und verständliche Sprichwort: „Viele Hunde sind des Hasen Tod“ — zu deuten auf die angeblich urprüngliche Form: „Viele Hunen sind des Hagen Tod“. Solche Übertriebenheiten können uns leicht passieren, wenn wir wegen Undeutlichkeit oder Holprigkeit des Stiles sofort ein Missverständnis ahnen wollen. Unsere Aufgabe besteht darin,

zuerst Richtigkeit des Gesagten oder Niedergeschriebenen anzunehmen, sonst verlieren wir allen sicheren Boden unter den Füssen. Erst wenn die Auslegung des Vorliegenden durchaus nicht möglich ist, dann dürfen wir Missverständnis voraussetzen und dieses suchen. Freilich wird oft bei dieser Auslegung ein Zweifel übrig bleiben; Andresen wählt hierfür als gutes Beispiel die sprachliche Ableitung des Wortes Meerkatze, alte Bezeichnung für Affe. Dies kann ebenso gut aus dem Sanskritworte Markata (= Affe) als auch volksethymologisch so entstanden sein, dass man unter dem neuen Tiere ein katzenartiges Tier verstand, das übers Meer zu uns kam. Dass man in solchen Fällen sprachliche und psychologische Erörterungen anstellen und nötigen Falles die betreffenden Sachverständigen zurate ziehen muss, ist selbstverständlich.

Eine instruktive Rückbildung, wie sie überhaupt oft vorkommt, zeigt uns das Wort Kaninchen = Karnickel = Kinigl = Künihas. Da nun aber im bayerischen Dialekt der König wie Küni ausgesprochen wird, so glauben Gebildete oft, es handle sich hier um einen „ordinär“ ausgesprochenen „König“, und sagen statt Kaninchen stolz Königshase. Ähnliche Missverständnisse der gröblichsten Art kommen oft vor, wenn Halbgebildete ihren Dialekt verlassen, oder ganz Gebildete Ausdrücke des Dialekts umdeuten und in das Hochdeutsche übersetzen wollen. Hier kann nicht genug aufgepasst werden.

Oft ist es aber auch wichtig, die merkwürdigen Umdeutungen klar zu legen, die Fremdworte bei dem Landvolk erlitten hatten; dies ist nach den Ländern, oft strichweise verschieden; es sollen daher nur beispielsweise angeführt werden: kommod, fidel und famos; ein kommoder Herr heisst bei uns ein leutseliger, herablassender Mensch, und ein fideler Bursche ist nicht etwa eine treue Seele, sondern ein lustiger, vergnügungssüchtiger Mensch; famos (*famosus* = berühmt) heisst allgemein so etwa: köstlich.

Unter Umständen mag es nicht gleichgültig sein, herauszubekommen, wie Namen umgeändert werden; aus eigener Praxis habe ich feststellen können, dass der Vater eines Mannes, der seltsamerweise „Kammerdiener“ hiess, ein eingewanderter Italiener Namens Comadina war, und von zwei alten Männern, die in verschiedener Gegend gelebt hatten, wurde anlässlich einer Erbschaft erhoben, dass einer Josef Waldhauser, der andere Leopold Balthasar hiess und dass sie trotzdem Brüder waren; im Laufe eines Menschenalters war der Name so weit umgeändert worden (welcher der richtige war, weiss ich nicht mehr). Anlässlich anderer gericht-

licher Erhebungen kam zutage, dass eine Familie, die den Namen Theobald führte, französischer Abstammung war und eigentlich Du Val hiess. In Steiermark, welches bis vor 200 Jahren so viel von türkischen Einfällen zu leiden hatte und wo manche gefangenen oder erkrankten Türken zurückgeblieben waren, sollen viele Familiennamen türkischen Ursprungs sein; hierbei soll entstanden sein: Hasenöhrl aus Hassan Öri — Salater aus Saladin — Mullenböck aus Mullei beg — Sullmann aus Soliman u. s. w.

2. Sonstige Missverständnisse.

Die moderne Psychophysik hat unendlich viel dadurch geleistet, dass sie die psychischen Vorgänge durch Zählen und Messen zu vergleichbaren Grössen gestaltete und so auch die falschen Auffassungen und Missverständnisse einer exakten Forschung zuzuführen suchte. Es muss aber gesagt werden, dass die Disziplin heute noch viel zu jung ist, um ihre Verwertung im grossen und praktischen zu finden; man hat in richtiger Weise die Versuche im kleinen und im Raume des Studierzimmers begonnen; wie das alles in der grossen Welt bewährt werden soll, das wird sich später zeigen. Deshalb sagt Mac Keen Cattell[1]): „Die bisherigen Versuchsmethoden zur Messung der Zeitdauer psychischer Vorgänge bringen zwei Schwierigkeiten mit sich, welche die Genauigkeit und überhaupt den Wert der erhaltenen Resultate beeinträchtigen. Die erste Schwierigkeit liegt in den Apparaten . . ., die zweite darin, dass die gefundenen Zeiten der Dauer eines künstlichen Vorganges entsprechen, nicht eines psychischen Vorganges, wie er im wirklichen Leben vorkommt . . . . Wundt hat viel dazu beigetragen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, indem er einerseits die Apparate vereinfachte, andererseits die Bedingungen bei den Experimenten denen des wirklichen Lebens näher brachte."

Gewiss lässt sich so eine Menge von Missverständnissen klären und der Sachverhalt kann dann richtig gestellt werden — es bleiben aber ihrer noch immer genug übrig, um uns zu vexieren. Die meisten dieser Missverständnisse kommen dann vor, wenn wir nicht deutlich vernommene Worte oder Sätze in der Rede anderer falsch ergänzen; hier handelt es sich keineswegs um ein sprachliches Missverständnis, denn es wurde nichts von dem Gesagten

1) James Mac Keen Cattell, „Über die Zeit der Erkennung und Benennung von Schriftzeichen u. s. w." In Wundts philosophischen Studien. II. Bd. 1885.

falsch gedeutet, sondern es liegt ein Nichtverstehen des Sinnes des Gehörten in Mitte, was dann unrichtige Ergänzungen zuliess. Jessen[1]) sagt zwar: „Wir verstehen einen Redner oft vollkommen, ohne jedes Wort gehört zu haben, weil wir das Fehlende ergänzen.“ Aber ob wir es richtig ergänzen, ist eine andere Frage, und wir wissen, dass jeder nicht bloss nach seiner Natur und Kultur, sondern auch nach augenblicklichen Stimmungen und seiner persönlichen Stellung zur Sache ergänzt. Und das Böseste an der Sache ist, dass keiner mehr hinterdrein weiss, dass er überhaupt ergänzt hat. Wir tun dies ja nicht bloss beim Anhören, sondern auch beim Ansehen. Ich sehe auf einem Dache in grösserer Entfernung vier weisse Ballen, über deren Natur ich mir nicht klar bin. Während des Hinsehens streckt einer der Ballen Kopf und Schwanz aus, reckt die Flügel u. s. w. und sofort denke ich mir: „Ach vier Tauben sind es!“ Es wird ja richtig sein, dass es vier Tauben waren, aber woher hatte ich die Berechtigung, so zu ergänzen und zu generalisieren, da ich mich doch bloss bei einem Ballen überzeugt hatte, dass es eine Taube sei, die drei anderen Ballen hatten sich gar nicht gerührt? Wie gesagt, in diesem Falle werde ich mich gewiss nicht geirrt haben, aber in wie zahllosen Fällen ist das nicht so sicher, und wir ergänzen doch — und das Missverständnis ist fertig.

Auf einem Bahnhofe stand einmal, während ich mit meiner Frau im Waggon sass, ein Schornsteinfeger. Als er sich nach einer verlorenen Münze bückte und diese suchte, rief meine sehr kurzsichtige Frau: „Sieh einmal den schönen Neufundländer!“ Dass ein Kurzsichtiger einen sich bückenden Schornsteinfeger für einen schwarzen Hund hält, ist begreifliche Täuschung, aber woher ergänzte meine Frau, dass es gerade ein Neufundländer und noch dazu ein schöner sein müsse?

Taine[2]) illustriert uns diese Vorgänge anschaulich mit der Erzählung von dem Kinde, welches fragte, warum seine Mutter ein weisses Kleid angezogen habe. Man erklärt ihm, dass die Mutter zu einem Feste gehe und deshalb geputzt sein müsse. So oft das Kind dann später jemanden festlich gekleidet sah, etwa in grünem oder rotem Kleide, so sagte es: „Ah, Du hast ein weisses Kleid an?“ Dasselbe tun wir *mutandis mutatis* unzählige Male, wir

1) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie“. Berlin 1855.

2) H. Taine, „Der Verstand“. Deutsch, Bonn 1888.

verwechseln, wie Meinong[1]) so treffend sagt, Identität mit Übereinstimmung. Es möchte dieser Satz jeder exakten Arbeit, aber namentlich der des Kriminalisten vorangestellt werden, dann wären der leichtfertigen Irrungen und Missverständnisse weniger.

Wie oft und rasch wir ergänzen, zeigt eine einfache, aber psychologisch wichtige Spielerei. Man frage den ersten Besten, wie auf seiner Taschenuhr der Vierer und Sechser aussieht, und lasse sich diese aufzeichnen. Fast jeder zeichnet ruhig: IV und VI. Lässt man ihn aber seine Uhr, die er schon tausende von Malen angesehen hat, anblicken, so findet er, dass der Vierer so: IIII aussieht (weil der gewöhnliche IV in der Stellung nach abwärts zu Verwechslungen mit VI führen könnte), und der Sechser ist gar nicht da, weil an seiner Stelle das Zifferblatt des Sekundenzeigers angebracht ist. Man fragt unwillkürlich: „Ja, was sehen wir denn an, wenn wir auf die Uhr schauen, wenn wir die Ziffern nicht anschauen?“ — und die weitere Frage: „Machen wir dies bei allen Dingen so erbärmlich schlecht, wenn wir sie auch oft anschauen?“

Ich behaupte, man hat nur das verlässlich gesehen, was man gezeichnet hat. Mein seliger Vater verlangte von meinem Zeichenlehrer, dass ich von ihm nicht zeichnen und nicht malen, sondern schauen lernen solle. Auf das ging der Mann in korrekter Weise ein, ich bekam nie Vorlagen, sondern zuerst einen Dominostein, dann zwei, drei solche, über einander liegend; dann kam eine Zündhölzchenschachtel, ein Buch, ein Leuchter und so fort. Und noch heute kenne ich von den Gegenständen des noch vorhandenen Hausrates nur jene genau, die ich in den Jahren des Zeichenunterrichtes gezeichnet habe; von diesen weiss ich alles, von den anderen, die ich täglich vor mir habe, nur ungefähr Stimmendes und viel Unrichtiges zu sagen. Und von unseren Zeugen verlangen wir so oft die genaueste Beschreibung von Dingen, die sie einmal und da nur flüchtig gesehen haben!

Hat man aber eine Sache auch oft gesehen, so können wieder lokale und temporale Fragen grosse Schwierigkeiten bereiten. In der ersteren Richtung hat sich Exner[2]) klärend darüber mit dem Beispiele von seiner Fahrt von Gmunden nach Wien ausgesprochen,

1) Alexander von Meinong, „Hume-Studien“. Wien 1877, 1882.

2) Sigmund Exner, „Entwurf einer physiologischen Erklärung u. s. w.“ Leipzig 1894.

bei welcher er infolge der starken Biegung bei Lambach auf einmal alles verkehrt sah, obwohl ihm die Strecke auf das beste bekannt war; die Bahnhöfe, die Ortschaften, Flüsse, kurz alles Markante schien auf der falschen Seite zu stehen. Besonders deutlich wird dies, wenn man (namentlich bei Nacht) durch eine Stadt mit einem Spitzbahnhof kommt, wobei dann die Lokomotive rückwärts angespannt wird. — Aus dem gewöhnlichen Leben ist die Tatsache der Veränderung durch Abänderung der Örtlichkeiten bekannt; wie verändert sieht eine Landschaft aus, die man hundertmal, aber stets bei Tag oder im Sommer gesehen hat, wenn man sie bei Nacht oder im Winter das erste Mal erblickt. Wie gut ist der Rat, den man jungen Leuten gibt: Man solle sich auf Wegen, die man das erste Mal geht, öfter, namentlich bei Kreuzungen und Zweigungen umblicken, um so die Gegend für den Rückweg kennen zu lernen. Ja, sogar der Ausgangspunkt kann störend wirken; ist man z. B. zahlreiche Male von A nach B und zurück auf der Bahn gefahren, und man beginnt einmal die Fahrt von der Station C, die über A hinaus liegt, so hat die altbekannte Strecke A bis B ein völlig verändertes Aussehen; es kann sich dies bis zum wirklichen Nicht-mehr-erkennen steigern. Auf diese und ähnliche lokale Einwirkungen hat vielleicht auch die Zeitschätzung einen Einfluss. Wir verkleinern bekanntlich unter allen Umständen subjektiv grössere Zeiten (Vierordt[1]), und wenn daher für einen Vorgang eine längere Zeit aufgewendet werden muss, so verkleinert sich diese subjektiv nicht bloss für den ganzen Vorgang, sondern auch für seine einzelnen Teile, so dass sich das, was sich früher auf eine scheinbar längere Zeit ausgedehnt hat, nunmehr auf eine kürzere zusammenschiebt. Dann erscheint alles zu früh und verleiht der Sachlage ein fremdes Gepräge.

Ähnliches gilt für temporale Unterschiede; Uphues[2]) gibt als Beispiel: „Wenn wir eine Person, eine Glocke, eine Zeit lang nicht gehört haben und dann wieder hören, so taucht der Gedanke, ob die zwei währenddem existiert haben, gar nicht auf; wir erkennen sie wieder und damit ist es genug.“ Ja freilich ists uns genug, ob aber die Sache wahr ist, ob es wirklich dieselben oder bloss ähnliche Erscheinungen waren, das wird selten erwogen. Wenn es wirklich derselbe Mensch, dieselbe Glocke ist, die wir neuerlich wahrnehmen, so wird unwillkürlich der Schluss, und zwar richtig, gemacht, dass

1) Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen“. Tübingen 1868.
2) Goswin K. Uphues, „Die Wahrnehmung und Empfindung“. Leipzig 1888.

sie existiert haben müssen, aber wir eliminieren häufig das temporale Moment und fingieren unbewusst, dass der fragliche Mensch die ganze Zeit hier war. Man muss nur einmal zusehen, wie rasch Zeugen vorgehaltene Gegenstände (Messer, Geldbörsen, Briefe, Urkunden u. s. w.) agnoszieren. Vorhalten und ja Sagen ist oft das Werk eines Augenblicks. Der Zeuge argumentiert, allerdings unbewusst so: „Ich habe ja nur eine Urkunde bei dem Richter (vielleicht einem anderen als dem Fragenden) abgegeben, hier haben sie wieder eine Urkunde, es muss also wohl dieselbe sein.“ Dass sich der Sachverhalt geändert hat, dass eine Verwechslung vorkam, dass vielleicht auch andere Zeugen ähnliche Gegenstände abgegeben haben, das bleibt alles ausser Erwägung. Abermals bewährt sich der Meinongsche Satz, dass wir so leicht Identität mit Übereinstimmung verwechseln.

Von Bedeutung sind endlich auch Übermüdungs- und sonstige Reizungszustände. Jedermann weiss, wie oft wir spät abends irgend etwas Gelesenes durchaus nicht kapieren wollen, was uns am nächsten Morgen einfach und selbstverständlich erscheint; ebenso oft fassen wir abends im ermüdeten Zustande etwas anders auf und sehen am Morgen, dass es sich um ein grobes Missverständnis handelt, welches wir heute nicht mehr begreifen. Dass dann auch noch andere Missverständnisse dazu treten können, ist selbstverständlich; Hoppe erzählt von einem Spitalsarzt, der durch oftes Wecken ermüdet und aufgeregt war, und der dann im Tick-Tack der Uhr stets hörte: „Herr-Dok-tor!“ In ähnliche Lagen kommt häufig der Zeuge, der ein langwieriges, ermüdendes Verhör durchmachen muss, dann am Schlusse viel weniger weiss als am Anfang und zuletzt die an ihn gestellten Fragen konsequent missversteht. Noch bedenklicher kann es bei Beschuldigten werden, die einem langen, sie begreiflicherweise aufregenden Verhöre unterzogen werden[1]), endlich ermüdet, nicht mehr begreifen, um was es sich dreht, und sich dann in die berühmten „Widersprüche“ verwickeln. Es ist dringend zu raten, immer, wenn am Schlusse eines Beschuldigten- oder Zeugenverhöres „schlagende Wiedersprüche“ konstatiert werden, erst einmal zu sehen, wie lange das Verhör gedauert hat; war es sehr lange, so beweisen die Widersprüche nicht viel.

Dieselbe Ermüdungserscheinung kann sogar schon eher zum Verdacht eines Vergehens führen, — Ärzte, Krankenwärter,

1) Vergl. H. Gross, „Typisches Missverstehen“ in H. Gross' Archiv VII, 161.

Kinderwärterinnen, junge Mütter u. s. w., die sich bei der Pflege von Kranken und Kindern einer „Fahrlässigkeit" schuldig machten, haben in vielen Fällen infolge von Übermüdung einfach „missverstanden". Hieher gehören auch die zahlreichen traurigen Fälle, in welchen Maschinenwärter, Bahnwächter, Weichenaufseher u. s. w. wegen „Fahrlässigkeit" gestraft werden. Wenn ein solcher Mann z. B. jahraus jahrein 23 Stunden Dienst, dann 7 Stunden Ruhe, wieder 23 Stunden Dienst u. s. w. hat, so tritt ein Zustand von Ermüdung und nervöser Abgespanntheit ein, in der er Signale, Warnungen, Zurufe u. s. w. einfach missversteht. Die statistischen Erhebungen beweisen auch, dass die grösste Zahl von gewissen Unfällen am Ende der Dienstperiode, d. h. zur Zeit der grössten Übermüdung geschehen. Aber wenn dies auch nicht zutrifft, so muss die sogenannte chronische Übermüdung berücksichtigt werden. Wenn der Mann nach angestrengtem Dienste bloss 7 Stunden ruhen kann, so muss ein Teil der Ermüdungserscheinungen unbeglichen bleiben; in der nächsten Zeitperiode geschieht dies wieder, und schliesslich kommt ein Augenblick, in welchem sich diese unbeglichenen Ermüdungen summiert haben und schon zu Beginn der Arbeitszeit wirken. Das ist ein Punkt, über welchen sich die Sozialisten mit Recht beklagen: Gerade die verantwortlichsten Posten sind durch chronisch übermüdete Leute besetzt, und fordert die Natur ihr Recht — dann strafen wir sie!

Ähnliches tritt bei Leuten auf, die viel mit Geld zu tun haben. Steuer-, Post-, Bank-, Kassenbeamte, die sich mit der eintönigen und doch strenges Aufmerken erfordernden Arbeit des Geldempfangens und -Ausgebens befassen, ermüden durch diese Arbeit besonders leicht. Erfahrene Beamte dieses Faches haben mir versichert, es geschehe ihnen im ermüdeten Zustande oft, dass sie Geld empfangen, zählen, quittieren und — dem Überbringer zurückgeben. Glücklicherweise erkennen sie ihren Irrtum gewöhnlich an dem erstaunten Gesicht des Empfängers. Bemerken sie dies aber nicht, oder ist dieser gerieben genug, sich mit dem Gelde ruhig zu entfernen, ist die Summe gross, ein Ersatz nicht leicht möglich, und ist der betreffende Beamte unglücklicherweise nicht sehr günstig beschrieben, so ist die Defraudation fertig.[1])

Der alte Heydenreich[2]) hat gut gesagt: „Der Fürchtende verhält sich mehr leidentlich als selbsttätig und verliert in dem Masse

1) Vergl. Lohsing in H. Gross' Archiv VII, 331.
2) Heydenreich, „Psychol. Entwicklung des Aberglaubens". Leipzig 1798.

an Macht über sein Vermögen, als seine Gemütsbewegung steigt" — nur gilt dies nicht bloss vom „Fürchtenden", sondern von jedem, der von irgend einem Affekt, einem Reiz oder von Übermüdung betroffen wurde.

Was ein bekannter Berliner Irrenarzt seinen Hörern darüber zu erzählen pflegt, wie es ihm einmal in der Oper erging, geschah wohl auch nur im Zustand grosser Ermüdung: „Ich war damals noch Leiter einer Irrenanstalt und führte den Schlüssel zu den Zellen stets bei mir. Eines Tages besuchte ich die Berliner Oper und hatte einen Platz im Parkett belegt. In der Zwischenpause trat ich auf den Korridor heraus. Bei der Rückkehr auf meinen Platz verirrte ich mich, sah vor mir eine Tür, die dasselbe Schloss trug, wie die Türen in der Irrenanstalt, ich griff in die Tasche, nahm den Schlüssel — er passte — und befand mich plötzlich in der Loge. Könnte man da nicht auch einmal auf rein reflektorischem Wege zum Einbrecher werden?" Jedenfalls würden wir einem bekannten Einbrecher, der eine solche Geschichte erzählen wollte, kaum Glauben schenken.

e) Das Lügen.

1. Im Allgemeinen.

In gewissem Sinn ist ein grosser Teil der Arbeit des Kriminalisten nichts anderes als ein Kampf gegen die Lüge; er soll die Wahrheit erforschen und hat sich daher wider ihr Gegenteil zu wehren. Die Lüge tritt ihm auf jedem Schritt entgegen, der Beschuldigte, oft der scheinbar vollkommen geständige, viele der Zeugen suchen ihn zu hintergehen, und oft hat er mit sich selbst zu kämpfen, wenn er wahrnimmt, dass er selbst in einer Richtung arbeitet, die er nicht vollkommen zu rechtfertigen vermag. Der Lüge überhaupt, namentlich aber bei unserer Arbeit vollends zu entkommen, ist selbstverständlich unmöglich, und über das Wesen der Lüge erschöpfend schreiben, hiesse eine Naturgeschichte des Menschen verfassen. Wir können uns nur darauf beschränken, eine bestimmte Anzahl von Mitteln und Mittelchen zu ersinnen, welche uns die Arbeit erleichtern und die uns bei der Sondernatur unserer Arbeit das Vorliegen einer Lüge vermuten und das Fortführen derselben verhindern lassen. Ich habe mich bemüht[1]), dieselben

1) „Handbuch für Untersuchungsrichter"; Abschnitt: „Wenn der Zeuge nicht die Wahrheit sagen will".

nach Tunlichkeit zusammenzustellen[1]), und möchte hier nur kurz einige Ergänzungen dazu geben.

Dass man unter Lüge die absichtliche Aussage einer wissentlichen Unwahrheit mit der Absicht, irre zu führen, versteht, ist ebenso bekannt wie die verschiedenen Meinungen über die Zulässigkeit der sogenannten Notlügen, der frommen, pädagogischen und konventionellen Lügen. Wir haben es mit allen diesen nicht zu tun, wir müssen uns — schon weil es keine Grenze gäbe — auf den Standpunkt des äussersten Rigorismus stellen und mit Kant[2]) sagen: „Die Lüge ist durch die blosse Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muss.“ Für uns lässt sich auch in der Tat kein Fall denken, in welchem wir zu einer Lüge auch nur Anlass hätten: eigentlich pädagogisch zu wirken haben wir nicht, jemandem Artigkeiten zu sagen, sind wir nicht verpflichtet, und eine Notlage, in die wir geraten könnten und uns herauslügen müssten, ist nicht zu denken. Wir werden bei Leibe nicht alles sagen, was wir wissen, ja, richtiges Schweigen kennzeichnet sogar den guten Kriminalisten, aber wir brauchen nie und nirgends zu lügen. Namentlich dem Anfänger ist es einzuschärfen, dass die „gute Absicht, der Sache zu dienen“, und der zur Entschuldigung herangezogene „Pflichteifer“, wodurch man sich zu kleinen Lügen verleiten lässt, absolut zu verwerfen sind; ein hingeworfenes Wort, als ob der Mitschuldige gestanden hätte, eine Äusserung, als ob man schon anderweitig unterrichtet sei, eine Verdrehung einer früher gemachten Äusserung des Inquisiten und ähnliche „erlaubte Kunstgriffe“ zeigen sich schon durch ihre Verächtlichkeit als nicht zu billigen; man gewinnt durch ihren Gebrauch nur Beschämung vor sich selbst, und wenn sie nicht wirken, überdies auch vor dem Beschuldigten. Und dann ist man vor ihm zuverlässig verloren und der eingebüsste Boden ist durch nichts mehr zu gewinnen. Es ist merkwürdig, wie eine so edle und bedeutende Natur wie Sören Aaby Kierkegaard behaupten konnte, es sei zwar nie erlaubt, in Worten zu lügen, wohl aber in Handlungen und Geberden zu heucheln — wir wollen es nicht weiter untersuchen, inwieweit der dänische Denker dies für das gewöhnliche Leben vertreten kann — für unsere Tätigkeit hat er entschieden nicht recht.

Gerade in Handlungen und Geberden lässt es sich da leicht

---

1) Vergl. Heinroth, „Die Lüge“. Leipzig 1834.
2) Kant, „Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen“.

zum Ausdruck bringen, als ob man von einer Sache mehr wüsste als es der Fall ist, als ob man ihrer schon sicher wäre, als ob man zu energischen, für den Betreffenden verhängnisvollen Schritten entschlossen wäre — eine Handbewegung, ein Griff nach der Klingel, ein plötzliches Aufstehen, alles das kann unter Umständen von Wirkung sein; dazu kommt noch, dass diese Bewegungen nicht protokolliert werden und dass im Falle des Versagens die Blamage nicht arg ist, so dass sich ein junger, eifriger Kriminalist leicht zu solchen Missgriffen verleiten lässt. Sogar der Zufall kann da mitwirken. Ich hatte als Untersuchungsrichter einmal einen allerdings etwas schwachsinnigen Burschen zu vernehmen, der im Verdachte stand, eine grosse Summe Geldes gestohlen und verborgen zu haben. Der Bursche leugnete standhaft und ganz geschickt. Während des Verhöres trat ein Kollege herein, der mir etwas Dienstliches zu sagen hatte, und da ich mitten im Diktieren war, wollte er das Ende des Satzes abwarten; hierbei sah derselbe zwei Säbel liegen, die von einer Studentenmensur gerade überbracht wurden; er nahm einen in die Hand und besah Klinge, Spitze und Scharten. Kaum hatte der Bursche das bemerkt, als ihm die Situation sehr bedrohlich schien, er hob die Hände empor, starrte den Mann mit dem Schwert in der Hand an und rief: „Ich sag's, ich sag's, ich hab' das Geld genommen, im hohlen Nussbaum ist es versteckt!“

Hatte dieser Vorgang einen fast drolligen Zug, so hat mir ein anderer später Anlass zu, ich kann nicht sagen Selbstvorwürfen, aber doch zu Beunruhigung gegeben. Ein Mann war verdächtigt, seine beiden kleinen Kinder getötet zu haben. Da man aber die Leichen nicht fand, so nahm ich eine genaue Durchsuchung seiner Wohnung, der Öfen, Aborte, Keller und Kanäle vor. In letzteren fanden sich sehr viele Eingeweide, wahrscheinlich von Hasen herrührend; da ich aber zur Zeit dieses Fundes über denselben keine Vermutung hatte, nahm ich dieselben mit und liess sie einstweilen in Spiritus verwahren. Das grosse Standglas mit den Haseneingeweiden und Spiritus stand auf dem Schreibtisch, als ich den Beschuldigten vorführen liess, um einiges bei der Haussuchung verdächtig Scheinendes zu besprechen. Unruhig sah er nach dem Standglas und sagte plötzlich: „Wenn Sie schon alles haben, so muss ich freilich gestehen.“ Fast nur reflexartig fragte ich: „Wo sind die Leichen?“, worauf er sofort angab, dass er sie in öffentlichen Anlagen der Stadt verscharrt habe. Dort wurden sie auch gefunden. Offenbar hat ihn das Glas mit den Eingeweiden auf den Gedanken gebracht, dass die Leichen gefunden und zum Teil hier

verwahrt seien, und als ich fragte, wo dieselben seien, ist ihm, offenbar das Unlogische der Frage, wenn ich die Leichen schon habe, nicht mehr aufgefallen. Das ganze war Werk des Zufalls und doch habe ich heute noch die Empfindung, dass das Geständnis nicht richtig erreicht wurde, ich hätte die Wirkung des Glases bedenken und dasselbe eher verwahren sollen, bevor der Beschuldigte vorgeführt wurde. —

Im gemeinen Leben kann man mit den Dingen freilich nicht so offen verfahren, und wenn wir die Verhältnisse so auffassen wollten, wie sie sich uns zeigen, würden wir oft fehlgehen. Dies zeigt uns jedes Beispiel; jedermann weiss doch, wie wenig vollkommen glückliche Ehen es gibt — aber woher wissen wir das? Doch nur, weil dort, wo wir Gelegenheit haben, die Sache näher zu besehen, es sich immer zeigt, dass das Verhältnis keineswegs so günstig ist, als es wünschenswert wäre. Und nach aussen? Hat man schon einmal in halbwegs gebildeten Kreisen zwei Gatten auf der Strasse streiten und Szenen machen gesehen? Wie manierlich und artig benehmen sie sich da und in Gesellschaft, wie wenig zeigen sie ihre gegenseitige Abneigung! Alles nur Lüge in Wort und Tat, und haben wir dann in einem Straffalle diese Frage zu berühren, so urteilen wir nach dem rein Äusserlichen, was wir und andere gesehen haben. „Soziale Gründe, Rücksichten auf die öffentliche Meinung, die oft betrogen werden muss, das Pflichtgefühl gegen die Kinder zwingt nicht selten zur Heuchelei der Aussenwelt gegenüber; die Zahl der glücklichen Ehen wird meistens überschätzt“ (Moll[1])).

Dasselbe sehen wir bei Vermögensverhältnissen, Stellung zwischen Eltern und Kindern, dem Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, selbst beim Gesundheitszustand — überall handelt man anders, als es der Wahrheit entspricht, einer wird nach dem anderen getäuscht, schliesslich glaubt es die Welt, und dem Gerichte wird als „volle Wahrheit“ mitgeteilt, was man eben „glaubt“. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, dass wir viel weniger durch Worte als durch den Schein der äusseren Verhältnisse irregeführt werden — „am allerwenigsten darf uns die öffentliche Meinung, diese Dirne, imponieren“, sagt Lazar v. Hellenbach[2]), und gerade sie ist es, durch die wir die „äusseren Verhältnisse“ der Leute erfahren; „*vox populi*“ heisst sie

1) Albert Moll, „Die konträre Sexualempfindung“. Berlin 1893.

2) Lazar v. Hellenbach, „Die Vorurteile der Menschheit“. Wien 1879.

und Klatsch ist sie. Die Worte: „man sagt" — „es ist allgemein bekannt" — „niemand zweifelt" — „wie die Nachbarn übereinstimmend angeben" — „nach der allgemeinen Behauptung" und wie diese Saatkörner der Unwahrheit und Verleumdung alle heissen mögen, sie müssen aus unseren Akten verschwinden; sie alle bekunden nur den Schein, das, was die anderen die Leute sehen lassen wollten, das Wirkliche und das Verborgene kommt dadurch nie zutage. Aber wie oft behält das Sprichwort Recht: „Die böse Welt sagt's und die gute glaubt's." Noch mehr: sie baut auch Strafurteile darauf.

Nicht selten müssen die gelogenen Worte auch durch Handlungen unterstützt werden. Es ist bekannt, dass wir nur dann lustig, zornig oder freundlich erscheinen können, wenn wir in uns das betreffende Gefühl wirklich zu erregen suchen und es durch gewisse Gesten, Mimiken und Stellungen unterstützen. Es ist nicht gut möglich, zornig zu erscheinen, wenn man sich nicht hineingeredet hat und dazu die Fäuste ballt, mit den Füssen stampft und die Stirn runzelt. Tut man dies, so kann man sogar die scheinbar unwillkürliche „flammende Röte" im Gesicht aufsteigen machen, und dann scheint man wirklich zornig zu sein. Dass man sich aber in einen gar nicht existierenden Zorn hineinreden kann, dass man schliesslich wirklich lustiger wird, wenn man trotz trauriger Stimmung sich z. B. in Gesellschaft lustig zeigen will, ist jedem bekannt (vergl. Jessen l. c.). Wir machen daher auch die Erfahrung, dass der gut Leugnende schliesslich ganz oder zum Teil an seine Unschuld glaubt; noch häufiger geschieht dies aber beim lügenden Zeugen, der, wenn er seine Rolle richtig spielt, das von ihm Behauptete wirklich für wahr hält. Diesen Leuten gegenüber hat man regelmässig die schwerste Stellung, weil dann die gewöhnlichen Kennzeichen des Lügens vollkommen versagen. Das hat in unvergleichlicher Weise Gottfried Keller[1]) darzustellen vermocht. —

Es ist vielleicht richtig, wenn man der heutigen Zeit besondere Geneigtheit zu jener weitgehenden Lüge vorwirft, die den Lügner an die Wahrheit des Gesagten glauben lässt; dies wird in einem guten Aufsatze von Kiefer[2]) an Beispielen über solche „selbstgetäuschte Lügner" gezeigt, und das Verzweifelte an der Sache liegt

---

1) „Der grüne Heinrich" (7. Kapitel „Kinderverbrechen").

2) Ernst Kiefer, „Die Lüge und der Irrtum vor Gericht". Beiblatt der „Magdeburgischen Zeitung" Nr. 17, 18, 19. 1895.

noch darin, dass diese Leute so geschickt zu lügen verstehen, dass sie fast einen Sport damit betreiben. Das einzige Glück ist noch, dass sich diese Lügen, sowie überhaupt jede Lüge durch die eigentümliche Zudringlichkeit verrät, mit der sie sich den Schein von Wahrheit geben will. Auf dieses wichtige Kennzeichen kann nicht genug hingewiesen werden. Bei der Häufigkeit und Energie im Auftreten der Lüge muss es befremden, dass wir öfter in unbegreiflicher Weise die Möglichkeit einer Lüge ausser Rechnung lassen, als ob es keine Lüge gäbe. Ich habe vor langer Zeit einmal eine scheinbar sehr einfältige Geschichte gelesen, die mir aber bei kriminalistischer Arbeit viele Male behilflich war: Karl speist mit seinen Eltern und zwei Geschwistern und erzählt nachmittags in der Schule: „Heute waren wir 14 Personen bei Tisch.“ Wie ist das zu vereinen? — Karlchen hat wieder einmal gelogen! — Wie oft lässt sich ein Hergang gar nicht erklären, er erscheint mysteriös, rätselhaft, geheimnisvoll — und zitiert man: „Vielleicht hat Karlchen wieder einmal gelogen?“ so findet man bei genauerem Nachsehen, dass irgendwo in der Sache eine Lücke steckt, und nun klärt sich alles ganz schön.

Oft klären sich aber auch Widersprüche noch einfacher dadurch, dass sie keine solchen sind, und dass wir sie nur wegen mangelnden Verständnisses des Gesagten und wegen Unkenntnis der Verhältnisse zu solchen gemacht haben. Mittermaier[1]) macht schon mit Recht darauf aufmerksam, dass man oft auf Lügen und Widersprüche zu viel Wert legt; „es ist die vorgefasste Ansicht, dass der Angeschuldigte der Täter sei, die uns oft bewegt, kleineren Nebenumständen eine oft grundlose Erklärung zu geben, weil wir uns einbilden, den Schlüssel zum Gemüte des Angeschuldigten zu haben.“ Und doch geht man gerade in dieser Richtung heute noch vor, als ob Mittermaier, dieser unsterbliche grosse Meister, nie gelehrt hätte!

Wenn wir fragen, wann die Lüge am wenigsten Gewalt über den Menschen hat, so werden wir sagen: im Affekt, namentlich Zorn, Freude, Angst, dann im leichten Rausch und auf dem Totenbett.[2]) Jeder von uns kennt verschiedene Fälle, in welchen einer aus Zorn über den Verrat eines Mitschuldigen, aus Freude über die angekündigte Enthaftung oder aus Angst über bevorstehende Haft u. s. w.

---

1) C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“ Darmstadt 1834.

2) H. Gross, „Handbuch u. s. w.“ („Die Aussage Sterbender“.)

plötzlich erklärte: „Jetzt sag ich aber die Wahrheit“ — dies ist geradezu die typische Formel zur Einleitung der nun folgenden Geständnisse. In der Regel dauert dieser Entschluss nicht lange, und ist der Affekt verrauscht, so tritt Reue über das Gesagte ein; dann wird häufig getrachtet, wieder einen Teil des Gestandenen zurückzunehmen. Sind die hierüber aufgenommenen Protokolle lang, so ist diese Reue sehr deutlich gegen das Ende wahrzunehmen. —

Dass man im Rausch nicht leicht lügt[1]), ist bekannt; was einer auf dem Totenbett sagt, darf, besonders wenn er ein positiv Gläubiger ist, fast immer als wahr angenommen werden; man weiss, dass sich da oft sogar das Bewusstsein Geisteskranker und Blöder merkwürdig aufklärt, so dass es dann zu überraschenden Eröffnungen kommen kann. Ob der Geist des Sterbenden schon umflort war, ist nie schwer zu entscheiden, da sich gerade solche Geständnisse durch grosse Einfachheit und Klarheit in den wenigen gebrauchten Worten auszeichnen.

2. *Das pathoforme Lügen.*

Wie bei vielen Erscheinungen im Wesen des Menschen, so gibt es auch bei der Lüge eine gewisse Stufe, auf welcher der normale Zustand schon aufgehört und der krankhafte noch nicht begonnen hat. Als äusserste Grenze ist für die Frage der Lüge auf einer Seite der harmlose Aufschneider, der Jäger, der Tourist, der Student, der Leutnant, die alle ein wenig renommieren, auf der anderen Seite der dem vollen Wahnsinn verfallene Paralytiker zu nennen, der von seinen Millionen und seinen monströsen Leistungen erzählt. Krankhaft ist auch die charakteristische „*Pseudologia phantastica*“, wie sie Delbrück[2]) nennt, dann die Fälle des hysterischen Lügens im vorgeschritteneren Grade, wie solche z. B. Reinhard[3]) erzählt (Leute, die anonyme Briefe an sich selbst schreiben, Sendungen an sich abgehen lassen u. s. w.), oder von denen auch Lombroso[4]) weiss, und die besonders gern ihre eigenen Dienstboten, dann aber wieder

1) Vergl. Näcke, „Zeugenaussage und Alkohol“ in H. Gross' Archiv XIII, 177; dagegen (bei konkurrierenden Kopfverletzungen): H. Gross in H. Gross' Archiv I, 337.

2) Delbrück, „Die pathologische Lüge u. s. w.“ Stuttgart 1891.

3) Reinhard, Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin. 1889.

4) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin u. s. w.“ Deutsch, Hamburg 1894.

hohe Beamte, Geistliche u. s. w. verdächtigen. Ebenso gehört hierher auch das charakteristische Lügen der Epileptiker[1]), auf das z. B. Cramer[2]) hinweist, und vielleicht auch das Lügen von Leuten, die dem Altersblödsinn nahe stehen, Erlebtes, Gelesenes und Erzähltes vollends durcheinanderwerfen und alles als selbst erlebt wiedergeben; Taine[3]) erzählt solche Fälle, die übrigens oft vorkommen; vgl. hierzu noch Moeli[4]).

Nun gibt es aber noch eine Klasse von Menschen, an denen sich nichts Krankhaftes nachweisen lässt und die doch in einer Weise lügen, dass man den Eindruck empfängt, es könne mit ihnen nicht mehr beim Richtigen sein. Vergleiche hierüber die Arbeiten von Maudsley[5]), Sully[6]), Kräpelin[7]), Forel[8]), Baer[9]), Valentini[10]), Köppen[11]), Jörger[12]) u. s. w. und mein Handbuch[13]). Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man die Entstehung des pathoformen Lügens auf Rechnung des allmählichen Angewöhnens schreibt. Es mögen diesem Lügen Leute unterworfen sein, die von Hause aus begabt sind und, wie Goethe von sich selbst sagt, „Lust zum Fabulieren“ haben. Es sind dies dann auch meistens Menschen, die, ich will nicht sagen ehrgeizig, aber doch so veranlagt sind, dass sie gern eine Rolle spielen möchten und den Drang besitzen, ihre Person in den Vordergrund zu schieben. Wenn sie nun nicht besonders im Leben vorwärts kommen, so trachten sie wenigstens den anderen und sich selbst durch langsam gesteigerte Erzählungen beizubringen, dass sie wirklich eine hervorragende Stellung einnehmen. Ich hatte und habe Gelegenheit, einige gut entwickelte Typen dieser Menschen

1) Merke: Fast jeder Epileptiker lügt, ist gewalttätig und bigott.

2) A. Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie“. Jena 1897.

3) H. Taine, „Der Verstand“. Deutsch, Bonn 1888.

4) Moeli, „Lüge und Geistesstörung“. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1892.

5) Maudsley, „Psychologie und Pathologie der Seele“.

6) James Sully, „Die Illusionen“.

7) „Über Erinnerungsfälschungen“. Archiv für Psychologie u. s. w. XVII, XVIII.

8) Forel, „Übergangsformen zwischen Geistesstörung und geistiger Gesundheit“.

9) A. Baer, Der Verbrecher in anthropol. Beziehg. Lpzg. 1893.

10) v. Valentini, „Das Verbrechertum im preuss. Staate“. Lpzg. 1869.

11) Sammlung von gerichtl. Gutachten S. 448 ff. Berlin 1904.

12) In der Vierteljahrsschrft. f. gerichtl. Med. 3. Folge, XXVII (Suppl.) S. 189 (1904).

13) „Das pathoforme Lügen“.

genau zu studieren. Im ganzen haben sie nicht nur das gemeinsam, dass sie lügen, sondern es sind auch die Themen, die sie vorbringen, sehr ähnlich: Sie erzählen, wie sie von hohen Personen um Rat gefragt, eingeladen und geachtet werden; sie deuten an, welchen Einfluss sie haben, versichern gern ihrer Protektion, deuten auch hierbei ihre grosse Intimität mit höher gestellten Leuten an, übertreiben, wenn sie von ihrem Vermögen, ihren Leistungen und ihrer Arbeit sprechen, und leugnen auch rundweg Vorgänge ab, durch die ihre Erscheinung in ein minder günstiges Licht gestellt werden könnte. Ihr Kennzeichen, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen „Aufschneider“ unterscheiden und welches das eigentlich Pathoforme ihres Wesens ausmacht, besteht darin, dass sie ohne Rücksicht darauf lügen, dass das Unwahre sofort oder doch sehr bald entdeckt wird. Sie erzählen z. B. jemandem, dass er dies und jenes nur ihrer Protektion zu verdanken habe, obwohl der Betreffende weiss, dass dies nicht der Fall ist, sie renommieren mit einer Leistung vor jemandem, der die Sache mitgemacht hat und sie sofort auf das richtige Mass zurückführen kann, sie versprechen etwas, obwohl der Zuhörer weiss, dass sie das nie halten können, und prahlen mit ihrem Besitz, obwohl wenigstens einer der Hörer diesen genau kennt. Macht jemand eine Einwendung gegen solche Erzählungen, so sind sie gewöhnlich mit einer für die sonstigen Fähigkeiten solcher Leute auffallend ungeschickten Erklärung zur Hand, welche wieder das Pathoforme der Erscheinung deutlich zeigt. Am meisten Ähnlichkeit haben solche Lügen mit jenen, welche zuweilen Schwangere und Wöchnerinnen vorbringen (vergl. hierüber Ripping[1]), und mit jener eigentümlichen Verlogenheit, die man wiederholt an Prostituierten wahrnimmt und die von Carlier, Lombroso, Ferrero (l. c.) als typisches und geradezu professionelles Kennzeichen aufgestellt wird. Ich habe übrigens den Verdacht, als ob das eigentliche pathoforme Lügen einen Zusammenhang mit irgend etwas Sexuellem, vielleicht mit Perversität oder Impotenz oder übermässigem Geschlechtstrieb haben könnte. Auch glaube ich, dass es viel häufiger vorkommt als man meint, obwohl es in seinen halbwegs entwickelteren Formen leicht wahrzunehmen ist. Ich habe einmal geglaubt, dass für unsere Arbeit das pathoforme Lügen nicht sehr gefährlich sei, da es sich einerseits nur dann vollends ausprägt, wenn es sich um die eigene Person handelt, und da es andererseits so charak-

1) Ripping, „Die Geistesstörung der Schwangeren u. s. w.“ Stuttgart 1877.

teristisch auftritt, dass es von jedem, der mit Ähnlichem schon zu tun hatte, sofort erkannt werden muss. Seither konnte ich wahrnehmen, dass das pathoforme Lügen gerade in der Arbeit des Kriminalisten eine grosse Rolle spielt und volle Beachtung verdient.

4. Besondere Zustände.

a) Schlaf und Traum.

Die Häufigkeit des Vorkommens einer Erscheinung muss in gewisser Beziehung zur Wichtigkeit, die sie für uns hat, in geradem Verhältnisse stehen. Hiernach müsste allerdings Schlaf und Traum für unsere Arbeiten von grösstem Einflusse sein, und wenn man verhältnismässig selten davon Erwähnung machen hört, so zeigt dies nur, dass die Bedeutung dieser Zustände unterschätzt wurde.[1]) Die Literatur ist ziemlich reichhaltig und bringt auch hier, namentlich die ältere, eine reiche Kasuistik, die vielleicht in ihren Schlüssen nicht sorgfältig genug ist und ihrer Beobachtung noch der modernen Kenntnisse entbehrt, die aber soviel Material bringt, dass dadurch Anregung zu weiteren Forschungen geboten wird. Namentlich hat Friedreich[2]) die ältere Literatur gut zusammengestellt. Ich nenne die Arbeiten von Hertz[3]), Kleinschrod[4]), Stoner[5]), Stelzner[6]), Moser[7]), Brillat-Savain[8]), Fritzsch[9]), Martini[10]), Mende[11]), Umbreit[12]) Bergk[13]), May[14]), Maury[15]), Scher-

---

1) S. Freud, „Die Traumdeutung". Lpzg. und Wien 1900 (namentlich wegen der genauen Literaturangabe).

2) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie". Regensburg 1852.

3) Hertz, „*Diss. de vesania in somnambulismo*". Bonn 1833.

4) Kleinschrod, „Grundbegriffe des peinlichen Rechtes".

5) H. Stoner, „The Physiology of Sleep". Med. News LXXVII, 374 (1900).

6) Stelzer, „Grundsätze des peinlichen Rechtes" und „Über den Willen" Leipzig 1817.

7) Moser, „Patriotisches Archiv". 9. Band.

8) Brillat-Savarin, „Phisiologie du gout". Paris 1825.

9) Fritzsch, „Hist. mirab."

10) Martini, „Manuale di medicina legale". Milano 1831.

11) Mende, „Handbuch der gerichtlichen Medizin". VI. Teil.

12) Umbreit, „Psychologie als Wissenschaft". Heidelberg 1831.

13) Bergk, „Psychologische Lebensverlängerungskunde". Leipzig 1804.

14) May, „Die strafrechtliche Zurechnung". Zürich 1851.

15) „Le sommeil et les rêves". 4. Aufl. Paris 1877.

ner[1]), Preyer[2]), Spitta[3]), Radestock[4]), Heerwagen[5]), Mönninghoff und Piesbergen[6]), Strümpell[7]), Frensberg[8]), Scholz[9]), Siebeck[10]), Purkinje[11]), Lemoin[12]), Binz[13]), Lehmann[14]) — dann die einschlägigen Artikel in jeder Psychologie (namentlich Jodl), Physiologie und gerichtlichen Medizin u. s. w.

Auch in den Fragen über Schlaf und Traum wird man dort, wo es sich um nur halbwegs krankhafte Zustände, also Schlaftrunkenheit von abnormer Stärke, Schlafwandeln, dann halluzinatorische Träume u. s. w. handelt, selbstverständlich den Arzt fragen, aber auch dann, wenn es sich um Erscheinungen dreht, welche die physiologische Seite von Schlaf und Traum betreffen — z. B. Schlafbedürfnis, Wirkung der Schlafentbehrung, normale Schlaftrunkenheit u. s. w., muss der Arzt gerufen werden, da ja er derjenige ist, in dessen Wissensbereich physiologische Erörterungen fallen. Gleichwohl hat sich doch der Kriminalist auch mit diesen Fragen zu befassen, um das diesfalls Mögliche kennen zu lernen, um zu wissen, auf was es da ankommt, und wann er den Arzt heranzuziehen hat. Ist er auf diesem Felde völlig fremd, so hat er durch ungeschickte Fragestellung und Ausserachtlassung des Wichtigsten gewöhnlich alles verdorben, bevor die Tätigkeit des Arztes beginnt, oder er hat ihm mindestens die Arbeit wesentlich erschwert.

In vielen Fällen muss der Kriminalist aber allein zugreifen,

---

1) Scherner, „Das Leben des Traumes". Berlin 1861.

2) Preyer, „Über die Ursache des Schlafes". Stuttgart 1877.

3) Spitta, „Die Schlaf- und Traumzustände u. s. w." Tübingen 1878.

4) Paul Radestock, „Schlaf und Traum". Leipzig 1879.

5) Friedrich Heerwagen, „Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf". Philosophische Studien. W. Wundt. V. Band. 1889.

6) C. Mönninghoff und F. Piesbergen in der Zeitschrift für Biologie, Neue Folge. I. Band (XIX. Band). 1883.

7) Ludwig Strümpell, „Die Natur und Entstehung der Träume". Leipzig 1874.

8) Frensberg, „Schlaf und Traum". Virchow-Holtzendorffsche Sammlung Nr. 466.

9) Friedrich Scholz, „Schlaf und Traum". Leipzig 1887.

10) Hermann Siebeck, „Das Traumleben der Seele". Berlin 1877.

11) J. E. Purkinje, „Wachen, Schlaf, Traum u. s. w." „Wagners Handwörterbuch der Physiologie".

12) A. Lemoine, „Du sommeil". Paris 1888.

13) Binz, „Der Traum". Bonn 1878.

14) Lehmann, „Aberglaube und Zauberei". Deutsch v. Petersen, Stuttgart 1898.

da es sich dann weder um etwas Krankhaftes, noch um etwas psysiologisch zu Erklärendes, sondern einfach um Tatsachen des gewöhnlichen Lebens handelt, über welche sich der Laie als gebildeter Mensch zurecht finden muss. Sagen wir z. B., es handelt sich um die Beeinflussung unserer Stimmungen durch Träume; Maudsley[1]), hat auf die jedermann bekannte und schon oben berührte Tatsache hingewiesen, dass man oft für einen ganzen Tag unter der Wirkung eines Traumes steht; man ist fröhlich gestimmt, als ob einem etwas Angenehmes widerfahren wäre, man ist verdriesslich, ängstlich, aufgeregt, als ob etwas Böses geschehen wäre; forscht man über den Grund nach, so findet man als solchen einen angenehmen oder bösen Traum; findet man den Grund nicht, so kann ein wieder vergessener, aber Stimmung verursachender Traum das Movens gewesen sein. Es wurde oben (S. 354) darauf hingewiesen, dass auch die sogenannten Erinnerungsfälschungen zum grossen Teil auf Träume zurückzuführen seien. („Die Träume als Halluzinationen" siehe bei Höfler[2]) und Wundt[3]).)

Diese Wirkung der Träume kann bei Weibern, erregbaren Männern, namentlich aber bei Kindern bedeutend sein. Sully[4]) erzählt von einem Kinde, das einen Traum als erlebt betrachtete, und Carpenter[5]) von einer Dame, die überhaupt Träume und wirklich Erlebtes nicht zu scheiden vermochte[6]); dass dies bei alten Leuten oft vorkommt, wird dadurch erklärt[7]) dass zwar die Träume nicht stärker, wohl aber das Erinnerungsvermögen und der unterscheidende Geist schwächer werden.[8])

Aus eigener Erfahrung kann ich zwei Fälle nennen, welche mit der oben genannten Bemerkung von Sully übereinstimmen. Ein 8 jähriges Kind war mit einem Manne nachmittags Kastanien suchen gegangen, kam abends fröhlich heim, war des anderen Tages weinerlich und gestand unter vielen Tränen, dass es gestern von dem genannten Mann geschändet worden sei. In dem zweiten Falle war in einem Hause ein grösserer Einbruchsdiebstahl verübt worden, der die Bewohner in bedeutende Aufregung versetzt hatte. Am zweiten Tage darauf erzählte die etwa 10- oder 12 jährige Tochter

1) H. Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".
2) A. Höfler, „Psychologie". Wien 1897.
3) W. Wundt, „Physiologische Psychologie".
4) James Sully, „Die Illusionen".
5) Benj. Carpenter, „Manual of physiology". 1846, 4. Auflage. 1865.
6) Näcke in H. Gross' Archiv XI, 258; — XII, 262; — XIV, 363. 365.
7) Pfaff, „Das Traumleben und seine Deutung". Potsdam 1873.
8) Vergl. Altmann in H. Gross' Archiv. Bd. I. S. 261.

des Bestohlenen mit Bestimmtheit, dass sie unter den Dieben den Sohn eines Nachbarn erkannt hatte. In beiden Fällen kam es zu ernstlichen gerichtlichen Schritten gegen die beiden Verdächtigten, und in beiden Fällen gaben die Kinder über genaues Befragen, ob sie das Ganze nicht etwa geträumt hätten, nach längerem Besinnen die Möglichkeit zu.

Das Charakteristische in derartigen Fällen dürfte darin liegen, dass solche Kinder ihre Behauptungen nicht sofort, sondern erst nach Verlauf einer oder mehrerer Nächte zum Vorschein bringen. Ist dies der Fall, so ist zum mindesten der Verdacht, dass Wirklichkeit und Traum verwechselt wurden, gerechtfertigt.

Auch anderweitig werden hierhergehörige Fälle mitgeteilt; Taine[1]) erzählt, dass Baillarger einmal träumte, er sei Direktor eines gewissen Journales geworden, was er so fix glaubte, dass er es vielen Personen in allem Ernste erzählte. Bekannt ist der Traum des Julius Scaliger, von demnach Huber[2]) erwähnt; Leibniz erzählt, dass Scaliger die berühmten Männer von Verona poetisch verherrlicht hat. Im Traume erschien ihm ein gewisser Brugnolus und beklagte sich, dass er vergessen wurde. Erst sein Sohn, Josef Scaliger, erfuhr, dass es wirklich einen Brugnolus gab, der sich als Grammatiker und Kritiker ausgezeichnet hatte. Scaliger sen. hatte selbstverständlich einmal von ihm gewusst und ihn dann vergessen im Traume aber nicht.

Solche Auffrischungen des Gedächtnisses durch einen Traum können vielfach von Wichtigkeit sein, selbstverständlich wird man ihnen aber immer wegen ihrer Unverlässlichkeit mit Vorsicht begegnen müssen.

Handelt es sich darum, wenigstens vorläufig einen Anhaltspunkt über die Natur des Schlafes und der Träume einer bestimmten Person zu gewinnen, so können die genauen Untersuchungen von Heerwagen[3]) dienlich sein. Auf Grund vielfacher Beobachtungen konnten folgende Sätze aufgestellt werden:

I. Lebhaftigkeit der Träume nimmt mit ihrer Häufigkeit zu.

II. Je leiser der Schlaf, um so häufiger die Träume.

III. Frauen haben im allgemeinen leiseren Schlaf als die Männer und träumen mehr.

---

1) H. Taine, „Der Verstand". Deutsch, Bonn 1880.

2) Johann Huber, „Das Gedächtnis". München 1878.

3) Friedrich Heerwagen, „Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf". Philosophische Studien. W. Wundt. V. Bd. 1889.

IV. Mit zunehmendem Alter werden die Träume seltener, der Schlaf leiser.

V. Wer leise schläft, hat geringeres Schlafbedürfnis.

VI. Das Schlafbedürfnis der Fran ist grösser.

Bezüglich des letzteren Punktes möchte ich beifügen, dass die Tatsache, dass Frauen z. B. bei der Wartung von Kindern oder Kranken viel mehr aushalten als Männer, nur einen scheinbaren Widerspruch bildet: Das Bedürfnis nach Schlaf dürfte nicht geringer sein, nur der gute Wille und die Opferfreudigkeit ist bei der Frau grösser als beim Manne.

Darüber, was für abenteuerliche Dinge von Leuten im Schlafe und Halbtraum getrieben werden, erzählt Jessen[1]) eine grosse Anzahl von Beispielen. Die meisten derselben sind der älteren Literatur entnommen, gleichwohl aber gut beglaubigt. Aus einem Vergleich dieser Fälle ergibt sich, dass solche Schlafhandlungen am häufigsten bei jüngeren, kräftigen, überanstrengten Leuten vorkommen, die z. B. zwei Nächte hinter einander nicht geschlafen haben und dann im besten Schlaf geweckt wurden. Das Merkwürdige daran besteht darin, dass solche Leute oft vernünftig handeln, dass etwa der Arzt ein richtiges Rezept verschreibt oder ein Fabriksdirektor Anordnungen trifft, und dass dieselben später hiervon nicht das Mindeste wissen. Solche Ereignisse sind für unsere Arbeit von Bedeutung, weil sie einerseits bezüglich ihrer Richtigkeit untersucht werden konnten, und weil sie andererseits Leute betrafen, welche keinen Grund hatten, den Sachverhalt unwahr anzugeben. Redet sich nun ein Beschuldigter auf ein solches Ereignis aus, so fehlt hier häufig die Möglichkeit einer genauen Untersuchung des Sachverhaltes, und ebenso mangelt der Glaube, da man dem Beschuldigten in seiner misslichen Lage nichts gelten lässt. Gerade deshalb ist das Studium solcher Fälle, welche sich bei glaubwürdigen Leuten ereignet haben, von Wichtigkeit.

Über solche Fälle, in welchen Leute in der Schlaftrunkenheit merkwürdige Dinge verrichtet haben, erzählen noch Stelzer[2]), Mouchard[3]), Meister[4]), Friedreich[5]), von Makowitz[6]) und Gross[7]);

1) P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie“. Berlin 1855.

2) Stelzer, „Über den Willen“. Leipzig 1817.

3) Mauchard, „Repert. für empirische Psychologie“. 2. Bd.

4) Meister, „Urteile und Gutachten u. s. w.“ Frankfurt a. O. 1808.

5) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie. Regensburg 1852.

6) „Schlaftrunkenheit“ in H. Gross' Archiv. Bd. XIII. S. 161.

7) „Ein Fall von Schlaftrunkenheit“ in H. Gross Archiv. Bd. XIV, S. 189.

sie alle stimmen darin überein, dass Handlungen in der Schlaftrunkenheit beinahe immer im ersten tiefen, von schweren Träumen gestörten Schlaf bei ermüdeten, kräftigen Leuten vorkommen.

Ein wichtiges Moment liegt in der von Jessen u. a. zitierten Erscheinung, dass es Menschen gibt, die oft trotz der grössten Aufregung in tiefen, ruhigen Schlaf verfallen können; so wird immer das Beispiel Napoleons erwähnt, der während der Schlacht bei Leipzig gerade im entscheidenden Moment fest und tief einschlief. Es wird nun oft als Beweis für die Unschuld eines Menschen der Umstand angeführt, dass man ihn unmittelbar nach dem angeschuldigten, schweren Verbrechen im tiefen Schlafe fand. Nach dem Gesagten dürfte dies für sich allein nicht beweisend sein. —

Zu erwähnen wären hier noch die eigentümliche Täuschung hervorrufenden Bewegungserscheinungen vor dem Einschlafen. Panum[1]) erzählt, dass er einmal Äther inhaliert und dabei, im Bette liegend, beobachtet habe, wie die Bilder an der Wand immer weiter zurückwichen, wieder vorkamen und sich wieder entfernten. An diese Beobachtung wird die Bemerkung geknüpft, dass schläfrigen Leuten dasselbe passiert, dass z. B. der Prediger in der Kirche sich immer zu entfernen und wiederzukommen scheint (Fechner[2])). Solche Bewegungserscheinungen können bei Beobachtungen, die einschlafende Leute gemacht haben (Diebe, die sich ihrem Bette genähert haben sollten, während sie ruhig standen u. s. w.), von Bedeutung sein. —

Dass auch auf Schlafende in eigentümlicher Weise eingewirkt werden kann, ist nicht zu leugnen; Abercrombie[3]) und Kluge[4]) erzählen Fälle, in denen man Schlafenden alles einreden konnte; sie träumten davon und glaubten es später auch; die Erzählung von jenem Offizier, der auf diese Weise die Liebe eines jungen Mädchens errungen hat, ist oft zitiert worden; sie hatte sich vollkommen ablehnend gegen den Betreffenden verhalten, worauf ihr dann der Abgewiesene in Gegenwart ihrer Mutter, während das Mädchen schlief, mit leiser Stimme von seiner Liebe und Treue vorerzählte, was im Verlaufe längerer Zeit nach und nach die gewünschte Wir-

1) Panum, „Graefes Archiv für Ophthalmologie". 1859. V. 1.

2) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik". Leipzig 1889.

3) Abercrombie, „Inquiries concerning the intellectual powers". Edinburg 1830.

4) Kluge, „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus." Berlin 1815.

kung ausübte. Tatsache ist, dass gewisse unter unseren Einbrechern an ähnliche Dinge glauben und sie angeblich auch durchführen, allerdings mit Hilfe des roten Lichtes, welchem schlafvertiefende Wirkung zugeschrieben wird. Sie behaupten, dass man mit einer Laterne mit roten Gläsern im Zimmer eines Schlafenden alles treiben, zum mindesten alles Vorrätige stehlen könne, wenn man ihm das rote Licht auf das Gesicht fallen lässt und ihm hierbei mit leiser Stimme zuredet, ja recht gut zu schlafen. Auffallenderweise stimmt hiermit ein Gebrauch der Burschen in unseren Gebirgsländern. Sie versehen sich mit einer Laterne, über die sie in Ermangelung roten Glases ein rotes Tuch breiten, und begeben sich damit vor das Fenster eines schlafenden Mädchens. Er wird nun behauptet, dass dieses, wenn ihm der rote Schein auf das Gesicht fällt und ihm mit leiser Stimme zugeredet wird, mitzukommen, der Aufforderung Folge leistet und bis ins Freie herauskommt. Hier bereitet allerdings ein spitzer Stein, auf den die Hervorgelockte tritt, oder sonst etwas Erweckendes dem rohen Spass bald ein Ende. Es wäre zum mindesten interessant, wenn über diese angeblichen Wirkungen des roten Lichtes auf Schlafende wissenschaftliche Untersuchungen angestellt würden. —

Wenn es sich endlich darum handelt, wie stark die Festigkeit des Schlafes ist, warum z. B. jemand heute etwas hört und ein anderes Mal nicht, warum einer wach wurde und der andere nicht, warum jemand trotz starken Lärms nichts davon hörte u. s. w., so mögen hierzu die genauen Forschungen von O. Mönnigshoff und F. Piesbergen[1]) behilflich sein. Sie fanden, dass die Festigkeit des Schlafes ihren Kulminationspunkt erreicht nach dem dritten Viertel der zweiten Stunde. Bis zum zweiten Viertel der zweiten Stunde nimmt die Tiefe des Schlafes allmählich zu. Im zweiten und dritten Viertel derselben Stunde steigt die Festigkeit rasch und bedeutend, um dann auch ebenso rasch wieder abzunehmen, bis zum zweiten Viertel der dritten Stunde. Von diesem Zeitpunkte an tritt allmähliche Abnahme der Schlaffestigkeit ein, die anhält bis in die Morgenzeit, bis zur zweiten Hälfte der fünften Stunde. Dieser Moment ist gekennzeichnet durch eine beginnende Steigerung der Schlafintensität, die im Gegensatz zur ersten sehr gering ist und lange andauert. In einer Stunde, also im Verlauf von $5\frac{1}{2}$ Schlafstunden, hat sie ihren Kulminationspunkt erreicht, von wo aus sie allmählich abnimmt, bis allgemeine Verflachung des Schlafes eingetreten ist. —

1) O. Mönninghoff und F. Piesbergen, „Zeitschrift für Biologie". Neue Folge, I. Band.

b) Rausch.

Abgesehen von den pathologischen Rauschzuständen, namentlich der häufigen Intoleranz gegen Alkohol[1]), die ausschliessend in das Arbeitsgebiet des Arztes fallen, gibt es eine Menge von Rauschzuständen, welche wegen ihrer grossen Verschiedenheit ein genaueres Eingehen auf ihre Ursachen und Wirkungen erfordern. In der Regel begnügt man sich bei der Feststellung, ob einer einen Rausch gehabt hat, mit einigen stereotypen Fragen: Hat er beim Gehen gewankt? Hat er noch laufen können? Hat er zusammenhängend sprechen können? Hat er seinen Namen gewusst? Hat er Sie erkannt? Hat er grosse physische Kraft aufgewendet? — und wenn diese Fragen von zwei Zeugen bejaht werden, so ist der Mann auch verurteilt.[2])

Häufig wird das richtig sein, und man wird mit Sicherheit behaupten können, wenn ein Mensch sich noch so weit in der Gewalt hat, dass er all das Genannte leisten konnte, so ist er auch als zurechnungsfähig zu betrachten. Aber immer ist das nicht wahr. Ich behaupte nicht, dass Unzurechnungsfähigkeit wegen Rausches immer dann vorliegen müsse, wenn der Betreffende hintendrein, wenn der Rausch vergangen ist, sich an die Vorgänge während des Rausches wirklich nicht mehr erinnert. Dies ist nicht massgebend, weil die der Tat nachfolgenden Umstände nicht zurückwirken können. Wenn jemand auch später nichts mehr davon weiss, was er getan hat, so ist es doch möglich, dass er davon Kenntnis hat, während er handelte, und das ist massgebend. Die Kenntnis dessen, was einer tut, für sich allein macht ihn aber auch noch nicht verantwortlich, denn wenn der Betrunkene auf den Schutzmann zuschlägt, so hat er Kenntnis davon, dass er sich gegen jemanden wehrt, denn wüsste er das nicht, so würde er nicht so handeln, und das Exkulpierende liegt darin, dass er in seinem Rausch nicht wusste, er habe es mit einem Schutzmann zu tun, dass er, soweit man bei ihm noch von „Meinung" sprechen kann, meinte, er habe einen unberechtigten Angreifer vor sich, gegen den er sich verteidigen müsse.

Wollte man dagegen sagen, jemand sei immer dann unverantwortlich, wenn er im Rausche etwas getan hat, was er im nüch-

1) Vergl. Näcke in H. Gross' Archiv. Bd. XIII. S. 177.

2) Vergl. „Probe für Bewusstseinszustand" nach Gudden in H. Gross' Archiv. II. 107,

ternen Zustand nicht verübt hätte, so wäre das wieder viel zu weit gegangen; dies beweisen die vielen Beleidigungen, die vielen Mitteilungen von Geheimnissen, die vielen geschlossenen Freundschaften, die alle im leichten Weindusel geschehen sind, die alle unterblieben wären, wenn die Betreffenden nüchtern gewesen wären, und von denen niemand behauptet, sie seien im unzurechnungsfähigen Zustand geschehen.

Wir werden daher einschränkend sagen: Der Rausch entschuldigt dann, wenn er entweder die Handlung unmittelbar und nur reflektorisch auf den Impuls folgen liess oder wenn er dem Berauschten den Sachverhalt derart verwirrte, dass dieser berechtigt zu handeln glaubte. Es werden daher auch die gesetzlichen Ausdrücke (z. B. „volle Berauschung" des österreichischen Strafgesetzes und „Bewusstlosigkeit" des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches) in der praktischen Auslegung um einen Grad höher geschoben, als es der gemeine Sprachgebrauch ausdrückt. Denn „volle Berauschung" oder Trunkenheit bis zur „Bewusstlosigkeit" bedeutet für gewöhnlich jenen Zustand, in welchem einer regungslos auf dem Boden liegt; in diesem Zustand tut er aber auch nichts mehr und begeht kein Verbrechen. Diesen Zustand können die Gesetze also auch nicht im Auge gehabt haben, sondern jenen, in welchem einer noch aktiv ist, also Verbrechen begehen konnte, in welchem er noch des Gebrauches seiner Gliedmassen fähig ist, aber jede Kontrolle über deren Tätigkeit verloren hat.

Wenn wir die zahllosen Geschichten vergleichen, die über Betrunkene teils mündlich glaubwürdig überliefert werden, oder die man in Tagesblättern, Polizeiberichten und auch in unseren Akten liest, so finden wir z. B. Gruppen von Mitteilungen, nach welchen ein Betrunkener sich in einer Winternacht auf einem Schneehaufen sein Lager bereitet, sich entkleidet, seine Kleider sorgsam neben sich zusammenlegt und bei Annäherung eines Wachmanns entflieht, etwa über einen Zaun klettert und so rasch läuft, dass er nicht mehr erreicht werden kann. Ein solcher Mensch hatte doch zweifellos nicht bloss noch den Gebrauch seiner Gliedmassen, sondern er verwendete sie sogar verhältnismässig richtig zum Entkleiden, Ordnen der Kleider und zum Davonlaufen. Wenn sich nun z. B. irgend ein Vorübergehender dem Lager des Betrunkenen genähert hätte, und wenn dieser, in der Meinung, ein Einbrecher sei in seiner Wohnung, ihn verletzt hätte — wer glaubt ihm?

Man hat oft Gelegenheit auf der Strasse Festnehmungen von renitenten Betrunkenen anzusehen, welche herumschlagen, treten,

beissen und die dann oft auf einem Karren zur Polizei gebracht werden müssen. Hat der Mann nun das Unglück gehabt, dass er bei der ersten Beanstandung z. B. den Wachmann erkannte und seinen eigenen Namen richtig nannte, so hat er „deutliche Zeichen von Zurechnungsfähigkeit von sich gegeben“ und wird verurteilt. Meistens war es aber bloss ein augenblickliches Aufflackern seines umflorten Geistes, das ihn vielleicht auf die etwas barsche Anrede des Schutzmannes diesen erkennen und seinen Namen nennen liess, worauf sofort gänzliche Unkenntnis des Vorsichgehenden eintritt und instinktives Sichwehren an der Stelle von Überlegung erscheint. Wer es öfter beobachtet hat, wie sinnlos sich ein derartig betrunkener Mensch gegen eine Übermacht von drei bis vier und mehr Leuten zu wehren sucht und das Äusserste selbst dann noch tut, wenn er ganz oder teilweise gefesselt ist, der muss zur Überzeugung kommen, dass solche Menschen nicht mehr zurechnungsfähig sind.

Ebenso darf nie ausser Rechnung gelassen werden, dass das Fortsetzen langgewohnter Tätigkeit keineswegs ein Beweis von Zurechnungsfähigkeit ist. Besonders dann, wenn ein Handeln strenge eingeschärft ist und wenn der Betreffende weiss, dass ein falscher Griff bedenkliche Folgen nach sich ziehen kann, macht er das Gewohnte instinktmässig fort: Der Soldat wird seine dienstlichen Obliegenheiten richtig zu Ende bringen, der Kutscher heimfahren, ausspannen und die Pferde versorgen, sogar der Lokomotivführer wird seinen schwierigen Dienst anstandslos beenden — dann fallen sie aber oft hin und schlafen ihren Rausch aus. Tritt nun während der genannten gewohnten Tätigkeit irgend ein unerwarteter Zwischenfall, namentlich aber Widerstand, überflüssiges Dreinreden, Zurechtweisung oder Ähnliches ein, dann ist ein solcher Mensch völlig aus dem Geleise geworfen, er kommt in dieses auch nicht mehr hinein er ist aber auch ausser stande, dem plötzlich in die Quere gekommenen Widerstand entsprechend entgegenzutreten: Er leistet einfach reflexiv Gegendruck, der bei Fortsetzung des Druckes häufig explosiv wirkt.

Man kann die Wahrnehmung machen, dass ein solcher Trunkener es unbewusst verspürt, er sei durch das plötzliche Dreinreden aus seinen Bahnen geworfen, er könne das nicht zu Ende bringen, was er noch zu Ende bringen will, und diese seine Empfindung äussert sich in verzweiflungsartigen Ausbrüchen, für die er entschieden nicht verantwortlich ist.

Eine Unzahl von Volkssprichworten läuft dahin aus, dass man

einem Betrunkenen aus dem Wege gehen müsse, ja, dass man ihm nicht einmal behilflich sein soll, da er sich allein am besten zurecht findet — theoretisch weiss dies das Volk recht gut, aber *in praxi* keift das Weib mit dem Manne, wenn er angetrunken heimkommt, *in praxi* weist der Schutzmann den Betrunkenen zurecht, *in praxi* zankt der Bauer, der Meister mit dem heimkommenden Knecht und Gesellen — und dann wundern sich alle, wenn es plötzlich zu groben Exzessen, Körperbeschädigungen und Widerstand gegen behördliche Personen kommt.

Den besten Beweis für die sicheren, aber besonderen Bahnen in welchen sich der Trunkene bewegt, ist das von Combe[1]) erzählte Beispiel von dem Austräger, der ein Packet im Rausch falsch zugestellt hatte; später konnte er sich durchaus nicht besinnen, wohin er es gebracht hatte, als er aber gelegentlich wieder einen Rausch bekam, holte er das Packet richtig wieder ab. Dieser Vorgang beweist, dass das „*in vino veritas*“ nicht bloss auf das Reden, sondern auch auf das Handeln bezogen werden darf, und dass dieses Herausdrängen des wirklich Gedachten der Grund so vieler Beleidigungen ist, die in der Trunkenheit begangen werden. Am besten lassen sich solche Erscheinungen bei der beginnenden Narkose studieren, bei der sich alle Momente der Trunkenheit auf einen viel kürzeren Zeitraum zusammendrängen und daher viel prägnanter auftreten. Wie unwillkürlich das Gedachte hierbei zum Durchbruche kommt, beweist ein Vorgang, der sich auf einer chirurgischen Klinik vor kurzem abgespielt hatte. Ein alter Bauer sollte einer ungefährlichen, aber seltenen Operation unterzogen werden; der berühmte Chirurg der Universität liess nun einen Studenten nach dem anderen die Diagnose stellen und fragte dann einen nach dem anderen, welchen Vorgang er bei der Operation einhalten würde. Das missverstand der Bauer aber total, und als er halb narkotisiert war, rief er unwillig: „Da fragt der alte Esel einen Burschen um den anderen, was er tun soll, keiner weiss etwas, und dann operieren sie mich doch!“ Im Rausche kommen aber die gedachten Dinge ebenso unwillkürlich zum Vorschein und die Wachbeleidigung u. s. w. ist fertig.

Was man einem Beschuldigten nie glaubt und was aber doch wahr sein kann, ist der Umstand, dass er durch einen Rausch zum Stehlen verleitet wurde. Ich weiss von einem jungen Manne, begabt, gutmütig und die Ehrenhaftigkeit selbst, der im leichten

1) Andrew Combe, „Observations on mental derangement“. Edingburg 1841.

Dusel alles stiehlt, was er erwischen kann. Sein Rausch ist hierbei doch noch so gering, dass er seinen Kameraden mit grösster Geschicklichkeit Zigarrentaschen, Sacktücher und, was das Schlimmste ist, die Haustorschlüssel entwendet; trotzdem ist er doch so stark betrunken, dass er am nächsten Tag sich nur mit grösster Mühe der betreffenden Eigentümer entsinnt. So etwas sollte einmal ein Dieb behaupten!

Die Entwicklung des Rausches hat vielleicht niemand treffender und richtiger wiedergegeben, als der alte Hoffbauer[1]); ich glaube am besten zu tun, wenn ich die Stelle aus dem fast vergessenen Buche bringe:

„Anfänglich erhöht der Genuss geistiger Getränke das Gefühl körperlichen Wohlbefindens oder vermehrt das Wohlbefinden. So wohltätig diese Getränke bis dahin auf den Körper zu wirken scheinen, ebenso wohltätig scheinen sie auch die Seelenkräfte zu beleben. Die Gedanken gewinnen einen leichten Fluss, man drückt sich leichter und passender aus. Man ist gesellig und in einer Stimmung, die man, wenn es möglich wäre, sich und allen anderen immer wünschen möchte. Bis dahin ist noch kein Rausch sichtbar. Allein der Fluss der Gedanken beschleunigt sich bald und wird heftiger. Man hat gute, treffende Einfälle; allein den unregelmässigen Fluss seiner Gedanken aufzuhalten hat man Mühe. Das Letzte sieht man in der Anstrengung, die es jemanden, der so weit gekommen ist, kostet, in einer auch nur etwas verwickelten Erzählung fortzufahren. Denn seine Vorstellungen folgen zu schnell, als dass es ihm leicht sein könnte, sie, wie es die Erzählung fordert, gehörig zusammen zu ordnen. Hier ist der Anfang des Rausches schon sichtbar. Im Fortgange desselben wird der Fluss der Gedanken immer heftiger, die Sinne verlieren von ihrer gewöhnlichen Schärfe und so, wie die Sinne einstweilen abnehmen, verstärkt sich die Einbildungskraft. Die Sprache des Trinkers ist, wenigstens in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, beredter und dichterisch, indes er lauter als sonst redet. Das Erste weist auf eine Erhöhung der Einbildungskraft und das Letzte auf eine Abstumpfung der Sinne hin, welche in dem ferneren Fortgange des Rausches sich auffallender verrät. Denn der Trinker ist schon deshalb lauter, weil er seine eigenen Worte weniger als sonst hört und nach seinem eigenen Gehör das Gehör anderer,

1) Johann Chr. Hoffbauer, „Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege". Halle 1823.

mit welchem er redet, abmisst, obgleich auch die Lebhaftigkeit und der schnellere Fluss der Vorstellungen, welche Folgen des Rausches sind, daran Anteil haben. Indes zeigt sich diese Abstumpfung der Sinne bei zunehmendem Rausche bald auffallender. Man sieht z. B., dass derjenige, bei dem der Rausch soweit gestiegen ist, ihm sonst wohlbekannte Personen, unter welchen er sich befindet, wenn auch nur auf einen Augenblick, verwechselt, ein Glas, dass er sanft auf den Tisch zu setzen glaubt, vorbei auf die Erde fallen lässt u. s. w., ob man gleich noch nichts von der weiterhin eintretenden Uebehilflichkeit des Körpers an ihm wahrnimmt. Nach seinen Reden zu urteilen, wird der Zusammenhang seiner Gedanken in einem auffallenden Grade lockerer, obwohl seine Vorstellungen eine auffallende Lebhaftigkeit haben, die aber wie ein Funke leuchtet und wie ein Funke verschwindet. Diese Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen oder schnelle Fluss derselben gibt seinen Begierden eine unbezwingliche Stärke, über welche die Vernunft nichts mehr vermag. Er folgt den augenblicklichen Eingebungen seiner Begierden, wenn er nicht durch einen Zufall von dem Gegenstande derselben abgebracht wird. Die schon vorher erwähnte Unbehilflichkeit des Körpers wird in dem Stammeln der Zunge, dem wankenden Gange u. s. w. auffallender, bis zuletzt ein tiefer Schlaf eintritt, in dem alle Verrichtungen des Körpers und der Seele mit einem Male eingestellt werden.

Teilt man einen Rauschzustand in Perioden ein, so ergibt sich folgendes: In der ersten Periode des Rausches haben die Vorstellungen nur einen ungewöhnlichen Grad der Lebhaftigkeit. Dabei ist die Herrschaft des Verstandes über die Handlungen des Menschen bei ihm um so weniger gänzlich unterdrückt, da er sich seines äusseren Uustandes völlig bewusst oder bei Sinnen und übrigens auch bei sich selbst ist. Allein eben dieser schnelle Fluss der Vorstellungen ist einer bedächtigen Überlegung hinderlich; auch führt dieser Grad des Rausches schon eine vergrösserte Reizbarkeit besonders zu jenen Gemütsbewegungen mit sich, welche ein schnellerer Fluss der Vorstellungen charakterisiert. Dies ist aus einem bekannten psychologischen Gesetze, nach welchem ein Gemütszustand um so leichter einen anderen herbeiführt, je ähnlicher er demselben im Tone ist, und aus dem Schwunge, den die Einbildungskraft im Rausche nimmt, begreiflich. Jähzorn und Lustigkeit zeigen sich daher hier um so mehr bei dem ungebildeten Menschen, der die Äusserungen seiner Gemütszustände nicht durch Rücksichten des in der gesitteten Welt eingeführten Wohlstandes

einzuschränken gewohnt ist, und eben hierdurch wird er durch die Anreizungen zu denselben um so mehr fortgerissen, da die äusseren natürlichen Ausdrücke eines Gemütszustandes, denen sich jemand überlässt, diesen noch verstärken. Der Jähzorn vermag in diesem Zustande, an sich genommen, indessen weniger über den Menschen, da er in demselben meistens einer gewissen Zufriedenheit mit sich selbst geniesst, die an sich verträglich macht. Nur andere zufällig vorhergegangene Umstände, welche seine Lebhaftigkeit noch mehr erhöht haben, und aus diesem Grunde auch die Ausbrüche einer an Lustigkeit grenzenden Fröhlichkeit, ein lebhaft geführter Wortstreit, der noch keineswegs ein Zank zu sein braucht und in aller Freundschaft geführt wird, können den Jähzorn vorbereiten. Am meisten, scheint es indessen, werde er durch das aufgereizt, was die Selbstzufriedenheit des Trunkenen schnell unterbricht oder wodurch er in Handlungen, in welchen er gerade begriffen ist, gestört wird. Allein, solange der Rausch nicht über diesen Grad hinausgeht, werden seine Affekte und die Ausbrüche seiner Leidenschaften bald wieder unterdrückt, da er immer noch zu sehr bei sich selbst ist, als dass er nicht leicht von ihnen zurückkommen sollte, wenn er nicht fortwährend gereizt wird.

In der folgenden zweiten Periode des Rausches ist der Betrunkene zwar noch im ganzen bei Sinnen, obgleich seine Sinne insgesamt merklich schwächer als gewöhnlich sind; allein er ist gleichsam aus sich selbst gerückt. Das Gedächtnis und der Verstand haben ihn fast ganz verlassen. Deshalb handelt er, als ob er nur für den gegenwärtigen Augenblick vorhanden wäre; denn die Vorstellung der Folgen seiner Handlungen kann auf ihn nicht wirken, weil er den Zusammenhang seiner Handlungen mit ihren Folgen nicht mehr sieht. Rücksichten auf seine weiteren Verhältnisse kann er auch nicht nehmen, da sein ganzes vergangenes Leben seinen Augen wie entschwunden ist. Hier handelt also der Mensch, wie er sonst handeln würde, wenn ihn nicht Rücksichten auf seine Verhältnisse und die Folgen, die er von seinen Handlungen befürchten müsste, zu einer Herrschaft über sich nötigten. Hier bedarf es nur der kleinsten Reizung, um die Leidenschaften, die sonst bei ihm am stärksten sind, anzufachen und ihn durch dieselben hinzureissen. Allein es bedarf auch oft nur des kleinsten Anlasses, ihn von dem, was er in einem Augenblicke vor hat, abzubringen. In diesem Zustande ist der Mensch sich und anderen um so gefährlicher, weil die Macht seiner Leidenschaften ihn nicht allein unwiderstehlich hinreisst, sondern er auch selten weiss, was

er eigentlich tut, so dass er nicht anders wie ein wirklich Toller zu betrachten ist.

In der letzten Periode ist der Betrunkene dermassen von seinen Sinnen verlassen, dass er von seinem gegenwärtigen äusseren Zustande keine Vorstellung mehr hat."

In Richtung dessen, was im einzelnen Falle festzustellen wäre, hätte zu gelten: Fast gleichgültig ist die Menge des genossenen Getränkes; abgesehen davon, dass man nichts darüber weiss, wie viel des allein wirkenden Alkohols einer bekommen hat, wenn man bloss erfährt: „So und so viele Liter Wein oder so und so viel Branntwein", ist die Wirkung dermassen individuell, dass hierüber nicht das mindeste allgemein Gültige gesagt werden kann. Es gibt in der Tat junge, kräftige Leute, die von einem halben Glase Wein vollkommen unsinnig werden können, namentlich wenn sie sich in ärgerlicher, ängstlicher oder sonst aufgeregter Stimmung befunden haben, und es gibt schwächliche alte Leute, welche unglaubliche Mengen zu vertragen vermögen; kurz, die Frage nach der Quantität allein ist geradezu töricht. Ebensowenig kann man aus dem Aussehen und der Konstitution eines Menschen allein etwas schliessen. Sicherer ist die Sache, wenn man erfährt, wie sich der fragliche Mensch regelmässig gegen Alkoholgenuss verhält. Hellenbach[1]) behauptet, der Wein habe bei demselben Individuum immer dieselbe Wirkung; der eine wird immer gesprächig, der andere immer schweigsam, der dritte immer traurig, der vierte immer heiter; bis zu einer gewissen Grenze ist das auch richtig, nur fragt es sich da immer um das Stadium, da viele Individuen in den verschiedenen Stadien verschiedene Stimmungen durchlaufen; namentlich oft kommt es vor, dass einer im Anfangsstadium „die Millionen umschlingen" und alle küssen will, um unvermutet darauf exzessiv und geradezu gefährlich zu werden. Wer ihn also einige Male im ersten Stadium gesehen hat, könnte irrigerweise das Exzessivwerden als nicht in seiner Natur gelegen bezeichnen. Erhebungen, die in dieser Richtung gepflogen werden, müssen mit grosser Genauigkeit geschehen, wenn sie nicht falsche und irreführende Ergebnisse zutage fördern sollen.

Wichtig ist auch die Frage, wie getrunken wurde. Man weiss, dass eine geringe Menge Wein trunken machen kann, wenn man sie auslöffelt oder mit Brot, welches immer wieder eingetaucht wird, zu sich nimmt. Ebenso energisch wirkt der Wein, den man

1) Lazar von Hellenbach, „Die Vorurteile der Menschheit". Wien 1879.

im Keller trinkt, dann, wenn man beim Trinken viel lacht, sich freut, sich ärgert, und auch, wenn man Verschiedenes durcheinander oder auf nüchternen Magen trinkt. Über die verschiedene Wirkung von Alkohol auf verschiedene Menschen und auf denselben Menschen unter verschiedenen Verhältnissen hat Münsterberg[1]) Zusammenstellungen gemacht.

Merkwürdig sind die Wirkungen auf das Gedächtnis insofern, als bei vielen Menschen bloss eine einzige, oft ganz enge Sphäre ausgeschaltet wird. Manche wissen sich sonst an alles zu erinnern, aber der eine weiss nicht, wie er heisst, der andere nicht, wo er wohnt, der dritte hat gerade nur vergessen, dass er verheiratet ist, der vierte kennt keinen seiner Freunde, wohl aber den Polizisten, und der fünfte ist sonst orientiert, meint aber, er sei jemand anderer. Diese Dinge glaubt man ebenso, wie vieles andere, wenn es einem ein guter Freund erzählt, durchaus aber nicht, wenn sich der Beschuldigte darauf ausredet.

c) Suggestion.

Die Fragen des Hypnotismus und der Suggestion sind zu alt, um bloss mehr auf einzelne Bücher hinweisen zu dürfen, sie sind zu neu, um bereits die riesige Literatur zusammenfassend verarbeiten zu können. In welcher Weise der Hypnotismus für das Strafrecht von Bedeutung sein könne und welche Stellung wir Kriminalisten zu demselben einzunehmen haben, versuchte ich in meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter"[2]) auseinanderzusetzen; hier wäre nur der Frage der eigentlichen Suggestion zu gedenken[3]), die Wirkung, welche der Richter auf die Vernommenen, die Vernommenen auf einander, die Verhältnisse auf die Zeugen ausüben, und zwar nicht durch Zureden, Vorstellen, Beibringen, sondern durch jene noch lange nicht geklärte Fernwirkung, die wir vielleicht am besten mit „Bestimmen" vergleichen können. Die Suggestion ist so verbreitet, wie das Wort, wir werden suggeriert durch die Erzählung eines Freundes, durch das Beispiel eines Fremden, durch unser Befinden, durch unsere Nahrung und unsere kleinen und grossen Erlebnisse; unsere einfachsten Handlungen

1) Hugo Münsterberg, „Beitrag zur experimentellen Psychologie". Heft IV.

2) „Über Hypnotismus".

3) Vergl. v. Schrenck-Notzing in H. Gross' Archiv. Bd. V, 1; S. Näcke ibidem Bd. VII. S. 339 und Bd. X. S. 169.

können suggeriert sein, und die ganze Welt kann wieder durch einen einzigen Menschen suggeriert erscheinen. „Wenn die Natur," sagt einer der feinsinnigsten modernen Denker, Ralph Emerson, „irgend ein Werk ausführen will, so schafft sie ein Genie, dasselbe zu vollbringen. Folge dem grossen Manne und du wirst sehen, was der Welt in dieser Zeit am Herzen liegt, es gibt kein besseres Omen als dieses."

Durch diesen vielfachen Gebrauch des Wortes Suggestion hat es aber die einstmalige Bedeutung verloren, die dahin ging, sie gleichzustellen mit dem Worte Suggestivfrage. Die alten Kriminalisten haben das Richtige geahnt und haben die Stellung von Suggestivfragen strenge verpönt; gleichwohl hat Mittermaier doch gewusst, dass ihnen der „Inquirent" oftmals nicht ausweichen kann und in die Frage die Antwort legen muss; will er z B. wissen, ob der A im Laufe eines langen Gespräches eine bestimmte Äusserung getan hat, so muss er wohl oder übel fragen: „Hat der A gesagt, dass . . . .?"

An der ganzen Haltung, die Mittermaier dieser Frage gegenüber einnimmt, ist zu ersehen, dass er schon vor 75 Jahren geahnt hat, dass diese Art der „Suggestivfragen" noch das Harmloseste an der Suggestion ist und dass der Schwerpunkt der Sache darin liegt, dass Zeugen, auch Sachverständige und Richter, namentlich in wichtigen und grossen Sachen dem Einflusse des allgemeinen Geredes, der Zeitungen, des Ereignisses selbst und schliesslich ihrer eigenen Phantasie unterliegen und dann in einer Richtung aussagen und urteilen, die nichts mehr mit der Wahrheit, aber alles mit der Suggestion zu tun hat.

Einen deutlichen Blick in die Frage hat uns der Münchener Prozess gegen den Mörder Berchthold tun lassen, in welchem die ausgezeichneten Psychiater Freiherr von Schrenck-Notzing und Grashey alle Hände voll zu tun hatten, um die Fragen über die suggerierten Zeugen zu beantworten oder abzuwehren.[1]) Die Verhandlungen dieses Prozesses liessen uns sehen, welche ungeheure Wirkung die Suggestion auf Zeugen haben kann, dann, wie widersprechend die Ansichten darüber sind, ob die Frage der erfolgten Suggerierung dem Arzte zur Beantwortung vorzulegen oder dem Richter zu überlassen ist, und endlich, wie wenig geklärt die Frage der Suggestion noch überhaupt ist; ihr wird alles zugeschrieben, sie wird als leeres

1) Freih. von Schrenck-Notzing, „Über Suggestion und Erinnerungsälschung im Berchthold-Prozess". Leipzig 1897.

nichts bezeichnet — wir haben trotz der grossen Literatur noch zu wenig Material, noch zu wenig Beobachtungen, noch keine wissenschaftlich sicheren Schlüsse. So verlockend es wäre, den Einfluss der Suggestion auf unsere Arbeiten zu untersuchen, wollen wir doch damit warten und uns einstweilen auf das Studieren, Beobachten und Sammeln verlegen.

Die Gelegenheit hierzu ist überreich; zum Beobachten und Sammeln gibt fast jeder, auch der unbedeutendste Kriminalfall Stoff genug; die Literatur bis 1890 hat Dessoir [1]) erschöpfend verzeichnet. Vom seither Erschienenen wären das Wichtigste die Arbeiten von: Schmidkunz [2]), Obersteiner [3]), der Mitarbeiter der Revue de l'hypnotisme [4]), die Zeitschrift für Hypnotismus [5]), Naville [6]), Preyer [7]), Bernheim [8]), Hirsch [9]), Grashey [10]), Schaffer [11]), Drucker [12]), Heberle [13]), Rämisch [14]), Benedikt [15]), Binet und Henri [16]), Grossmann [17]), Delboeuf [18]),

1) Max Dessoir, „Bibliographie des modernen Hypnotismus". (Hauptwerk und Nachtrag). Berlin 1890.

2) Schmidkunz und Gerster, „Psychologie der Suggestion". Stuttgart 1892.

3) Obersteiner, „Die Lehre vom Hypnotismus". Wien und Leipzig 1893.

4) „Revue de l'hypnotisme".

5) „Zeitschrift für Hypnotismus" (Grossmann).

6) Ernst Naville, „Der Hypnotismus und die menschliche Willensfreiheit". Gerichtssaal XXXIX.

7) W. Preyer, „Ein merkwürdiger Fall von Faszination". Stuttgart 1895.

8) Prof. H. Bernheim, „Die Suggestion". Deutsch, Wien 1896.

9) W. Hirsch, „Die menschliche Verantwortlichkeit und die moderne Suggestionslehre". Berlin 1896.

10) Grashey, Hirt, Schrenck-Notzing und Preyer, „Der Prozess Cyinski". Stuttgart 1895.

11) Karl Schaffer, „Suggestion und Reflex". Jena 1895.

12) Leopold Drucker, „Die Suggestion und ihre forense Bedeutung". Wien 1893.

13) M. A. Heberle, „Hypnotismus und Suggestion im deutschen Strafrecht". München 1893.

14) Rämisch, „Suggestion und das Strafrecht", in Goldtammers Archiv. Bd. XLI.

15) Moriz Benedikt, „Hypnotismus und Suggestion". Leipzig und Wien 1894.

16) A. Binet und V. Henri, „De la suggestibilité naturelle chez les enfants". Revue philosophique. Oktober 1894.

17) Grossman, J., „Suggestion u. s. w." Zeitschrift für Hypnotismus u. s. w. 1893.

18) J. Delboeuf, „Une suggestion originale". Revue de l'hypnotisme 1893, 10.

v. Krafft-Ebing [1]), Schapira [2]), Mössmer [3]), Weinhold [4]), Wollny [5]), Stoll [6]), Cramer [7]), Bernheim [8]), Berillon [9]), Binet [10]), Placzek [11]), Grohmann [12]), Lagrave [13]).

1) v. Krafft-Ebing, „Experimentelle Studien".

2) Schapira, „Psychologische Beziehung und forense Bedeutung des Hypnotismus".

3) G. Mössmer, „Hypnotismus im Strafrecht".

4) Adf. F. Weinhold, „Hypnotische Versuche". Chemnitz 1894.

5) F. Wollny, „Appellation an die deutsche Ehrlichkeit in Sachen des Hypnotismus und der Suggestion". Leipzig 1894.

6) Otto Stoll, „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie". Leipzig 1804.

7) A Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie". Jena 1897.

8) Bernheim, „Du rôle de la suggestion dans les temoignages". Rev. de l'hypnos. V, 1891, 8.

9) Berillon, „Les faux temoignages suggérés". Ibid. VI, 203.

10) Binet, „La suggestibilité".

11) In H. Gross' Archiv II, 132.

12) A. Grohmann, „Suggestion durch Briefe". Zürich 1900.

13) C. de Lagrave, „L'autosuggestion naturellè". Rev. d'hypnot. 1899. XIV, 257.

I. Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

II. Namenregister.

Gedruckt bei August Pries in Leipzig.

